DIE WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DIE WOCHE

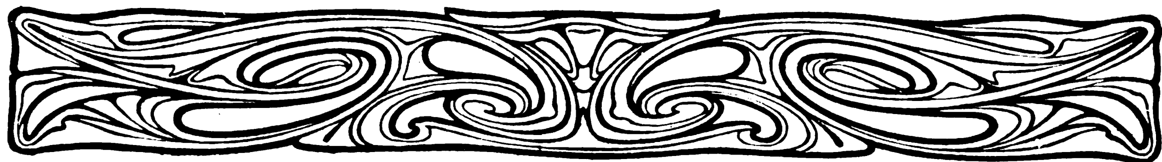
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 1 (Heft 1—13)

vom 1. Januar bis 31. März 1916.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 63.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

D.

E.

F.

G.

L.

M.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

W.

Z.



DIE·WOCHE

Nummer 1. Berlin, den 1. Januar 1916. 18. Jahrgang.

Neunzehnhundertsechzehn.

Von Rudolf Herzog.

Feldeinwärts flog die Kunde
– Und Schwertschlag schwieg und Eisenhuf –:
„Des Jahres Abschiedsstunde
Hängt über uns wie Glockenruf."
Im Flug der Sehnsuchtssorgen
Wärst du versprüht und still verloht?
Wir sahen nur den Morgen
Und golden nur das Morgenrot!

Wir wußten nicht dein Kommen
Und wissen keinen Uhrenschlag.
Wir haben dich genommen
Als einen einzgen jungen Tag.
Und stürmte todeslüstern
In unsre wache Wehr der Feind,
Wob durch die Reihn ein Flüstern:
Sieh da, der deutsche Morgen scheint.

Was will es uns besagen,
Ob Winternacht ein Jahr verschlang!
So kommt ein neues Tagen
Und kommt ein neuer Heldensang,
Ein neues Händefalten,
Ein neu Gebet zu Gott dem Herrn,
Und wir, wir sind die Alten,
Und über uns — der Morgenstern!

Und braust der Lebensdränger,
Der Zeitenstrom durchs Jugendland,
Und wird der Morgen länger
Und länger auch in Gottes Hand,
Ihr Schwaben und ihr Sachsen,
Aus Preußen- ihr und Bayernschlag:
Nun wohl, so wird er wachsen
Zum Siegertag und Deutschlandstag!

Dann wird der Tag sich weiten
Zum Friedensjahr und nicht zuvor,
Dann wird die Menschheit schreiten
Glückstrunken erst durchs Tempeltor.
— Stumm ziehn wir Helm und Mützen . .
Helm auf! Die neue Schlacht beginnt!
Gott wolle die beschützen,
Die in der Heimat gläubig sind.



Inhalt der Nummer 1.



Die sieben Tage der Woche.

20. Dezember.

Aus London wird amtlich bekanntgegeben, daß sämtliche Truppen von der Suvlabai und der Anzaczone Kanonen und Vorräte mit Erfolg nach einem anderen Kriegschauplatz gebracht wurden.

21. Dezember.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Dardanellenfront ist die Zählung des bei Ari Burun und Anafarta vom Feinde zurückgelassenen Kriegsmaterials und der Militärausrüstungsgegenstände aller Art noch nicht abgeschlossen. Unter der bei Ari Burun gemachten Beute befinden sich zwei schwere Geschütze und ein Schneider-Feldgeschütz, große Mengen von Munition, namentlich Gewehr- und Maschinenmunition, eine große Zahl Maultiere sowie Munitionswagen, Zelte von Lebensmittel, Telephon- und Pioniermaterial.

Ein russischer Kaiserlicher Ukas enthebt den General Rußkij seiner Tätigkeit als Oberbefehlshaber der Nordarmeen unter Belassung seiner Stellungen im Reichsrat und im Obersten Kriegsrat.

Der japanische Dampfer „Sacc Maru" wird im östlichen Mittelmeer durch ein Unterseeboot versenkt.

22. Dezember.

Die Franzosen greifen unsere Stellungen am Hartmannsweilerkopf und am Hirzstein (nördlich von Wattweiler) unter Einsatz erheblicher Kräfte an. Es gelang ihnen, die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes und ein kleines Grabenstück am Hilsenfirst zu nehmen. Ein Teil der verlorenen Stellung am Hartmannsweilerkopf ist bereits zurückerobert.

Der Sieger von Lüttich, General der Infanterie von Emmich, ist in seinem Heim zu Hannover, wo er sich seit einigen Wochen zur Erholung aufhielt, sanft entschlafen. Der Kaiser telegraphierte an Frau v. Emmich: „Wir sind tief ergriffen von der Nachricht von dem Heimgange Ihres Gemahls. Mir wird dadurch ein Offizier entrissen, den ich ob seiner vorbildlichen Treue und Hingabe als Soldat und Mensch hochschätzte, und wenn die Geschichte die schönsten Ruhmestaten dieses Krieges schildern wird — Lüttich, St.-Quentin, Galizien, Polen — so wird sein Name mit an erster Stelle stehen. Das X. Armeekorps verliert in ihm seinen allverehrten Kommandierenden General, dem es als ersten Kameraden und Führer im gleichen Vertrauen zugetan war. Gott tröste Sie in ihrem tiefen Schmerze.

Wilhelm, Rex."

Bei Ipek werden weitere neunundsechzig von den Serben vergrabene Geschütze erbeutet.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Irakfront, bei Kut el Amara, versenkte unsere Artillerie zwei feindliche Monitoren. Unsere Truppen näherten sich auf der ganzen Nordfront dem Stacheldrahtverhau der befestigten feindlichen Stellung. — An der Dardanellenfront fanden wir in einem einzigen der vom Feinde gesäuberten Abschnitte Lebensmittel aller Art, die für die Verproviantierung eines ganzen Armeekorps für lange Zeit ausreichen, sowie eine Million Sandsäcke, ungefähr 1000 Zelte, 500 Wolldecken, 400 Tragbahren, 1000 Konservenkisten, 50 Benzinfässer, einen Mörser bei Aghinedere sowie eine Menge in der Erde vergrabener Mörsergeschosse. Ferner 300 Kilometer Telephondraht und 180 Meter Stacheldraht. Wir konnten die Munition, Kleidungsgegenstände und sonstiges erbeutetes Material noch nicht zählen.

23. Dezember.

In heißem Ringen nehmen die Regimenter der 82. Landwehrbrigade die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes zurück. Der Feind erleidet außerordentlich schwere blutige Verluste und läßt 23 Offiziere und 1530 Mann als Gefangene in unseren Händen.

24. Dezember.

Der englische Staatssekretär Tennan teilt im Unterhause mit, daß die Gesamtverluste an den Dardanellen einschließlich der Marinedivisionen bis zum 11. Dezember betrugen: 1679 Offiziere und 23670 Mann tot, 2969 Offiziere und 72222 Mann verwundet sowie 337 Offiziere und 12116 Mann vermißt. Vom 25. April bis zum 11. Dezember wurden außerdem 96682 erkrankte Mannschaften in die Hospitäler aufgenommen. Die Verluste der Briten auf allen Kriegschauplätzen betrugen bis zum 9. Dezember: an Mannschaften 119923 tot, 338758 verwundet, 69546 vermißt, an Offizieren 7367 tot, 13365 verwundet, 2149 vermißt.

25. Dezember.

Das türkische Hauptquartier teilt mit: An der Irakfront macht die Umfassungsbewegung gegenüber dem bei Kut el Amara bedrängten Feind von allen Seiten erfolgreiche Fortschritte.

26. Dezember.

Bei andauerndem Regenwetter ist die Gefechtstätigkeit auf dem größten Teil der Westfront nur gering, lebhafter in Gegend nördlich von Albert, an einzelnen Stellen der Champagne und in den Vogesen nördlich von Sennheim.

Im Sumpfgebiet der Polesie werden an mehreren Stellen starke feindliche Aufklärungsabteilungen zurückgeworfen.



Karte von der Umgebung von Saloniki.

Sächsische Gefangenenlager.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

I. Königstein.

Über der sächsischen Erde stand unbeweglich eine graue Nebelwand, erstaunlich einem, der nun seit einem Jahre bald den Himmel von Artois und Flandern über sich gesehen mit seinen ewig vor dem Sturm treibenden Wolken. Wo war die weite Ebene hin, darauf tief der Horizont saß? Wo die Ulmenreihen, schief geweht? Und wo nun auch, in diesem friedlichen Heimatlande, der Donner der Kanonen mit seiner hellen Melodie leise erklirrender Fensterscheiben? Wo blieb die von Mündungsfeuern und Leuchtraketen ständig erhellte Nacht? Wo waren der zerstörten Kathedralen gewaltige Trümmerhaufen? Wo die zerschossenen Dörfer? Kein Pfeifen flitzender Infanteriegeschosse klang und nicht das dumpfe Schmettern einschlagender Granaten, das Klirren heulender Sprengstücke.

Und so schienen Sinne und Nerven an jene Kriegsbilder gewöhnt, daß ein ferner Rauch als Sprengwirkung gedeutet wurde, ja fast Enttäuschung hervorrief, als er harmlose Erklärung im Puffen der Lokomotive fand, die den Zug durch das sächsische Bergland schleppte. Links wälzte der Elbstrom seine gelben Hochwasserfluten, rechts begleiteten Busch und Wald den Schienenstrang. Drüben standen die grauen abenteuerlichen Türme der Bastei. Dann erschien mit einem Mal, mit ihrer Sandsteinkrone aus herbstlich gefärbtem Walde über den Fluß ragend: Königstein, die Festung. Der Zug hielt in dem kleinen Bergstädtchen, das sich nach drei Richtungen im Tal und Nebental ausbreitet. Durch den stillen Ort ging es, dann unter den hoch oben drohenden Mauern hin, aus denen die Friedrichsburg gleich einem heiteren Lusttempel vorsprang. Man ahnte das Pagenbett daneben, wo einst nach rauschendem Fest ein vom Wein betörter Jüngling hart am Absturz in die Tiefe sorglos dem nüchternen Erwachen entgegengeschlafen, bis der Kurfürst den durch Stricke Gesicherten von Trompetenschall hatte wecken lassen. Die ganze Sagenwelt des sächsischen Bergschlosses stieg herauf: fast Märchenzeiten, als auf dem Königstein einst Böttger Gold gesucht und das Porzellan gefunden hatte.

Wie der Wagen nun die halbe Höhe gewann, jenen breiten Rücken der Bergabdachung gen Norden, veränderte der Königstein sein Gesicht. Riesige Sandsteinmauern türmten sich empor, aber behauen von Menschenhand. In der Ferne schimmerte das Eingangstor mit alten Bastionen, darüber die grauen, breitgelagerten Häuser der Kommandantur. Während auf Elb- und Stadtseite die Steinwälle der Festung schweigend gelegen, lebten sie mit einem Mal; gegen den grauen Regenhimmel erkannte das bloße Auge Gestalten auf und ab wandelnd: die Gefangenen. Der Königstein, einst Schauplatz jubelnder Hoffeste, fröhlicher Festungsbesatzungen, hatte seit langen Jahren nur noch Gefangener ernste Ergebung, vielleicht einmal die stille Träne eines Schwachen gesehen.

Auf der Straße wurden jetzt fremdländische, graugelbe Gestalten sichtbar: Russen, die langsam einen Wagen zogen. Die Leute machten behäbig zufriedene Gesichter, froh, dem Schlachtentod entronnen zu sein. Und zwei deutsche Landstürmer schauten trotz aufgepflanztem Seitengewehr nicht eben drein, als würden sie den Feinden etwas vergelten.

Zur Rechten starrten die gewaltigen Quadern der Festungsmauern empor gleich Kittfüllungen, den steinernen Zahnwurzeln der Natur aufgesetzt. Herbstlich brennender wilder Wein gab dem eintönigen Grau die Farbe. Über geneigte Platten begann der Aufstieg zum Tor, tief eingefressen, gleichsam eine Bucht des Sandsteinberges. Der Posten prüfte den Passierschein nicht. Der Besuch war angemeldet. Es ging in der dunklen Breite der Riesenmauern, halb Menschenwerk, halb Natur, durch einen Tunnel so steil hinan, daß ein Göpelwerk Wagen, die etwa kämen, hinaufwinden muß. Nach der düstern Finsternis lachte das Grün von Sträuchern und Bäumen, als stiege man aus der Gefangenschaft in die helle, die lachende Freiheit hinaus. Doch kaum hatte einen, dem finsteren Schacht entstiegen, der Gedanke angeweht an Himmelsluft und Ungebundensein, so tauchten auch schon die eintönig grauen Schatten russischer Offiziere auf, die bunten, weithin leuchtenden Gestalten der Franzosen.

Auf der Höhe des Tafelberges gibt es Bauten mancherlei: Arsenal, Speicher, Wohnhäuser und Lusttempel. Wege, viel verschlungen, führen zu erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Blicke an Ruheplatz und Aussichtspunkt. Von ihnen schweift das freie Auge über Waldtäler, die eingeschnitten da unten liegen, zum Erzgebirge hinüber, zu den eckig-schroffen Kegeln des Papststeins, der Schrammsteine. In der Tiefe träumt Königstein, die Stadt. Der Elbstrom windet sich als gelbes oder, von der Sonne geküßt, als silbernes Band durch die Sandsteintafelberge, durch die weiten Wälder der Sächsischen Schweiz.

Leben hätten die Gefangenen gesehen dort unten, ein Wechsel dem beengten Auge, Wagen sich verschieben, Menschlein als Punkte kriechen auf den hellen Straßen, Elbzillen ziehen den Strom hinab, grünweiße Dampfer voll fröhlich mit weißen Tüchern winkender Menschen. Grüße aus der Welt, der lebenden, denn die dort oben sind als Soldaten tot. Den Pfiff der Eisenbahn hätten freundliche Lüfte heraufgetragen. Auf dem Schienenstrang hätten sie ratternde Züge erblickt, weiße Dampfwolken hinter sich, wie von Schrapnells, die sich entballend, schweben bleiben, oder von Granaten, gleich dampfenden Brunnen aus dem Boden gestiegen. Sie hätten den Fremden dort oben die Erinnerung gebracht an ferne Schlacht, der sie nun längst entrückt sind. Dem Tapferen ein ungütiges, dem Weichen ein freundliches Geschick. Sie haben es nicht gewollt, die Gefangenen. Nicht gewollt den Blick zum trotzigen Lilienstein dort drüben, dem Bruder der Feste, nur durch den Strom von ihr getrennt. Ihnen ist allein die Fernsicht geblieben über die weiten, schweigenden Wälder des Berglandes, das sich gen Norden in die Ebene verliert. Aber auch der beschränkte Gesichtskreis läßt ihr Auge ausruhen von der Nähe, träumen in die Ferne hinaus. Einem, der ruhesamen Frieden wünschte nach scharfer Anspannung von Seele und Geist, könnte kein Besseres begegnen, als hier oben zu sitzen in der tiefen Stille des Waldes, der reinen Luft der Berge, die mancher Stadtmensch schwer mit Geldaufwand und Unbequemlichkeit zahlt.

Auf allen Wegen zwischen den vielerlei Häusern, die, in malerischem Gemisch, Jahrhunderte hierhin und dorthin gesetzt, ist Leben: Burschen, den Offizieren zugeteilt, gehen hin und wieder in wechselndem Dienst. Gelbgrau die einen, die anderen rotbehost, in Röcken aller Farben.

Leutnants, Hauptleute schreiten hin und her: die rote Kappe mit dem Goldstreif im Nacken, die Tellermütze auf dem Ohr. Welche eilen stürmischen Schrittes hin, wo doch die Zeit stille steht, wie es ihre Art gebot und noch gebietet. Andere schleichen bedachtsam dahin. Stumm, allein der eine, gleich einem alten Laubbock, andere Arm in Arm mit Genossen ihres Geschickes, das sie zwingt, just da zu feiern, wo ihrem Soldatenleben vielleicht zum erstenmal Erfüllung wurde. Welche lachen, erzählen einander Scherze und Abenteuer aus dem wilden Petersburg, vom jagd- und träumereichen Kaukasus, vom heiligen Moskau. Bei den Franzosen mündet so Erinnerung wie Sehnen in Paris auch bei jenen nicht wenigen, die von Saint-Cyr kaum entlassen worden sind.

Alle Spielarten menschlichen Wesens leben unter diesen Hunderten. Da sehen einzelne nach einem Jahr Gefangenschaft noch aus, als kämen sie eben vom Schneider, andere wieder haben Krieg und Zeit Abgabe gezahlt an Rock und Kleid. Einer, von dem man erzählt, er sei so reich, daß er sie alle aus eigener Tasche kleiden könnte, fühlt Märtyrerwollust, indem er daherschreitet in gebleichtem, abgeschabtem und geflicktem Rock, wildem Haar und Bart. Soll er für den Feind sich schmücken? Muß das Leid der Gefangenschaft nicht auch von den Gewändern triefen?

Haben höhere Offiziere Zimmer für sich allein, so ist das nicht möglich bei der Menge der jüngeren. Im Kommandantenhaus, in den Kasematten sind sie verteilt. Um die Zeit zu erwürgen, die endlosen Tage, das Einerlei der Wochen, das am härtesten auf jedem lastet, der seiner Freiheit beraubt ist, haben sie sich tausend Dinge erdacht. So wurde das Wohnzimmer zum Arbeitsraum, Künste wurden hervorgesucht, in der Jugend einst geübt und längst vergessen. Die Laubsäge knirscht, das Messer des Schnitzers holt Späne aus dem Holz, eingelegte Arbeiten verraten fast Meisterschaft. Für die Bücherei sind fleißige Hände dabei, Hände, die sonst nie Derartiges geübt, die Schriften zu binden. Künstleraugen haben auf Leinwand und Papier Kameraden festgehalten. Manche Blätter zeigen fremde Bauweise, fremde Pflanzenwelt, eine ferne Landschaft: des Zeichners Gedanken irrten heim. Wer irgendeiner Wissenschaft Herr ist, lehrt sie die Kameraden. Man lernt Sprachen, Stenographie, Mathematik: Werte für ein späteres freies Leben. So mag manch einer in stiller Stunde einmal noch den Königstein segnen, auf den ihn Kriegsunglück geführt, der ihm aber zu menschlichem Glück geworden ist. Ernste Stunden erziehen besser als Lachen und Heiterkeit.

Eine russische Kapelle mangelt nicht. Den Flügelaltar haben Gefangene selbst gezimmert, bemalt, ihrem Schöpfer errichtet. Auch die Franzosen blieben nicht zurück. In jenem Gebäude, bestimmt, in unruhigen Zeiten einmal die Kunstschätze Dresdener Sammlungen aufzunehmen, darin vielleicht rheinische Frühmeister etwa geruht, italienische Madonnen der Auferstehung geharrt, saß am Harmonium, tief in sein Spiel versenkt, ein französischer Kapitän. Die heilige Cäcilia führte ihn auf Engelschwingen über Krieg und Gefangenschaft weit hinweg.

Es ging zum Essen. Ein französischer Koch sorgt für die einen, ein russischer für die anderen. Er bekommt die Rohstoffe. Was er aus ihnen macht, kann deutscher Wirtschaft gleich sein. So verstummt denn hier oben jene Klage, die aus den Gefangenenlagern aller Länder wieder klingt und auch bei unseren Feinden nicht immer auf Bosheit, auf Quälerei zu ruhen braucht: das Essen sei schlecht. Wer das Heimatliche entbehrt, tut dem besten Fremden keine Ehre an. Läßt nicht der Russe für seine Kohlsuppe die Gänge jeder deutschen, jeder französischen, gar jeder englischen Festtafel stehen? Auf einer Anrichte lockte allerlei, das man sich kaufen konnte. Nachmittags klang Musik: eine selbstgebaute Geige sang und immer die Klänge des Harmoniums, das der Kapitän nicht verließ. Auf dem Tennisplatz flogen die Bälle, auf Wall und Wegen schritten Gestalten, den Kopf gesenkt gegen den leisen Wind, der Lüfte herübertrug vielleicht von ferner Kampffront, wo Tag und Nacht die Kanonen donnerten. Donnerten ohne sie, die hier unter dem grauen, eintönigen Himmel dieser Regenzeit einen Tag verbringen mußten wie den anderen, aufgehellt nicht einmal durch Nachrichten des Sieges ihrer Fahnen. Sie trugen sie nicht in deutsche Lande, sie mußten sie bergen vor der deutschen Soldatenfaust. Auf der Seele dieser Gefangenen lastete nicht allein die Hoffnungslosigkeit ihres täglichen Beginnens — gleichgültig, nicht Werte schaffend, unnütze Tage — nein, bange Sorge um ihr fernes Vaterland. Nicht bei jenen, die kein Wort glaubten, das aus deutschem Munde kommt, bei anderen aber von reicherer und feinerer Art, fähig, die Zeichen der Zeit zu deuten, bei denen, die deutsche Zeitungen lesen und nun fühlen, wie unseres Volkes Geist Ernst ist und Wahrhaftigkeit, wie bei uns Schmähung des Gegners verpönt ist, wie das „Deutschland über alles" nicht ruht auf Herrschaft über andere, sondern in der Liebe zu jenem Lande, das uns geboren, erzogen, genährt hat, in dessen heiliger Erde wir dereinst sicher schlafen werden . . . .

Schweigend lagen dort oben die gewaltigen Mauern, und als die eiligen Wasserspiegel der Elbe das Dampfschiff zu Tal trugen, als die Festung zum letztenmal dort oben gegen die dunklen Abendwolken stand, um bei der Windung des Stromes jäh zu verschwinden, schienen so Gefangenschaft als Königstein wie ein Traum.

Ich dachte an einen jungen französischen Offizier mit dunkeln, glühenden Augen und einem wilden, schwarzen Bart. Ich hatte mit ihm da oben ein paar Worte gewechselt. Sein Gesicht stand wieder vor mir, sein erstauntes, als ich ihm gesagt, die Barbaren hätten auch ein Herz, ich könne mich wohl in seine Lage versetzen, denn auch ich wäre einmal hier oben gefangen gewesen.

Mein Kind.

Es liegt ein Grab in Polen,
Ich werd es niemals sehn,
Doch alle meine Träume
Allnächtlich zu ihm gehn.

Er zog mit hellen Augen
Und Jubelruf ins Feld,
Sein Herz in hohen Flammen,
Mein Kind, ein deutscher Held.

Und nun, in fremder Erde...
O Herz, nun werde hart,
Denk an die vielen Helden,
Die dort schon eingescharrt,

Und an die vielen Tränen,
Die ihnen nachgeweint,
Und denk, daß Gottes Güte
Sie alle still vereint — — —

Ich will sein Lied ihm singen.
Komm, junger Morgenwind,
Nimm es auf deine Schwingen
Und grüß mein liebes Kind.

Paul Gille.

Am Ausguck.

Der Kalender eines neuen Jahres liegt vor uns, die weißen Blätter sind noch unbeschrieben — was wird am Schluß des Jahres 1916 auf ihnen stehen?

Sicher das eine: Deutschland ist unbesiegbar.

Doch welche Torheitsblüten, wieviel Unrichtigkeiten prangen dann abermals daneben? Neue gibt es kaum noch.

„Deutschland leidet an Erschöpfung" — sagten die Engländer, als sie am Wardar wegliefen. „Deutschland ist fertig", sagten sie — bei der Flucht aus Nord-Gallipoli. „Deutschland ist Matthäi am letzten", sagten sie — als wir die Bahnstrecke Berlin—Konstantinopel eröffneten.

Das alles ist, als ob jemand mit blau unterlaufenem Auge und verbundenem Schädel am Fenster sitzt, einen Gesunden festen Schrittes vorbeigehen sieht und „Der arme Kerl!" murmelt.

Oder als schauderte jemand vor den Muskeln eines Athleten zusammen, die er kennen gelernt hat, und erklärte dabei: „Er ist nämlich zum Umfallen müde."

Wie muß er dann erst sein, wenn er ausgeschlafen hat.

* * *

Es ist keine Sünde, Humor zu haben. Es ist kein Frevel, sich und andere zu erheitern.

Wir sollen uns trotz allem Ernsten, das rings um uns vorgeht, nicht des Frohseins schämen.

In der „Kritik der Urteilskraft", sagt Kant, zur Überwindung der irdischen Mühsal sei uns nicht bloß die Hoffnung und der Schlaf geschenkt worden, sondern auch das Lachen.

Wir neigen uns vor den Heimgegangenen in unaussprechlich tiefem Dank; aber für die kurze Spanne Zeit, um die wir sie überleben, sollen wir hell vor uns blicken.

Wer heiter ist, bleibt wehrhaft. Wir dürfen weder gewissenlos vergnügt, noch albern lustig, aber wir müssen auch nicht grämlich sein. Wir denken an alles das mit nachdrücklichem Ernst, doch ohne vor einem Augenblick des Spaßes Angst zu haben — wenn wieder ein Jahr unseres Lebens um ist.

Der metallische Nachgeschmack des Jahres 1916 wird unverkennbar sein — zumal wenn manches Hausgerät enteignet ist.

Mehr als ein Topf und mehr als ein Kessel werden dem Land gern in seiner Notwehr zu Hilfe kommen. Auch die kupfernen Fische werden sich nicht sträuben, die man in Süddeutschland hat und zur Formung von Flammeri verwendet. Bisweilen ist es statt des Fisches ein zunehmender Mond aus Kupfer, auf der Innenseite verzinnt, welcher dem Gesulzten eine lieblichere Gestalt leiht. Solche zunehmenden Monde treten jetzt aus ihrem stillen Dasein für das bedrohte Land in die Bresche. Manches Teekännchen aus Nickel wird sich in seinem künftigen, neuen Leben wundern, wie sehr es sich verändert hat — während Karnickel und Pumpernickel von der Beschlagnahme frei sind.

Auch Kunstgegenstände und Antiquitäten bleiben frei — aber was ist eine Antiquität? Bei Menschen weiß man es immer; bei Dingen viel schwerer.

Schade, daß nichts von dem Messing, welches mancher Zeitgenosse redet, für die Landesverteidigung verwendbar ist. Ganze Festungen könnten damit versorgt werden.

* * *

In vollem Glanz zeigt das beginnende Jahr die Fahrerinnen auf Straßenbahn und Postautomobilen.

Plato, der bedauerlicherweise vor längerer Zeit verstorbene Philosoph des damals noch ungeeinigten, aber verhältnismäßig sorgenfreien Griechenland, hätte sich darüber gefreut. Er wollte den Frauen sogar Staatsämter geben. Sicherlich ist in seinen Schriften ein auf ihre Führung von Omnibussen bezügliches Kapitel nur verloren gegangen.

Schopenhauer dagegen, der Frauenfeind, wird in der Hölle, wo er schmort, beim ersten Unfall eines von weiblicher Hand geführten Straßenbahnwagens geräuschvoll rufen: „Das hab ich mir sofort gedacht" — nachdem er bei siebzehntausend männlichen Straßenbahnunfällen keinen Ton gesagt hat.

Jedenfalls standen schon die alten Germaninnen, während die Männer im Kriege kämpften, hoch auf den Wagen — nur daß diese vor Erfindung der Aktiengesellschaften noch nicht elektrisch betrieben wurden.

Werden Frauen die neuen Fahraufgaben bewältigen? Die Schaffnerin hat sich längst bewährt. Rief sonst eine männliche Schaffnerstimme „Alles besetzt!", so versuchte man trotzdem hinaufzuklettern; ruft es aber heut eine Frauenstimme, so liegt darin etwas Keifendes — und wie der Löwe vor einer Maus Angst hat, gehorchen wir gruselnd.

Wir werden mit den Frauen nicht schlecht fahren. Wenn Elisabeth von England und Katharina von Rußland je einen ganzen Staat kutschiert haben (erfolgreicher als heut ihre männlichen Urenkel) — da sollte Minna Lehmann oder Marie Zuckersnut, zumal nach abgelegter Fahrschulprüfung und versehen mit den Stempeln der Behörde, nicht einen Straßenbahnwagen kutschieren? Wenn sie auch unter „Anhänger" bisher immer etwas verstanden, was vorn baumelte, nicht aber hinten schlingerte.

Hamlets Ausruf: „Schwachheit, dein Nam ist Weib!" können wir als einen Irrtum dieses doch selber nur schmächtigen Prinzen jedesmal dann erkennen, wenn eine Waschfrau im Hause tätig ist und ein ungeheurer Verbrauch von Nahrungsmitteln ahnen läßt, wie gewaltige Kräfte sie zu verausgaben hatte. Die Frau wird der Aufgabe des Fahrens gewachsen sein.

In Dahomey tun Frauen sogar Kriegsdienste. Auch die Jungfrau von Orleans, die sich leider viel zu früh von der Beschäftigung des Engländerbesiegens zurückzog, hat ihrerzeit die unschuldige Schürze des Landkinds mit einer feldgrauen Drommete vertauscht.

Ist etwa der Anblick weniger hübsch, wenn auf dem Wagen vorn statt des Kutschers eine Vestalin der Bremse steht?

Und warum sollte sich grade ein elektrischer Wagen von einer Frau nicht gängeln lassen? Warum gerade er?

* * *

Was werden unsere Gegner beim Übertritt des Jahres 1915 in das Jahr 1916, der ihrem Scharfblick nicht entgangen ist, getan haben? Mein kleiner Finger teilt es mir mit.

Cadorna sprach: „Das Jahr fängt gut an" und studierte zu seiner strategischen Fortbildung einen Bericht über die im Jahresdurchschnitt niedergehende Regenmenge bei dem Wirtshaus „Zum weißen Rößl" sowie die Gewitterstatistik von Patagonien.

„Ich habe etwas vom Champagner an mir", sagte der General Rußkij, als er kaltgestellt war und schäumte.

„In der Heimat, in der Heimat, da gib's ein Wiedersehn", sang French, als er wegen Unfähigkeit nach London zurückgeschickt worden war.

Hierauf bestätigten sie in einem Terzett Deutschlands hundertfünfzigsten Jubiläumzusammenbruch.

* * *

Dem „metallischen Nachgeschmack" widmete sich auch Helfferichs letzte Rede. Denn ohne Vertuschen und Schönfärben gab er zu, daß wir noch im Fall einer Kriegsentschädigung auf kolossale Steuern rechnen dürfen.

Mein kleiner Finger fragte mich, ob das angenehm ist. Ich gab ihm zur Antwort: „Angenehm ist es nicht! Aber wer hier zaudert oder sich sträubt, ist einem Sohn vergleichbar, der, wenn es die Herstellung seiner Mutter gilt, über die Doktorrechnungen jammert."

Er stimmte mir zu; und hiernach wünschten wir beide einander Prost Neujahr.

Asmus Stehfest.

Der Weihnachtsgruß aus der Schweiz an die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Von Professor Dr. Richard Herbertz (Bern).

Im April 1915 berichtete ich an dieser Stelle über das Liebeswerk der Schweiz im gegenwärtigen Weltkriege. Heute kann ich diesem Bericht eine Ergänzung hinzufügen, die zeigt, daß seither das Land der Alpen und des Friedens nicht aufgehört hat, die schönsten Möglichkeiten seiner Neutralität fruchtbar zu machen. Die deutschen Kriegsgefangenen und Internierten in Frankreich bekommen ihren Weihnachtsgruß, und zwar alle, vom ersten bis zum letzten! Hunderttausend geschmackvolle Kärtchen mit Weihnachtsbäumchen und Rotem Kreuz flatterten herüber nach Frankreich: „Die vereinigten Rote-Kreuz-Vereine von Deutschland senden herzliche Grüße zum Weihnachtsfest 1915." Das Kärtchen liegt in einem schmucken Paket, das aus der Schweiz angekommen ist. Der Kriegsgefangene freut und wundert sich zugleich: Aus der Schweiz? Da findet er eine Postkarte: „Die schweizerische Hilfsstelle für Kriegsgefangene: Pro Captivis in Bern sendet Ihnen im Auftrag der Deutschen Rote-Kreuz-Vereine diesen Weihnachtsgruß aus der Heimat. Sie schließt sich diesen Grüßen an und hofft, daß die Sendung, welche Schweizer Frauen gepackt haben, Ihnen Freude bereiten wird. Den Empfang der Sendung bitten wir auf angehefteter Karte (genau ausgefüllt) zu bestätigen. Hochachtend! Pro Captivis-Bern, Schweizer Hilfsstelle für Kriegsgefangene." Der glückliche Empfänger beeilt sich, die Empfangsanzeige auszufüllen und sie an Herrn R. von Tavel in Bern, den Vorsitzenden des Komitees der Vereinigung, zurückzusenden. Und sein dankbares Gedenken wendet sich zugleich den Lieben in der Heimat und dem Schweizer Volke zu. Dieses Volk ist durch eine besonders glückliche Fügung des Geschicks und durch eigene Gesinnung dazu berufen, selbst in diesen schweren Zeiten des Kampfes mehr das zu fühlen und fruchtbar zu machen, was die Völker verbindet, als das zu sehen und zu betonen, was sie trennt. Doch halt! — Hieran denkt unser braver, gefangener Landsmann zunächst noch nicht! Dazu ist er zu neugierig auf den Inhalt des ansehnlichen, 20 Zentimeter langen, 16 Zentimeter breiten, 9 Zentimeter hohen Paketchens. Er öffnet es und freut sich, daß man für des Leibes Atzung gesorgt hat: eine schmackhafte „Dauerwurst", ein halbes Kilo gute schweizerische Schokolade, ein Päcklein Basler Leckerli, desgleichen eins mit Karamellen und eins mit Bonbons. Und auch an die Sehnsucht jedes Soldaten, an das Rauchbare, hat man gedacht: zehn Zigarren, zehn „Stumpen" (kleine Schweizer Zigarren), eine Schachtel mit Zigaretten. Ferner findet er: zwei Weihnachtskerzlein zum Anzünden, einen hübschen Kalender und einen Bleistift dazu, mit dem man die Gedanken trauriger, sehnsuchtsvoller, aber auch hoffnungsfroher Stunden niederschreiben kann. Das ganze Paket wiegt 1,33 Kilogramm. Und nun denke man: hunderttausend solcher Pakete, für die das stets opferwillige deutsche Rote Kreuz die erkleckliche Summe von 420 000 Mark aufgewendet hat, und die von den fleißigen, stets hilfsbereiten Händen von fast 400 Schweizer Frauen verpackt worden sind. Da war ein gewaltiger Vorrat nötig: 85 000 Würste, 50 000 Kilo Schokolade, 100 000 Pakete Leckerli, eine Million Zigarren, eine Million Stumpen, zwei Millionen Zigaretten, je 100 000 Karamellen- und Bonbonschachteln, je 100 000 Bleistifte und Kalender, 200 000 Christbaumkerzlein mit je einem Tannzweiglein von der Berner bürgerlichen Forstverwaltung dazu! Das alles in 100 000 Pappschachteln verpackt und mit mehr als 200 Kilometer Bindfaden zugebunden. Man denke sich die leeren Schachteln aufgespeichert in einem Lagerraum, als den die Berner Heilsarmee bereitwillig und kostenlos ihr Versammlungslokal freigab. Man schaue sich dann neun Tage später die fertig verpackte Sendung an, die in zweitausend Kisten (kleinere für Frankreich und größere für die Gefangenenlager Übersee: Korsika und die afrikanischen Kolonien) aufgestapelt liegen in dem großen Armeemagazin zu Ostermundigen bei Bern, das die schweizerische Heeresleitung ebenfalls kostenfrei, bereitwillig zur Verfügung stellte. Französische Eisenbahnwagen, die Liebesgaben nach Deutschland brachten, nehmen die gewaltige Sendung mit zurück. Ein Schweizer (Herr Dr. von Niederhäusern) übergibt in Bellegard diese wohl gewaltigste Liebesgabe, die je in einer Sendung verschickt wurde, in die Hände des französischen Militärkommissars, eines Generalstabsoffiziers. Über Lyon werden dann die Sendungen an ihre verschiedenen Bestimmungsorte weitergeleitet, um dort von den französischen Lagerkommandanten an die Gefangenen zur Verteilung angewiesen zu werden. Und nun die Hauptsache: die neuntägige Heinzelmännchenarbeit, die hunderttausend leere Schachteln in hunderttausend willkommene Weihnachtsgrüße verwandelte! Der Leser folge mir zunächst in die langen Hallen des Berner Bürgerspitals. Dort sieht er an langen Tischen emsige Frauen und Mädchen stehen. Unermüdlich rühren sie ihre Hände. Man hat die leeren Schachteln herbeigeschleppt und geöffnet. Sogleich ergreift die erste Packerin den Karton, legt aus ihrem großen Vorratskorb ein Pfund Schokolade hinein und schließt es durch ein Zwischenstück ab. Dann schiebt sie das Päckchen der Nachbarin zu, die eiligst ihre Blockwurst beifügt; die nächste gibt Bleistift und Kalender und so weiter... Hurtig fliegt die Schachtel von Hand zu Hand. Es ist, als ob sie selbst lebendig geworden wäre unter diesen lebendigen, schlanken, zum Wohltun geschaffenen Frauenhänden, die keinen andern Lohn empfangen wollen, als daß wir sie mit warmem Dankgefühl drücken, wenn es uns einmal vergönnt sein sollte, sie in froher Begrüßung zu ergreifen. Nun ist das Päcklein am Ende des Tisches angelangt und hüpft lustig zum Nachbar hinüber, wo drei Parzen seinen Lebensfaden halten: die erste wickelt und mißt, die zweite schneidet, die dritte bindet. Aber — anders wie bei der Tätigkeit der griechischen Götterdamen — bringt hier das Durchschneiden des Fadens neues Leben statt den bittern Tod. Denn munter springt das zugebundene Päcklein zu seinen Brüdern in den großen Korb, wandert mit ihnen zu langen Regalen, wo es — aufgeschichtet — ungeduldig wartet, bis starke Männerhände es ergreifen, um es in die bereitstehende große Kiste einzufügen, in der es bald die lange Reise antritt im Eisenbahnzuge nach Frankreich oder gar noch weiter, auf dem Schiffe, zum fernen Afrika. Wir geben ihm einen Gruß mit an unsern fernen Bruder und kehren zu den fleißigen Schweizerinnen zurück.

Deren verdienstliches Werk hätte gewiß nicht in der erstaunlich kurzen Zeit von neun Tagen geleistet werden können, wenn man nicht in weiser Voraussicht das Prin-

zip der Arbeitsteilung und eine straffe Organisation zugrunde gelegt hätte, so daß, nach kurzer Zeit des Einarbeitens, der Nutzeffekt der Arbeit — drücke ich mich technisch korrekt aus? — ein sehr hoher war. Die vorgesehene Durchschnittsleistung von 100 Paketen in je drei Minuten wurde erreicht, mehr als 11 000 Pakete im Tage, 100 000 in neun Tagen. Sehr hübsche „Rekordleistungen" wurden mir von einigen besonders Rührigen berichtet. Von den fast 400 Damen, 29 Packerinnen und Gehilfen arbeiteten zwei Drittel in den kostenlos zur Verfügung gestellten Räumen des Bürgerspitals unter der Leitung des Präsidenten Herrn Dr. von Tavel und seiner unermüdlichen Gattin. Das übrige Drittel arbeitete in dem gemieteten Magazin des altehrwürdigen Zunfthauses zu „Mittellöwen". Hier waltete Frau Elisabeth von Steiger-Wach unermüdlich ihres Amtes, dieselbe Dame, die sich bereits durch die Leitung des Berner Ermittlungsbureaus für deutsche Kriegsgefangene, eines Zweiginstitutes der bekannten Genfer Agentur für Kriegsgefangene, große Verdienste erwarb. Ferner wirkte hier Frau Dr. von Salis, die überhaupt an der Leitung der schweizerischen Hilfsstelle für Kriegsgefangene „Pro Captivis" beteiligt ist. Es sei hierbei darauf aufmerksam gemacht, daß diese Hilfsstelle nicht nur die Uebersendung der Weihnachtspakete übernommen hat, sondern dauernd arbeitet. Sie besitzt Ausfuhrbewilligung nach England, Frankreich und Rußland und vermittelt auch die Sendung von Privatpaketen an deutsche Kriegsgefangene in diese Länder. Für Verpackung und Vermittlung werden 50 Rappen pro Paket berechnet, das postfrei versandt wird. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen schmerzlich, hier nicht die Namen aller derer nennen zu können, die sich um die beschriebene Weihnachtsüberraschung für unsere braven deutschen Brüder verdient machten. Er will alle ehren und allen danken, indem er noch die Namen der übrigen, bisher noch nicht genannten Komiteemitglieder nennt: Frau Oberst von Sprecher, Frau Studer-Steinhäuslin, Fräulein G. von Fischer sowie der Herren Artur von Bonstetten und Professor Dr. Woltereck, die auch bei der Leitung mitwirkten.

Wenn einst die Zeiten kommen werden — und sie müssen kommen, trotz allem und allem! — wo die tausend abgerissenen Fäden, die den Menschen an den Menschen binden, mag er Deutscher, Franzose, Russe oder Engländer sein — wenn diese tausend Fäden sich wieder zu spinnen beginnen, hinüber und herüber, leise, vorsichtig und allmählich, aber dennoch unaufhaltsam und mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes — wenn diese glücklichen Zeiten, in denen es wieder eine Lust sein wird, zu leben, einst kommen werden, dann können sich alle jene Mitarbeiter am Werke der Menschlichkeit, die ich hier loben durfte, befriedigt sagen, daß sie diesem Siege der Humanität vorgearbeitet haben! Schon heute aber dankt das deutsche Volk der schweizerischen Hilfsstelle „Pro Captivis". Möge das gemeinsame Wirken an einem Werke der Caritas das Band noch fester knüpfen, das Schweizer und Deutsche verbindet!

Ueber die Freundschaft.

Von Ilse Linden.

Im Frieden schon sind Festtage in der Fremde ein unendlich zwiespältiges Erleben. In Zeiten, die von Krieg und Kriegsgeschehen hart und dunkel sind, stehn sie naturgemäß noch stärker unter diesem unnennbar gemischten Fühlen. Nichts auf der Welt, scheint es, ist fähig, eine Brücke zu schlagen vom Sein im streiterhitzten, fremden Land zur farbigen Feiertagstimmung in der lieben, ruhigen Heimat.



Photothek.

Die Beisetzung des Generals von Emmich in Hannover: Der Leichenzug in den Straßen.

Und doch gelingt es einer göttlichen Pionierarbeit, auch dieses Wunder zu vollbringen. Die Freundschaft ist die Brücke, die auf sichern, schlanken Pfeilern Raum und Zeit überwinden hilft. So gewiß sie im Krieg ihre tiefste Erschütterung im ganzen erlebt, so unleugbar wird sie durch ihn im einzelnen neu und stark befestigt. — Mehr als im Frieden und weit überzeugender kann sie sich da bewähren, wo es sich täglich, stündlich um letzte Dinge, um äußerste Taten und Opfer handelt.

* * *

Zwei Gründe treiben die Menschen eng aneinander in Zeiten der Not und Gefahr: die gemeinsame große Idee und die gegenseitige Unentbehrlichkeit. Goethe hat recht: die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Wann aber galt Gesinnung mehr, wann waren Meinungen bedeutungsloser als in dieser Zeit? Deshalb erinnern Kriegsfreundschaften auch am meisten an Jugendfreundschaften. Wie diese sind sie schnell geschlossen, frei von Mißtrauen, ohne Berufs- und Standesvorurteile — allein beherrscht von einem überragenden Gedanken.

* * *

Vielen, die schon der Einsamkeit verfallen waren, hat dieser Krieg den Freund gebracht. Wo ist die Grenze zwischen Freundschaft und Kameradschaft? Wie glühende Metalle schmelzen sie ineinander. Der schon vertraute Freund wird draußen Kamerad, der neue Kamerad wird Freund für alle Zeiten. Leidens- und Kampfgenossen sind sie beide — bis an den Tod und über ihn hinaus.

Was sonst im Leben lange Zeit gebraucht hätte, erfüllt sich jetzt in einer Spanne Zeit, die ihren Grund nur in der Gedrängtheit der Geschehnisse findet. Selbst der echt Einsame, also der aus Weltanschauung, lernt schnell genug einsehen, daß er im Felde seinem Isoliertrieb nicht mehr leben kann. Ein altes Sprichwort sagt, man lerne sich nicht kennen, bevor man einen Scheffel Salz zusammen gegessen habe. Nun ist der Scheffel Salz schon hundertmal gegessen, in Schützengräben und in fremden Quartieren. Und längst hat sich's erwiesen, wer tief zusammengehört. Tag und Nacht dasselbe Erleben, dasselbe Wollen, dasselbe Sehnen; Tag und Nacht unter demselben Schatten: dem Todesgedanken. Keine Idee schweißt stärker zusammen als diese.

* * *

Eins der überzeugendsten Symptome inneren Nahseins bei Waffenbrüderschaften ist der allgemeine Drang zum Duzen. Wohl kommt ein Teil davon auch auf die Suggestion der Uniform. Im Grunde aber ist der Brauch natürlich und ohne Zwang entstanden. Zur Liebe kann man, selbst im Kriege, niemand zwingen —sie muß, wie alle ihre Äußerungen, organisch herauswachsen aus dem Einzelmenschen. Und eben dies spricht für den Geist der Kriegsfreundschaften: daß sie sich zwanglos einem reinempfundenen „Du“ hingeben. —

* * *

Da ist der Liebesgabenfreund: irgendein einfacher Mensch, dessen Freundschaft weit über die Gabe hinausgeht. Blühende Visionen hat er von dem „edlen“ Wesen, das an ihn denkt. Er kennt sich nicht mehr aus vor Illusionen über die Zukunftsgestaltung dieser Freundschaft. — „Der unbekannte Freund ist auch ein Freund“, sagt Lessing. Vielleicht ist dies der Freund in der Vollendung; der einzige, der keine Enttäuschung bringt. Ach! Viele bleiben ja für immer unbekannt! Wie eine schleierdünne Wolke ist das Gedenken, das sie hinterlassen. —

* * *

Das Herz, welches sich hart machen muß gegen den Menschen im Feind, wirft sich in doppelt starkem Fühlen auf die Freundschaft mit dem Waffenbruder. Achill stürzt nochmals in die Schlacht, um seinen Freund Patrokles zu rächen, und — tötet Hektor. Es ist wie eine Reaktion. Aus Tausenden von Feldpostbriefen spricht diese heiße Bejahung der Freundschaft. Sonst gingen junge Menschen, aus starkem Lebensinstinkt heraus, dem Todesanblick Nahvertrauter scheu aus dem Wege. Nun greifen sie, im Dunkel, in starre Freundesgesichter, packen kalte, gleichgültige Hände, die eben noch warm in den ihren lagen, und — fassen sich nicht an die Stirn! Sie klagen nicht, aber sie sorgen für den Freund, über den Tod hinaus. —

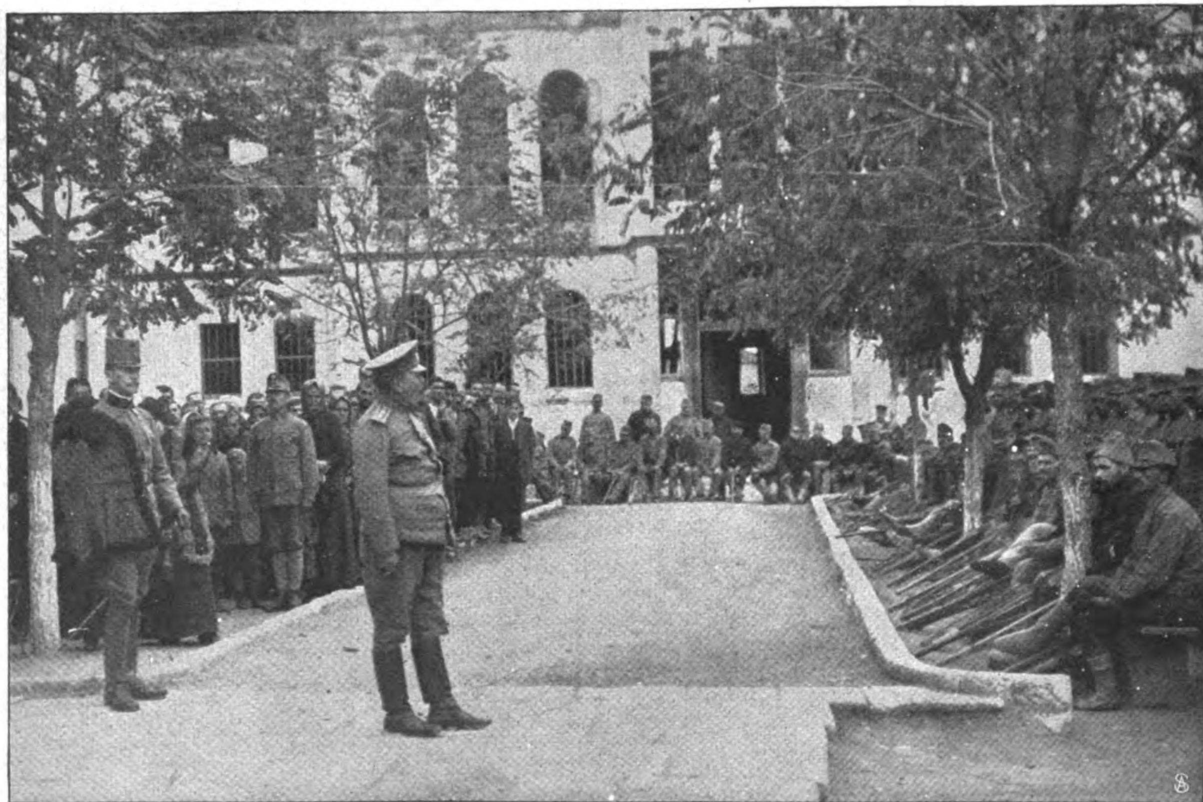


Der Kronprinz in den Argonnen.
Winter an der Westfront.



Phot. Ibrahim.

Abfahrt des neuen deutschen Botschafters Grafen Wolff-Metternich in Konstantinopel zur Antrittsaudienz beim Sultan.



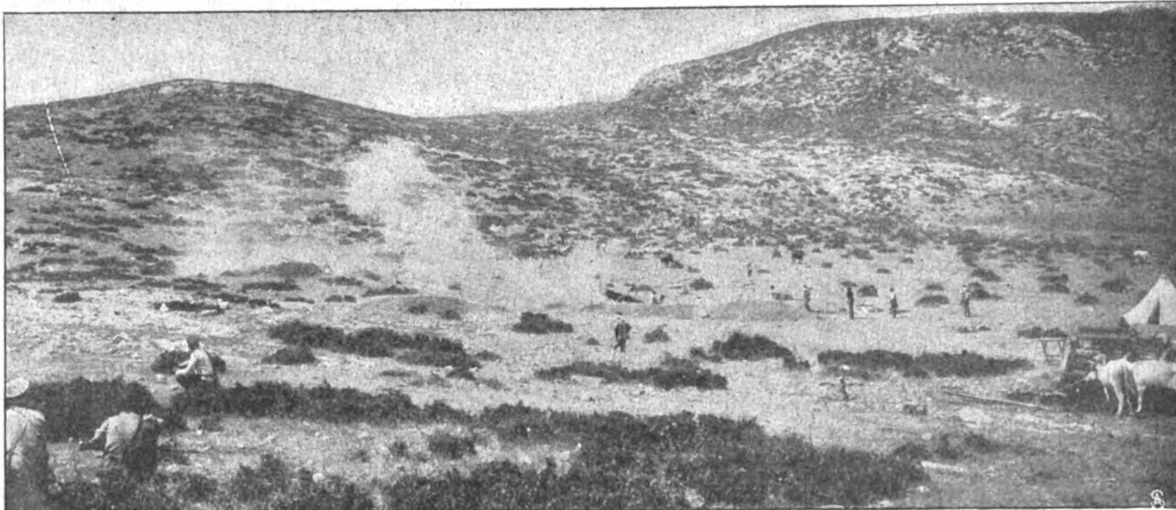
Der Kommandant von Skopie hält eine Ansprache an die von den Bulgaren befreiten österr.-ung. Invaliden und Gefangenen.



Phot. Sennecke.

General v. Emmich †

Letzte Aufnahme.



Bulgarische Kanonen im Gefecht.



Bulgarisches Feldlazarett.



Ausladung von Truppen und Kriegsgerät.

Hofphot Karastojanow.

Bulgarische Truppen auf dem serbischen Kriegschauplatz.



1. Rittmeister Graf Berchtold, früherer Minister des Äußern, 2. General der Infanterie von Boroevic, 3. Erzherzog Josef Franz, 4. Kriegsminister von Krobatin.

Im Hauptquartier der österreichisch-ungarischen Armee an der Südwestfront.


Major Schirmer.


Hauptmann Niemann.


Hauptmann Adolf Stahl.


Phot. A. Wertheim.
Oberleutnant Louis Huelsz.

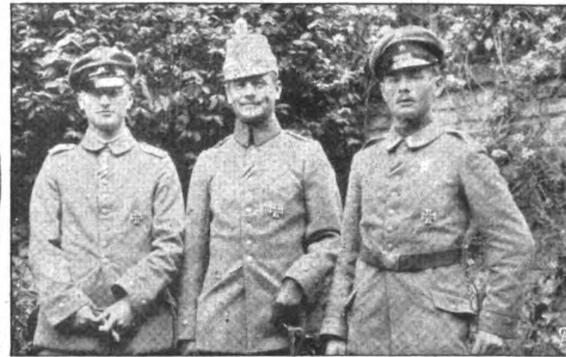

Phot. A. Röhr.
Hauptmann Bruno Hauff.


Hauptmann Franz v. Aulock.


Leutnant Andreas v. Aulock.


Leutnant Hubertus v. Aulock.


Leutnant C. Steinlein.


Von links: Leutnant Arntz, Hauptmann Jochmann, Unteroff. Schweinheim.


Unteroffizier Comanns.


Phot. Stegemann.
Offiz.-Stellvertreter Ernst Röder.


Unteroffizier Erich Geisler.


Unteroffizier Willy Geisler.


Vizefeldwebel Fritz Wolf.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Kilophot.

Tragtiere mit Munitions- und Proviantransport auf einer serbischen Gebirgstraße.



Presse-Photo.

Feldküche auf dem Wege zur Front im Argonnenwald.



Transport erbeuteter leicht verwundeter französischer Pferde.

Von der Westfront.

Heimatland.

Du mein Heimatland, du mein Heimatland,
Kröntest mich mit reicher Zier;
Wenn ich wuchs und in glühender Reife stand,
Heimat, ich dank es dir!

Ach, aber nun, ach, aber nun,
Da marschier ich nach Ost und nach West;
Doch Gott mir, wo wir auch immer ruhn,
Ein Sternlein leuchten läßt.

Und strahlend im Blau und strahlend im Blau
Grüßt uns der Sonne Licht,
Und es duften der Wald und die blühende Au:
Meine Erde läßt mich nicht.

Und überall, ja überall
Die Wunder der Heimat mir blühn;
Sie weben und wirken im gütigen All
Und innerst im Herzen mir glühn.

O du heilige Lust, o du heilige Lust,
Nun bin ich der Nöte frei,
Da mir in tiefster Seele bewußt,
Daß überall Heimat sei.

Nun donnre Schlacht, nun donnre Schlacht!
Mich segnet des Himmels Rund,
Es flammt mein Gewehr, und mein Auge lacht,
Und ich küsse den Heimatgrund.

W. Lennemann.

Die deutsche Bühne in der Kriegzeit.

Von Fedor von Zobeltitz. — Hierzu 20 Aufnahmen.

Es ist gewiß ein Zeichen unserer unverminderten geistigen Spannkraft, daß unser Bühnenleben unter den Erschütterungen des Krieges verhältnismäßig wenig gelitten hat. Spurlos konnten natürlich die Ereignisse der Zeit auch am deutschen Theater nicht vorübergehen. Zahlreiche seiner männlichen Mitglieder wurden eingezogen; sie liegen in Feldgrau draußen in den Schützengräben, reiten Patrouillen, folgen dem Sturmruf der Signalhörner, spüren als Flieger den feindlichen Stellungen nach, tun in den Etappen ihren Dienst, und mancher von ihnen starb schon den schmerzlich süßen Tod für das Vaterland und fand den Lorbeer seiner Sehnsucht auf freiem Felde statt auf den weltbedeutenden Brettern. Das Personal mußte hie und da eingeschränkt werden, und vielfach hatte die den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßte Verbilligung der Eintrittspreise auch eine Verkürzung der Gagen zur Folge. Aber diese Notwendigkeiten führten doch auch wieder zu einer stärkeren Summierung aller Kräfte; es galt nicht nur dem Weiterbau sozialer Aufgaben in einer Neuaneignung des Früheren, sondern zugleich einem erhöhten Kampfe gegen die Verflachung, die unter der irrigen Annahme, daß man in der Schwere der Zeitläufte den Gemütern nur Leichtes und lediglich Sinngefälliges, nur ein aufheiterndes Spiel bieten könne, zweifellos mannigfache Gefahren barg.

Es gehen uns auf dem Umwege durch neutrale Gebiete genügend Zeitungen des feindlichen Auslands zu, so daß sich Vergleiche zwischen dem Theaterleben Frankreichs, Englands, Italiens und Rußlands mit dem deutschen immerhin ermöglichen lassen. Am wenigsten hören wir von Rußland; in Moskau und Petersburg sollen viele Bühnen geschlossen haben, dafür aber die Tingeltangel volle Häuser machen. In Italien bereiten die großen Opern in Mailand, Bologna, Rom und Neapel die neue „Stagione" vor: nur mit alten Werken und mit so krampfhaftem Ausschluß deutscher Musik, daß die Einfügung von Flotows „Martha" in den Spielplan der Scala fast wie ein Irrtum anmutet; Wagner vor allem ist völlig auf den Index gesetzt. Auch das Schauspiel bietet nichts Wesentliches; das französische Sittendrama und die Pariser Posse beherrschen nach wie vor die Bühne, von den Dramatikern des Landes kommen nur vereinzelt Giacosa, Praga, Bracco, Novelli, d'Annunzio zu Wort. d'Annunzio führte man in den Tagen seiner großen patriotischen Schaumschlägerei überall auf; nun hat man von ihm genug. In Paris steht die Muse fast völlig im Zeichen des Krieges und drapiert sich vaterländisch, doch nicht geschmackvoll; nicht nur in den Revuen wird die Trikolore entrollt, man streicht auch das Schauspiel blauweißrot an und gibt elsässischen Dramen (Erckmann-Chatrian sind wieder beliebt geworden) durch Anfügung eines zeitgemäßen Epilogs neue sogenannte aktuelle Reize. In den Theatern Londons schiebt man dies Aktuelle mehr in den Hintergrund; bei seinem Vergnügen will der Engländer möglichst wenig vom Kriege hören. Aber Posse und Revue mit „song and dance" überwiegen auch hier; das ernsthaftere Drama spielt eine sehr bescheidene Rolle.

Gewiß hat auch bei uns die Bühne sich der Zeitereignisse spekulativ bemächtigt und keineswegs immer in würdiger Weise. Auch bei uns tobt sich immer noch der höhere Blödsinn in munteren Kopfsprüngen aus, ist das naive Glücksgefühl, sich einmal herzlich auslachen zu können, nicht erstorben. Das ist begreiflich und dünkt mich auch kein Schaden, zumal ein viel stärkeres Band als eine erlösende Heiterkeit die Geister aus der Trübnis der Tage in das Licht größerer Werte zieht. Es hat den Reiz mannhafter Taten, daß alle unsere ernster zu nehmenden Bühnen selbst in dieser Zeit in ihrer geistigen Arbeit nicht versagt haben, und daß sie dadurch teilnehmen an den treibenden Kräften, die uns aus dem physischen Druck der Dinge zu einem Aufatmen in freieren Weiten führen.

Es war vorauszusehen, daß unsere Theaterleiter zunächst mehr als sonst zu den klassischen Werken greifen würden. Daß wir uns der Weltliteratur nicht verschließen wollten, ganz gleich, über wessen und welchen Grenzen sie zu uns kam, um bei uns neue Beseelung zu finden, zeigte das Berliner Königliche Schauspielhaus in einer vortrefflichen Wiedereinstudierung von Shakespeares „Antonius und Kleopatra". Das Drama mit seinem Allzuviel an plutarchischer Gewissenhaftigkeit und seiner spröden Stoffassung kann nur wirken, wenn die Träger der Titelrollen den Zuschauer gewissermaßen mitreißen. Und das geschah in diesem Falle; Frau Durieux gab die „Schlange am Nil" mit aller Verschmitztheit dieses launenhaften Weibchens, Sommerstorff den Antonius voll Wärme und schöner Form, Kraußneck die abgerundetste

Gestalt der Tragödie, den Enobarbus, geradezu in der Vollendung. Sehr geschickt hatte die Regie für eine größere Geschlossenheit im Szenenwechsel und für eine üppige Ausstattung gesorgt.

Ungefähr zu gleicher Zeit ließ Max Reinhardt Schillers „Räuber" auf der Volksbühne am Bülowplatz spielen (mit Paul Wegener als Franz Moor), und auch hier wie in seinem eigenen Hause in der Schumannstraße erzielte die Vollkraft seiner unvergleichlichen Inszenierungskunst, der die Darstellung in allen Teilen unterstützend sich an-



Phot. Fritz Richard.

Von links: Herr Witte, Frl. Holberg, Eduard v. Winterstein und Johanna Terwin.

Walter Harlans „Das Nürnbergisch Ei" im Deutschen Theater, Berlin.



Phot. Zander & Labisch

Tilla Durieux als Kleopatra.

Shakespeares „Antonius und Kleopatra" im Berliner Kgl. Schauspielhaus.

schmiegte, einen gewaltigen Erfolg. Besonderes Interesse brachte man dem „Kampf der beiden Marien" entgegen. Zwei Bühnen von literarischem Ehrgeiz bereiteten „Maria Stuart" vor: das Deutsche Theater und das Theater in der Königgrätzerstraße. Reinhardt verstand, sich den Vortritt zu sichern: in einer Aufführung von wundervollem Zusammenklang, die fünf Stunden hindurch das Publikum gleichsam atemlos in ihrem Bann hielt.

Maria Fein spielte die Titelrolle: noch nicht völlig ausgeglichen, zeitweilig haschend nach Ausdruck, der dann zur Pose verrann, aber doch verständnisvoll und sich zu voller Größe erhebend in der Abschiedszene. Reifer, ganz Königin in ihrer eindringlichen Gestaltungskraft war Hermine Körner als Elisabeth; sie schuf in der Tat ein Meisterstück an Charakterzeichnung. Der „Maria" in der Königgrätzerstraße gab Irene Triesch Verkörperung, wie sie dem Dichter vorgeschwebt sein mag. War bei Reinhardt die Elisabeth Herrschende auch über ihre Bühnenumgebung, so trat hier die Maria in ihr Titelrecht: die aus dem Innersten quellende, Inneres unvergleichlich veräußerlichende Kunst der Triesch stellte auch die Elisabeth der Frau Fehdmer in den Schatten, so glänzend sich diese begabte Schauspielerin mit der ihrem Naturell nicht recht liegenden Rolle abzufinden verstand. Rudolf Bernauer erwies sich wieder als vortrefflicher Regisseur, Sven Gade als ein Szenenbildner, der hinter den Kollegen im Deut-



Phot. H. Erfurth.

Nelly Dahlmann und Theodor Becker (Teukros).

„Teukros" von Eberhard König im Kgl. Schauspielhaus in Dresden.



Phot. Marie Tenn u. M. v. d. Ropp.
Frau Josephine Rottmann als Karinta.



Phot. Bauermann.
Carl Ebert als Veit Werner.

Franz Dülbergs „Karinta von Orrelanden" in Frankfurt a. M.

schen Theater (Ernst Stern) nicht zurückzutreten brauchte.

Schönherrs „Weibsteufel" gehört zurzeit zu den verbotensten Stükken. Verschiedentlich griffen die Generalkommandos ein und verhinderten die Aufführungen, in der Hauptsache wohl nur deshalb, um in dieser Zeit allgemeinen Burgfriedens einen lebhafter einsetzenden Kampf der Geister zu unterbinden, und nicht in der Absicht, Kritik zu üben. Die Kritik über das packende, volksstückartige Drama ist denn auch längst abgeschlossen. Im Zugreifen und im psychologisch Darlegenden streift der Verfasser zuweilen hart die Grenzen des Brutalen, aber sein heißes Theaterblut wirkt doch so sieghaft, seine dramatische Kraft, die in dem Schicksal dreier Menschen alle Höhen und Tiefen menschlicher Leidenschaften aufzurühren weiß, ist so stark, daß die unleugbaren Schwächen des Stücks hinter dem Stürmenden des Vortrags verschwinden. So konnte das Schönherrsche Drama, das in den Berliner Kammerspielen bereits über hundertmal zur Aufführung kam, auch in Hoftheatern wie in Dresden, Darmstadt, Braunschweig große Erfolge erringen.

Des hundertsten Geburtstages Emanuel Geibels (17. Oktober) hat man, soviel ich weiß, nur in Dresden gedacht, obwohl Geibel gerade in Berlin im dichterischen Kreise



Phot. Becker & Maaß.
Paul Wegener als Franz Moor (Deutsches Theater, Berlin).



Phot. Zander & Labisch.
Frau Kemp als Mona Lisa (Berlin, Hofoper).



Phot. Andersen.
Hedy Iracema-Brügelmann als Mona Lisa (Stuttgart).

Chamissos, Gaudys und Kuglers seine ersten Anregungen erhielt, durch Savigny und Bettina von Arnim gefördert, auch vom Könige von Preußen durch ein Jahrgehalt geehrt wurde. Als Dramatiker war er freilich weniger glücklich wie als Lyriker, trotzdem er für seine „Sophonisbe“ 1869 mit dem Schillerpreise gekrönt wurde. Am Dresdener Hoftheater gelangte zu seiner Ehrung sein fast vergessenes phantastisches Lustspiel „Meister Andrea“ zu einer Neuaufführung: mit einer ausgezeichneten schauspielerischen Leistung Hanns Fischers, die das Unwahrscheinliche des Seelenwanderungsproblems wenigstens in den Bereich einer mystischen Möglichkeit rückte. Die Dresdener Hofbühne brachte auch das neue Schauspiel von Eberhard König „Teukros“ heraus, eine Dichtung aus der homerischen Welt, der es wie dem biblischen „Saul“ desselben Verfassers noch an innerer Geschlossenheit fehlt, die aber in vielen Szenen doch die menschliche Teilnahme packte und in der Ausgestaltung des Titelhelden (von Theodor Becker gespielt) wieder die starke Begabung Königs für die Charakterisierung glücklicher, resignierender Naturen zeigte.



Phot. Franz Klein.
Theodor Scheidl und Rudolf Ritter (Giovanni).
Schillings „Mona Lisa“ im Stuttgarter Hoftheater.



Phot. Marie Müller.

Elise von Catopol als „Mona Lisa" (Breslauer Stadttheater).



Hofphot. E. Bieber.

Frau Th. Drill als „Mona Lisa" (Hamburger Stadttheater).

Schnitzlers neuer Einakterzyklus „Komödie der Worte“ ist natürlich rasch über alle Bühnen gewandert, nachdem er am Wiener Burgtheater zuerst einer freudig und freundlich mitgehenden Zuhörerschaft vorgeführt worden war. In den drei kleinen Stücken: „Stunde des Erkennens“, „Große Szene“ und „Bacchusfest“ tritt das dramatische Element fast völlig hinter den Reizen eines ungemein fein geführten Dialogs zurück. Die „Große Szene“ fand wohl überall den stärksten Widerhall: sie ist auch der lebensvollste der drei Einakter, in dem zugleich der Sarkasmus Schnitzlers am lustigsten sprüht. In der „Stunde des Erkennens“ stört ein wenig der Mangel an Wirklichkeitsempfinden, in dem Spaß vom „Bacchusfest“ das zu Breite der Ausspinnung. Immerhin gefiel auch das Wortreiche dieser Komödien — weil es Schnitzlerscher Wortreichtum war, der „Anatols“.

Das Berliner Deutsche Theater verhalf einem unermüdlich strebenden, bisher nie voll anerkannten Dichter zu einem kräftigen Erfolg. Walter Harlans Tragödie „Das Nürnbergisch Ei“ ist eins jener Märtyrerdramen, die den Triumph des Geistes und die widersprechende Materie zeigen, zugleich ein Gedankendrama, das durch den Ernst seiner Idee und die Tiefe der Lebensanschauung fesselt. Vor den bunten Bildern aus Alt-Nürnberg standen Peter Henlein (Eduard von Winterstein) als Erfinder der Taschenuhr, der über die Hoffnung auf Heilung von seinem schweren Leiden durch eine Operation wie über die Möglichkeit raschen Todes die Notwendigkeit der Vollendung seines Werkes zum Besten der Menschheit stellt, und sein Weib Eva (Johanna Terwin) im Vordergrund der Geschehnisse. Näher der Gegenwart rückte uns das „Alt-Berlin“ des Königlichen Schauspielhauses. Es zauberte uns das ehemalige Vorstädtische Theater der Mutter Gräbert mit seinem drastischen Zuständlichen auf die Bühne der Zeit und ließ uns einen Blick werfen in den Geschmack Berlins im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, einen Geschmack, der über die Weißbierkruken, den kleinen Kümmel und die belegten Butterbrote der Madam Direktorn aufstieg zur Höhe der dramatischen Kunst eines Holtei und Angely. Den Archivstaub, der auf den „Wienern in Berlin“ und der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ lagert, konnte zwar auch das muntere Spiel der Darstellenden nicht völlig in alle Winde blasen — aber das Ganze hat doch viel Spaß gemacht: es war eine glückliche Harmlosigkeit in Biedermeiers Kleidungzuschnitt.

Zwei neue Dramen, die außerhalb Berlins bereits Erfolg hatten, sollen vor der preußischen Kritik noch



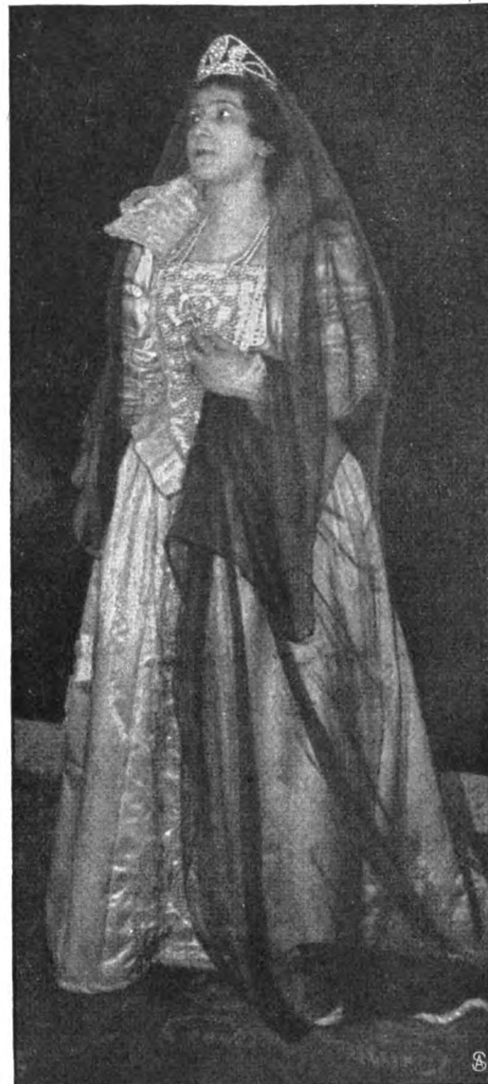


Phot. Fritz Richard.

Hermine Körner als Königin Elisabeth.
Links: Maria Fein als Maria Stuart. (Phot. Richard.)
Schillers „Maria Stuart“ im Deutschen Theater, Berlin.

bestehen. Mit seinem Drama „Armut“ trat ein höchst begabter österreichischer Lyriker, Anton Wildgans, in Wien (Volkstheater) zum erstenmal mit einem abendfüllenden Stück vor die Öffentlichkeit. In erschütternden Bildern schildert er das Elend einer kleinbürgerlichen Familie, aber der Versuch, diese düstere Prosa des Lebens durch klingende Poesie symbolisch zu weiten, hebt das Drama hoch über die sogenannten Armeleutstücke des Naturalismus der achtziger Jahre. Gewiß ist es noch ein „Versuch“: immerhin der eines Dichters, dem man höchste Achtung entgegenbringen muß. Und diesen Respekt erwies ihm ebenso wie in Wien die Zuhörerschaft in München (Residenztheater), Dresden (Alberttheater) und Hamburg (Deutsches Schauspielhaus). Ein heiß fühlendes Menschenherz riß die Menge mit sich. Auch Franz Dülbergs neues Drama „Karinta von Orrelanden“ hat bei seinen Aufführungen in München und Frankfurt lebhaftes Interesse erregt. Dülberg hat einen alten Balladenstoff mit bühnenkundiger Hand dramatisch umgeformt. Nicht mit völligem Gelingen; das Mühen nach psychologischer Vertiefung erwies sich in diesem Falle als störend für den gradlinigen Aufbau des Stoffes (weniger bei der Lektüre des Buchs). Dennoch ist die Dichtung so reich an Schönheiten und stimmungsvollen Einzelheiten, daß selbst eine sonst ablehnende Kritik dem dichterischen Streben des Verfassers die Anerkennung nicht versagen konnte.





Irene Triesch als Maria Stuart.
Links: Helene Fehdmer als Elisabeth.
„Maria Stuart“ im Theater in der Königgrätzerstraße, Berlin.

Auch Tor Hedbergs Schauspiel „Der Weg zur Ehe“ haben wir noch in Berlin zu erwarten; es kam im Hamburger Deutschen Schauspielhaus in einer trefflichen Uebersetzung von Karl Morburger zur Erstaufführung: eine interessante Seelenstudie auf der dramatisch sauber aufgebauten Grundlage einer sogenannten Vernunftehe, in der die sittliche Macht eines liebenden Frauenherzens über die Kultur der Selbstsucht Siegerin wird, die sich der Mann geschaffen hat. Hilde Knoth, eine Schülerin der unvergeßlichen Adele Wienrich, verkörperte in dieser Frauengestalt die moralische Forderung, die schließlich zum Ganzen des Lebens wird, in einem von Wärme und Leben erfüllten Spiel, das auch über verlorene Punkte in der Psychologie des Dramas glücklich hinweghalf.

Auf dem Gebiete der Oper schuf Max von Schillings in seiner „Mona



Phot. d'Ora.

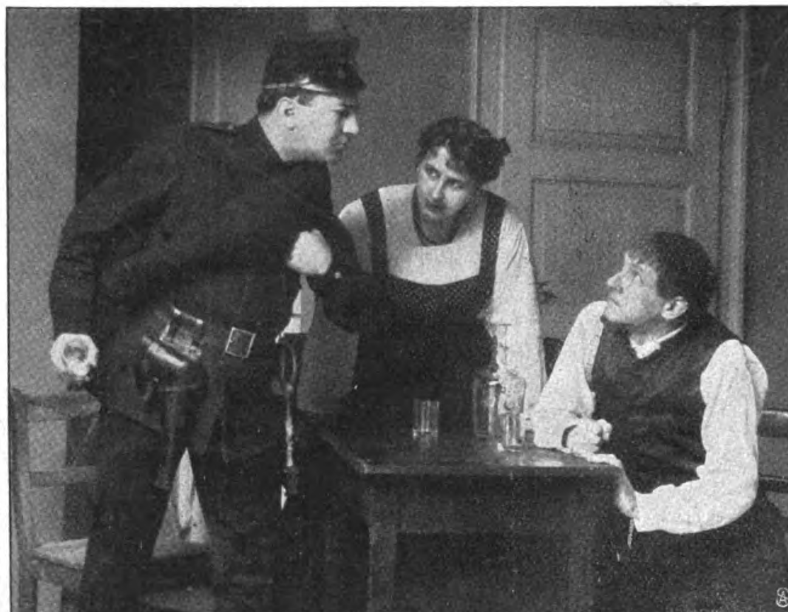
Harry Walden in Schnitzlers „Komödie der Worte".
(Wiener Hofburgtheater.)



Hofphot. E. Bieber.

Hilde Knoth in Tor Hedbergs „Der Weg zur Ehe".
(Hamburger Deutsches Schauspielhaus.)

Lisa" ein lebensvolles, auch eigenartiges Werk, das zuerst im Stuttgarter Hoftheater mit durchschlagendem Erfolg in Szene ging, um sich dann allgemach die meisten übrigen deutschen Opernbühnen zu erobern. Nicht überall war die Kritik mit der musikalischen Harmonik des Werkes gleich einverstanden, aber immer rühmte sie die Ausdrucksfähigkeit seiner Orchester-



Phot. S. Hohmann.

Von links: Hans Baumeister (Grenzjäger), Herta Alsen (Weib), Kurt Westermann (Mann).

Karl Schönherrs „Weibsteufel" im Darmstädter Hoftheater.

sprache und war sich einig darin, daß der zweite Akt in seiner unheimlichen Aschermittwochstimmung das beste ist, was Schillings bisher geschrieben hat.

Eine andere Opernneuheit, „Richardis" von Hermann Wolfgang von Waltershausen, die im Karlsruher Hoftheater zur Uraufführung gelangte, überraschte zunächst durch die theatralische Wirksamkeit des vom Komponisten selbst geschaffenen, romantische Vorgänge einer mittelalterlichen Legende in bunter Bilderreihe behandelnden Textbuches. Doch auch die Musik bedeutet einen starken Fortschritt gegen das Erstlingswerk Waltershausens „Oberst Chabert", zumal in den Chören der Nonnen und in dem effektvoll sich steigernden wuchtigen Schluß des zweiten Aufzuges.

So hat die deutsche Bühne selbst in diesen unruhevollen Monaten ihr Ansehen bewahrt und in der Welt der „Barbaren" ein Kulturleben weitergeführt, dessen Entwicklungsgang kein feindlicher Eingriff stören konnte und stören kann.



Phot. Mocsigay.

Willi Moog als Franzesko
in „Mona Lisa" (Hamburger Stadttheater).



Phot. Mocsigay.

Karl Ziegler als Giovanni
in „Mona Lisa" (Hamburger Stadttheater).

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

6. Fortsetzung.

Diese Vorstellung beunruhigte Schjelting. Er stand brüsk auf. Zugleich trat der Herr des Hauses heran. Er hatte sich die neusten spätabendlichen Reuter- und Sondermeldungen von seinem Generalsekretär telephonieren lassen. Rasch und heimlich! Nur nicht zeigen, daß man arbeitete! Man hatte Geld. Aber man verdiente es nicht!

„Nun, Sir William?"

„Ihr Zar und die Seinen sind noch wohlbehalten bei den Festen in Rumänien, my dear Mr. de Schjelting!"

„Sonst nichts Neues vom Balkan?"

„Griechenland hat sich bei der Türkei beschwert!"

„Weiter nichts vom Balkan?"

William Higgins, M. P., schüttelte den gefurchten, glattrasierten Kopf und schaute, erstaunt über die zweimalige Wiederholung der Frage, sein Gegenüber forschend an. Aber dessen Züge blieben undurchdringlich.

„Halloa! Nehmen Sie auch Ihr Zivil mit nach Kiel?"

Der junge Mann neben ihnen hatte es scherzend gefragt. Niemand hätte seinem kleinen, brünetten Wallisertyp den Briten angesehen ... Er zeigte nur lachend die weißen Zähne in dem gebräunten Gesicht. Irgend jemand sagte: „Lord Cowley ist ein zäher Sportcharakter! Er geht nun einmal nicht mit seiner Jacht aus der deutschen Nordsee hinaus!"

„... oder er ist Kurgast auf den friesischen Inseln! Das ist er seiner Gesundheit schuldig!"

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß es Ihnen nicht geht wie Clément Bayard!"

Rasche Blicke ringsum. Nein — es war kein Deutscher zur Stelle. Man konnte ruhig von den Heldentaten des Vorsitzenden des französischen Aeroklubs reden!

„Er hatte alle deutschen Luftschiffhallen besucht!"

„Er hat den Flugplatz Fuhlsbüttel photographiert!"

„Aber dann haben sie ihn in Köln festgenommen ..."

„... und freigelassen! Er ist schon wieder in Paris!"

Die Franzosen lachten über die deutsche Gutmütigkeit, die Engländer, die Schotten, die Yankees. Selbst über das Gelbgesicht des kleinen japanischen Schwertritters flog das rätselhafte Greinen der ostasiatischen Sphinx. Nikolai Schjelting hatte die Gelegenheit benutzt, unbemerkt mit seiner Frau zu verschwinden. Es war schon spät am Abend. Trotzdem wollte er mit ihr noch zu einer dritten „Reception". Während der Londoner Saison mußte man die Zeit nutzen. Aber kaum in der Limousine, versetzte sie mit ungewohnter Härte: „Ich will nach Hause!" Dann schwieg sie, bis der Wagen vor dem Hotel in Piccadilly hielt.

Das war ihm neu. Sonst stand ihr der Mund nicht still. Gerade in letzter Zeit hatte es mehr Auftritte in ihrer unglücklichen Ehe gegeben als je. Ihr fliegendes, messerscharfes Pariserisch hallte ihm noch in den Ohren. Jetzt brach sie oben in ihrer Suite, ihrer Zimmerflucht, auf einmal los, nachdem sie die Zofe hatte schlafengehen heißen. Sie stand in einem weißseidenen Frisiermantel, die Elfenbeinbürste wie eine Waffe in der Hand, das rötliche Haar in losen Wellen um Wangen und Schultern. Ihre Nasenflügel bebten. Die rot getönten Lippen spielten und zuckten in atemlosem Redefluß. Ihr Gesicht verlor jetzt, wo nicht mehr trällernde Lebenslust darauf lächelte, an Reiz. Ihre Stimme bekam in der Erregung einen heiseren, welschen Klang.

„Ah— mein Freund: das ist zu viel! ... Es ist genug! ... Ich habe alles geduldet! Ich habe meine Zeit und meine Jugend verloren! Aber ich bin dieser Opfer satt! Sie führen ja zu nichts ... zu nichts ... zu nichts ..."

Er hatte seinen Frack mit der bastfarbenen Verschnürung einer Pyjamajacke vertauscht. Er nahm übernächtig und übellaunig das Glas Whisky mit Soda von den Lippen.

„Was denn? ... Verzeihung: Ich gestehe, daß ich deine Aufregung nicht begreife!"

„Ich habe dir hunderttausend Frank Rente mitgebracht!"

„Ich danke, meine Teure! Das weiß ich!"

„... Und was habe ich durch dich gewonnen? Seit neun Jahren bin ich Madame de Schjelting! Weiter nichts! Ich sitze in Brüssel in meinem Elternhaus, als hätte ich es nie verlassen! Meine Cousine Blanche ist Komtesse! Meine Freundin Germaine ist Exzellenz als Frau eines deutschen Diplomaten und dabei ein Jahr jünger als ich ... Sie macht ein glänzendes Haus ... Desirées Mann ist jetzt in Paris Minister. Sie ist die erste Dame. Wohnt in einem Palais der Regierung. Du bist aus dem russischen Staatsdienst ausgetreten ..."

„Meine Zeit wird kommen!"

„Wann?"

„Vielleicht schneller, als ihr alle denkt!"

„Wieso?"

„Mehr kann ich nicht sagen!"

„Und d a s sagst du dafür seit Jahr und Tag! Es fängt an, langweilig zu werden, mein Freund, weil es sich nie erfüllt! Augenblicklich bist du den Leuten noch interessant. Das Mysterium ist noch nicht gelüftet. Um dich ist noch der Hauch der großen Affären. In ein paar Jahren wird man über dich lächeln . . ."

„Das lasse meine Sorge sein!"

„. . . sich fragen: Mein Gott, wer hat denn eigentlich diese leere Nuß ins Rollen gebracht?"

„Nein!"

Er schrie sie wütend an. Sie ebenso, Funkelaugen im vorgestreckten Haupt: „Doch!"

„Warte, wie die Welt in wenigen Wochen aussieht!"

„Ja — warte — warte!" Sie äffte ihn nach. „Man kennt deine Weisheit! Aber sie verfängt nicht mehr. Du bist ein Blinder, mein Freund!"

„Ich!" sagte Nikolai Schjelting nur, lächelnden Dünkel auf dem fahlen Gesicht.

„Jetzt fange ich es erst an zu merken, ich, deine Frau! Später werden es auch die andern merken! Mein Lieber: wir werden eine Mode von vorgestern sein und ich inzwischen die Dreißig überschritten haben! Das ist alles!"

„Ein Achselzucken, meine Beste, ist auch eine Antwort!"

„Eine Antwort, aber keine Widerlegung!"

„Diese Szenen . . ." sprach Nikolai Schjelting leise und nervös und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann wandte er sich wieder zu seiner schönen jungen Frau. „Sehr gut! . . . In der Tat! Und unser Eintritt in jeden Salon? Ist es nicht ein Ereignis, wenn der Diener ruft: ‚Monsieur und Madame de Schjelting'?"

„Wie lange noch? Sie nutzen dich aus und lachen dich aus! Die Großfürsten lassen dich laufen wie ihre Troikapferde. Du bist ihr Galopin für ganz Europa! . . . Kein Balkankönig, wo du nicht antichambrierst!"

„Du wirst dreist, meine Freundin!"

„Man nennt dich schon den Rubel auf Reisen! Ein schönes Metier, die ganze Welt zu bestechen — französische Deputierte, italienische Zeitungschreiber, serbische Minister, Leute, die kein Mensch sonst mit der Feuerzange anrührt! Dafür bist du der Montenegrinerpartei in Petersburg gut genug! Wenn du erst die Schwindsucht hast, wird man dich vergessen!"

„Genug davon!" sagte Nikolai Schjelting müde und ein Gähnen unterdrückend.

Ghislaine hatte ihren Toilettenspiegel auf die Marmorplatte geworfen, daß das Glas zersprang. Sie trat drohend, mit geballten Fäusten auf ihn zu, erbittert durch sein nachsichtiges Lächeln, als sei sie ein ungezogenes Kind: „Inzwischen vergißt du mich! Ich habe dir hunderttausend Frank Rente mitgebracht."

„Still davon!"

„. . . und bin dafür die Strohwitwe von Brüssel. Jedes Kind kennt mich schon. Man lächelt. Man fragt mich längst nicht mehr nach dir. Man weiß, du bist ja doch nicht da. Man wundert sich, mein Lieber! . . . Man schüttelt den Kopf, daß du nicht mehr Sorge um mich hast, eine Frau wie mich . . ."

Zum erstenmal jetzt kam ihm der Schrecken: diese Veränderung stammt nicht aus ihr selbst . . . aus dem flachen Leichtsinn ihres rasch bewegten, rasch gestillten Pariser Seelchens. Hinter so viel Zittern und Zorn steckt fremder Einfluß! Steckt irgendein Mann! Es ist wahr: ich habe nicht mehr auf sie aufgepaßt in diesen letzten Monaten. Ich war wie verhezt . . .

„Schließlich: Jeder nach seinem Geschmack!" sagte Ghislaine Schjelting verächtlich. „Wenn es dir besser da unten gefällt, wo sich Floh und Wanze gute Nacht sagen, unter bewaffneten Räubern statt bei mir und in dem schönen Brüssel: Ich beglückwünsche dich zu so viel Entsagung, mein Lieber, aber ich beklage mich nicht!"

„Nun also!"

Er trat rasch zurück. Er dachte wirklich einen Moment, sie würde ihm in die Augen fahren, so schoß sie auf ihn los. Ihr heißer, junger Atem wehte ihn an.

„Auf Flöhe und Räuber bin ich nicht eifersüchtig. Von Politik verstehe ich nichts! Ich ließ dich ruhig kommen und gehen! Ich habe mich nie gefragt, was du in der Fremde triebst! Ich habe nachsichtig gelächelt, wenn du in den Pariser und Petersburger Salons vor den Damen deine Künste spielen ließest! Meine Eltern sagten mir, der Abbé, alle: Solch Blendwerk gehört mit dazu!"

„Sehr richtig!" versetzte Nikolai Schjelting.

„Die Frauen gehören mit dazu! Wohl verstanden! Aber nicht e i n e Frau, mein Lieber! . . . Siehst du: Jetzt kannst sogar du dich nicht verstellen! Du wirst blaß! Du weichst meinem Blick aus!"

„Nicht weiter! Seien wir darüber einig: die Lächerlichkeit tötet!"

„Glaubst du denn, ich kannte dich nicht! Ich merkte nicht, wie du dich seit vier oder sechs Wochen verändert hast! . . . Du — der weiße Othello — hattest ja unter Menschen keinen Blick mehr für mich . . ."

„War es etwa nötig?"

„Ich konnte reden, mit wem ich wollte — tanzen, mit wem ich wollte . . . flirten, mit wem ich wollte . . . Archibald Cowley i s t ein Ladykiller, mein Lieber. Jedermann weiß es! . . . Ich habe heute abend eine halbe Stunde Ellbogen an Ellbogen mit ihm gesessen. Dir war es ganz gleich!"

Sie drehte sich weg und sagte über die Schulter, kurz und kalt: „E r ist es übrigens nicht . . ."

Wieder in ihm der Schrecken: „Wer denn also? Wer spricht denn aus dir? Was heißt das?"

„Das frage ich dich! Nein: Ich frage dich nicht! Es ist unter meiner Würde. Geh nur zu deiner Deutschen. Ich halte dich nicht!"

Ein Schweigen.

„Welch lächerlicher Irrtum . . ." sagte Nikolai Schjelting endlich langsam.

„Geh nur zu deiner Deutschen!"

„Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß . . ."

„Geh nur zu deiner Deutschen! Du wolltest nach Cetinje! Liegt Wiesbaden auf dem Balkan? Mein Freund: Man hat dich ja dort in ihrem Hause gesehen . . ."

„Beim Arzt!"

„Man hat dich mit ihr dort auf der Straße gesehen . . ."

„Ein Zufall!"

„Du warst mit ihr bereits in Moskau zusammen!"

„Woher weißt du das?"

„Ihr wollt euch wieder in Lübeck treffen!"

„Ich glaube, du träumst!"

„Nein . . . Aber ich habe gute Ohren. Ich stand hinter dir, wie du vorhin mit ihrer Schwester oder Verwandten das neue Stelldichein verabredetest! Ich war schon vorher gewarnt. Du bist zu bekannt in Europa, mein Lieber! Es gibt zu viel Augen, die dich verfolgen . . ."

„Aber nichts finden!"

Ghislaine von Schjelting lachte.

„Ich gestehe: Ihr seid originell: Du und diese Deutsche! Ihr spielt nicht Heinrich und Gretchen, sondern das Gegenteil. Aus reinem Haß trefft ihr euch, bald da, bald dort! Es hat Stil! Schade, daß nur gerade ich nicht dazu Beifall klatschen kann!"

„Ghislaine — — — so höre mich einmal ruhig an."

„Mein Freund: ich bin in Brüssel geboren. Aber ich fühle ganz als Pariserin. Ich habe das in den Fingerspitzen. Ich sehe es dir an den Augen an. Ich rieche förmlich ein fremdes Parfüm. Und wenn ich gar nichts von dieser Deutschen wüßte, ich würde es dir doch ins Gesicht sagen: Du bist in eine andere Frau verliebt! . . . Und siehst du: Nun bist du still und findest kein Wort mehr!"

. . . Das war die tiefe, dunkle Londoner Nacht, durch die Nikolai Schjelting schlaflos und ziellos dahinschlenderte. Er hatte in dem schweren Schweigen zwischen ihm und seiner Frau den Pyjamarock mechanisch wieder mit dem Frack vertauscht, den Mantel wieder umgehängt, den Hut aufgesetzt. An einsame Spaziergänge durch die Dunkelheit war er gewöhnt, er, den so oft der Schlummer floh.

Das war die dunkle Nacht, das Kehrbild Londons bei Tage, kein lärmendes, lichterhelles Babel wie Berlin. Schweigen und Leere. Die ehrenwerte Welt war längst zu Hause und in den Federn. Alle Restaurants geschlossen. Was sich jetzt auf die Straße wagte, waren Schatten wie die Nacht selbst. Große Federhüte, heiseres Lachen an den Ecken, daneben, als Freunde und Beschützer, in scharlachroten Jacken, das Spazierstöckchen unter dem Arm, die Garden Seiner britischen Majestät. In zerrissene Kohlensäcke gehüllte, halbnackte, kaum mehr menschenähnliche Lumpensammler in den Gossen. Quer über die Straßen hingestreckt, wie schmutzige Kleiderbündel, zwei, drei grauhaarige Frauen. Ein Fuselgeruch jetzt noch um die Betrunkenen. Ein wachsgelber, verhungernder junger Mensch, der sich mühsam an die Hausmauer, an den Anschlag einer Bibelgesellschaft zur Bekleidung der Maoris auf Neuseeland stützte. Das alles kroch jetzt lautlos aus der Finsternis hervor wie die Tiere des Waldes. Diese Stunden zwischen Mitternacht und Morgen waren von der Weisheit der Vorsehung für sie vorbehalten. Bei Tag wäre ihr Anblick den Ladies und den Reverends ernstlich peinlich gewesen.

Das war die Londoner Nacht. Das runde, helle Zyklopenauge auf dem Uhrturm des Big Ben glotzte über sie hin. Nikolai Schjelting hörte den Widerhall seiner Schritte auf dem langen, leeren Embankment. Zu seiner Rechten flutete die Themse, scheinbar unendlich breit in dem Dämmern, in dem das andere Ufer sich verlor. An der Nadel der Kleopatra blieb er stehen, schlank schoß der Obelisk zu dem rauchigen Nachthimmel empor. Runen der Jahrtausende zwischen Nil und Themse rankten sich auf seinen Flächen. Runzeln des Nachdenkens furchten sich auf Nikolai Schjeltings Stirn. Sonst lagen in seinem Kopf die Lebenziele einzeln nach ihrer Wichtigkeit geordnet nüchtern nebeneinander. Jetzt sah er einmal sein Leben im ganzen vor sich.

In seinen jüngeren Jahren, ehe der Ehrgeiz alles andere in ihm erstickte, war er ein leidenschaftlicher Spieler gewesen. Es war ein altes, abgedroschenes Gleichnis, daß man alles auf eine Karte setzte. Aber wer nicht wagte, der gewann auch nicht. Er sagte sich im Zurückgehen: Es wird Zeit, daß ich gewinne! Seit sieben Jahren spiele ich! Nicht mehr mit Kartenkönigen, sondern mit Balkankönigen, nicht mehr mit Kartendamen, sondern mit Damen von Petersburg und Paris, nicht mit Pikbuben, sondern mit allerhand Buben in französischen Ministerien und römischen Redaktionen. Aber der große Schlag bleibt aus. Drei-, viermal haben wir schon Feuer gelegt. Auf dem Balkan. In Libyen. Im Aegäischen Meer. Es ist immer wieder verflackert, ehe es zum Weltbrand wurde. Heute ist die Erde wieder so still und friedlich wie diese Juninacht. Unter mir aber wankt der Erdboden. Man beginnt an mir zu zweifeln. Meine Frau macht den Anfang. Bald folgen andere. Meine Karte muß bald kommen. Ich brauche den Krieg . .

Er erschien sich wie ein Geist des Kriegs, während er mit unruhigen Augen, die Zigarette nervös zwischen den Lippen, die Hände in den Taschen, den Mantelkragen fröstelnd hochgeschlagen, unhörbar in seinen Gummigaloschen durch die unermeßliche, schlafende Stadt schritt. Hinter ihm im Osten über Tower und India Docks wurde es allmählich hell. Er wiederholte sich: Ich brauche den Krieg. Er trägt mich an die Sterne. Will Ghislaine nicht mit — nun gut: dann bin ich frei, wenn wir Europa verteilen. Ich kann dann andere Partien machen — ich, Le comte Nicolai de Schjelting, ambassadeur et ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'empereur de toute la Russie! Es wurde ihm warm bei dem feierlichen Wort. Dann eine Glut im kalten Herzen: oder ich kann mir den höchsten Luxus meines Lebens leisten und die heiraten, die ich will! Und die dann muß, weil alles um sie verloren ist . . .

Und im Weitergehen sagte er sich, in einer fixen Idee: Ich fahre nicht wieder nach Wiesbaden. Es hat jetzt keinen Zweck. Aber ich werde ihr schreiben. Sie wieder warnen. Sie darf mich nicht vergessen.

Da war die leere Weite zwischen den Palästen und Ministerien von Whitehall. An der Ecke von Downing-Street waren einige Fenster im Auswärtigen Amt jetzt noch im Morgengrauen hell. Dort oben saßen sie auch und rechneten und addierten die Summen der Welt und multiplizierten Menschen mit Millionen Pfund und dem Tonnengehalt von Schiffen — und fanden sich selber kaum mehr zurecht in der Wirrnis heimlicher Verträge, mit denen sie seit Eduards VII. Tagen Deutschland von allen Seiten umsponnen hatten.

Nikolai Schjelting sah von unten zu den Seelenfängern hinauf. Er dachte sich: Spieler sind wir alle. Nicht ich allein. Spieler seid auch ihr da oben, ihr Minister und Steuerleute an Englands Ruder. Spieler seid ihr Advokaten an der Seine, im Elysee und Palais Bourbon. Spieler seid ihr, König Peter und Paschitsch und du Albert von Antwerpen. Spieler bist du selbst, mein großer Gönner Nikolai, und alles, was um dich ist, und dein Schwiegervater in den Schwarzen Bergen. Wir alle sind es müde, daß Deutschland in Frieden die Welt erobert. Wir wollen es ihm im Krieg wieder abnehmen. Wir werfen die Würfel. Mögen sie endlich fallen! Ein Gedanke durchzuckte ihn. Es konnte eigentlich nichts Neues in den Blättern stehen, was nicht der Zeitungskönig Higgins schon diese Nacht gewußt. Trotzdem eilte er nach Viktoria-Station. Da waren schon Jungen mit den ersten, noch feuchten und nach Druckerschwärze riechenden Morgenausgaben.

Der Balkan ... Albanien ... Der Mbret ... Kämpfe seiner Truppen bei Tirana — Oberst Thomson bei Durazzo gefallen. — Ach was, das war die Selbstverständlichkeit von Mord und Blut da unten! Weiter: Sitzung der serbischen Skupschtina. Österreichische Manöver in Bosnien ... Der Erzherzogthronfolger in Illidze. Illidze war ein hübscher, still und geschützt in weitem Park gelegener Kurort. Eine Viertelstunde Eisenbahnfahrt von Serajewo. Nikolai Schjelting kannte den Platz wohl ...

Er steckte düster das Zeitungsblatt in die Tasche. Neben dem bereitstehenden Frühzug fuhren schon die ersten Cabs und Taxis vor. Plötzlich erkannte er unter den Abreisenden Professor Higgins und Frau. Er trat so jäh auf sie zu, daß Inges Schwester durch eine Kopfneigung ihm die Erlaubnis geben mußte, sie zu grüßen.

Er lüftete lächelnd den Hut und fragte auf deutsch: „So früh auf, gnädige Frau?"

Hanna Higgins lachte. Sie war morgenfrisch, rosig und lustig. Ärger und Sorgen vom Abend mit einem Mal weg.

„Auch so'ne miserable deutsche Angewohnheit. Ich bin immer gern früh auf! Mr. Higgins auch — nicht wahr?"

„O ja!" sagte der Oxforder Physiologe. Er hätte viel lieber bis acht Uhr morgens geschlafen statt dieser unchristlichen Zeit und den zweiten Frühstückzug benutzt.

„Und wohin, gnädige Frau?"

„Auf ein paar Tage nach Cowes. Von da mit der Jacht meines Schwagers zu den Festlichkeiten nach Kiel."

„Werden Sie dort Ihr Fräulein Schwester sehen?"

Sie stutzte, daß er schon wieder von Inge anfing. Sie erwiderte zögernd: „Kann sein, daß sie von Lübeck herübergerutscht. Soll ich ihr vielleicht bestellen, daß Sie ihr sehr böse sind?"

„O Gott, ich kenne sie ja kaum!" sagte Nikolai Schjelting hastig und abwehrend, verbeugte sich und eilte davon.

Hanna Higgins schaute ihm kopfschüttelnd nach. Sie hatte sich vor ihm gefürchtet gehabt. Noch als sie mit ihrem Mann am nächsten Tag, von der Mündung der Medina her, die Reede von Cowes entlangschritt, sagte sie: „Denke dir, ich kriege diesen Russen von gestern früh nicht aus dem Kopf. Er war mir direkt unheimlich. Ich weiß nicht warum. Dabei muß das Geschöpf die ganze Nacht durchbummelt haben. Er hatte noch eine schiefsitzende, weiße Binde um, und unterm Mantel guckten die Frackzipfelchen raus."

Professor Higgins hörte nur zerstreut zu. Ein Ausländer interessierte ihn nicht. Er war belebt wie nur ein richtiger Brite bei Seebrise und Salzluft. Auf der Terrasse des Jachtklubs, am Ende der Marina, saßen in blauen Mützen und Jacken die Admirale und Sportsmen. Auf dem blauen Becken des

Solnet schossen wie weiße Sturmvögel die Segeljachten der Lords, in der Ferne qualmten Dreadnoughts-Geschwader vor Portsmouth, mittags gab es zum Lunch noch Hummern — was wollte der Mensch mehr? Er rieb sich befriedigt die Hände: „Well, Hanna!" sagte er. „Übermorgen stechen wir nach Kiel in See!"

7.

Es war das animalische Behagen Old Englands unter den Gästen von Sir Higgins' Dampfjacht während der Überfahrt durch die junistille Nordsee nach Deutschland. Die Heiterkeit von zwei Dutzend Menschen, die alle gleichmäßig gut schliefen, tüchtig aßen, pünktlich verdauten. Sie waren wunderbar einig. Ihre Unterhaltung harmlos wie die der Kinder, ihre Späße und Gesellschaftspiele die von halbwüchsigen Jungen. Es war schwer, unter ihnen nicht vom Wetter zu sprechen, nicht jäh aufzuspringen, wenn sich ein Segel zeigte, sich nicht träge auf den Bordplanken in der Sonne zu kuscheln wie eine Katze: Hanna Higgins kannte sie und wunderte sich doch wieder, wie wenig diese Ladies und Gentlemen, von denen doch die Hälfte schon die Erde umsegelt hatte, sich zu sagen wußten oder sagen wollten. Sie dachte sich: Innerlich feige und selbstsüchtig sind sie doch auch da. Sie heuchelten sich lieber ihr ewiges Oh yes, als daß sie sich einmal zanken. Denn Aufregungen vor dem Mittagessen sind nicht weise! Aber trotzdem lullte das ein. Es war ein träumerischer, behaglich schaukelnder Stumpfsinn auf blauer See, bis das rote Feuerschiff aus den Wogen tauchte und sich da vorn die Kieler Förde auftat.

„Dah — ein feiner Platz!"

„Well! Ein gut Ding — dieser Hafen!"

Die Wasserratten an Bord, männliche wie weibliche, waren elektrisiert. Sie standen in langer Reihe von blauen Bordjacken und weißem Flanell links und rechts von Hanna Higgins, hielten sich an der immer noch leise schwankenden Reeling fest, starrten sachverständig auf die grünen Hügel von Holtenau, auf die bewimpelten Uferbauten und Schleusenmauern. Wieder sagte einer halblaut wie neulich in Hydepark: „Nichts ist gefährlicher für uns als das Stück Wasser, das sie da verbreitert haben"!

Aber Hanna Higgins wußte von der englischen Kunst, das, was man nicht wollte, nicht zu hören und nicht zu sehen. Es war manchmal ihr einziger Trost, daß sie sich sagte: die Christenmenschen, die von ihnen am raffiniertesten betrogen werden, das sind sie selber! Jetzt wollten sie fidel sein, ohne Störung. Da war die graue Bucht in silberfarbener Luft, im Hintergrund die Türme von Kiel, die glitzernde Wasserfläche bedeckt mit den dunklen britischen, den lichtgrauen deutschen Panzern. Zwischen den über und über bewimpelten schwimmenden Festungen schossen die schwarzen Torpedoboote, wiegten sich seitlings die Schwärme der Segeljachten, lag in der Mitte, weiß, schlank, majestätisch, die Kaiserstandarte am Großmast, die „Hohenzollern". Flaggen rings unter dem grauen Himmel. Drüben am Land ein windgewegtes Fahnenmeer. Musik an Bord der Panzer. Helle Damenkleider unter den langen Schlünden der Geschütze. Auf dem Strandweg ein Gewimmel von Menschenmassen bis zum Schloß. Hanna Higgins dachte sich: Wenn ich nach Deutschland komm, und wohin ich komme, so hängen die Fahnen aus den Fenstern und feiern sie Feste. Bei der Arbeit sieht uns keiner . . .

Old England um sie herum war vergnügt wie ein losgelassener Schuljunge. Der kleine Hobson trällerte das Tipperarylied von der Sehnsucht des dummen Iren nach seiner grünen Insel.

„It's a long way to Tipperary,
it's a long way to go.
It's a long way to Tipperary,
to the sweetest girl I know!"

und die ganze Gesellschaft fiel lachend in den Refrain des neuesten Gassenhauers von Paddy und Dolly ein:

„Good bye, Piccadilly!
Fare well, Leicester Square!
It's a long, long way to Tipperary,
But my heart's right there!"

Von den wie Ameisenhaufen von Menschen wimmelnden, gleich riesigen Bügeleisen im Wasser liegenden Britenpanzern winkte man herüber. Die Jacht fuhr am „Georg V." vorbei, der die Flagge des Deutschen Kaisers als Großadmirals der englischen Flotte gesetzt hatte, am „Centurion". Auf einem der nächsten Ungetüme hielt ein Offizier die Hände an den Mund, um seine Stimme zu verstärken.

„Halloa — was für ein Schiff, Gratwick?"

„Audacious!"

„Seiner britischen Majestät Dreadnought ‚Audacious'!" Man musterte ihn sachverständig. Und was meldete der Gentleman drüben? Er wiederholte es.

Ein Sturm der Entrüstung. Oh — poor old Lord Brassey!

„Was ist denn geschehen?" fragte Hanna Higgins trocken.

O — es war schimpflich! Die Deutschen hatten den Earl verhaften wollen, weil er in einem kleinen Nachen allein zur Dämmerzeit in den verbotensten Gewässern der Kaiserlichen Werft herumruderte.

„Na — da hat er eben umsonst zu spionieren versucht!"

Stummes Entsetzen ringsum Mrs. Higgins. Strafende Blicke, auch von ihrem Mann. Es war peinlich, derlei zu hören! Seine Herrlichkeit und spionieren! Und außerdem — man hatte doch genug

andere Augen mit nach Kiel gebracht. Der kleine Hobson verriet es: „Auf jedem Schiff sind ein paar mehr, als wir zeigen! Damit sie ungestört spazierengehen können — verstehen Sie? Es ist eine liebliche Gegend! Was, Mr. Turner?"

Der blonde Reverend, den sie mit an Bord hatten, starrte, ohne zu antworten oder sich zu rühren, nach dem Ufer. Seit der Vorbeifahrt an Friedrichsort verschlang er stumm mit den Augen die Küste und holte sich mit dem Fernrohr jeden Hügel und jede Erdwölbung heran, um sie auf etwaige Panzerkuppelungen zu untersuchen. Im Vereinigten Königreich drüben konnte man den jungen Gottesmann täglich in der Informationsabteilung des Marinekriegstabs als Hilfsarbeiter sehen. Man setzte dort in Whitehall große Hoffnungen auf den jungen Marineoffizier.

Vor der Seebadeanstalt und dem Kaiserlichen Jachtklub wiegten sich die Jachten der internationalen Sonderklasse auf den Wellen. Alle Segler der Meere trafen sich hier, dänische Lehensgrafen und französische Schokoladenfabrikanten, englische Admirale a. D. und die Dollarjäger Neuyorks. Weiterhin ankerte der Spielbankfürst von Monte Carlo. Deutschland sah wieder einmal die ganze Welt zu Gast, arglos und mit herzlichem Handschlag, so wie da unten Jan Maat von der Waterkant und die Sailors von Portsmouth und Sherneß sich begrüßten. Hanna Higgins blickte vom Fenster des Logierzimmers auf den Strandweg hinab. Ihr Schwager hatte schon tags zuvor, nach der Ankunft in Kiel, seine Gäste an Land untergebracht. Sie dachte sich wieder: Ewiger Feiertag! Dann schrak sie zusammen. Im Gewühl oben surrten Propeller. Ein Zeppelin überflog in majestätischer Runde den Hafen, die Menschen, die Schiffe. Und Hanna Higgins fröstelte in ihrer Stimmung beim Anblick des grauen Riesen, der wie ein Verhängnis von oben über Fahnenpracht und Festesfreude schwebte, als wollte er die stummen, langen Stahlschlangen da unten grüßen, die paarweise über die blumengeschmückten, zum Ballsaal gewandelten Verdecke aus den Panzertürmen herausstarrten.

„Herrgott, Inge!"

Inge Tillesen war in Reisemantel und Strohhut hereingekommen. Sie sah blaß aus. Aber sie hatte sich in der Gewalt und fiel lachend, mit ausgebreiteten Armen, der Schwester um den Hals.

„Man muß sich förmlich bücken, wenn man dich liebhaben will, du kleiner Pussel!" sagte sie, sich nach den Begrüßungsküssen in ihrem hohen Wuchs wieder aufrichtend. „Wie geht's dir denn? Und deinem Mann und deinen greulichen Rangen? . . . Ich bin nur auf einen Sprung von Lübeck herüber. Der Vater doktert dort herum. Was macht ihr denn hier?"

„Du siehst es ja: Wir verbrüdern uns hier wieder mal! Die deutsch-englische Freundschaft wird jeden Tag neu geleimt!"

„Wenn wir nur nicht dabei die Geleimten sind . . ."

„Wem sagst du das? Aber ihr wollt ja hier von nichts hören!"

„Was ist denn da unten für eine Musik?"

„Die Düppelkämpfer von 64! Sie haben eine Paradeaufstellung vor dem Kaiser!"

„. . . Und da himmelblaue Bayern!"

„Regimentsabordnungen! Die waren auch bei Düppel."

„Gott, die Massen englischer Matrosen . . ."

„Es war, glaub ich, ein großes Sportfest zwischen ihnen und den Deutschen!"

Von fern klang der Düppler Sturmmarsch. Inge setzte sich.

„Störe ich dich, Hanna? Du hast sicher für heute noch was vor?"

„Großer Ball in der Admiralität. Aber der ist ganz nahebei. Vorläufig flirtet meine Jungfer noch irgendwo in der Stadt herum!"

„Mit unseren Matrosen?"

„Da kennst du eine freie Britin schlecht. Die sieht keinen Deutschen an! Die hält sich nur an ihre Landsleute."

„Weißt du: eigentlich sind wir Deutsche doch zu geduldig! Es ist merkwürdig!"

„Es ist vieles merkwürdig!" sagte die kleine, blonde Mrs. Higgins . . . Ich greife mir immer an den Kopf . . . ich weiß nicht: bin ich allein so dumm, oder kommt es, weil ich mit einem Bein in jedem Land stehe —da in Deutschland und da in England . . . Aber sag selbst: Zur großen Verbrüderung kommen die einen auf Mordmaschinen angeschwommen, und die anderen stellen ihre Schlachtenveteranen am Ufer auf . . . Zwischen den Kanonen wird auf dem Wasser getanzt, zu Land sitzen sie bei Tisch mit dem Säbel an der Seite. Und wenn sie sich beim Einlaufen freundlich mit Breitseiten einen gesegneten guten Morgen wünschen, dann zittert das ganze Ufer. Das ist doch Krieg im Frieden oder Frieden im Krieg. Aber: eins von beiden kann doch nur richtig sein!"

„Sonderbar . . ."

„Wie ich jetzt in den Jubel und Trubel hier hereingekommen bin, hab ich mich wieder gefragt: haben wir denn ein Recht, ewig Feste zu feiern? Wo um uns alles voll Gefahren ist? Siehst du . . . da drüben improvisieren sie ein Tänzchen auf dem Verdeck . . . Nein . . . links vom ‚Ajax'" Da — ja! Aber wir waren gestern an Bord von so einem Kasten. Unten ist alles voll von Munition. Und die Torpedos liegen im Kühlen. Ein Funken und . . . Und oben tanzen sie eben! Aber wie lange noch?"

(Fortsetzung folgt.)

Winter im deutschen Walde.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.



1. Beschicken eines Futterstandes für Rehwild mit Heu.

Dem Stadtbewohner, der nur verhältnismäßig selten Gelegenheit findet zu Beobachtungen in der freien Natur, erscheint wohl der Wald im Winter als völlig erstorben. Das tausendfache Leben, das ihn in den anderen Jahreszeiten erfüllt, ist verstummt. Die lustigen Sänger, deren Jauchzen im Sommer in den dichten Kronen widerhallte, sind verschwunden. Die Insekten schlafen in der Erde, unter der Baumrinde oder an anderen geschützten Stellen. Selbst das Wild hält sich tagsüber in den dichtesten Beständen verborgen. Ruhe und Schlaf, das scheint das höchste Gesetz, das den Winterwald beherrscht.

Und doch gibt es keine Jahreszeit, in der im Walde eifriger gearbeitet wird als im Winter. Der verhältnismäßige Stillstand in dem Kreislauf des Saftes in den Bäumen und der dadurch verursachte Laubfall gewähren Vorteile, die für den Forstmann von größter Wichtigkeit sind und ausgenutzt werden müssen. Niemals kann man einen Laubbaum in seinem gesamten Aufbau, namentlich auch in seinem Kronenumfang so deutlich erkennen wie im Winter.

Dem Nichtfachmann mag es wohl manchmal scheinen, als ob die Bäume ganz regellos im Walde herumstünden, der eine hier, der andere dort, wie es gerade der Zufall fügte. Das ist aber durchaus nicht der Fall, sondern bei sorgfältiger Beobachtung wird man wohl bald erkennen, daß ein zielsicherer Wille den ganzen Wald beherrscht, daß in einem gut gepflegten Forst auch kein einziger der Bäume an einem falschen Platz steht. Zwar ist das nicht so zu verstehen, als ob von allem Anfang an die Bäume in der Entfernung angepflanzt worden wären, in der sie später, nach vollendetem Wuchs,



2. Kulturarbeiten.

zueinander stehen, etwa wie es in einem praktisch angelegten Obstgarten der Fall ist. Der Wald entsteht ganz allmählich und verändert sein Aussehen von Jahr zu Jahr. Die meisten Wälder werden angesät. Auch diese Arbeit erstreckt sich größtenteils auf die Wintermonate. Zwar das Säen selbst wird meist im Frühjahr vorgenommen, aber ehe man die Saat in den Boden bringen kann, bedarf dieser einer sorgfältigen Vorbereitung. Meist handelt es sich ja um alten Waldboden, der kahl geschlagen wurde. Aber in der Zeit, da er brachlag, ist er von Gras und Unkraut völlig überwuchert. In der dichten Grasnarbe würde kein Samenkorn keimen und Wurzel schlagen können. Deshalb muß die vernarbte Bodenschicht abgeschält und beiseitegesetzt werden. Gewöhnlich erfolgt die Bodenbearbeitung in Reihen, die von Osten nach Westen verlaufen. (Abb. 2). Die Arbeit wird meist von Frauen ausgeführt, kann also auch in dieser Kriegzeit recht wohl erledigt werden, da es an weiblichen Arbeitskräften nicht fehlt und den meisten ein Verdienst hochwillkommen ist. Die Arbeit wird wesentlich erleichtert und gewürzt durch die Geselligkeit und die Unterhaltung, die nie ins Stocken gerät. Eine angenehme Erholungspause verschafft das einfache Mittagsmahl, dessen Hauptbestandteil der Kaffee bildet, der mitten im Wald in der Nähe des Arbeitsplatzes von mehreren zu dem Zwecke abgeordneten Frauen zubereitet wird. (Abb. 5.)

Die aus dem Samen hervorsprießenden jungen Pflanzen stehen viel zu dicht, als daß sie sich zu wohlgebildeten Stämmchen oder gar zu Bäumen entwickeln könnten. Trotzdem läßt man sie einige Jahre lang unberührt, denn sie gewähren sich gegenseitig Schutz und noch manchen anderen Vorteil. Viele von ihnen sterben auch von selbst ab und überlassen ihren Platz den Nachbarn. Dennoch bildet ein solcher undurchforsteter Bestand bald eine schier undurchdringliche Wildnis. Da muß denn der Forstleiter eingreifen und Ordnung schaffen in dem atembeengenden Gedränge. Viele kleine Stämmchen werden herausgenommen. Die eigentliche Durchforstung beginnt aber erst im zwanzigsten Jahr. Dann sind die Bäumchen auch so groß, daß sie schon verkauft werden können und also einen gewissen Nutzen abwerfen. Der forsttechnische Ausdruck bezeichnet sie als Stangen.



3. **Das dürre Holz wird von den Bäumen gebrochen.**

Von dem Zeitpunkt an wird die Durchforstung regelmäßig fortgesetzt. Etwa alle fünf Jahre wird ein Bestand einer genauen Durchsicht unterzogen, und alles, was nicht tadellosen Wuchs und Gesundheit zeigt, fällt unter der Axt des Holzhauers (Abb. 7). Gerade im Winter, wenn die Zweige der Laubbäume kahl sind, läßt sich am besten beurteilen, welche Bäume ihren überlegenen Nachbarn, die den größten Nutzen versprechen, im Wege sind. Sie müssen das Feld räumen.

Der Wald ist reich. Sommer wie Winter bietet er seine Schätze. Ganz besonders die arme Bevölkerung sucht ihn im Winter fleißig auf, weniger, um sich an ihm zu ergötzen, als vielmehr, um das dürre Reisig einzusammeln, das daheim die Stube erwärmen soll. In dieser Kriegzeit sind ja auch, was das Holzlesen anbetrifft, so mancherlei Erleichterungen getroffen. Die Forstbehörde läßt so manches geschehen, was sie sonst, in



4. Schwere Bürde.



5. Waldarbeiterinnen bei den Vorbereitungen des Mittagessens.



6. **Wildspuren im Schnee.**



7. **Der Holzfäller bei der Arbeit.**

normalen Zeiten, nicht zulassen könnte. Dahin gehört z. B. auch das Herunterbrechen der trockenen Äste von den Bäumen. Zwar kann diese Freiheit leicht mißbraucht werden. Die Leute lernen zu leicht halbdürre Äste für dürre und grüne für halbdürre ansehen. Aber jetzt, in dieser schweren Zeit, mag es hingehen (Abb. 3). Würde beim Abholzen gewissenhaft verfahren, so wäre es nicht nur kein Schade, sondern, im Gegenteil, ein großer Nutzen für den Wald. Dürre Äste sind fast immer die Ursache zur Stammfäule, und sie müssen beseitigt werden. Wenn die arme Bevölkerung daraus einen Vorteil zieht, um so besser. Wie so manches schwere Reisigbündel wird nach Hause gebracht (Abb. 4).

Auch für den Jäger ist der Winter die wichtigste Jahreszeit. Ganz besonders bei Neuschnee geben ihm die Spuren im Schnee so manchen wichtigen Hinweis (Abb. 6). Wie in einem aufgeschlagenen Buch kann er darin lesen, das Lager des Hasen am Stamm der alten Buche aufspüren, aber auch die Schleichwege des Fuchses erkennen, der oft großen Schaden unter dem Wildbestand anrichtet. Der Winter bietet die beste Gelegenheit, um unter dem Raubzeug gründlich aufzuräumen. Der rechte Weidmann wird schon im Sommer dafür sorgen, daß es namentlich dem Rehwild im Winter nicht an Nahrung fehlt. Er wird Futterstände errichten und sie mit Heu beschicken (Abb. 1). Ein leichtes Strohdach verhütet das Eindringen des Regens und die dadurch veranlaßte Fäulnis des Heus. Denn das dürfen wir nicht vergessen, auch in der größten Not bleibt das Wild äußerst wählerisch in seiner Äsung.

Die weiße Nacht.

Skizze von Ellyn Karin.

Bis tief ins Tal war der Schnee herabgekommen. Zuerst hatten schon wochenlang die kantigen scharfen Gipfel der Berge blendend weiß geleuchtet im Sonnenschein. Und die Wolken waren die ganze Zeit her so seltsam gebunden in Form und Kraft gewesen.

Das Tal war voller Soldaten. Jedes Gehöft, jeder Stadl war bis unter das Dach besetzt.

Die Vroni vom Bauer auf der „Stoanleiten" stand unter der eichenen Haustüre, hielt die braune, schlanke Hand über die Augen und starrte zu den Bergen hinüber. Wie sie doch die Berge kannte! Wie sie die Wolken kannte, die stark und sehnsuchtschwer über den Himmel jagten. Wie sie den Wind kannte. Sie spürte den feinen, herben Duft des Windes gleich einem Edelwild.

Ernst und weit schauten ihre großen, warmen Augen in die Fernen. Die schmalen Flügel ihrer rassigen Nase zitterten unmerklich. Der schön geschwungene Mund war leise geöffnet. Gerade genug, daß ein blitzendes weißes Aufleuchten die Schönheit der Zähne verriet.

Das Haar lag glatt um den fein gemeißelten Kopf, und ein Zopfnest in dunklem Kastanienbraun war fest aufgesteckt.

Ein bißl herb anzusehen war sie schon. Man hätte sie sich aber gar nicht anders denken und vorstellen können.

Morgen sollten Soldaten hinauf auf die Berge. Einige Offiziere kamen vorbei und grüßten. Sie gab ihnen ihr freundliches „Grüß Gott". Einer der Herren blieb stehen.

„Wird es Schnee geben — morgen?"

„Sell wohl. Viel auch noch, mein i."

Sie sah ihn an, groß und klar.

„So um den Grat müßte man kommen können, was? Da kann man dann schon ins Italienische hinüberschauen, nicht wahr?"

„Ja. Wer si da oben auskennt, der kunnt's dermachen. Müßt halt wer mitgehn von uns."

„Ja — wer? Sind ja keine Leute mehr in all diesen Höfen. Nur Frauen und Greise."

„Ja — weil halt die Weiber koane Leut san — meint der Herr Offizier, nit?"

„Nun — im Schnee — solche Wege zu gehn!"

„Vielleicht findt sich do wer! Grüß Gott!"

Und ließ ihn stehen. Ging stramm und ohne Umschauen auf ihr Haus zu.

Am nächsten Morgen wurde es früh lebendig. Beim ersten Dämmerschein marschierten die Soldaten den Bergen zu. Langsam nur ging es vorwärts. Der Schnee lag tief. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Frühschneenebel lag dicht weißgrau wie träges, schwerfälliges Wellenspiel über den Bergen.

Es verschlang die Soldaten wie ein Riesenrachen, der hungrig, aber beutesicher aufgesperrt wartete . . .

Bei einem der Offiziere hatte sich ein Bursch gemeldet. Er wolle sie führen bis zur „Luckerten Wand". Die stehe auf keiner Karte. Genau Bescheid da oben müßt man halt wissen, wenn man die finden soll. . . . .

Es war fast noch Nacht, als diese Worte gesprochen wurden. Die Stimme war seltsam gedämpft und verlegen und der Tiroler Hut tief in die Stirn über das Gesicht gezogen. So ging dann der Bursch mit. Er hielt sich immer etwas abseits, ging berggewohnt und still des Wegs. Dann begann wieder Schnee zu fallen. Weich und lind, dicht und beharrlich fiel er. Sie konnten kaum zehn Schritte weit sehen. Sie stapften mit ihren Bergstiefeln ganze Löcher in dieses lockere Weiß. Zerstampften, zermalmten es. Aber immer fiel der Schnee. Je höher sie kamen, um so dichter fielen diese großen, leichten Flocken. An manchen Stellen fielen sie nicht gleichgültig herab. Da begannen sie in der Luft zu wirbeln wie trunken von diesem Fallen, diesen unendlichen Höhen, die sie durchmessen mußten. An kälteroten Gesichtern, an blauen, klaren Augen, an dampfenden Mündern fielen sie vorbei . . . . taumelten . . . sanken . . . und sanken . . .

Langsamer — schwerfälliger — mühsamer stapften die vielen Stiefel bergauf. Dafür begannen die weißen Flocken es eiliger zu haben. Ein schwerer Wind hatte sich erhoben und trieb ganze Schwaden sausender Schneekristalle vor sich her. Welch eine Stimme war plötzlich lebendig geworden? Welch eine schwere, geheimnisvoll drohende Stimme hatte sich aus diesen unsichtbaren Felsenschluchten erhoben, war aufgestiegen aus grausigen Tiefen, hatte sich auf mächtige Schneeflügel gesetzt und brauste wie ein donnerndes, drohendes Leben um vorwärts kämpfende Schultern?

Zeitenlang wurde es Nacht. Unheimlicher, wie die wirkliche schwarze Nacht es ja sein kann. Diese Nacht war weiß. Wirbelnd war sie gewebt von abertausend eisigen Schleiern!

Eine unbarmherzige Nacht trieb diese Schleier zu dichten Wellen, zu undurchsichtigen, einengenden Windungen um warmes, willenstarkes Leben. Immer grausiger spürte es diesen Todesatem ringsum.

Oft mußten die Leute stehenbleiben, sich beugen und mit fast erstarrten Händen, die sie sich steif an den Mund hielten — Atem schöpfen. Aber sie atmeten Eis.

Vor einem Stück Felswand, die gegen Osten lag, wurde haltgemacht.

Der Führer von der Stoanleiten redete mit einem Offizier. Er riet, hier Rast zu machen. Und er wollte helfen. Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen. Vielleicht daß er gegen Abend sich legte. Aber sie waren nun viele Stunden in diesem weißen Kampf gewesen. Einige Soldaten begannen eine Feuerstelle zu errichten. Eine Zeltwand wurde gesteckt. Aber alles ging nur langsam. Die Hände wollten kaum gehorchen. Immer mehr Soldaten kamen und halfen. Der Führer ging ein Stück weiter. Er kannte den Weg genau. Links ab ging es dann über die „Stoanerne Leiten". Der schmale Weg hörte hier auf. Der begann erst wieder knapp vor der „Luckerten Wand". Die konnte man im Schneesturm nicht nehmen. Auch nicht in der Nacht. . . Ein Kessel wurde über das Feuer gehängt. Suppe gekocht und Kommiß dazu gegessen. Neue Kraft ging mit der Wärme durch all die steif gewordenen Glieder. Neue Kraft, die stiller gewordenes Leben mit tausend Sternen entzündet. Auf der „Stoanernen Leiten" tut einer den lodenen Hut ab. Ein grobes, aber blühweißes Bauerntüchel trinkt die Schweißtropfen, die auf seiner feinen Stirne perlen. Große, warme Augen schauen in das fallende Weiß. Und ein ganz ungekanntes, nie gelächeltes Lächeln steigt herauf aus einem Herzen. Eine Sekunde nur. Aber dieses menschenferne Angesicht leuchtet verklärt.

Der Führer geht wieder bergab.

„Hallo!"

„Ja, i bin schon da."

„Ich dacht schon, du wärst auf und davon!"

„War nit aus! Die Hauptsach kimmt erscht, Herr Offizier."

Und will vorbei. Aber da steht der Offizier und will dem Führer ein bißl das lodene Hütl aus der Stirn rücken. Da hält ein fester Griff seine Hand. Ein Paar goldbraune Augen blitzen ihn an. Er läßt die Hand fallen — sagt kein Wort, und — der Führer geht vorbei. . . .

Dann sind sie wieder auf dem Marsch. Wieder im Schnee. Zwischen Legföhren, Latschen und Stein. Zwischen Eis und gefrorenem Geröll.

Wieder kommt der Tod in tausend und tausend Kristallen. Schmeichelt und tanzt, rast und brüllt — saust und umschlingt die Tapferen.

Er will sie nicht mehr auslassen! Nein — haben will er sie. Haben will er alle die blauen österreichischen glänzenden Augen, will das warme Feuer in ihnen starr und gebrochen wissen wie geschliffene Edelsteine.

Hunger hat er! Hunger nach diesen klopfenden, roten, lebenswarmen Herzen. Ihn ärgert diese starke, alles überflutende Kraft der Vaterlandsliebe.

Er allein will herrschen — ihm sollen sie sich fügen! Er weiß nichts von Liebe. Nur von Hunger weiß er. Von Gier und unbarmherziger Macht.

Hat er nicht seine schönsten, weißesten, weichsten Schleier ausgesucht?

Hat er dem Sturm nicht befohlen, ein rauschendes, brausendes Lied anzustimmen, das sie betören, sie betäuben sollte? Das den Pulsschlag ihres Blutes beängstigend aufpeitschen sollte, ihnen wie Donner entgegendröhnen sollte, bis sie irrsinnig im Chaos verwirrenden Gebrülls in seine Arme stürzten?

Aber zwei warme, goldbraune Augen leuchten durch die niedersinkende Nacht. Eine Kraft ist in ihnen, vor der das Verderben stille steht. Und eine Stimme redet, daß den Soldaten seltsam licht und hell wird in den müden Herzen.

Sie sind knapp vor der „Luckerten Wand". Nur diese Nacht müssen sie ausharren. Nur diese Nacht überkommen!

Eine Felsschlucht tut sich auf. Wie ein Wunder ist's ihnen. Hier spüren sie, daß die Wand sich weitet. Sie wölbt sich in kantiger, drohender und doch schützender Masse über ihren Köpfen.

Sie können hier Feuerstelle legen. Sie können dieser eisschauernden, todeskalten Nacht trotzen. Sie sind gerettet.

Aufatmend tritt der Führer den letzten Soldaten entgegen.

„Vroni. . . ."

„Ja — Herr Offizier? . . . "

„Vroni. Wir wären umgekommen — wenn du nicht uns geführt hättest."

„Ja — selm könnt sein."

„Wer wird dir das je danken können?"

„I hab'sch nit tan, weil i an Dank haben möcht."

„Das — weiß ich, Vroni. . . ."

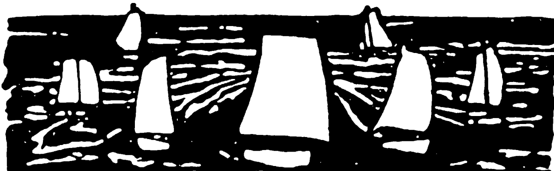
Sie steht vor ihm. Groß und weit in einer unendlichen Sehnsucht schauen ihre Augen ihn an. Er kann nicht reden. Er weiß mit einem Male — daß sie diesen Weg für einen gegangen ist — den sie einst geliebt hat.

Schluß des redakt. Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 8. Januar 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.



Die sieben Tage der Woche.

27. Dezember.

In Sofia wird die bulgarische Sobranje vom König eröffnet.

Das französische Marineministerium teilt mit, daß ein deutsches Unterseeboot das Paketboot „Ville de la Ciotat" am 24. d. M. früh im östlichen Mittelmeer torpediert und versenkt hat.

28. Dezember.

An der beßarabischen Front und am Dnjestr nordöstlich von Zaleszczyki wurden wiederholte Angriffe starker russischer Kräfte blutig abgewiesen. Besondere Anstrengungen richtet der Feind gegen den Abschnitt zwischen Pruth und Waldzone nördlich Toporoutz. Nach Artillerievorbereitung, die sich stellenweise bis zum Trommelfeuer schwerer Kaliber steigerte, erfolgten fünf Infanterieangriffe, die abgewiesen werden.

Im englischen Kabinettsrat erklärt Asquith, daß die Dienstpflicht notwendig sei.

29. Dezember.

Ein französischer Vorstoß am Hirzstein bricht bereits in unserem Feuer zusammen. Die Franzosen griffen zweimal die von uns zurückeroberten Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf an. Sie drangen teilweise in unsere Gräben ein. Nach dem ersten Angriff wurde der Feind überall sofort wieder vertrieben. Die Kämpfe um einzelne Grabenstücke nach dem zweiten Angriff sind noch im Gange.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, daß eine Flottille von fünf Zerstörern und Kreuzer „Helgoland" das französische Unterseeboot „Monge" vernichtet, darauf im Hafen von Durazzo einen Dampfer und einen Segler durch Geschützfeuer versenkt und das Feuer mehrerer Landbatterien zum Schweigen gebracht hat. Dabei stießen zwei Zerstörer auf Minen. „Lika" gesunken, „Triglav" wurde schwer beschädigt und ins Schlepptau genommen.

30. Dezember.

Am Hartmannsweilerkopf werden die in französischer Hand gebliebenen Grabenstücke zurückerobert.

Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer weisen österreichisch-ungarische Truppen den Angriff starker russischer Kräfte gegen den Brückenkopf von Burkanow an der Strypa ab.

Wie die englische Admiralität mitteilt, wird der englische Panzerkreuzer „Natal" in einem Hafen durch eine Explosion im Innern zerstört und versenkt.

Der Postdampfer „Persia" der englischen P.- und O.-Linie wird bei Kreta torpediert und versenkt.

31. Dezember.

In Saloniki werden der deutsche, österreichisch-ungarische, türkische und bulgarische Konsul mit ihren Familien und ihrem Personal auf Befehl des Generals Sarrail verhaftet und an Bord eines französischen Kriegsschiffes gebracht, während die Gebäude der Konsulate durch Ententetruppen besetzt werden.

1. Januar.

In dem Neujahrserlaß des Kaisers an Heer und Flotte heißt es u. a.: „Noch strecken die Feinde von West und Ost, von Nord und Süd in ohnmächtiger Wut ihre Hände nach allem aus, was uns das Leben lebenswert macht. Die Hoffnung, uns im ehrlichen Kampf überwinden zu können, haben sie längst begraben müssen. Nur auf das Gewicht ihrer Masse, auf die Aushungerung unseres ganzen Volkes und auf die Wirkungen ihres ebenso frevelhaften wie heimtückischen Verleumdungsfeldzuges auf die Welt glauben sie noch bauen zu dürfen. Ihre Pläne werden nicht gelingen. An dem Geist und dem Willen, der Heer und Heimat unerschütterlich eint, werden sie elend zuschanden werden: dem Geist der Pflichterfüllung für das Vaterland bis zum letzten Atemzug und dem Willen zum Siege."

2. Januar.

Bei der Eroberung eines feindlichen Grabens südlich des Hartmannsweilerkopfes fallen über 200 Gefangene in unsere Hände.

Auf der beßarabischen Front fanden neue starke Angriffe der Russen gegen die Armee Pflanzer-Baltin statt, die wiederum unter schweren Verlusten der Angreifenden zurückgeschlagen wurden.



Ein Besuch im Wisentwald Bialowies.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Conwentz in Berlin.

Im Lande Reuß j. L. gibt es ein Flüßchen Wiesenthal, das südöstlich von Ziegenrück in die Saale mündet. Nach Berthold Schmidts „Geschichte der Stadt Schleiz" hieß der Fluß ursprünglich Wisenta, d. h. Wisentwasser, und dieser Name wird schon im Jahre 1071 erwähnt; erst später hat ihn der Volksmund in Wiesenthal umgewandelt. Hiernach wurde auch das Wisentaland (terra wisenta) benannt, das zu dem weiten Sorbengebiet zwischen Elster und Saale gehörte. Die Sorben gründeten dort Schleiz, den Hauptort des Wiesentalandes, der den Wisent in sein Wappen und Siegel aufnahm. Das älteste Siegel der Stadt zeigt das nach links schreitende Tier und stammt aus dem Jahre 1297. Es gibt auch Hohlmünzen (Brakteaten), die man wegen des auf ihnen befindlichen Wisents der Münze in Schleiz zuschreibt. Sie finden sich im Boden der Gegend von Schleiz, in Sachsen, im Schwarzburgischen und an anderen Orten und sind in der Zeit zwischen 1200 und 1300 hergestellt.

Diese Denkmäler des Mittelalters geben uns neben anderen Zeugnissen sichere Kunde davon, daß der Wisent vor Jahrhunderten im Herzen Deutschlands lebte. Außer ihm kam ein anderes großes Wildrind bei uns vor, der Ur oder Auerochs, der als der Stammvater unserer zahmen Rinderrassen betrachtet wird, aber längst völlig ausgestorben ist. In der zoologischen Sammlung der

Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin findet man ein prächtiges Skelett des Tieres (Weibchen), das vor bald 30 Jahren im Torf des Schwielochsees in der Niederlausitz aufgefunden wurde. Der deutsche Name dieser Art ging fälschlich auf den Wisent über, der von älteren Schriftstellern und vom Volke allgemein als „Auerochs" bezeichnet worden ist. Der Baron Herberstein, der 1516 bis 1518 und 1526 als deutscher Gesandter in Rußland war, hat beide Arten selbst gesehen und in seinem Buche „Moscoviter wunderbare Historien" abgebildet.

Aus Deutschland ist auch der Wisent verschwunden, aber an zwei Stellen Rußlands hat er sich noch erhalten, nämlich in Bialowies (früher Bjelowjesh, Gouvernement Grodno) und im Bezirk Maikop des Kubangebietes im Kaukasus. In Bialowies wurde der Wisent zur russischen Zeit gehegt, und er war durch Ukas mit Gesetzeskraft vom 3./15. Februar 1892 während des ganzen Jahres geschützt; auf den widerrechtlichen Abschuß stand eine Strafe von 500 Rubel. Nur dem Zaren war es vorbehalten, einmal ein Tier zu schießen, jedoch ist er selten dort gewesen, zuletzt kurz vor Ausbruch des Krieges, im Juli 1914. Bisweilen kam es vor, daß Tiere, wenn sie wild geworden waren und Menschen bedrohten, abgeschossen werden mußten; ein solches Stück wurde vor drei Jahren dem Provinzialmuseum in Danzig überwiesen. Im Kaukasus gehört der Grund und Boden dem Kubanschen Kosakenheer, von dem ihn der Großfürst Sergei Michailowitsch abgepachtet hatte, um die seltene Tierart zu schützen. Aber in letzter Zeit wollten die Kosaken die Pacht nicht weiter verlängern, sondern beabsichtigten, den dort vorhandenen Waldbestand zu nutzen. Darauf nahm sich die Petersburger Akademie der Wissenschaften der Sache an und setzte einen Ausschuß ein, der die Frage der Erhaltung des Wisents im Kaukasus beraten sollte. In einem bei der Russischen Naturforscherversammlung in Tiflis vor zwei Jahren gehaltenen Vortrag regte ich an, dieses Wisentgebiet, in nicht zu enger Begrenzung, den Kosaken ganz abzunehmen und als Nationalpark einzurichten, was auch den Beifall der Versammlung fand.

Als bei dem gewaltigen Ringen im Osten unsere Truppen siegreich immer weiter vordrangen, war vorauszusehen, daß der Wald von Bjelowjesh auch in das Kriegsgebiet einbezogen werden würde. Daher lenkte die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin schon im März dieses Jahres die Aufmerksamkeit der Obersten Heeresleitung im Osten auf das seltene Naturdenkmal, das der Wisentbestand des Waldes darstellt, und bat um dessen Erhaltung, falls es bei den militärischen Unternehmungen möglich sein sollte, auf solche ideale Interessen Rücksicht zu nehmen. Als sich dann im Sommer die Lage zuspitzte, wandte sich die Staatliche Stelle nochmals an mehrere leitende Stellen im Osten mit der Bitte um möglichste Schonung des Wisents. Anfang September erließ die Etappeninspektion der unter Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern stehenden 9. Armee einen Etappenbefehl, wonach den Truppen und Kolonnen sofort bekannt gemacht werden sollte, daß es strengstens verboten sei, in Bialowies auf Wisente zu schießen.

In der zweiten Hälfte des September weilte Forstrat Dr. Escherich, der früher das Forstamt Isen in Oberbayern verwaltet hatte und jetzt als Hauptmann d. L. im Heere steht, als Gast des Prinzen Leopold in Bialowies. Escherich hat sich besonders in Forst- und Jagdkreisen durch seine Schilderungen aus Norwegen, Bosnien und Afrika bekannt gemacht. Zweimal führte ihn der Weg nach Abessinien; die letzte Reise, auf der er



Phot. Prof. Kumm.

Wisent in Bialowies.



Phot. Prof. Rumm.

Futterplatz für Wisente in Bialowies.

(1909) bis zum Rudolfsee gelangte, machte er im Auftrage des Negus Menelik zum Zweck von Aufforstungsversuchen. 1912 unternahm er im Auftrage des Reichskolonialamtes eine Reise nach Neukamerun und durchquerte dabei Gebiete, die noch kein Europäer betreten hatte. Bei Ausbruch des Krieges stellte er sich freiwillig und wurde im Westen gleich im August 1914 schwer verwundet.

In Bialowies entwarf Dr. Escherich eine Jagdordnung, die unter dem 25. September 1915 vom Etappeninspekteur Generalleutnant Freiherrn von Seckendorff veröffentlicht wurde und sofort in Kraft trat. In dieser Verordnung wird hervorgehoben, daß der dortige Forst „ein weltberühmtes Revier ist, das neben beträchtlichen Mengen von Rot- und Schwarzwild einzig und allein in Europa noch einen größeren Bestand von Wisenten in freier Wildbahn hat. . . . . Wir wollen, obwohl es sich um Feindesland handelt, den Bestand an Wisenten nach Möglichkeit erhalten, um damit der Nachwelt ein in seiner Art einziges Naturdenkmal zu überliefern". Weiter wird festgesetzt, daß die Wisente durch das ganze Jahr zu schonen sind; die Regelung des Abschusses hat sich der Oberbefehlshaber selbst vorbehalten.

Am 1. Oktober d. J. wurde Dr. Escherich zum Ortskommandanten und Chef der deutschen Forstverwaltung im russischen Okkupationsgebiet (ausschließlich Polen) mit dem Sitz in Bialowies ernannt, und damit ist der rechte Mann an den rechten Platz gelangt. Wie in seinen früheren Stellungen entwickelt er auch hier in größerem Wirkungskreise ein hervorragendes Organisationstalent, das mit großer Energie gepaart ist. Dabei wird er von einem Stabe preußischer und bayrischer Oberförster unterstützt, denen auch tüchtige Forstschutzbeamte zur Seite stehen.

In der zweiten Hälfte November d. J. brachte ich einige Tage in Bialowies zu, und obwohl schon eine hohe Schneedecke lag, konnte man doch einige Beobachtungen über Wald und Wild machen.

Das Waldgebiet ist nahezu 20 Quadratmeilen groß und weist im Innern eine umfangreiche Lichtung auf, in welcher Dorf und Jagdschloß Bialowies sowie die Gebäude für Hofbeamte und Dienerschaft, Verwaltungsgebäude, Stallungen usw. liegen. Zur Russenzeit befand sich dort auch als Schloßwache, unter dem Kommando eines Rittmeisters, eine vereinigte Schwadron von Dragonern und Ulanen aus Bialystok. Von Westen führt ein Schienenstrang über Bjelsk und Gainowka durch den Wald dorthin, und es steht noch unverletzt die Empfangshalle, welche für den Besuch des Zaren bestimmt war. Auch wird das Gebiet von einer vorzüglichen Automobilstraße durchschnitten, an welcher zwar sämtliche Brücken von den Russen zerstört, dann aber von den Unsrigen wieder instand gesetzt sind. Weiter gibt es nur wenige Land- und Jagdwege außerhalb der Gestelle. Der Wald ist nach deutscher Art in Jagen eingeteilt, und wenn ich mich recht erinnere, war es auch ein deutscher Forstmann, der zur russischen Zeit die Forstverwaltung hat.

Die Jagen sind erheblich größer als bei uns, da sie eine Werst (über 1 Kilometer) lang und ebenso breit sind. Im Walde befindet sich eine größere Zahl von Forsthäusern, die teilweise in gefälliger Form aus Holz gebaut sind.

Der Bialowieser Forst liegt außerhalb der Buchenzone, die schon an der alten preußisch-russischen Grenze ihre Verbreitungsgrenze erreicht. Vor wenigen Jahren wurde dort von unserer Staatsforstverwaltung im Revier Sadlowo im Allensteiner Bezirk, gerade an der Grenze der Verbreitung, eine ansehnliche Fläche mit urwüchsigem Buchenbestand als Naturschutzgebiet eingerichtet. Der Wald in Bialowies ist ein Mischbestand, der sich hauptsächlich aus Kiefer, Fichte, Weißbuche und Stieleiche zusammensetzt. Daneben treten Birke, Espe, Esche, Schwarzerle usw. und als Unterholz stellenweise Wacholder auf. Wie Rotbuche fehlt auch Efeu, nur bei der Oberförsterei Albrecht, die ihren Namen von dem jetzt dort waltenden Oberförster Albrecht (früher in der

Herzoglich Ratiborschen Oberförsterei Kieferstädtel O. S.) erhalten hat, bemerkte ich Efeu an einem Stamm emporklettern. Ob die Eibe (Taxus) vorkommt, konnte noch nicht ermittelt werden, jedoch ist es nach den Boden- und Bestandsverhältnissen nicht unwahrscheinlich. Sehr häufig tritt die Mistel nahezu auf allen Baumarten, nur nicht auf Eiche auf; immerhin ist es möglich, daß sie ebenso wie an der Grenze zwischen West- und Ostpreußen auch hier auf dieser Holzart gefunden werden wird.

Im großen ganzen macht der Wald einen urwüchsigen Eindruck, jedoch kann man nicht gerade von einem Urwald sprechen. Während eines ganzen Tages weilte ich im östlichen Teil, der besonders viel Sumpf aufweist. Die Kiefern, Birken und anderen Baumarten waren durchweg vom Schwamm befallen, dessen Fruchtkörper am Stamm mehrere Konsole übereinander bildeten, und überdies hatte der Specht stark daran gearbeitet. Das Fallholz bedeckte kreuz und quer, stellenweise mehrfach übereinanderliegend, den ganzen Boden, so daß man Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Andere Waldteile, namentlich im Westen, zeigen auf besserem Boden stockende, vortreffliche Kiefern und Eichen. Diese sind langschäftig und so regelmäßig gewachsen, daß die Jahresringe wie mit einem Zirkel gezogen erscheinen. Holz wurde schon zur russischen Zeit geschlagen und teilweise nach Deutschland ausgeführt, aber eine rationelle Forstwirtschaft hat kaum bestanden, vielmehr wurde hauptsächlich Rücksicht auf die Jagd und auf die Pflege des Wisents genommen. Häufig sieht man im Walde Futterplätze, an denen die Wisente im Winter mit Heu gefüttert wurden, das die Bauern der Dörfer werben mußten. Überhaupt empfängt man den Eindruck, daß sich die Tiere nicht mehr in eigentlich wildem, sondern in halbzahmem Zustand befinden und kaum eine Scheu vor dem Menschen kennen. Ich konnte ein am Boden lagerndes Tier aus nächster Nähe beobachten, ohne daß es sich in seiner Ruhe stören ließ; tags zuvor hatte ein Offizier ein Tier auf 5 Meter Entfernung photographiert. Für einen weidgerechten Jäger kann es kaum reizvoll sein, auf solches Wild zu pirschen.

Wenn man auch zugeben muß, daß sich die Wisente nicht mehr in ganz ursprünglichem Zustande befinden, so ist doch die Erhaltung des Bestandes dringend zu wünschen. Gefährdet ist er vornehmlich durch die Wilddieberei und durch den Futtermangel. Bevor eine ordnungsmäßige Verwaltung und Aufsicht in Bialowies bestand, ist den Tieren von Kosaken und andern Wilderern arg zugesetzt worden. Diese haben auch heute noch Schlupfwinkel in entlegnen Teilen des Waldes, und es hielt bisher schwer, ihnen beizukommen. Jetzt soll eine Abteilung Militär dorthin entsandt werden, die einen Streifzug durch das Gebiet ausführen wird. Daß von diesseitigen Schützen der Bestand künftighin nicht unnützerweise verringert wird, dafür bürgt die Persönlichkeit Dr. Escherichs. Selbstverständlich wird er von den verschiedensten Seiten mit Bitten um Jagderlaubnis, um Wisente für zoologische Gärten und um Skelette und Bälge für Museen lebhaft bestürmt, aber mit bayrischer Festigkeit gewährt er nicht mehr, als er unter voller Berücksichtigung der Erhaltung des Wisentbestandes glaubt verantworten zu können. Ich war selbst Zeuge, wie er einer hervorragenden Persönlichkeit das begehrte Wild ablehnte.

Nicht unerheblich leiden die Tiere auch, wie bemerkt, durch Futternot. Ein Wild, das bisher durch Winterfütterung künstlich gehalten wurde, kann ohne diese nicht bestehen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Etappeninspektion auch in dieser Beziehung Abhilfe schaffen will, ohne daß die Verpflegung der Pferde dadurch beeinträchtigt wird.

Angesichts dieser Maßnahmen darf man mit dem Zoologen Professor Matschie die Hoffnung hegen, daß „der offenbar schon sehr minderwertige Stand an Wisenten wieder gekräftigt werde". Er teilt nicht die Befürchtung, daß der Bestand infolge der Inzucht zurückgehen werde. Durch Inzucht sei noch keine Art ausgestorben; sie schade erst dann, wenn sie zwischen schwächlichen und kränklichen Tieren stattfinde. Eine Blutauffrischung durch kaukasisches Wisentwild würde nur ungünstig wirken.

Was die übrige Tierwelt des Waldes betrifft, so ist wenig Elchwild, reichlich Rotwild, ferner Rehwild, eingesetztes Damwild und etwas Schwarzwild vorhanden. Der Elch findet sich dort hart an der Südgrenze seiner Verbreitung überhaupt. Ferner vermutet man das Vorkommen von Luchs und Wildkatze. Der Wolf scheint sich noch nicht gezeigt zu haben, da das Wild sonst kaum so ruhig geblieben wäre, wie es der Fall ist. Immerhin wird er auch hier, wie in strengen Wintern in Ostpreußen, auftreten. Von Federwild sind Auer-, Hasel- und Birkhühner vorhanden.

Die deutsche Forstverwaltung hat dort vornehmlich die Aufgabe, den Wald zu nutzen und das beste Holz zu schlagen. Zurzeit sind nur an wenigen Stellen Kahlschläge vorgenommen, während sonst meist geplentert wird. Bei Eichen geht man nicht unter 60 Zentimeter, bei Eschen und Erlen nicht unter 50 Zentimeter Durchmesser in Brusthöhe, bei Kiefern nicht unter 30 Zentimeter Zopfdurchmesser herab. Somit ist vorläufig nicht zu befürchten, daß das Waldbild im großen ganzen geändert und wesentlich beeinträchtigt werden wird, zumal die Forstverwaltung besonders darauf Bedacht nimmt, daß keine ausgedehnten Kahlhiebe stattfinden. In vielen Teilen des Waldgebietes wird überhaupt nicht geschlagen, und manche große Gebiete sind den deutschen Forstmännern noch unbekannt geblieben.

Auf Anregung des Prinzen Leopold entsandte die Bayrische Akademie der Wissenschaften einen Zoologen, Dr. Stechow, nach Bialowies, der sich längere Zeit dort aufhalten will, um die Biologie des Wisents zu studieren und die gesamte Tierwelt näher kennen zu lernen. Weiter befindet sich dort ein Präparator des Münchner Zoologischen Museums, der es vorzüglich versteht, mit Hilfe der im Dorf zurückgebliebenen Bevölkerung die im Walde in früherer Zeit umgekommenen Tiere aufzuspüren und ihre Skelette für die Sammlung nutzbar zu machen. Dabei hat er auch im Dorf zerstreut und an anderen Stellen, teilweise auf Kerichthaufen, etikettierte Schädel und Skeletteile von Wisent und anderen Tieren angetroffen. Sie entstammen einer früher im Schloß vorhandenen Sammlung, die wie vieles andere bei der Flucht der Russen nicht einfach im Stich gelassen, sondern verschleppt und weggeworfen wurde. Auch das Schloß ist durch Vernichtung der Wasserleitung, der elektrischen Beleuchtung, der Tapeten und Zimmerdecken sowie durch Entfernung des ganzen Mobiliars zunächst unbewohnbar geworden. Den noch vorhandenen Resten, dem Parkett, das in jedem Raum ein anderes Muster aufweist, den Badeeinrichtungen usw. merkt man aber an, daß die Räume nur sehr selten gebraucht sein können. An der Außenseite findet sich ein großes Phantasiewappen mit dem Wisent im Schilde.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Peter, Nikita und der Orangenbaum.

„Vielleicht schon morgen", sagte Peter zu Nikita, „müssen wir dieses Land verlassen und die Gastfreundschaft unserer fernen Freunde annehmen. Bevor wir von hier scheiden, wollen wir unseren mächtigen Bundesgenossen den Schwur der Treue erneuern."

„Ja, das wollen wir!" stimmte Nikita feierlich mit ein. „Du und ich, wir schwören, nicht eher an einen Sonderfrieden zu denken, als bis . . . als bis . . . na, besinne dich mal auf etwas recht Großartiges, Peter!"

„Nicht eher," ergänzte Peter, nachdem er ein Weilchen nachgedacht hatte, „nicht eher wollen wir an einen Sonderfrieden denken, als bis hier dieser verdorrte Orangenbaum anfangen wird, Datteln zu tragen."

Nikita besah sich den Baum, nach welchem Peters Finger gewiesen hatte. Das alte, vertrocknete Geäst würde nie wieder eine Orange tragen, geschweige denn Dattelfrüchte. Ja, der Eid war furchtbar genug! Und feierlich erhob jeder die Schwurhand . . .

Nachts jedoch war Nikita von Gewissensbissen geplagt. Man konnte nicht wissen . . . Ein Sonderfriede? . . . Wenn vielleicht doch einmal die Aussicht winkte? . . . Na, zum Glück galt ja der Schwur nur so lange, als auf dem Orangenbaum keine Datteln hingen . . . Flink stand Nikita auf, holte etwas Blumendraht, Datteln, die Leiter und schlich in den Garten . . .

Aber als er sich an den Orangenbaum herangepirscht hatte, lachte er aus vollem Halse.

Nämlich: Peter saß schon oben, auch mit Datteln.

* * *

Wehrpflicht.

Die Wehrpflicht ist des Deutschtums Stempel,
Sie ist's, auf die das Volk vertraut;
Sie ist der deutschen Freiheit Tempel,
Dran ein Jahrhundert treu gebaut.

„Die nehmen wir uns zum Exempel,"
Sprach Grey zu seinen Lords, „gebt acht,
Wir haben den Jahrhundertkrempel
In sieben Wochen nachgemacht!"

— Er ahmt den Tempel nach, den alten.
Schnell fertig beut sein Werk sich dar . . .
Es wird genau so lange halten,
So lange — wie die Bauzeit war!

* * *

Die Kleingeldnot.

Meine Frau ihrerseits hatte:
1. einen leichten Hustenreiz,
2. ein Dutzend Briefe zu beantworten.

Infolgedessen sollte ich ihr:
1. für neunzig Pfennig Briefmarken — sechs zu zehn und sechs zu fünf —,
2. für zehn Pfennig Salmiakpastillen

mitbringen.

Ich meinerseits hatte:
1. sehr wenig Zeit,
2. die Pflicht, den Wunsch der Gattin zu erfüllen.

Ein Blick in den Schaltervorraum ließ mich in meinem Innersten erbeben. Monatsanfang! Vor jedem Schalter eine Riesenschlange von Wartenden. Also werde ich zum Mittagessen zu spät erscheinen, werde mit meinen dringendsten Arbeiten heute nicht mehr zu Ende kommen ... Alles, weil ich für neunzig Pfennig Briefmarken kaufen muß! ... Bevor ich mich der Riesenschlange anschließe, will ich wenigstens einen Teil der Wartezeit nutzbringend verwerten: der Post gegenüber liegt die Apotheke, wo ich die Salmiakpastillen kaufen soll. Also zuerst die Salmiakpastillen!

„Haben Sie's nicht kleiner?" fragte der Provisor, der mir die kleine Blechschachtel einwickelt.

„Nein. Kleiner als eine Mark hab ich's nicht.

Der Provisor durchwühlt die Kasse. „Es geht nicht, es geht nicht. Die Kleingeldnot! Oder Sie müßten für die vollen neunzig Pfennig Briefmarken in Zahlung nehmen? Hier sind gerade noch sechs zu zehn und sechs zu fünf?"

Ich brauchte mich nicht mehr der Riesenschlange anzugliedern.

Pünktlich kam ich zu Tisch.

Alle meine Arbeiten wurden zur rechten Zeit fertig.

Dank dir — o Kleingeldnot!

* * *

Küchenschwierigkeiten.

Sahne . . .

Sahne ist zu schade jetzt,
Daß sie auf der Torte prunke;
Sahne wird durch Milch ersetzt
Bei der braunen Bratentunke.

Von geringer Wichtigkeit
Bleibt zu Haus die deutsche Sahne,
Hat's nur immer Richtigkeit
Draußen mit der — deutschen Fahne!

Butterbrot ohne Butter . . .

Ja, daß ich nur die Wahrheit sage:
Es ging in meinem eignen Haus
An einem schönen Vormittage
Uns alle Butter gänzlich aus.

Da hab ich es ganz klar ermessen:
Um wieviel leichter ich's ertrüg,
Brot ohne Butter stets zu essen
Als ohne — Hoffnung auf den Sieg!

* *

Die Muschel in der Kriegsküche.

Von Greta Warneyer.

Manche Hausfrauen haben sich noch gar nicht mit ihr befreundet und scheuen sich von vornherein, auch nur einen Versuch zu machen, der ihr Vorurteil hinfällig werden lassen könnte. Das ist sehr schade; keineswegs allein deshalb, weil wir in diesem Meeresprodukt, welches uns unsere Seeküsten in so überreichem Maß darbieten, ein sehr annehmbares Kriegsnahrungsmittel sehen sollen, sondern weil Muschelgerichte von so außerordentlichem Wohlgeschmack sind, daß einem Nichtkenner in der Tat etwas verloren geht. Dazu kommt noch die große Billigkeit — das Pfund kostet 9 Pfennig — der sehr hohe Eiweißgehalt und die schnelle, Feuerung sparende Zubereitungsmöglichkeit. Lange bevor der Weltkrieg ausbrach, kannte man, namentlich in Holland und Amerika, Suppen und Speisen aus verschiedenen Seemuscheln, und besonders Amerika legt alljährlich einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Nationalvermögens in Seemuscheln an.

Mancher einsame Besucher unsrer Nordseebäder, der deren ernste Schönheit im Spätherbst höher schätzt als in der Hochflut des Badelebens, kennt vielleicht den Reiz, den das Graben der Sand- oder Klaffmuscheln gewährt, die man auf der Glut eines ausgebrannten Holzfeuers



Berl. Ill. Ges.

Vom serbischen Kriegsschauplatz: Die Ortsbevölkerung wartet auf die Brotausgabe.

gleich rösten und an Ort und Stelle verzehren kann. Die oft über Handteller großen Muscheln sitzen ungefähr einen Fuß tief im Wattensand und erstrecken eine armartige Röhre zur Oberfläche, welch erstere bei dem zweimal täglich anflutenden Seewasser die Nahrungzufuhr vermittelt. Die vorsichtig mit den Anhängseln ausgegrabenen Muscheln tut man am besten in ein Fischnetz und läßt sie im Seewasser tüchtig ausschlemmen, was sich am besten mittels eines langen Bindfadens vom Landungsteg aus bewerkstelligen läßt, oder wozu man, falls man die Muscheln vom Händler erstanden hat, einen Eimer voll Wasser benutzt. Tiere mit bereits offnen oder zerbrochenen Schalen werfe man fort. — Am besten schmeckt dem Kenner die Suppe aus Strandaustern nach amerikanischer Anweisung. Die mehrmals in reichlich Wasser mittels Besen oder Bürste gewaschenen Schalentiere werden in einen Kessel mit wenig, aber brausend kochendem Wasser getan und herausgenommen, wenn die Schalen sich geöffnet haben. Nun nimmt man die gekochten Tiere aus den Schalen, entfernt alle Nebenteile und benutzt nur den mittleren, ovalen Herzteil, aus dem man den sich als dunklen Faden kennzeichnenden Darm zieht. Darauf gibt man das Austernfleisch in ein Sieb, schüttet tüchtig kaltes Wasser darüber, damit die Sandkörner, die sich häufig noch innerhalb der Muschel befinden, fortgespült werden, und gießt zu gleichem Zweck das Muschelkochwasser durch ein mit Fließpapier oder Mull ausgelegtes Haarsieb. Nun schwitzt man feingewiegte Schinkenabfälle mit ein wenig Kochfett, gibt geriebene Zwiebel, ein Lorbeerblatt, gewiegte Petersilie, gewiegte frische oder getrocknete Kräuter, wie Majoran, Thymian, Pimpinelle, Dragon und Portulak, hinzu, dünstet etwas Mehl darin, füllt mit dem Austernkochwasser auf, legt die Austern hinein, schmeckt mit Weißwein oder Zitronensaft ab und gibt nach Gefallen noch eine Konservendose voll Gemüseallerlei hinein und läßt das Ganze an mäßig warmer Herdstelle 15 bis 20 Minuten ziehen, aber nicht kochen. Man kann die Suppe noch mit zwei aufgelösten Trockeneiern abziehen sowie durch zwei bis drei Bouillonwürfel kräftigen, doch schmeckt sie auch so vorzüglich.

Aber auch zu anderen ganz vorzüglich schmeckenden Gerichten läßt sich die Strandauster verwenden. So kann man die vorgekochten und abgespülten Muscheltiere wie Stinte panieren, backen und mit Zitronensaft betröpfelt auf den Tisch bringen oder sie als Frikassee in einer aus dem durchgeseihten Muschelkochwasser hergestellten holländischen Sauce anrichten, in der dann die Muscheltiere noch 15 bis 20 Minuten ziehen, aber nicht kochen müssen. Viele Liebhaber dürfte sich auch ein Salat aus Strandaustern erwerben. Hierzu werden die 20 Minuten lang gekochten Austern mit Essig, Öl, Senf, Pfeffer und ein wenig von der durchgeseihten Kochbrühe angemengt und zu Butterbrot ohne Belag gegessen. Austernmayonnaise, die vortrefflich zu trockenem Brot schmeckt, stellt man her, indem man zwei bis drei Eßlöffel voll warme, restgebliebene holländische Sauce mit etwas Öl, ein bis zwei Eidotter, Senf, etwas Weinessig, Pfeffer, Salz und etwas Zucker verrührt, die 20 Minuten lang gekochten Austern hineingetan und angerichtet. Eine andere gleichfalls sehr wohlschmeckende Abendschüssel geben Strandaustern in Gallert. Die Austernkochbrühe wird hierzu nach dem Durchseihen mit weißer Gelatine — für ein Liter 10 Blätter — vermischt, mit Essig abgeschmeckt und durch drei bis vier aufgelöste Bouillonwürfel verbessert. Dann gibt man die Austern hinein und läßt das Ganze erstarren, um es zu stürzen. Gar nicht genug zu schätzen sind die Strandaustern, um sie mit Gemüse, besonders Kartoffeln zusammenzukochen. Zu diesem Zweck werden die Austern nur knapp so lange gekocht, bis die Schalen sich öffnen und die Tiere herausgenommen und vorgerichtet werden können. In der durchgeseihten Austernbrühe kocht man ein Suppenbund sowie die nötige Menge Kartoffeln fast gar, legt die Austern hinein, kocht sie mit den Kartoffeln fertig, macht das Gericht mit etwas aufgelöstem Weizenmehl seimig,

kräftigt es mit Bouillonwürfel und schmeckt mit Petersilie und Pfeffer sowie ein wenig geriebener Zwiebel ab. Ebenso wie mit Kartoffeln kann man mit allen Gemüsen, frischen sowohl als auch getrockneten, oder auch Hülsenfrüchten verfahren; zu allen paßt die Strandauster vortrefflich. Ebenfalls eignet sie sich auch noch zu feinen wie einfachen Farcen. Hierzu rechnet man auf zwei Pfund gargekochtes, abgespültes und durch die Maschine gedrehtes Muschelfleisch ein Pfund gekochtes, erkaltetes und durchgedrehtes Schweinebauchfleisch, drei in Abfüllfett geschmorte, geriebene Zwiebeln, nach Geschmack Nelken, Pfeffer, Salz, Majoran und Thymian. Miteinander verarbeitet, kann man diese Masse sterilisieren und hat so immer einen vorzüglichen Brotbelag, der Butter leicht entbehren läßt. Vermischt man diese Farce mit Reibbrot und Eiern, kann man sie zu Pudding oder allen Bratbeilagen verwenden; zu ersterem paßt dann vorzüglich eine Kapern- oder Sardellensauce.

Neben der Strandauster genießt auch die Miesmuschel in der Küche noch immer nicht die Würdigung, die ihr gebührt. Unsere Hafenstädte abgerechnet, kennt man sie kaum dem Namen nach als eßbar. Im Gegensatz zur Sandmuschel oder Strandauster lebt die Miesmuschel nicht im Sande, sondern auf demselben, unter Wasser den Strand oft kilometerweit bedeckend und bei Ebbe sichtbar werdend. Nicht ganz so dem Sandigwerden ausgesetzt wie die Strandauster, ist ihr gründliches, mehrmaliges Waschen doch Hauptbedingung. Im übrigen gilt das über die Verwertung der Strandauster Gesagte auch für die Miesmuschel. Da letztere seltener Sandkörner in sich birgt, kann das Durchseihen der Kochbrühe sowie das Abspülen der gekochten Muscheltiere unterbleiben, wenn man der Sicherheit halber nicht vorzieht, es doch zu tun. Hat man besonders schöne und sandfrei scheinende Miesmuscheln zur Verfügung, kann man dieselben nach gründlichem Waschen abwechselnd mit gutem Öl, etwas geriebener Zwiebel, Pfeffer und zerkrümelten Bouillonwürfeln in eine Bratenpfanne packen und für 10 Minuten in den sehr heißen Bratofen stellen. Man ißt die Tiere dann gleich aus den Muscheln und entfernt dabei die härtlichen Teile wie Bart und Fuß. — Es ließe sich noch manches zum Lobe dieser Muschelgerichte sagen, aber das vorstehende mag zunächst einmal genügen, um den Hausfrauen den Gebrauch dieses so vorzüglich schmeckenden und überaus wohlfeilen Nahrungsmittels nahezulegen. Nach einem gelungenen Versuch werden sie auf manchem Tisch nicht nur für die Kriegsdauer, sondern für alle Zeit Freunde finden.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Es ist unverkennbar, daß eine gewisse Hast im Nachrichtenwesen bei unseren Feinden den Mangel an für sie günstigen Ereignissen zu übertäuben trachtet. Erklärungen, Meinungsäußerungen, Beteuerungen und Drohungen klingen zusammen in einem etwas wirren Geräusch. Wenn man es recht besieht, hat die ganze Zukunftsmusik,



Berl. Ill. Ges.

Ein bulgarischer Soldat bringt zwei Weinfässer zur Stadt.

Aus Serbien.

mit welcher sie sich und die Welt über ihre Mißerfolge und über ihre schlechten Aussichten hinwegzutäuschen suchen, so wenig Überzeugungskraft an der Schwelle des neuen Jahres wie an der Schwelle des verflossenen.

Unser Nachrichtendienst bringt nach wie vor seine kurzen, knappen Meldungen, aus denen wir ersehen, daß unermüdlich weiter gekämpft und gearbeitet wird. Man möchte die Kargheit, mit welcher unsere Heeresleitungen von den Ereignissen, die der Dienst an unseren Verteidigungsfronten von Tag zu Tag mit sich bringt, berichten, fast ein beredtes Schweigen nennen. Und das ist gut so. Für jedermann, der den Gang der Ereignisse bisher aufmerksam verfolgt hat, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Heerführer, zu denen wir in festem Vertrauen aufblicken, genau wissen, was sie zu tun haben, und daß ebenso unsere sieggewohnten Truppen ihre Schuldigkeit tun.

Auf dem russischen Kriegschauplatz wird andauernd in alter Weise gekämpft. Umfangreich und heftig sind die Kämpfe in Ostgalizien, an den verschiedenen Strecken der Strypa, an der beßarabischen Front. Auch wenn die Berichte unter den Meldungen über feindliche Mißerfolge in militärischer Kürze und kühlem Gleichmut nur solche Meldungen enthalten, die da lauten „nichts Neues“, so wissen wir doch, daß energisch und nimmermüde weiter gefochten wird.

Ebenso ist der Kriegsdienst im Westen ständig rege. Ist diese Front, wie das der Gang der Ereignisse und die Eigenart des Kampfgeländes bedingt, auch unvergleichlich weniger beweglich als unsere östliche Front im weiten Rußland, so stecken auch hinter den geringsten Vorkommnissen hier doch im gleichen Grade starke militärische Leistungen. So anspruchslos in unserer Soldatensprache es klingen mag, wenn gemeldet wird, daß an vielen Stellen der Front zeitweise lebhafte Feuerkämpfe stattfanden, daß am Hartmannsweilerkopf in Feindeshand gebliebene Grabenstücke zurückerobert wurden, daß englische Versuche, bei Lille durch Überraschung in unsere Stellungen einzudringen, erfolgreich abgewiesen wurden: geleistet wird von unseren braven Truppen gleichmäßig dasselbe.

Die Balkanoperationen, Hand in Hand mit unseren bulgarischen Verbündeten, nehmen ihren Fortgang. In voller Einmütigkeit werden sie folgerichtig durchgeführt über den Höhepunkt hinweg, der durch die mutvolle Hingabe der Truppen, durch den Geist der Ordnung und Disziplin, durch das Zusammenwirken der Heerführer erreicht und überschritten ist.

Es ist nicht unsere Art, Vorschuß auf künftige Erfolge zu zeichnen, und doch wäre es Schwäche, wollten wir nicht darauf pochen, daß die Tatsachen in diesem ganzen Kriege niemals auch nur eine unserer Mitteilungen Lügen gestraft hatten. Und nach allem, was wir zu melden haben, kennzeichnen die Ergebnisse unserer vereinten Tätigkeit auf dem Balkan einen entscheidenden Abschnitt des Weltkrieges.

Als seinerzeit der Suezkanal dem internationalen Verkehr eröffnet wurde, zu einer Zeit, wo von dem gewaltigen Aufschwung des Verkehrs Europas mit Afrika und Asien noch nicht einmal die Rede war, gipfelten alle Kundgebungen der europäischen Mächte in dem Leitsatz: wer den Schlüssel von Suez hat, gebietet über einen großen Teil der Handelsinteressen Europas, denn die Seestraße um Afrika kann diesen Weg ebensowenig auch nur zeitweise ersetzen wie eine Schienenverbindung durch den asiatischen Kontinent, und Suez ist das Ausfalltor für eine den Kanal besitzende Seemacht, welche im Mittelmeer nur noch einen Nebenbuhler zu fürchten hat, einen starken Beherrscher der Dardanellen.

Wie es heute um diese Seemacht, wie es heute um die Beherrschung der Dardanellen, wie es heute um Suez steht, das sind die großen Fragen des Schicksals, die unsere Feinde heraufbeschworen haben, indem sie ruchlos diesen Krieg entfesselten.

Mit der Ruhe, zu der wir in dieser Stunde auf Grund der bisherigen Ereignisse volle Berechtigung haben, sehen wir dem Lauf der Dinge entgegen. Die feindliche Presse dagegen verbreitet Nachrichten von lebhaften Vorbereitungen in Ägypten, von der Ankunft englischer Söldner australischen und neuseeländischen Ursprungs, die nach Alexandria verfrachtet werden, von der Tätigkeit des englischen Generalstabes, der sein Hauptquartier in Kairo aufgeschlagen habe, und der Zahl der Bahnarbeiter, die die Verbindung mit dem inneren Ägypten verstärken. Die Debatten in London über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht führen zu lebhaften Erörterungen über die bedrohliche Lage. In allen feindlichen Lagern werden bevorstehende kriegerische Ereignisse in Ägypten besprochen.

Das türkische Hauptquartier verzeichnet nur die letzten Kämpfe, in denen den Feinden an der Dardanellenfront der Garaus gemacht wird, und die ersten kriegerischen Erfolge der Senussen gegen die Engländer in Ägypten. Das Tempo der Bewegungen im Orient gegen die Vergewaltigung der internationalen Freiheit durch die Engländer war bisher langsam. Wir verzeichnen zunächst die eine Tatsache, daß England unsere Vereinigung mit unseren türkischen Verbündeten nicht hat hindern können, daß das Dardanellenschloß ihm aus der Hand gewunden ist.

Heute noch von einer Hoffnung unserer Feinde ernsthaft in entscheidendem Sinne sprechen zu wollen, daß unsere Ausdauer und Tatkraft durch eine Beschränkung der Ernährungsmöglichkeiten Deutschlands erschüttert werden könne, ist glatt von der Hand zu weisen. Unsere Großväter 1813—15 und deren Ahnen unter dem Alten Fritz haben es schon verstanden, unter schwierigeren Bedingungen die Ernährungsfrage zu lösen. Seitdem hat das deutsche Volk noch manches hinzugelernt.

Nicht ohne grimmigen Humor beginnt das neue Jahr. Der Zar ist zum britischen Generalfeldmarschall befördert worden, und England blamiert sich mit Schriftstücken seiner Vertreter, die von einem österreichischen Unterseeboot aufgegriffen sind.

X.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Nz Eft.

General Sarkotic mit seinem Generalstabschef Minnich.

Vom montenegrinischen Kriegschauplatz.


Bulgarisches Militärkonzert auf dem Marktplatz der Stadt.


Rast bulgarischer Truppen auf einer Straße der Stadt.


Blick über den Markt und die Hauptstraße der Stadt.

B. J. G.


Vor der bulgarischen Kommandantur in Lescovac.

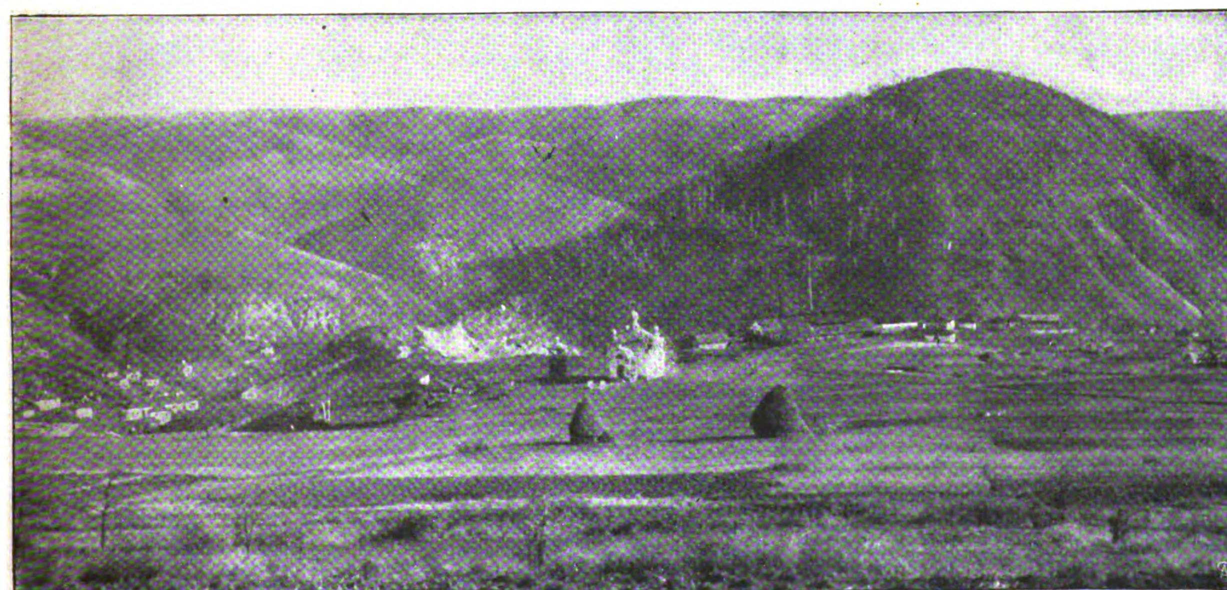
Vom serbischen Kriegschauplatz: Die Bulgaren im eroberten Lescovac.



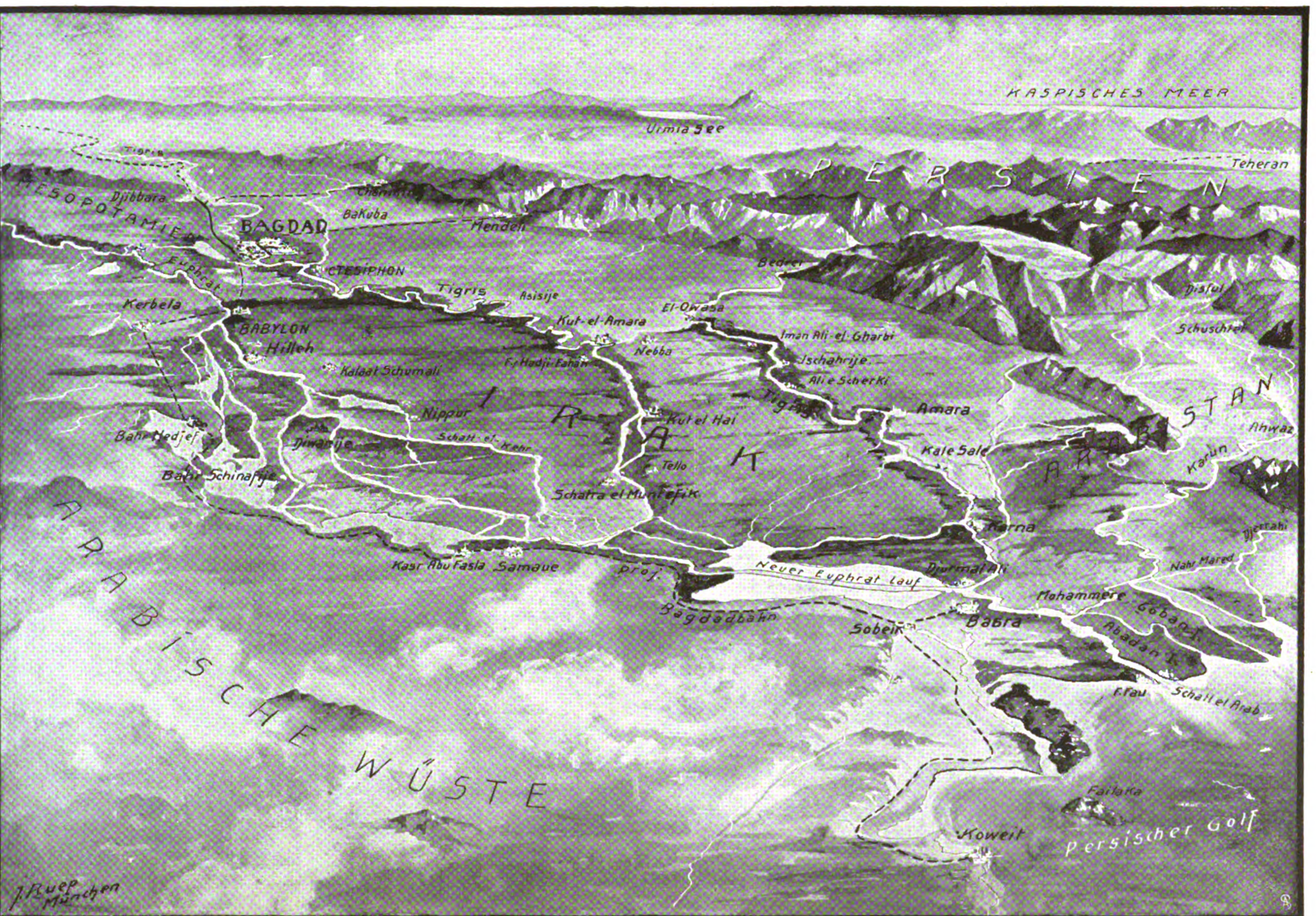
Das von den Bulgaren bei ihrem Einzug in Negotin umgestürzte Denkmal König Peters.



Ansicht der Arbeiterkolonie des Kupferbergwerks Bor.



Blick auf Dorf und Kupferbergwerk Bor.



Zu den Kämpfen im Irak: Das Kampfgebiet aus der Vogelschau gesehen.



Die Reste einer von den Russen zerstörten Brücke in der Gegend von Dünaburg.

Phot. Leipziger Presse-Büro.


Phot. A. Bernheim
Oberst Koch.


Major Ebel.


Major Ernst Zimmermann.


Hauptmann Franz Weißmann.


Oberstleutnant Dorn.


Von links: Hauptmann Voigt, Major Graf Goetzen, Leutnant Walter.


Oberleutnant Theodor Keil.


Leutnant Hermann Gottschalk.


Leutnant Sauerbrey


Leutnant Ottmar Reich.


Phot. Herm. Kniep.
Leutnant Helmig.


Leutnant Rolf Zimmermann.


Sergeant Karl Latzel.


Unteroffizier Wilhelm Jensen.


Gefreiter Hans Schmidt.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Die Mannschaften einer Fuhrparkkolonne begeben sich von ihrem Quartier nach dem Wagenpark.



Auf einem Sonntagsausflug in einem russischen Dorf.



Auf dem Patrouillenritt.

Phot. Häckel.

Unsere Feldgrauen in Winterausrüstung an der Ostfront.

Spezialaufnahme der „Woche“.

Ein Schützengraben im Berliner Westen.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Zu der bevorstehenden Eisenbahnverbindung Berlin—Konstantinopel: Der Balkanzug.

Gelbe Dragoner.

Gelbe Dragoner reiten,
Den Säbel an der Seiten,
Ins Feld mit Sing und Sang.
Die Fähnlein auf den Lanzen
Vergnügt im Winde tanzen.
Seid wachsam, stolze Franzen,
Das wird ein guter Fang!
Und fröhlich streckt sich Fuchs und Rapp
Mit Hufgeklirr und Hufgeklapp
Im Trab, im Trab.

Gelbe Dragoner reiten,
Wenn's mannhaft gilt zu streiten,
Wie Wind und Wetterbraus!
Ihr Franzen, steift den Nacken!
Wenn deutsche Sturmattacken
Euch fest beim Schopfe packen,
Das wird ein harter Strauß!
Mit Hurra fegt's einher und hopp,
Kennt keine Gnade, keinen Stopp.
Galopp! Galopp!

— Gelbe Dragoner reiten,
Zur letzten Rast zu leiten,
Die kein Signal mehr weckt.
Manch Kugel war geladen
Für manchen Kameraden,
Den sie auf wald'gen Pfaden
Noch jung ins Gras gestreckt.
Und was er ritt und stritt und litt,
Sein Pferd am Hügel fühlt es mit
Im Schritt, im Schritt. — —

Gelbe Dragoner reiten
Ins Dorf — und froh begleiten
Sie Böllerkrach und Tusch —
Mit stolz erhobnem Kopfe
Entlang manch blondem Zopfe,
Das Eisenkreuz am Knopfe,
Am Helm den Siegesbusch.
Zerbrochen ist des Feinds Gewalt!
Der Friede kam! Und fröhlich schallt
„Das Ganze halt!!"

Rodrich Ley.

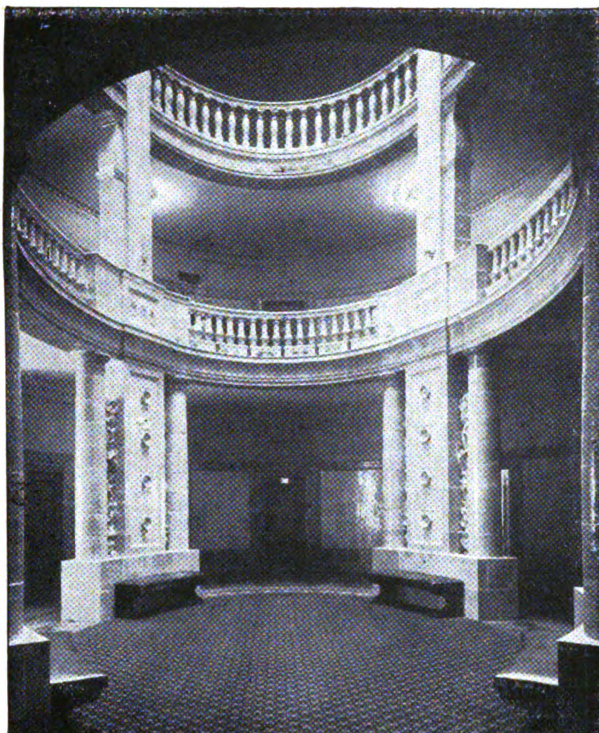
Die Reichsgetreidestelle.

Von Unterstaatssekretar Dr. Michaelis, Vorsitzenden der Reichsgetreidestelle.

Unser „täglich Brot" ist der wichtigste Teil der Volksernährung. Wenn wir Brot haben, können wir leben. Deshalb richtete sich von Beginn des Krieges an die Aufmerksamkeit darauf, die Getreidebestände zu erfassen und zu verteilen. Anfänglich glaubte man, die Frage so lösen zu können, daß man 20 Millionen Doppelzentner aufkaufte und sie für die letzten drei Monate des Erntejahres aufspeicherte. Zu der geschäftlichen Durchführung dieser Aufgabe wurde die „Kriegsgetreidegesellschaft" vom Staat Preußen, einigen anderen Bundesstaaten, 48 Großstädten und Industriekreisen gegründet. Als aber die Bestandaufnahme des Getreides im Dezember 1914 ergab, daß wir knapp wurden, wenn wir nicht alle Vorräte beschlagnahmten und unter starker Einschränkung des Verbrauchs bis ins einzelne verteilten, nahm man von Reichs wegen die Sache in die Hand.

Alle Vorräte wurden dem Landwirt entzogen — auch das, was er gern ans Vieh verfüttert hätte — nur das blieb ihm, was ihm als Verbrauch für sich und seine Hausgenossen zugestanden wurde, und das war weniger, als er zu essen gewohnt war. Das Getreide wurde von der Kriegsgetreidegesellschaft den Mühlen zur Aufbewahrung übergeben, weil die Müller gewohnt und erfahren sind, die besonders sorgfältig zu bearbeitende deutsche Ware zu lagern und vor Verderb zu schützen. Die Müller durften nur dann und nur so viel mahlen, als ihnen die KG gestattete, und jeder Stadt, jedem Dorf, soweit es sich nicht selbst versorgte, wurde von der Gesellschaft pünktlich in halbmonatigen Teilen die ihm zukommende Mehlmenge zugeschickt.

Das war eine Riesenarbeit, und erfahrene Kaufleute warnten, die Aufgabe überhaupt zu übernehmen. Sie sei undurchführbar. Man denke, täglich im Durchschnitt mindestens 150 000 Doppelzentner bewegen; dazu sind 1500 Waggons nötig. Wenn man also annimmt, daß ein Güterzug 50 Wagen Getreide oder Mehl mitnehmen kann, dann waren täglich 30 solcher Züge nötig — und dies bei dem Wagenmangel im Kriege und bei häufigen Sperren! — Die Kosten des zu erwerbenden Getreides betrugen beinahe eine Milliarde Mark. Diese sind an die Landwirte zu bezahlen und dafür der Preis für das Mehl von den Kommunen einzuziehen. Der Tagesumsatz beträgt durchschnittlich 6 Millionen Mark. Täglich wurden 3000 Auszahlungen im Durchschnitt geleistet.



Vestibül.

Diese großen staatlichen Aufgaben der Beschlagnahme und Zwangsverteilung konnten von der auf privatwirtschaftlicher Grundlage aufgebauten Kriegsgetreide-G. m. b. H. nicht gelöst werden. Der Leiter des Aufsichtsrats, Unterstaatssekretär Dr. Michaelis, wurde zum Reichskommissar für Brotversorgung ernannt und ihm ein Stab von Verwaltungsbeamten beigegeben.

Für das Wirtschaftsjahr 1915/16 wurde diese historische Entwicklung der Organisation durch die Bundesratsverordnung vom 28. Juni 1915 in der durch sie geschaffenen „Reichsgetreidestelle" auf gesetzliche Grundlage gebracht und so eine ganz neue Rechtsform durch Verbindung einer Reichsbehörde mit einer auf den Bestimmungen des Handelsrechts aufgebauten Gesellschaft m. b. H. ins Leben gerufen.

An der Spitze der Reichsgetreidestelle steht ein Direktorium, dessen Leiter der frühere Reichskommissar für Brotversorgung ist. Die Reichsgetreidestelle hat eine Verwaltungsabteilung, der die staatlichen Geschäfte obliegen, die Organisation der Kommunalverbände und die Kontrolle der Durchführung, und eine Geschäftsabteilung, in welcher die frühere KG aufgegangen ist. Diese Abteilung besorgt den kaufmännischen Teil der Geschäfte, den Erwerb, die Lagerung, Vermahlung und den Verkauf der Bestände.

Die Tätigkeit der KG und der RGSt ist Gegenstand scharfer Kritik gewesen. Das ist sehr verständlich, denn die Verstaatlichung der Brotversorgung greift störend in alle beteiligten Berufstände ein. Die Landwirte klagen



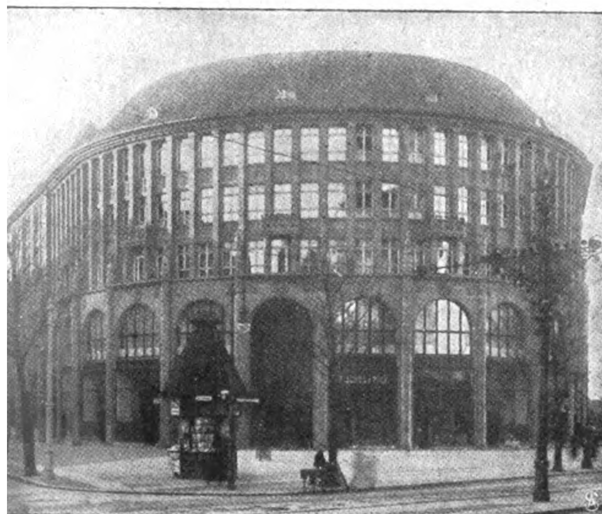
Abrechnungsraum.



Getreide-Untersuchungsraum.



Statistische Abteilung.



Reichsgetreidestelle. Geschäftshaus

wegen des Eingriffs in ihre Wirtschaftsführung und über die ihnen auferlegte Beschränkung im Verbrauch dessen, was sie selbst produzieren; der Handel beschwert sich, weil er als Eigenhandel völlig ausgeschaltet ist und nur als Kommissionshandel tätig sein kann, die Müller zürnen, weil sie nicht gleichmäßig beschäftigt werden und mit zu großem Risiko belastet seien, und schließlich murren auch viele Konsumenten, weil infolge der staatlichen Zwangsbewegung von Getreide und Mehl die Brotpreise höher sind als im Frieden.

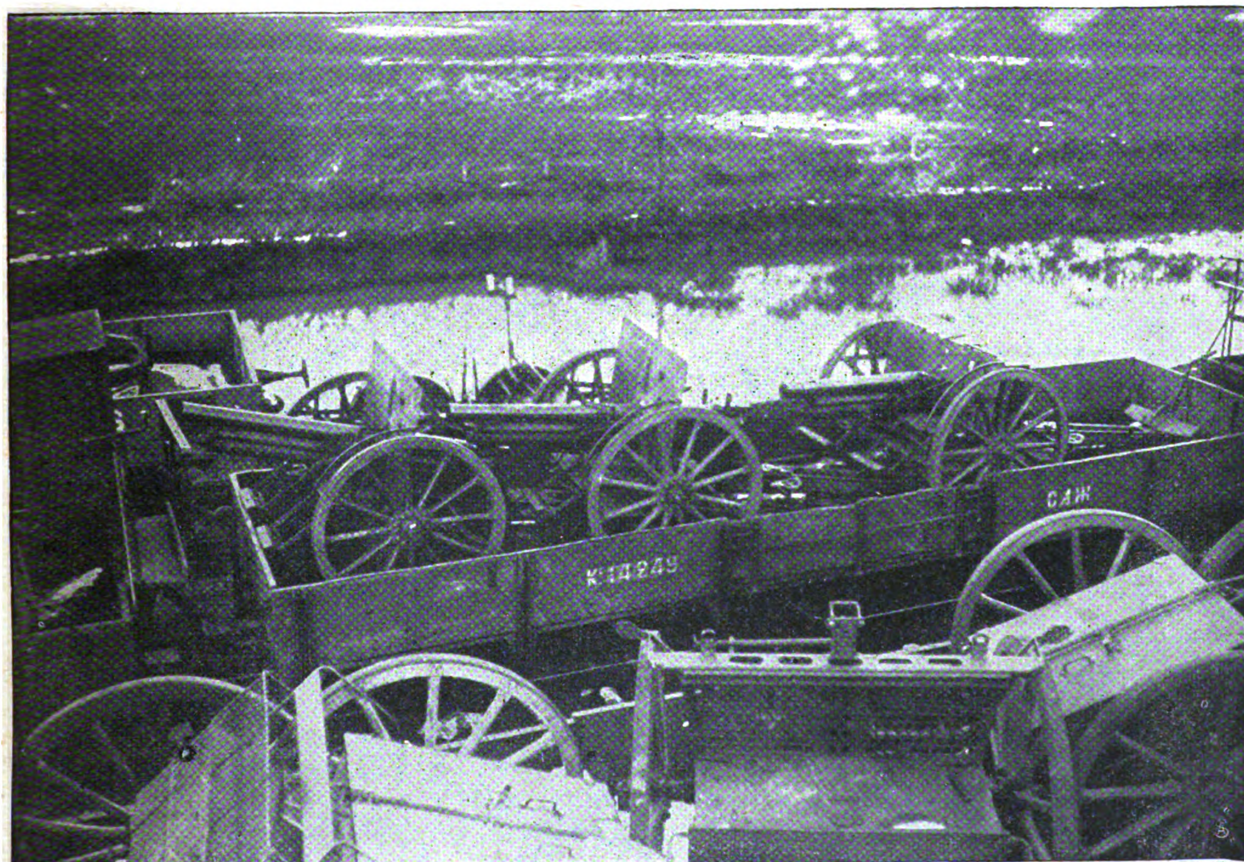
Im allgemeinen aber hat sich, trotz aller durch die Verhältnisse hervorgerufenen Gegnerschaft, die Überzeugung durchgerungen, daß es ein gewaltiges Gefühl der Sicherheit den Aushungerungsplänen unserer Feinde gegenüber gewährt, zu wissen: jeder Deutsche von Eydtkuhnen und Kattowitz bis Metz und Aachen bekommt, solange es Krieg ist, pünktlich sein Brot; und die Deutschen wissen daher der Reichsgetreidestelle, die die Trägerin des großen vaterländischen Gedankens der Gemeinschaftlichkeit des täglichen Brotes ist, Dank.

bere Reihe: Hans Leykauf, Frl. Herold, Rechtsanwalt Dr. Stauder, Regierungsrat Herold, Kommerzienrat Gg. Leykauf, Frl. Möller, Oberlandesgerichtsrat Steinlein. Untere Reihe: Frl. Michel, Frau Regierungsrat Herold, Frl. Hepp, Eugen Leykauf.

riegsfürsorge in Nürnberg: Von der bayrischen Sammelzentrale der „Vaterlandsdank"-Sammlung von Gold und Silber für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen.



Verwundetenfürsorge in Serbien. Bulgarische Sanitätssoldaten und Krankenschwester. B. J. G.



B. J. G.

Erbeutete serbische Geschütze, die, auf Bahnwagen verladen, auf einer serbischen Eisenbahnstation vorgefunden wurden.

Vom Balkan-Kriegschauplatz.



Besuch der Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha (×) in einem Offiziersgenesungsheim in Friedrichroda.



Hofphot. Henne.

Vom Bezirksverein vom Roten Kreuz in Düsseldorf: Packung der Liebesgaben für die Front.

Kriegsfürsorge in der Heimat.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

7. Fortsetzung.

Inge Tillesen sah ihre Schwester an. „Hanna! So hab ich dich noch nie gesehen!“

„Also hör mal!“ Die kleine Frau rückte näher an die Schwester heran, barg sich an ihrer Schulter. „Ich war seekrank auf der Überfahrt!“

„Das wirst du ja immer! “

„Ich hab nicht die Pferdenerven wie das People. Gut also, ich lag da und konnte nicht schlafen. Und oben, an Deck, gerade über mir, sprachen noch ein paar Herren . . . Es war tote See, weißt du. Da klatscht es nur alle Minute einmal. Aber sonst ist's still!“

„Na, und —?“

„Und ich erkannte die Stimme meines Schwagers, des großen Higgins. Er nölt doch so. Genau wie 'ne verrostete Türangel. Der andere — du, wir haben einen ganz gefährlichen Kunden mitgebracht, du denkst natürlich, er wäre Reverend, aber — ja so — das darf ich ja auch wieder nicht sagen . . . Also die beiden saßen oben. Und mein Schwager William sagte: Nein, Kaptän! Die russische Probemobilmachung diesen Herbst ist nicht weise! 1916 ist ein gutes Jahr zum Krieg!“

„Das hast du gehört?“

„Dann sagte der Kap . . . Ich wollte sagen der Reverend — etwas, was ich nicht verstand . . . Und wieder Higgins: Der Verrat Italiens —schön! Aber der Verrat Italiens geht seit zehn Jahren!“

„Was erzählst du da?“

„Dann sprachen sie was vom Balkan und von Japan und lachten . . . Da kam gerade eine Welle . . . und dann sagte mein Schwager: Ich glaube nicht, daß wir vor 1916 den Weltkrieg gegen Deutschland eröffnen können!“

„Um Gottes willen!“

„Dann standen sie auf und gingen schlafen. Ich werd die Geschichte nicht los . . . es ist mir seitdem immer, als hinge eine dunkle Wolke über allem . . .“

Durch das Fenster wehte eine laue Abendbrise. Sie brachte die Menschenstimmen von unten mit sich. Lachen und Schwatzen in drei, vier Sprachen auf der Strandpromenade. Ferne Musik. Wieder ein Windhauch von der See. Es war wie friedliche Atemzüge der ganzen großen Menschheit auf Erden. Völkerverbrüderung. Das goldene Zeitalter im bunten Festgewand. Silberne Lichter über Meer und Land. Die Sonne sank. Ein wohliges Dämmern breitete sich über den Fahnenprunk der Stadt.

„Ach, Inge, mir ist das Herz schwer!“ sagte Hanna Higgins. „Es ist alles so unheimlich um einen her. Ich bin froh, daß du gekommen bist . . . vielleicht bringst du mir ein bißchen Ruhe . . .“

„Die wollte ich mir gerade bei dir holen!“

„Was ist denn mit dir geschehen? . . .“

„Ach . . . es ist ein Mensch in mein Leben getreten . . . Höchst ungerufen und unerbeten . . . Unheimlich! . . . Er ist mir gräßlich . . . Aber wenn ich denke, ich bin ihn los, dann meldet er sich wieder! Sag: Du hast doch durch deinen Schwager Einblick in vieles! Hast du einmal zufällig etwas von einem Herrn von Schjelting gehört?“

„Nikolai Schjelting?“

„Ja.“

„Aus Petersburg?“

„Ja. Um Gottes willen, Hanna, ist der Mensch denn so bekannt?“

„Wie ein bunter Hund! “

„Auch bei euch drüben?“

„Überall, wo gegen Deutschland gehetzt wird. Mein großer Schwager liebt ihn zärtlich. Er hat mich ja gerade bei Higgins neulich abends aufdringlich nach dir gefragt.“

„Das glaub ich . . .“

„. . . und wo du jetzt wärst?“

„Um mich auch noch brieflich zu verfolgen . . . Da! Das kriegt ich vorgestern von ihm!“

„Zeig her!“

„Lies gleich da, von dem Absatz an . . .“

„Ich sagte es Ihnen früher schon, Fräulein Tillesen: es wird bald die Zeit kommen, wo man Freunde braucht. Ich gebe Ihnen anbei meine Adresse: St. Petersburg, Bolwar Italianskja, Haus Schjelting. Oder Bruxelles, Boulevard du Régent 417, chez Mr. Lambert, oder Gutsverwaltung Kulinow über Kortschewa, Gouvernement Twer, Russie. Doch auf meinen Gütern bin ich fast nie. Schreiben Sie die Adresse mit lateinischen Buchstaben. Sollten besondere Ereignisse den Verkehr in diesen Ländern unmöglich machen, so bleibt immer noch die Schweiz. Ein Telegramm nach Bern, Chancellerie de l'Ambassade de Russie, erreicht mich immer, wenn auch auf Umwegen. Die Schweiz ist überhaupt am sichersten. Dort kann ich stets zur Verfügung stehen, was auch kommt! Bitte, rechnen Sie auf mich, und erinnern Sie sich zur gegebenen Zeit daran, daß niemand auf Erden besorgter als ich um Ihr Schicksal sein kann . . .“

„Gib her!“ sagte Inge und zerriß in einer jähen Aufwallung den Brief. „Ich kann nichts dafür, daß der Mensch so ist, Hanna. Ich hab ihm weiß Gott

keinen Anlaß gegeben! Ich war wie vom Donner gerührt, wie ich merkte, daß er . . . Gott, 's ist ja an sich egal! . . . Aber es ist dasselbe, was du eben erzählst. Es ist wie ein Vorzeichen, als läge etwas in der Luft . . . Irgend etwas Furchtbares . . ."

„Weißt du, was ganz sonderbar ist? Auch wie eine Warnung! Der letzte Mensch, den ich jetzt bei der Abreise von London gesehen und gesprochen hab, das war dieser Schjelting! Er stand in aller Gottesfrühe vor Victoriastation und erkundigte sich nach dir . . ."

„Er soll mich in Ruhe lassen!" sprach Inge Tillesen erbittert. Ihr Schwager trat ein. Hinter ihm schlüpfte die Jungfer ins Zimmer. Es war Zeit für Mrs. Higgins, Toilette zu machen. Inzwischen saßen ihr Mann und ihre Schwester nebenan beisammen. Der Oxforder Professor war in bester Laune. Sein schwammiges, bebrilltes Chinesengesicht strahlte. Nicht nur, weil er dem Herzog von Huntington begegnet war und Seine Gnaden, ein alter Undergraduate von Christ Church, ihn erkannt und angesprochen hatte — o ja — auch das tat einem Britenherzen wohl. Er zerkaute das ‚His Grace' wohlgefällig zwischen den bartlosen Lippen. Aber dann war er in dem Universitätsgebäude gewesen, hatte wieder die Vorlesungzettel am Schwarzen Brett gesehen, die Studenten, die Hörsäle, war in winkeligen, niederdeutschen Gäßchen des alten Kiel umhergewandert, hatte an seine Jugend und an seine Studentenzeit in Deutschland, an Heidelberg und Göttingen, gedacht.

Das war das Deutschland, an dem Professor Jerôme K. Higgins in seiner Weise hing. Ein Gegensatz zu Englands Nebel, Nüchternheit, Geschäftsinn, Weltherrschaft. Der Zwerg Perkeo und das Große Faß, der Rodensteiner und Auerbachs Keller, die Wartburg und die Rittersitze am Rhein, das Goethehaus in Weimar und das Münchener Hofbräu, Posthornklang und Mondenstrahl über verschlagenen Landstädtchen — so sah er Deutschland und wollte es nicht anders sehen und wurde dabei förmlich warm. Plötzlich hob Inge Tillesen den Kopf.

„Ach, der Römer in Frankfurt! Bist du auch einmal in Höchst draußen gewesen, in unseren Fabriken?"

„Was?"

„Warst du mal bei uns auf einem Exerzierplatz?"

„Gott sei Dank, nein!"

„Hast du den Hamburger Hafen gesehen?"

Professor Higgins lehnte ab. Er kannte den Hamburger Hafen nicht und wünschte ihn auch nicht kennen zu lernen. Wenn er Häfen betreten wollte, gab es genug in England. Und jedenfalls größere.

„Ja, sag mal: was kennst du denn dann eigentlich von Deutschland?"

Der Oxforder Physiologe schaute sie verwundert durch seine Brillengläser an.

„Das wirkliche Deutschland kenne ich, meine Liebe!"

„Das heißt, das Deutschland von dazumal! Das Deutschland vor 1870 war euch bequem. Also sind wir's 1914 auch noch! Komische Leute!"

„Ich bin wahrhaft betrübt! Wenn die Tochter eines Gelehrtenhauses schon so spricht . . ."

„Man muß ja so sprechen, wenn man euch hört! Ihr reizt einen ja dazu!"

„. . . bisher kannte ich dich nicht so! Nichts war früher erfreulicher, als deine Vorliebe für das Angelsachsentum!

„Ach!"

„Du warst durch die schöne Schule amerikanischer Freiheit gegangen . . ."

„So? . . . Na ja . . ."

„Aber jetzt trägst du ja förmlich die Pickelhaube auf dem Kopf! Der Militarismus redet aus dir!"

„Nein. Aber die gesunde Vernunft!" sagte Inge schroff, trat zum Fenster, wandte ihm den Rücken und blieb stumm. Jerôme K. Higgins saß unbehaglich da. Seine mitleidige und gönnerhafte Vorliebe für verträumte deutsche Winkel und verstaubte Ecken war wieder einmal erschüttert. Immer, wenn er über den Kanal kam, fühlte er mißbilligend die Zeichen einer neuen Zeit, ahnte sie sogar unbestimmt bei seiner frischen, kleinen, blonden Frau, die eben fertig zum Abendfest hereinkam. Es war in ihrer Lebhaftigkeit wie in ihrer Versunkenheit etwas Fremdes, anders als bei ihm, selbst bei den kleinen Söhnen. Das Fatherland' wirkte nach. So weiches Wachs, wie er bei seiner Heirat gedacht, war solch ein deutsches Herz doch nicht mehr.

Unter dem Laubdach der Düsterbrooker Straße rollten Autos und Wagen vorbei, schimmerten Marineuniformen und Damenkleider, wurden nach der Stadt zu immer mehr. Plötzlich kam ein Kraftwagen von dort zurück. Raste um die Ecke, die Reventlowallee hinauf, zwei Offiziere darin.

„Die haben was vergessen!" sagte Inge Tillesen, die, auf dem Wege nach dem Bahnhof zurück, das Ehepaar zu Fuß bis zur Marinestation begleitete.

„Da brauchten sie doch nicht so furchtbar ernst auszusehen! Ich bin ganz erschrocken!"

Schon zwei Tage vorher war ein Militärflieger tödlich verunglückt. Hanna Higgins dachte daran. Sie wies ängstlich mit der Hand: „Wieder ein Auto!"

Es schoß ungestüm dahin. Sein Insasse war ein hoher Beamter in Zivilfrack und Dreispitz. Auch er hatte dies starre Gesicht.

„Well — was diese Telegraphenboys strampeln!" meinte der Oxforder Professor kopfschüttelnd und zeigte auf einen atemlos vorbeiradelnden Depeschenboten.

„Da kommen ja Gäste von der Admiralität zurück!"

„Dort auch!"

„Du, Hanna: mir scheint, das Fest fällt aus!"

„Da dreht ein Leutnant um und ruft den Damen drüben was zu!"

„Hast du's verstanden?"

„Nein! Der Straßenbahnwagen rasselte zu sehr!"

Der Wagen fuhr vollgepackt mit fröhlichen und ahnungslosen Menschen vorbei. Aber an der Haltestelle, zehn Schritte weiter, änderten sich die Mienen. Selbst Jerôme K. Higgins vergaß seine britische Zurückhaltung.

„Ist denn ein Unglück geschehen?"

„Ist jemand krank geworden?"

„Ach, krank! Tot! . . ."

„Dort ziehen sie ja schon eine Fahne auf Halbmast!"

„Dort auch!"

„Überall . . ."

Ein Menschengewirr um sie her.

„Sie sprechen von einer Mordtat! "

„In Serajewo! Heute nachmittag!"

„Der Erzherzogthronfolger und seine Gemahlin." . . .

„Beide!" . . .

„Serben waren's!"

„Da kommen schon die ersten Extrablätter!"

„Der Mord von Serajewo!"

Serajewo . . . Serajewo . . . Wer kümmerte sich sonst viel um die Hauptstadt Bosniens? An diesem Abend des 28. Juni 1914 klang ihr Name vielhundertmillionenfach auf der bewohnten Erde, hallte im Telephon, zitterte im Telegraphendraht, lief im Kabel auf dem Meeresgrund, dröhnte im Stampfen der Druckereimaschinen, gellte mit der Lungenkraft der Zeitungsverkäufer in allen Hauptstädten der Welt, lag auf den Lippen der Menschheit von Lissabon bis Tokio, von Washington bis Melbourne.

Und dann die große Stille . . .

Hanna Higgins saß am nächsten Tag allein in ihrem Zimmer. Nun wehten überall in Stadt und Hafen, auf Schiffen und Häusern die Flaggen und Fahnen auf Halbstock. Was noch an Festschmuck vergangener Tage da und dort hing, wirkte wie Hohn in dieser bleiernen, stummen Schwüle. Vom Strandweg her hörte sie die halblauten Mitteilungen der sich Begegnenden.

„Seine Majestät reist eben ab. Nach Potsdam."

„Das englische Geschwader fährt morgen nach Hause."

Hanna Higgins sah hinüber nach der Reede. Da lagen noch die britischen Kolosse. Aber sie hatten nicht mehr über die Toppen geflaggt. Kein Gewimmel von Gästen belebte sie mehr. Kein fröhlicher Empfang mehr am Fallreep, kein Flirten unter den lang starrenden Geschützrohren, keine Tänzchen auf dem Deck. Diese Verdecke wurden jetzt von Hunderten von barfüßigen Matrosen gesäubert, alles zur Abfahrt gerichtet. „Georg V." und die Seinen waren aus schwimmenden Festsälen wieder zu schwimmenden Festungen geworden.

Zwei deutsche Marineoffiziere gingen unten vorbei. Der eine sagte zum andern: „Seit gestern sind die Engländer wie ausgewechselt! Die reinen steinernen Gäste!"

„Die Kälte ist schon beinah feindselig."

Professor Higgins trat herein. Er hatte von seinem Bruder Abschied genommen. Sir William ließ seine Jachtgäste im Stich und fuhr mit dem nächsten Schnellzug nach London zurück.

„Ach, Jerôme!" sagte sein Frau auf englisch. „Welch ein schimpfliches, schmähliches Verbrechen!"

Zu ihrem Befremden antwortete der Professor nicht. Sie fragte sich: Um Gottes willen, hat ihm am Ende sein großer Bruder gesagt, es sei in diesem Falle weise für einen Engländer, beide Augen zuzumachen?

„Findest du denn als Brite kein Wort gegen diese elenden Mörder, Jerôme?"

„Die gerechte Strafe wird sie ereilen!" sprach Jerôme K. Higgins salbungsvoll. „Uns geht diese Tat nichts an. Wir haben nur die Folgen ins Auge zu fassen!"

„Was für Folgen?"

„Nichts wäre verfrühter, als darüber jetzt schon zu reden!"

Ein dumpfer Donnerschlag vom Wasser her — ein zweiter — ein dritter — nun ein einziges betäubendes Krachen und Rollen. Die Scheiben klirrten. Die Wände schienen zu zittern. Hanna Higgins fuhr mit einem unterdrückten Angstlaut empor. Ihr Mann nahm ihr die Hand vom Ohr und schrie hinein: „Warum erschrickst du denn so?"

„Sie schießen ja da draußen! Alle Schiffe!"

„Nun ja! Der Trauersalut für den Erzherzogthronfolger!"

Grauer Pulverrauch umqualmte draußen auf der Förde die langen Reihen der verankerten Schlachtkolosse bis zu den Mastspitzen. In ihm zuckten die kurzen Feuerstrahlen, füllten Luft, Erde und Meer mit ihrem schmetternden Widerhall. Nahe dabei lagen die deutschen Kriegsschiffe. Es war, als kämpften die beiden Geschwader miteinander auf Tod und Leben, beinahe unsichtbar in dem donnernden Dampf, der sie umwob. Nur den „Audacious" vorn erkannte man deutlich, wie er aus seinen Feuerschlünden Blitze schnob und sie unschädlich wütend in geballten Rauchwirbeln gegen die Ufer Deutschlands schleuderte.

„Wie lange feuern sie denn noch?"

„Einundzwanzig Schuß. So lange weht auf jedem Schiff die österreichische Kriegsflagge halbstock!"

Es schien Hanna Higgins das Bild einer Seeschlacht. Sie sah schweigend mit bangen Augen dar-

aufhin. Endlich, nach einer langen, bangen Stunde, verhallte das Gebrüll. Der Rauch lichtete sich. Aber noch war ihr, als bebte der Boden unter den Füßen, und ein dumpfes Grollen lief über die ganze Erde.

8.

Die Jahre hatten die Schultern König Nikolaus' I. von Montenegro gebeugt. Wie er an einem dieser ersten glühenden Junitage 1914 in seiner getreuen, im tiefsten Innern der Schwarzen Berge weltverlorenen Stadt Niksitsch dem abseits und höher gelegenen Palais zuschritt, überragte ihn sein riesenhaftes Gefolge von Woiwoden, Ministern, Brigadiers und Staatsräten, trotz seiner stattlichen Gestalt, um Haupteslänge. Sein Gesicht mit den Hängebacken und den schlauen Augen zeigte nur andeutungsweise die kriegerischen, hochmütigen Züge dieser bunten Kolosse. Vielmehr glich es einem sehr geschäftstüchtigen und in allen Geldfragen erfahrenen Börsenmakler irgendwo in Europa, obwohl er, wie die Großen seines Zaunkönigreichs, die phantastisch papageienhafte, goldgestickte Nationaltracht und ein Waffenarsenal im Gürtel trug.

Hier in Niksitsch, wo man unter sich war, wo fast niemals ein Europäer hinkam, wo in der Ferne der riesenhafte Dormitor die dritte und letzte der sich überstufenden Kornebenen im Herzen Montenegros überragte, hier besaß der Fürst aus dem Stamm Njegus ebenso wie in dem noch näher an Albanien gelegenen Podgoritza ein prunkendes Heim neben der Goldkuppel der orthodoxen Kathedrale, anders als jener berühmte Konak in dem fernen Cetinje, dessen rührende Schlichtheit alle Touristen bestaunten. Vor dem Portal des an ein Luxushotel erinnernden Baues klappten der König und seine Helden ihre mächtigen schwarzen Sonnenschirme zu. Irgendein Martinowitsch oder Wukotitsch aus dem Hofstaat fragte den Offizier der Perjankenwache: „Ist der Russe schon da?"

Ja. Gospodin Schjelting aus Petersburg wartete bereits. Ihm war die Einladung zur Hoftafel zuteil geworden. Ein paar Minuten später verbeugte er sich vor dem Duodezkönig mit der Ehrerbietung des Fremden von Distinktion und zugleich mit dem Lächeln des Vertrauten. Er kannte die montenegrinischen Großfürstinnen am Zarenhof an der Newa, er kannte die faulenzenden Woiwoden von Cetinje, er kannte diese ganze bettelarme, bettelstolze Steinwüste, die man das Königreich der Schwarzen Berge nannte. Er hatte in einem leichten Gebirgsautomobil den Weg hierher gefunden. Aber er wußte: am schnellsten und besten ritt man auf dem goldbeladenen Esel über den Balkan.

„Was werden sie nun tun?"

„Wo, Gospodin?"

„Nun, in Wien!"

Ein Schweigen. Der Erzherzogthronfolger und seine Gemahlin schliefen nun schon in der Gruft zu Attstetten den ewigen Schlaf. Die Welt ging ruhig ihren Gang weiter. Standrecht in Serajewo. Bürgerkrieg in Albanien. Derlei war hier das tägliche Brot. Aber sonst . . .

„Prenk Bibdoda steht mit tausend Mann in Durazzo!"

„Ah — ces bêtes là!" sagte Nikolai von Schjelting mit einer wegwerfenden Handbewegung. Er sprach mit dem Fürsten Französisch. Er wußte: Man haßte hier die Mirditen, weil sie katholisch waren, noch mehr als die muselmanischen Albanier.

„Die Epiroten marschieren auf Valona!"

„Und Essad?"

Man wußte nichts Neues von dem Kondottiere und dem Mbret. Aber dessen Ministerpräsident Turkhan-Pascha war in Wien . . .

Den bewaffneten Helden am Tisch schien dies wichtig. Nikolai Schjelting zog hochmütig die Brauen über den kühlen grauen Augen empor. Sein längliches, nervös bewegliches Gesicht verhehlte kaum den Petersburger Dünkel gegenüber diesem Frosch-Mäuse-Krieg von Blutrache und Hammeldiebstahl. Jetzt galt es größere Dinge. Er griff wieder das Wort Wien auf.

„Kaiser Franz Josef ist nach Ischl zurück, Sir!"

Ein nachdenkliches Kopfschütteln.

„Und Kaiser Wilhelm trat ruhig seine Nordlandreise an!"

Sollte der Frieden erhalten bleiben? Sorgenvolle Gesichter. Einer der bewaffneten Staatsräte meinte: „Vielleicht will Gott, daß wir noch Zeit gewinnen. Wir sind noch erschöpft vom letzten Krieg!"

Nikolai Schjelting lächelte verbindlich. Er kam sich wieder einmal vor wie der Tierbändiger im Käfig. Er benutzte die Frage, wohin er von hier ginge?

„Zunächst nach Skutari!" sagte er harmlos.

In den Augen der orthodoxen Woiwoden glomm es wild auf. Da unten, in der Weite, jenseit der grünen Wellen, lag Skutari — das reiche Skutari, das Ziel der Sehnsucht und Habsucht. Man hatte Monde lang davor gelegen und gestürmt. Der König hatte jeden Verwundeten umarmt und geküßt. Umsonst. Mohammeds Streiter hatten das Feld behauptet. Von den Moscheen sangen die Muezin. Nikolai Schjelting sah, daß der krieghetzende Stoß saß. Er lächelte.

„Oder — um ernsthaft zu reden — möchte ich morgen mit Eurer Majestät Erlaubnis und Geleit auf dem kürzesten Weg über Novipasar und Staratz nach Belgrad!"

„Eine beschwerliche Fahrt! Oder gar Ritt!"

„Enfin, c'est le métier! Es lohnt die Mühe. Noch vor dem Fest des heiligen Alexander Newski werden wir große Dinge sehen!"

„Und schon morgen wollen Sie reisen?“

Nikolai Schjelting beugte sich zu dem sieben Fuß langen, regenbogenfarbenen Minister ihm gegenüber vor.

„Wie denn, Exzellenz? Habe ich Zeit? Die Zeit drängt. Ich muß den Balkan durchfliegen. Ich eile von Belgrad nach Konstantinopel. Wo etwa noch zögernde Intelligenzen sind, müssen wir sie in letzter Stunde mit den Richtlinien der russischen Politik vertraut machen!“

Er dachte sich dabei: So viel Rubel wie diesmal reisten noch nie mit mir! „Wir müssen mit allen Hilfskräften des slawischen Genius die klare Analyse des Balkanproblems verbreiten!“ Und er dachte sich wieder: Schlimmstenfalls schicke ich ein paar von den Zähesten nach Rom, damit sie sich von dem faulen Westen bestechen lassen. In der französischen Botschaft gibt's Geld wie Heu! „Ich werde Serbien von dem verwandten Brudervolk grüßen! Es braucht jetzt den Heldenmut der Cernagora!“

„Belgrad ist jetzt der Sturmbock der slawischen Welt!“

„Serbien ist nicht groß!“ murmelte wieder der Staatsrat mit den glühenden Augen und der furchtbaren Narbe eines Türkensäbels von der Schläfe bis zum Hals.

Nikolai Schjelting hob feierlich die Hand.

„Hinter Serbien steht ein Größerer ... Dessen Namen zu nennen, mir die Ehrfurcht verbietet. Er wird Serbien nicht verlassen — niemals! Je vous le jure!“

Zu seiner hageren und lässigen Gestalt paßte nichts besser als der mit allen Künsten eines Pariser Klubschneiders sitzende Frack, ohne den der König von Montenegro keinen Gast empfing. Das Schwarz sah seltsam aus in der grellen Sonnenwüste, während Schjelting langsam, den schwarzen Zylinder auf dem Haupt, zu Fuß die paar hundert Schritte zu dem Städtchen zurückging. Die schönen Montenegriner Mädchen an den Zisternen schauten ihm neugierig nach, die heimkehrenden Ziegen- und Schafherden überpuderten ihn mit Staub, die Leutnants der montenegrinischen Lehrbatterie, die ihm, die ganze Brust voll Orden, begegneten, musterten ihn finster, weil sie ihn für einen Österreicher hielten.

„Attendez, mes amis! Man wird euch schon gegen Österreich führen!“ Nikolai Schjelting lächelte brutal und befriedigt vor sich hin, während er die Treppen seiner Herberge emporstieg. Diesen Balkanslawen gegenüber fühlte er sich als Träger des großen heiligen Rußland.

Er war hier nicht mehr der Petersburger Europäer, sondern war der Moskowiter. Er zündete sich eine Papyros an, ging unruhig auf und nieder, blähte die Nasenfügel, als atmete er ferne Gewitterluft. Vor zwei Tagen, unten in Podgoritza, hatte es die ganze Nacht hindurch von der nahen albanischen Grenze her geschossen. Räuberei oder Blutrache ... Grenzgeplänkel ... aber immerhin Schüsse, wie die ersten Regentropfen vor dem Wolkenbruch. Ah — c'est ma guerre! Dann fragte er sich: Warum denke ich als Russe immer auf französisch? Vielleicht wegen meiner Frau, dieser Halbpariserin?

Pah — Ghislaine ... Er warf die glimmende Zigarette in die Ecke und sie im Geiste mit. Mag sie tun, was sie will. Mag sie sich von mir scheiden lassen — das Schiff in dem Augenblick verlassen, nicht, wo es sinkt, sondern der Sturm seine Segel schwellt! Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Wenn sie nicht will, ich brauche sie nicht mehr ... Mit Gott! ... Leb wohl! ... An meine zweite Frau verkaufe ich mich nicht. Die hole ich mir mit dem Recht des Stärkeren mitten aus dem Feind, mitten aus Deutschland, aus Wiesbaden heraus. Sie wird nicht lange gefragt! Es tut auch nicht not. Sie wird sich in ihrer Angst an mich klammern, wird mir danken, daß ich sie aus dem Weltuntergang an den Ufern des Rheins rette ...

In diesem Höhenrausch der Zukunft verschwamm ihm Inge Tillesen und ganz Deutschland in einem. Er lachte in dem Blutgeruch der Schwarzen Berge um ihn her wild auf: Man wird euch beide besiegen, dich und deine Heimat! Bald läutet Iwan Weliki auf dem Kreml Sturm ...

„Excellenza! ... Excellenza!“

Unten stand der Cavaliere di San Victorino, der verdächtige schwarzbärtige und olivengelbe Balkanagent, von dem man nie wußte, ob er Österreich an Rußland oder umgekehrt, oder — was das wahrscheinlichste war — beide an Italien verriet, und schwenkte den Panama.

„Excellenza! Kanonendonner in Südalbanien! Die Epiroten marschieren auf Argyrocastra!“

„Freiwillige?“

„S'intende, signore!“

Der Welsche lachte. Natürlich staken unter dem Tschako mit dem Totenkreuz und in dem kurzen weißen Balletröckchen richtige griechische Soldaten. Das wußte jedes Kind. Nikolai Schjelting nickte. Gut so! Zuckt nur, ihr Flämmchen. Da und dort. Ihr seid noch klein. Aber wir wollen euch schon anblasen. Besser als vor zwei Jahren. Er ging wieder von der Gostinitza hinunter. Dort stand jetzt ein neuangekommener Montenegriner, groß und schlank wie alle, aber in europäischer Tracht. Er trug nur das Zerevis mit dem eingestickten Namenzug des Königs auf dem Kopf und griff in kaltem Stolz daran, während er sich Schjelting näherte.

„Sie entsinnen sich meiner, Gospodin Schjelting?“

„Wie denn nicht?“ sagte Nikolai Schjelting ebenso hochfahrend höflich. Er hatte keine Ahnung.

„Dr. Woinowitsch! Wir trafen uns vor sechs Wochen auf dem Wiesbadener Internationalen Kongreß im Hause des Geheimrats Tillesen!"

Sofort fiel bei der plötzlichen Erwähnung Europas von Nikolai Schjelting die asiatische Tünche. Er war wieder der Petersburger Weltmann des Westens. Er sagte lebhaft: „Nun — in der Tat ... ich vergaß ... ich war nicht Kongressist!"

„Ich auch nicht! Ich machte vier Jahre unter Tillesen Studien in der Serumtherapie!"

„Das wird Ihnen aber hier wenig helfen!"

„Ich kann auch Verwundete verbinden!" sagte der junge Arzt. „Ich hab es in Deutschland gelernt."

Die beiden Männer lächelten. Sie verstanden sich.

„Sie hielten es für besser, heimzureisen, Dr. Woinowitsch?"

„Ich melde mich morgen hier als zurückgekehrt bei Seiner Majestät. Ich bin mit ihm verwandt!"

Der Alte mag wieder schön an der Wiener Börse spekulieren, dachte sich Nikolai Schjelting, und dann weiter, ganz unvermittelt: Wie ist die Welt doch klein. Dieser Mensch da kennt Inge Tillesen seit Jahren, weiß jedenfalls viel von ihr. Er konnte sich nicht enthalten. Er fragte im Laufe des Gesprächs: „Verkehrten Sie auch im Hause des Geheimrats?"

„Wenig. Er lebt sehr zurückgezogen!"

„Er ist Witwer, nicht wahr?"

„Ja. Eine Tochter führt ihm den Haushalt!"

„Ich entsinne mich ihrer flüchtig. Wird sie denn nicht auch einmal heiraten?"

„Ich glaube, sie ist verlobt. Schon lange. Mit einem preußischen Hauptmann!"

Der Montenegriner sagte es gleichgültig. Er hatte andere Dinge in seinem kriegerisch wilden Gelehrtenkopf. Nikolai Schjelting fragte nicht weiter. Sein Herz klopfte. Schlug wieder stürmisch im vollsten Dünkel des Herrn des halben asiatischen und europäischen Erdteils, während er am nächsten Morgen im offenen Wägelchen dem einstigen Sandschak Novipasar zufuhr. Ein Offizierchen! ... Pah! ... Nicht einmal in der Garde! ... Nicht einmal ein Edelmann! Was galt in Rußland ein bürgerlicher Hauptmann von der Linieninfanterie? Er gehörte halb zum Volk! Nikolai Schjelting lächelte hochfahrend unter seinem Sonnenschirm. Er sagte sich: Mit dir wird man noch fertig werden, mein Brüderchen, mit euch Deutschen allen!

Überall in der grauen, glühenden Felseneinsamkeit schwangen längs des Saumpfades die Männer die Spitzhake, klopften Frauen und Mädchen Steine, schleppten Kinder in Körben Schotter herbei. Die freien Cernagoren bauten neue Militärstraßen für den kommenden Krieg. Schjelting sah es mit Wohlgefallen. Dankte sogar hier in Montenegro auf die Grüße des Volkes. Arbeitet nur für Moskau, die große Mutter, die euch von dem apokalyptischen Tier erlösen wird! Schanzt nur fleißig gegen den Antichrist! Ihr kostet uns Geld genug, ihr Flöhe der Schwarzen Berge.

Ihr Serben auch! Er liebte die Serben, aber er herrschte sie an wie seine eigenen Bedienten, während er, der große Herr aus Petersburg, auf der Bahn nach Belgrad fuhr. Da ragte schon draußen im grünen Bergwald das kleine steinerne Kreuz: die Stelle, wo Fürst Milosch von seinen Untertanen ermordet worden war. Man näherte sich der serbischen Hauptstadt, dem Hexenkessel Europas, auf langgestrecktem, schmalem Höhenrücken, äußerlich einer halbkultivierten Mittelstadt mit steinernen Gassen und modernen Regierungsgebäuden ähnlich. Auf dem Bahnhof wartete Professor Korsakoff, der Panslawist. Der schmächtige Mann mit den fanatischen Blauaugen über den vorspringenden mongolischen Backenknochen, den breiten Nüstern, dem schütteren blonden Vollbart stand da wie ein russisches Urbild inmitten der Serben. Er und Schjelting umarmten sich und küßten sich dreimal auf die Wangen. Hier war man ja unter sich. Schon auf slawischer Erde. Der faule Westen hörte hinter der Sawe auf.

Von der Gesandtschaft war niemand da. Das wunderte Schjelting.

„Nun — und Sie sind so gedrückt, Wladimir Timoféitsch? Was ist geschehen?"

„Erbarmen Sie sich — Sie wissen noch nicht, daß Hartwig tot ist?"

„Unser Gesandter?"

„Am Herzschlag gestorben! In der Studinitza!"

„Bei dem österreichischen Gesandten?"

„So ist es! Im Gespräch mit ihm!"

„Was haben Sie sich erzählt?"

„Niemand weiß es!"

Ungarisch war eine der wenigen Sprachen, die Nikolai Schjelting nicht beherrschte. So verstand er es nicht, daß neben ihm am Ausgang ein reisender Madjare zu seinem Landsmann sagte: „In Kragujewatz im Staatsarsenal haben sie die Bombe für Serajewo gefüllt. Sie wußten alle darum, die Schufte!" Professor Korsakoff fuhr fort: „Die Erbitterung gegen Österreich ist groß. Ein Teil der Schwaben verbringt die Nächte schon in der Gesandtschaft!"

„Gut so! Zeigt ihnen die breite slawische Brust!"

„Und eine bessere Nachricht. Soeben aus Petersburg. Rasputin ist durch Dolchstiche auf den Tod verwundet."

„Ah — pascholl! Dieser Muschik hat uns lang genug geärgert!"

Rasputin, der in ganz Rußland bekannte Wunderbauer, der Ratgeber des Zaren, der Freund des Friedens und der Frauen. Fort mit ihm!

(Fortsetzung folgt.)

Hilal i Achmer.

Von Thea von Puttkamer. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Vom Damenkomitee des Roten Halbmondes will ich sprechen sowie von dem, was es geleistet hat und leistet. Und da wir zum Glück in einer Zeit leben, die Tat und Leistung wieder mehr zu Ehren gebracht hat als Namen und Worte, so beschränke ich folgerichtig meine Mitteilungen auf das eigentliche Arbeitskomitee.

Ein Damenkomitee — mein Himmel, bei uns in Deutschland ist es eine häufige, eine beinah selbstverständliche Erscheinung bei Vereinen, Ausstellungen, sozialen Unternehmungen aller Art. Ganz anders hier in der Türkei. Was wußte die Türkei von Vereinsarbeit, von gemeinnütziger Fürsorge? Was konnte sie davon wissen? Bis zur Einführung der Konstitution nichts.

Unter Abd ul Hamid war jegliches Zusammenfassen und -wirken von Persönlichkeiten, von Geistes- und Herzenskräften in öffentlichen Vereinigungen überhaupt unmöglich; und als die Männer diese Freiheit für sich errangen, dachte zunächst kaum jemand daran, die so lange gebundenen Fähigkeiten der Frau auf sozialem Gebiete dem Nutzen des Staates und dem Wohl der einzelnen dienstbar zu machen.

Nicht, daß die türkische Frau kein Herz besessen, keine Wohltaten verrichtet hätte! Im Gegenteil, sie strömt von Mitleid über, sie gibt dem Bedürftigen, der sich ihr und ihrem Hause nähert, ihre Gastfreundschaft übersteigt alle Grenzen. Aber an eine straffere Organisierung ihres





Die Jüngsten als fleißige Stickerinnen. Oben: Prof. Dr. Bessim Omer-Pascha, Vizepräsident des Roten Halbmondes.

Wohltuns, daran, daß sie mit gleichgesinnten Mitschwestern in Beratung und Arbeit Hand in Hand gehen konnte — daran hatte sie nie gedacht.

Und es mußte erst eine harte Schule der Leiden für das türkische Volk, das so mutig und dennoch so maßvoll und ruhig das Joch der Zwangsherrschaft von seinen Schultern geschüttelt hatte, kommen. Kriege mußten durchgefochten werden; zuerst gar ein verlorener Krieg, heute ein hoffentlich glorreichem Ende entgegengehender.

Wie weit das jetzige Ringen der Völker auch seinen Einfluß auf die Stellung der türkischen Frau geltend machen wird, läßt sich noch gar nicht abschätzen. Das



Am sausenden Webstuhl und an den Spulrädern.

Elend des Balkankrieges jedenfalls war es, das zuerst gebieterisch die Frauen auf den Plan rief. Zur rechten Zeit erstand auch der richtige Mann zur Organisation ihrer Arbeit. Es war Professor Dr. Bessim Omer-Pascha, der Vizepräsident des Roten Halbmondes. Blickt er nicht genau so drein wie nur je ein Professor aus unserem deutschen Vaterlande? Stehen nicht alle Eigenschaften, die ich an diesem Manne seit langem kenne und verehre, schon auf seinem Antlitz geschrieben, so daß ich sie eigentlich nicht mehr zu nennen, nicht mehr von seiner überragenden Intelligenz, seiner Organisationskraft, seiner Frische, seinem idealen Glauben an die Entwicklungsmöglichkeiten der Türkin zu sprechen brauchte?

Er hat sich seit 1912 einen Stab von Mitarbeiterinnen bei der Flüchtlingsfürsorge herangezogen und seit etwa zwei Jahren auch eine ganze Hilfstruppe weiblicher Kräfte auf dem Gebiete der Krankenpflege. Es soll hier nur von ersterer die Rede sein. —

Das eigentliche Damenkomitee des Roten Halbmondes — unter der Ehrenpräsidentschaft einer Gemahlin des Sultans — besteht aus etwa dreißig Mitgliedern. Bei meinen häufigen Besuchen in der Schreibstube der Damen und in den Arbeitsräumen der ihnen unterstellten Schützlinge fand ich immer ein Vierblatt versammelt, ein Vierblatt, dessen Tun reiche Früchte getragen hat. — Am Baum der türkischen Volkswirtschaft, die sich vielleicht stärker nach der Seite der Heim- als der Fabrikindustrie entwickeln wird, werden diese Früchte dereinst sicher die Blicke weitester Kreise auf sich ziehen. Schon heute sollen sich die oberen Zehntausend Berlins, einer glücklichen Anregung der Frau Staatssekretär von Tirpitz folgend mit den so reizvollen, prächtigen Stickereien beschäftigen, die unter der Aegide des genannten Komitees, bestehend aus der Schwester des Professors Bessim Omer-Pascha, aus Frau Halil-, Frau Veli- und Frau Wahid-Bei, entstanden sind.

Unsere Bilder zeigen Frauen und Kinder — sämtlich rein türkischer Abstammung — in hellen, luftigen Arbeitsräumen. Wer sind sie? Fast durchweg Witwen und Waisen von Mohadschirs. Ein schöner, klangvoller Name: Mohadschir — und doch verbirgt sich hinter ihm namenloses Elend, Flüchtlingselend, wie es im Herbst



Frau Halil-Bei (in der Mitte) und Frau Wahid-Bei (rechts).

auf allen Straßen und Bahnhöfen Rußlands und jetzt Serbiens hockte. In hellen Haufen kamen 1912/13 die unglücklichen Rumelioten nach Konstantinopel; einige konnte man in der Umgegend ansiedeln, viele nach Anatolien verpflanzen. einige krochen irgendwo unter, ohne die Öffentlichkeit mit ihrer Armut zu behelligen — für Hunderte von Witwen und Waisen nun hat der Rote Halbmond Rat gewußt. Man beschloß, ihnen eigene Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen. Die vornehmen Türkinnen gruben in den Stickereischätzen nach, die von ihren Voreltern auf sie überkommen waren. Sie fanden längst vergessene Muster auf, wie sie einst von Haremsbewohnerinnen in tausend ach! so müßigen Stunden entworfen worden waren. Sie wählten die geschicktesten Frauen und Mädchen aus — und heute, nach drei Jahren, schaffen einige von diesen wahre Meisterwerke der Nadel. Die Farben sind nicht grell, sondern zart, ein wenig verblichen. Wo fand das Arbeitskomitee die nötige Stickseide? Wo anders als in Berlin!

So gehen deutscher und türkischer Gewerbefleiß — denn der duftige Waschkrepp ist auf türkischen Webstühlen (Abb. S. 66) entstanden — hier schon Hand in Hand: ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft! —

An hundert Stickerinnen beschäftigt der Verein, etwa die Hälfte sind Kinder und junge Mädchen, denen der weiße, ebenfalls mit Blumenranken verzierte Haarschleier der Landbewohnerinnen ein besonders anmutiges Aussehen verleiht. Ihre dunklen Augen glänzen, wenn eine Fremde den Arbeitsraum betritt; aber sie tauschen nur mit der angeborenen Zurückhaltung der Mohammedanerinnen Bemerkungen aus. Neulich traf ich sie beim Frühstück: Brot und Oliven. . . . Ein frugales Mahl, mit dem sie aber völlig zufrieden sind. Abends bereiten sie sich in den ihnen vom Roten Halbmond gemieteten Wohnungen etwas Warmes. Für das Essen sorgt ebenfalls der Verein, der ihnen zweimal wöchentlich Fleisch verabreicht.

Einige von ihnen sind Tagelöhnerinnen mit 40, 30, 23 Piaster Wochenlohn, je nach Fertigkeit; die Vorgeschrittensten dagegen beziehen ein monatliches Gehalt von 40—80 Frank. Für die Wohnung zahlen sie eine kleine Abgabe, etwa 4 Frank monatlich.

Dennoch arbeitet das Damenkomitee mit einem Defizit, das jedoch gedeckt werden kann, sobald der türkische



Beim Wäschenähen für die Verwundeten. Frau Véli-Bei (×).

Staat sich entschließt, unentgeltliche Arbeitsräume zur Verfügung zu stellen, und sobald die prächtigen Stickereien in weiten, zahlungsfähigen Kreisen, kurz, auf dem internationalen Markt Eingang finden.

Deutschland wird gewiß das Seinige dazu tun, um dieser neu sich entwickelnden Heimindustrie bei seinem Bundesgenossen in der Türkei kräftigen Vorschub zu leisten, und die „Muschabak"- und „Preszend"-Stickereien werden einen Weltruf erlangen, dank der vorbildlich treuen Arbeit des Damenkomitees vom Roten Halbmond, dieser ersten weiblichen Fürsorgevereinigung in der Türkei.

Er.

Skizze von Sophie Höchstetter.

In dem adeligen Damenstift Altengönna waren Zeitungen und Zeitschriften fast die einzigen Boten, die Kunde von dem großen Kriege brachten. Alle Insassen gehörten verwelkenden Familien an — oder waren einzelne, die nur noch einen losen und fernen Zusammenhang mit ihren Geschlechtern besaßen. Die Seniorin Exzellenz Gräfin Kannawurf, längst Witwe, hatte den einzigen Sohn auf jene unglückliche Weise verloren, von der man nicht gern spricht. Das Freifräulein von Laßwitz zog ihre Neigung zu nonnenhaftem Leben in das Stift, sie hatte die Welt nicht verstanden, und man vermutete, daß eine große Enttäuschung sie schon als frühe Dreißigerin hierher geführt. Ihre Mutter und Schwestern waren Mondainen, und es gab immer noch elegante Orte, wo sie sich wohlfühlten. Die geschiedene Gräfin Stehn, desselben Alters wie Fräulein von Laßwitz, stand verfeindet sowohl mit den Ihrigen als mit denen ihres jetzigen Namens, eben wegen der allen unbegreiflichen Ehetrennung.

Fräulein von Kalfen, kaum zwanzig, besaß überhaupt keine Verwandten mehr. Zu kränklich und zart, um irgendwie selbst tätig sein zu können, hatte man sie auch im Johanniterorden nicht gebrauchen können.

Und da waren noch die Damen von Gotter, von Molsdorf, von Ichtershausen — ein wenig derbe Gestalten mit der fleckenlosen Vergangenheit Schicksalsferner, alt im Sinne des Frauenlebens, nicht alt, was Rüstigkeit und Kraft betraf. Der Mann, den eine von ihnen im Kriege wußte, war nicht ihr Mann.

Sie saßen nach dem Abendbrot in ihrem schönen, kleinen Saal, wo man auch den Tee nahm — einem Festgemach in reinstem Rokoko, an dessen Wänden auf verschnörkelten Schildern in blinder Goldschrift, ein wenig verstaubt, müde, noch Worte standen, wie „vive la joie" usw.

Sie lasen. Und sprachen vom Kriege. Sie sprachen von den Halberstädter Kürassieren und von den 3. Ulanen, sie sprachen vom Regiment Gardedukorps und dem Ersten Garderegiment zu Fuß. Einst, weiland, vorzeiten, hatten die Damen von Gotter, von Molsdorf, von Ichtershausen usw. Bekannte in diesen stolzen Regimentern gehabt. Und darum nahmen sie teil an ihnen. Nur die Rangliste im Stift war schon ein wenig alt, man wußte es nur noch verschwommen, mehr ahnend, ob die alten Bekannten, die einstigen Tänzer, noch bei den Regimentern standen.

Die Gräfin Kannawurf kam als Letzte in den Salon. Sie hatte in ihrem Zimmer etwas geholt. Einen Feldpostbrief. Die Antwort auf ein Paket, das sie mit ihrer Karte und guten Wünschen an die Sammelstelle der Zeitung gesandt. Ihre vornehme, gebeugte Gestalt verriet freudige Erregung. Sie faltete den Brief auseinander, nahm die Stielbrille vor die alten Augen und las vor:

„Geehrte Frau! Indem ich mich aufrichtig bedanke, hätte ich nicht geglaubt, daß es unter den reichen Leuten so gute Frauen gibt, wo mich gar nicht kennen und doch an mich denken. Geehrte Frau! Indem ich mich vielmals bedanke, erzähle ich, daß sich niemand eine Vorstellung von polnischer Wirtschaft macht. Was wir daheime so gesprochen haben, ist solide und fein dagegen. Mein ruhmreiches Regiment hat schon in Galizien derbe Arbeit gehabt, und stehen wir nun an der Bahn nach Petersburg. Geehrte Frau! Gott beschütze Ihre werten Angehörigen im Kriege. Und werde nicht verfehlen, bei glücklicher Heimkehr aufzuwarten, und lege ein Heiligenbildchen bei, was hier die Religion vorstellt.

Geehrter Frau hochachtungsvoll dankbar

Ottomar Hüttenrauch.

Landwehrmann im . . Artillerieregiment.

Ihre Exzellenz, die Gräfin Kannawurf, eines Generals Witwe, war glücklich über diesen Brief, der sie mit geehrte Frau anredete, sagte „mein Landsturmmann“, zog die Karte von Polen zu sich heran und sprach von der Wichtigkeit der Artillerie, die man früher verdammt hätte. Die andern lächelten aus Höflichkeit zu Ottomar Hüttenrauchs Brief. Sie hatten keine Feldpostbriefe.

„Meine Freundin Knobelsdorff schreibt mir, daß ihr Neffe jetzt mit nach Belgrad ginge“, sagte Fräulein von Molsdorf, um auch etwas zu bieten.

„Der furchtbare Krieg“, rief Fräulein von Laßwitz erregt. „Ich habe in der Kreuzzeitung gelesen, daß in der Schweiz — nein, daß der Papst — —“

„Lesen Sie uns ein wenig vor, liebe Laßwitz“, sagte die alte Exzellenz. „Sie haben da ein neues Journal — nein —jetzt muß man sagen eine neue Zeitschrift.“

Die kleine Laßwitz zog das Heft heraus. „Nun, da steht ein Gedicht, lesen Sie doch — — es strickt sich so schön dabei.“ Mit bebender Stimme klang es: „Nun sind wir nichts als Mütter, Schwestern, Bräute —“ Es fiel in eine traurige Stille. Sie nahmen es wörtlich. Und sie erblaßten, waren unruhig — wünschten, das Gedicht sei vorbei.

Die alte Exzellenz, aus einer auch geistig kultivierten Familie, ließ sich ihr abendliches Buch reichen, es war über Goethe und Lotte Stein — sie las gerade die Tragödie im Hause Goethe — „August ist fortgegangen“ — und dachte, halb hilflos, wenn ihr Gisbert doch auch an einer Krankheit im fernen Ausland gestorben wäre. Und ein wenig später gingen alle schlafen — dachten in Unruhe noch an die Zeile, die ihnen Schmerz machte: Nun sind wir nichts als Mütter, Schwestern, Bräute — —.

Am andern Nachmittag ließ sich die Exzellenz von dem kränklichen „Kind“ des Hauses, der jungen Kalken, durch den Park führen. Der Park war von einem fröhlichen Herrn in der Zeit angelegt, wo man wenig vorherrschenden Gefühlen doch in Urnen, Leichensteinen, melancholischen Bosketten und Freundschaftstempeln Ausdruck gab. Die Monumente der Schwermut standen in gleichem Verfall wie die der Freude: Pan und Venus, Charon und Melpomene, das lustige Teehaus und der trübe Obelisk schienen wie eines Sinnes, einer Bestimmung im fahlen Licht des Oktobernachmittags. Die goldenen Blätter deckten die Wege. Feuchtigkeit stieg aus dem Grund.

„Wie mag es meinem Landwehrmann gehen“, sagte die Exzellenz — „Anno siebzig, da kannte man die schrecklichen Schützengräben noch nicht. Mein Mann, damals Oberst —“

Nach schicklicher Pause sagte die kleine Kalken, daß der Sohn des Briefträgers Unteroffizier geworden sei. Er bekomme sicher auch noch das Kreuz.

Und die Exzellenz antwortete, daß in der Kreuzzeitung eine Frau von Herzog den Tod ihres fünften Sohnes anzeige — —

Da war plötzlich etwas. Von dem morschen Freundschaftstempel her kam eine Gestalt. Ein großer, gutgebauter Herr in grauer Uniform.

Ein Offizier. Der Arm der alten Exzellenz zitterte, das junge Mädchen erschrak. Der Herr kam näher. Er grüßte höflich, bog aus auf dem schmalen Weg, wollte vorüber — da hielt ihn ein Blick der alten Gräfin.

„Verzeihung — ich glaubte — es sei erlaubt, sich das hier anzusehen — auf einem Spaziergang kam ich vorbei — entschuldigen, gnädigste Frau — —“

Die alte Exzellenz sah ohne Stielbrille das schwarzweiße Band am Rock des Offiziers — sie lächelte: sie sprach freundliche Worte.

Ob der Herr Leutnant verwundet gewesen? Ob er drüben in der weit entfernten Stadt im Lazarett sei?

Der blonde Offizier nahm die Hacken zusammen.

„Gestatten, Hauptmann Schwarz. Auf kurzem Besuch bei einem Freund in Grönhof.“

Die alte Exzellenz, die in den Zeiten von ihres Mannes Aktivität einen bürgerlichen Infanteriehauptmann kaum gekannt hätte, war die Güte selbst. Ob der Herr Hauptmann nicht eine Tasse Tee, einen Grog, einen Imbiß nähme? Hinüber nach Grönhof zu Herrn Weber sei es ja nicht weit, er könne noch gut nach Hause.

— — In dem festlichen kleinen Saal, wo die Stiftsdamen schon zum Tee versammelt standen, brannte noch kein Licht. Eine weiche, sanfte Dämmerung war. Und da saß dann der Hauptmann ohne „Geburt“, in einem Infanterie-Ersatzregiment nur Kriegsoffizier, sonst vielleicht Kaufmann oder Architekt oder was immer, wovon man hier keinerlei Begriffe hatte.

Eine alte, zitternde Hand schob ihm den Kuchenteller zu. Eine lilienweiße, kranke, junge goß ihm den Tee ein.

Die geschiedene Gräfin Stehn nahm Weltdamenbewegungen an. Die andern hatten plötzlich etwas Weiches, Rührendes, Hilfloses, Wirtliches. Fräulein von Laßwitz aber war wie die Maria aus dem Evangelium — sie tat nichts, sie sprach: „Sie kommen aus dem schrecklichen Krieg, Herr Hauptmann?“

Die andern redeten nun auch. Wie sich die Regimenter so herrlich hielten, so über alles Lob erhaben. Und Herr von Hindenburg —

Der Hauptmann aber sah auf Fräulein von Laßwitz er lächelte nicht. Er sagte: „Der einzelne, das einzelne ist in diesen Zeiten untergegangen. Um unser persönliches Geschick zittern wir draußen nicht — wie könnten wir sonst an unsere Soldaten, an unser Ziel denken? Glauben Sie mir, dies ist das ungeheure Erlebnis von allen, die mit in den großen Schlachten oder in dem furchtbar schweren Stellungskrieg waren und sind, daß wir es wieder lernten, jedes Schicksal nicht nur hinzunehmen, sondern auch zu lieben.

Da ist keine Angst mehr. Da ist kein kleines Denken mehr. Auch das Schreckliche ist Notwendigkeit — Wir wissen, wofür wir leben und sterben wollen — und lange war unsere Generation dem Ideal fern — —"

„Sie standen im Westen?" Irgendeine Stimme fragte.

„Ich stand schon fast überall. Ich habe die blutrote Sonne über viel fremdem Land versinken sehen — ich habe Siegesjubel und fast unerträgliche andere Stimmen gehört — der Boden von Polen ist nie an meinen Stiefeln trocken geworden, und alte Parks in den Ardennen sah ich als Wüsten, alte flandrische Kirchen als Ruinen. Aber die Welt geht nicht unter, so wenig als in uns der Glaube an eine persönliche Führung unseres Lebens untergeht. Es ist sehr sonderbar draußen. Jugend und Heimat werden uns wie der Garten des Paradieses. Die alten Stimmen von lange verschütteten Dingen klingen auf — und wir wissen, daß wir einst unbeschreiblich glücklich waren —"

Die alte Exzellenz hob ihr Taschentuch. Ueber das Zimmer sank mehr Dämmerung.

„Wir träumten von Glück und großen Taten in der Jugendheimat — und von einer Liebe, die das ganze Leben vergoldet. Was war das hold. Aber alle Liebe trägt ihre tiefe Last — und die großen Taten sind zum ewigen Gleichmaß von Pflichterfüllung geworden.

Viele von uns tragen das alte Preußenkreuz. Für alle mit — wir tragen und klagen nicht. Wir machen schwere Arbeit. Aber hinter uns liegt ein goldenes Land — die goldene Heimat, all der Duft von Jugend, Freundinnen, Frauen."

Ueber den Zuhörerinnen lag der Schutz der Dämmerung, sie vergaßen, Licht zu machen.

Der fremde Offizier sprach weiter —

Er erzählte von Kameraden, von seinem Regiment. —

Endlich klang eine zage Stimme: „Wo haben Sie sich das Kreuz geholt?"

Er antwortete: „Was ich tat, haben Tausende getan — da ist nichts zu erzählen. — Aber ich war dabei, als die jungen Regimenter von Freiwilligen nach Flandern kamen. — Ich werde das nie vergessen — und wenn ich tausend Jahre zu leben hätte. —

Was waren das für Jungen. Sie glühten. Sie sangen. Die alten Lieder unseres Volkes auf den herben Lippen, gingen sie in Tod und Untergang — gingen, die Stellungen zu halten — einen Wall gegen den Feind zu bilden. Oh, wohl war da Schrecken — aber es ist so einzig schön und groß gewesen —"

Die einsamen Frauen tranken die lebendige Stimme. Sie wußten nichts mehr von ihrer Gemeinschaft — jede war für sich. Sie hörten die lebendige Stimme in der Dämmerung des alten Saals, und für jede wurde sie wie ein Ruf des Einstgeliebten oder des Ersehnten. Es war jeder, als wüßte sie die Nähe eines Bruders, eines Sohnes, eines einzigen. — —

Und als vergäße er ein wenig die Zeit, sprach der Hauptmann weiter — von dem Lebensglauben, den kein Erleben zerstören könnte — von den seltsamen Nächten draußen unter dem Sternenhimmel.

Welch ein Gedanke, daß es noch Heimat gäbe — das liebe, alte, deutsche Land, die freundlichen Städte, diese alten Parks, seelenvolle Frauen.

Plötzlich stand er auf. Er mußte gehen. Er küßte der alten Exzellenz, die ihm zunächst saß, die Hand — er fühlte ein paar andere heftige Händedrücke.

Und sagte leise, als wäre er irgendwie bewegt: „Sie hüten die Heimat. Ich wünsche Ihnen gute Nachrichten von draußen. Und danke für die stille Stunde. Leben Sie alle wohl —"

In dem alten Zimmer aber stand noch die Stimme des Lebens.

Totes, Verlorenes, Nieerreichtes fand sein Ostern in verschütteten Herzen.

Sie fühlten, als wäre d e r wieder in ihrem Leben, den sie so lange vermißten oder nie besaßen. — —

Und dann leerte leise sich der dämmerige Saal. — —

Der alte Diener rief zum Abendbrot. Aber vergeblich schien der Tisch der Stiftsdamen gedeckt. Keine wollte vor der andern ihre verweinten Augen, ihre Unruhe oder ihr erschüttertes Herz zeigen.

Endlich kam die alte Exzellenz. Sie ging so seltsam aufrecht. Ihre Augen glänzten: „Jochen, daß der gnädige Herr es nicht sehen kann, wie unser Herr Leutnant geworden ist."

Der alte Diener zitterte. Er dachte, sie träumt, und es ist doch noch nicht Nacht. — Und er sagte: „Ja, Exzellenz, der Krieg geht gut aus, sehr gut, sehr gut."



Unter allen Kreuzen .....

Unter allen Kreuzen,
Die in Polen stehn,
Muß nun meine Liebe
Deines suchen gehn.

Ist's im Friedhofsgarten,
Wo die Glocke klingt,
Oder tief im Walde,
Wo die Drossel singt?

Oder auf dem Felde,
Rings von Himmelslicht
Golden eingewoben?
Ach, ich weiß es nicht.

Abends, wenn die Lichter
Ausgelöscht im Haus,
Ruh ich von den Qualen
Meiner Ruhe aus.

Denke, daß ich schreite
Leis von Grab zu Grab,
Und ich streichle jedes,
Weil ich deins nicht hab.

Wird ja deines, Liebster,
Auch darunter sein,
Ihrer sind so viele,
Das gibt Stillesein.

Möcht dir Blumen bringen
Und ein Wachslichtlein,
Bitt für dich den Herrgott,
Und dann schlaf ich ein.

Lucie Rohmer-Hellscher.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Az Erdekes Ujsag.

Im österreichisch-ungarischen Lager: Klänge aus der Heimat.







Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der erste weibliche Postillion in Berlin.

Links oben: **Führerin eines Dresdener Postautos.** (Photothek.)

Links unten: **Eine Berliner Straßenbahnfahrerin.** (Phot. Kiebicke.)

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 3. | Berlin, den 15. Januar 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 3.



Die sieben Tage der Woche.

3. Januar.

An der beßarabischen Front wird erbittert gekämpft. Der Feind setzt alles daran, im Raume von Toporoutz die österreichischen Linien zu sprengen.

In der scharfen Protestnote, welche die griechische Regierung wegen der Ereignisse in Saloniki an die Regierungen der Ententemächte gerichtet hat, heißt es u. a., daß sich Griechenland genötigt sehe, gegen die flagranteste und unmenschlichste Verletzung der griechischen Souveränität Einspruch zu erheben, die mit vollständiger Mißachtung der traditionellen Regeln des diplomatischen Asylrechtes und der elementarsten traditionellen Courtoisie erfolgt sei.

4. Januar.

Die Schlacht in Ostgalizien dauert an. Der Feind setzte seine Durchbruchsversuche an der beßarabischen Grenze fort. Sein Mißerfolg war der gleiche wie an den vergangenen Tagen. Seine Verluste sind nach wie vor überaus groß.

5. Januar.

Die österreichisch-ungarischen Truppen in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina kämpfen wiederum an allen Punkten siegreich. An der beßarabischen Front setzt der Feind erneuert mit stärkstem Geschützfeuer ein.

Im Unterhause bringt Asquith die Bill über den Militärdienst ein. Er tritt dafür ein, daß die Meldepflicht unter Derbys Plan verlängert werde, und daß alle Unverheirateten, die nicht befreit seien, sofort in das Heer eintreten sollen.

6. Januar.

Die Kampftätigkeit in Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze hat wesentlich nachgelassen.

Nördlich von Berane und westlich von Rozaj sind die Truppen des Generals v. Köveß in günstig fortschreitendem Angriff gegen die Montenegriner. Im Gebiete der Bocche di Cattaro trat in den letzten Tagen zeitweise auf beiden Seiten die Artillerie in Tätigkeit.

Im Unterhause wird die Debatte über die Dienstpflichtbill abgeschlossen. Der Entwurf wurde mit 403 gegen 105 Stimmen in erster Lesung angenommen. Die drei Arbeiterminister Henderson, Brace und Roberts sind zurückgetreten.

7. Januar.

Auf dem italienischen Kriegschauplatz dauern die Geschützkämpfe an vielen Stellen der Front fort und sind im Gebiet des Col di Lana, bei Flitsch, am Görzer Brückenkopf und im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo zeitweise ziemlich lebhaft.

8. Januar.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes wird den Franzosen durch einen überraschenden Vorstoß ein Grabenstück entrissen.

Die Schlacht in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina ist aufs neue entbrannt.

9. Januar.

Südlich des Hartmannsweilerkopfes, am Hirzstein, gelingt es, den letzten der am 21. Dezember in Feindeshand gefallenen Gräben zurückzuerobern, dabei 20 Offiziere, 1083 Jäger gefangenzunehmen und 15 Maschinengewehre zu erbeuten.

Die türkischen Truppen vertreiben den Feind von Sedd ul Bahr vollständig; die Halbinsel Gallipoli ist jetzt vom Feinde gesäubert.

Das englische Schlachtschiff „Eduard VII." ist auf eine Mine gestoßen und mußte wegen des hohen Seeganges aufgegeben werden. Es sank bald darauf.

Die gegen Berane vordringenden österreichisch-ungarischen Kolonnen haben die Montenegriner neuerlich von mehreren Höhen geworfen und Bioca erreicht.

10. Januar.

Nordwestlich von Massiges in Gegend des Gehöftes Maison de Champagne führten Angriffe unserer Truppen zur Wegnahme der feindlichen Beobachtungsstellen und Gräben in einer Ausdehnung von mehreren hundert Meter.

Sächsische Gefangenenlager.

Von Georg Frhr. von Ompteda.

Königsbrück.

Wieder zogen Nebelschleier über dem sächsischen Land, aber nicht in den Bergen, sondern über bewaldete Hügel, zwischen denen Königsbrück, der Truppenübungsplatz mit dem Gefangenenlager, liegt, 3 Kilometer von dem freundlichen kleinen Provinzstädtchen entfernt, so der Neugier städtischer Besucher wie der Ungesundheit großer Städte gleichmäßig entzogen.

Der Wald duftet nach warmem Regen, schwieg und sprach in seiner Stille nicht davon, daß hier ganze feindliche Regimenter, ja Brigaden gefangen sind. Doch plötzlich standen Posten an einem Tor: Leben in tiefster Einsamkeit. Nun ging es auf sorgsam gepflasterten Straßen hin, neben denen aus dem Grün all die Wohn- und Arbeitstätten lugten, die zu Unterkunft wie Verwaltung notwendig sind. Fünfzehntausend Mann wollen behaust, verpflegt, beschäftigt, bewacht sein. So wurde neben den bunten Lagerbildern gerade der Einblick in die gewaltige Arbeit, die hier für den Feind geleistet wird, der Eindruck des Tages. Auf jener Bergfeste in der Sächsischen Schweiz ein paar hundert Offiziere, Rücksichten zu nehmen auf Kommandierende, Pflicht und Möglichkeit, dem einzelnen gerecht zu werden, hier dagegen die Masse, bei deren Beherrschung wie Fürsorge gerade deutsche Ordnung und Anordnung am größten sich zeigt.

In drei Lagern sind die Gefangenen untergebracht: im Lager R: Russen, im Lager F: Franzosen, im Lager

G: beide gemischt. Dazu kommen drei „Renommier-Engländer“, wie Leutnant Thiele, der Adjutant des Kriegsgefangenenlagers, es nannte. Endlich ein Belgier, auf daß auch die vertreten seien. Das reine Russenlager stand, abgesperrt, da seine Bewohner kaum von der Front gekommen waren, noch unter ärztlicher Beobachtung. Das Franzosenlager ist in jenen Mannschaftsbaracken und -ställen untergebracht, die sächsische Soldaten zur Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Truppenübungsplatz innehatten. Für das gemischte Lager G dagegen sind eigene Holzbaracken gebaut. Rund um jedes, zwischen einem Stacheldrahtzaun, läuft ein toter Raum, der ohne Lebensgefahr nicht überschritten werden kann, denn noch weiter nach außen, an dem Postenweg, der gradlinig die Lager umzieht, stehen die deutschen Landsturmleute mit dem schußbereiten Gewehr. Wer sich in diese Gefahrzone wagte, würde niedergestreckt, nicht anders wie einer,

Wenn deutsche Offiziere nahen, grüßen die Franzosen, die Handfläche nach außen, strammer die Russen. Beim Gegengruß reißen einzelne den Kopf in die Höhe, fast wie deutsche Soldaten. Dazu wird die Straße frei gemacht, an der, die Stirnseite nach vorn, die Baracken liegen. Zwischen je zweien ist die Warmwasserheizanlage und Tröge, um zu waschen, denn deutsche Reinlichkeit wird auch jenen beigebracht, die sie bisher nicht kannten. Täglich sind Entlausungstunden, täglich Appelle, bei denen deutsche Unteroffiziere die Sachen durchsehen, und nie mögen die Kleidungstücke so sauber gewesen sein wie jetzt. Ein paar kleine, redselige Franzosen geben es bewundernd zu.

Wie in deutschen Kasernen müssen die Habseligkeiten genau geordnet und gerichtet sein. Wie in deutscher Kaserne auch sind Älteste da, teils aus den Unteroffizieren entnommen, teils vom deutschen Kommando bestimmt.



Leben auf der Lagergasse.

der im Stellungskriege zwischen den beiden feindlichen Gräben aufrecht schritte. Bogenlampen tauchen alles, wenn die Nacht niedersinkt, in helles Licht. Am Eingangstor der einzelnen Lager stehen wiederum Posten und Wachen.

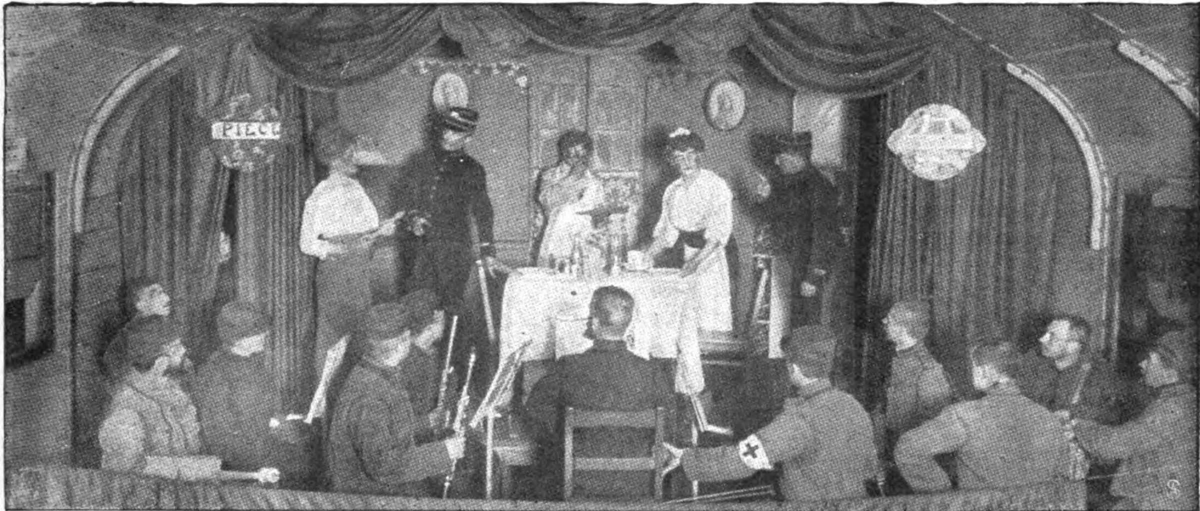
Schon auf den Wegen draußen ist Kommen und Gehen: Arbeiterabteilungen marschieren heraus, herein, von deutschen Soldaten begleitet, Russen in ihren gelbgrauen Uniformen, Franzosen in allerlei bunter Tracht. Deutsche Kommandos klingen; deutsche Strammheit lernten sie dazu.

Auf breiter Landstraße stehen die einzelnen Abteilungen der Gefangenen umher, die Bundesgenossen getrennt, denn sie verstehen einander nicht. Unter den Russen fällt manch mongolisches Gesicht auf, schlitzäugig, mit breiten Backenknochen. Die Franzosen, dunkel meist gegen das Blond der Russen, zeigen viele, gute, große Gestalten, frühe Siegesbeute, noch nicht Joffres schwächlicher zweiter Aufguß letzter Zeiten, dem Militärmaß wie genügender Brustumfang fehlt, bei dem man Lungen-, Herzkrankheiten wittert.

Dolmetscher vermitteln Befehlsübertragung und Verkehr. Sie sind durch Binden kenntlich. Aber auch ohne sie versteht jeder Gefangene das Kommando, das der erste gibt, der deutsche Vorgesetzte die Baracke betreten sieht: „Achtung!“ Dann stehen alle wie ein Mann unweigerlich, bis „Rührt euch!“ befohlen wird.

Zwischen den Wohnbaracken befinden sich solche besonderer Bestimmung: Eine Waschküche, ein Trockenraum, die Revierstube für Krankmeldung und das Lazarett. Nur leichter Erkrankte liegen dort; Verwundete, Schwerleidende sind im Reservelazarett in Königsbrück. Einer klagt, er könne nicht essen; lange sei er schon magenkrank. Dabei ist er aber blühend, dick und rund, und erst, wenn man zu ihm tritt, fällt er zusammen. Rätsel über Rätsel. Doch der deutsche Arzt, der sie genau so betreut wie deutsche Soldaten, lächelt aus klugen, dunkeln Augen. In fünf Worten gibt er Befund und Heilung zugleich: „Möchte gern nach der Schweiz!“ Nun, alle Sehnsucht in Ehren; aber würde dieser robuste Magenkranke nicht sofort wieder auf deutsche Soldaten schießen?

In weiten, sauberen Wirtschaftsräumen wird gekocht,



Theateraufführung.

von Gefangenen selbst, die Völker getrennt. Friedlich stehen zum Kosten der französische, der russische Teller mit den dicken Fleischsuppen da. Julienne links, die dicke Kohlsuppe rechts. Dem Westeuropäer wird die Wahl nicht schwer. Nebenan bedienen französische Verkäufer hinter dem Ladentisch, darauf allerlei gute Dinge ausgebreitet liegen, wie: Schokolade, Obst, Sardinen, Heringe, Nüsse. Erzeugnisse deutschen Geschmackes, aber so heiß begehrt, daß die Gefangenen sich förmlich benachteiligt fühlen, wenn der Laden auch nur einmal eine Stunde geschlossen ist. Auch nützliche Dinge werden verkauft: Stiefel, Wäsche, ja selbst „des Spiegels kleine Notdurft". Nur Alkohol ist verpönt.

In jedem Lager hält ein deutscher Unteroffizier auf Ordnung und Manneszucht. Das Tagewerk ist geregelt: Fünf Uhr früh wird geweckt. Sechs Uhr ist Appell mit Namensaufruf. Dann marschieren die Arbeitskommandos ab. Täglich auch wird exerziert. Da ist denn erstaunlich zu sehen, wie Russen und Franzosen beim Vorbeimarsch nach deutscher Art die Beine werfen und auf „Rechtsum" und „Linksum" als Donnerwetter herumfahren. Leise tönt einem im Ohr: „Deutschland . . . . ." Auch an Feuersgefahr ist gedacht worden. Auf den Alarmpfiff wirbelte alles durcheinander; Glieder ordneten sich; Kommandos klangen, und dann marschierte je eine Abteilung von Tausenden auf den freien Platz am Haupteingang und vor die Wache, die im Lager steht: ein farbig wunderbar bewegtes Bild.

Währenddessen waren andere, namentlich eingeteilt, an die Hydranten gegangen, an die Eimer, die voll Wasser oder Sand bereitstehen. Schläuche wurden aufgerollt. Mundstücke abgeschraubt. Die Schutzmannschaft hatte die Dächer erklettert und sandte ihre Strahlen weit hinaus, daß die Träger sich retten mußten, die — eine Sorge für sich — befehligt sind, Kranke aus den Betten in Sicherheit zu bringen. Ein Lachen ging über die Gesichter: Abwechslung in dem ewigen Einerlei der Gefangenschaft, denn nicht das Gebundensein lähmt; das trifft wohl nur die „Eigenen", sondern das ewige Gleichmaß der Tage. So wird denn auch nirgend der Segen der Arbeit offenbar wie hier. Die Gefangenen drängen sich dazu. Da sind Schlosser, Schmiede, Tischler, Glaser, Klempner, Gärtner am Werk. Alles, dessen die Gefangenen bedürfen, muß herbeigeschafft werden. Unendliche Schreibarbeit auch ist zu verrichten. Dabei wirken die Gefangenen selbst mit, ihnen zu beweisen, daß sie nicht übervorteilt werden. Daß eine auf dem Weg von der Front verlorene Brieftasche mit fast tausend Frank Inhalt eines Tages unangetastet wiederkam, hat Bewunderung erregt, ja Herzen gewonnen. Beschämt haben es die Franzosen gesagt: in ihrer Heimat unwahrscheinlich, erstaunt die Russen: bei ihnen unmöglich.

Durch Abordnungen, selbst gewählt, wird den Kriegsgefangenen auch Einblick gestattet in den Postverkehr.



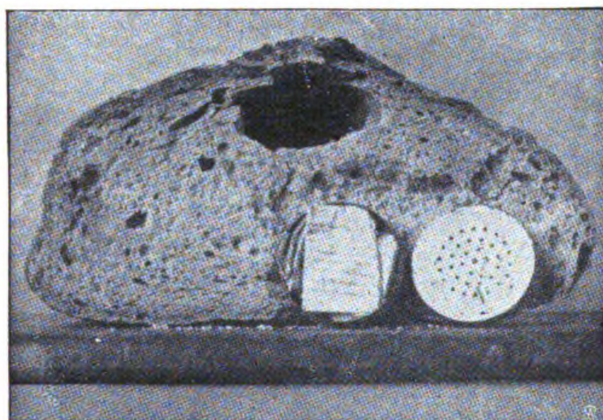
Russen nehmen russische Liebesgaben in Empfang.

Sendungen, bisweilen mit den seltsamsten Aufschriften, werden geprüft. Einen Begriff, welche Arbeit hier zu bewältigen ist, mag geben, daß die Franzosen im ganzen von September 1914 bis September 1915 206917 Pakete erhalten haben, wogegen die Russen mit ihren 10504 erstaunlich zurückbleiben. Deutsche Gründlichkeit hat statistische Tafeln aufgestellt mit roten Franzosen- und blauen Russenkurven, die bildlich zeigen, wie bei beiden Völkern von Januar bis Juli der Verkehr riesig steigt, um im August jäh zu fallen, dagegen im September sich derartig zu erholen, daß im Oktober wahrscheinlich ein Höhepunkt erreicht werden wird.



Post.

Für jeden Kriegsgefangenen ist ein doppelt ausgefertigtes Guthaben angelegt, davon eins der Kommandantur verbleibt, während er das andere erhält. Auch hier zeigt sich der größere Reichtum Frankreichs, trotz der zwanzig Milliarden, rettungslos unter die russische Dampfwalze geworfen, die damit geheizt wurde, die aber nicht gewalzt hat. Die Franzosen erhielten nämlich 473,688 Frank, die Russen dagegen nur 81,580.



Brot mit eingebackener Blechbüchse mit verbotenen Briefen.

Den Reichen ist es unbenommen, ihren ärmeren Kameraden durch Überweisungen für das Gemeinwohl der Gefangenen zu helfen.

Abgesehen davon aber wird ja auch verdient. So mag mancher Russe nach dem Kriege mit einem Sümmchen aus der deutschen Gefangenschaft heimkehren, das zu sparen ihm die „Segnungen" seines Vaterlandes nicht erlaubt hätten.

Für Kunsthandwerker ist eine große Werkstatt eingerichtet; Handwerkzeug und Rohstoffe werden beigestellt. Da gibt es Stein- und Terrakotta-Arbeiter, die auf Tontafeln irgendeinen Vorgang aus dem Kriegsgefangenenleben festhalten; Maler arbeiten mit Feder und Blei, in Wasserfarben und Öl. Sie brauchen nicht ängstlich zu sein in der Wahl ihrer Vorwürfe: der siegreich gewaltige Bau des Deutschen Reiches wackelt nicht, wenn so ein armer Schächer seine schon leise bebende Heimat verherrlicht. Die Franzosen schnitzen aus



Schauspieler und Musiker.

Auf der Combreshöhe.

Von Rudolf Herzog.

Noch einen Blick ins weite Woevre-Tal...
Grau rinnt's vom Himmel, und das Licht ist fahl
Und schenkt dem Wintermorgen kaum Erwachen.
Ruinen ragen aus den Wasserlachen,
Wo einst ein Dorf in Aehrenflut ertrank,
Der Wald hebt an. Sein immergrün Gerank
Liegt mit den Riesen, die es einst umklettert,
Im Lehm erstickt, entwurzelt und entblättert.
Ein Totenwald, ein starrendes Skelett.

Wo sind wir? Wo? Grub sich ein Bach sein Bett?
Und hier? Und dort? Von Gräben ein Gewirre,
Und wir darin; als ging es in die Irre.
Das Wasser gluckt. Wir waten bis zum Knie,
Die Brustwehr rechts. Und drüber... Saht ihr sie?
Die Fernrohrbüchsen? — Laßt die Hast uns zügeln:
Ein Vorderwall. Ein Wall von Leichenhügeln...

Grau rinnt der Regen aus dem Nebelflor.
Schneewasser quillt aus gelbem Grund empor.
Scharf weht der Wind. Ein Lachen fliegt vom Munde...
Der Kommandeur macht kotbedeckt die Runde —
„Wie geht's euch, Kinder? Herz gesund und Magen?"
„Herr General, 's ist allweil zu ertragen."

Ich hör sie lachen. Gott im Himmel, nie
Schien mir ein Lachen schönre Melodie,
Als es im Schlamm die bärtgen Burschen lachten,
Die Monde schon vorm Feind den Berg bewachten,
Den Totenberg, vom Totenwald umkreist.

Wie es den schrägen Blick zur Brustwehr reißt!
Dort liegen sie, die sich nicht freun noch quälen,
Und zählst du sie, mußt du mit tausend zählen.
Die Stillen halten mit den Starken Wacht...

* * *

Und übers Land sank die „geweihte Nacht".
Geweiht, wie keine Christnacht je zuvor.
Geweiht von feindlichem Haubitzenchor.
Geweiht vom Sturm, der in den Bäumen raufte,
Vom Regenstrom, der in die Höhlen traufte.

Und in den Höhlen hockten Mann an Mann
Die Grenadiere. Von den Lippen rann
Das Wort nur karg und schamhaft abgerungen.
Ein Wort vom Weib daheim, vom flüggen Jungen,
Von Vaters Schaffen, Mutters weißem Haar,
Und wieder — wieder — von der stillen Schar,
Die fußtief draußen in der Erde träumte...

Sie horchten auf! Wie sich der Sturmwind bäumte!
Wie wild der Gießbach durch die Gräben lief!
Wie die Granaten wühlten, höllentief!

„Wir können 's tragen," sprach aus tiefem Sinnen
Ein Grenadier, „wir sitzen warm hier drinnen.
Die Toten draußen feiern schlechtres Fest,
Und jede Seele sucht und sucht ihr Nest
Zur heilgen Nächte-Zeit", und er verstummte.

Wie paukenscharf es durch die Lüfte summte.
Die Erde barst von der Granaten Stoß.
Die Sintflut riß der Sturm vom Himmel los.
Und jetzt und jetzt — — „Auf, auf, an die Gewehre!
Sie sind im Graben! Drauf, wer Männerehre!
Macht kalt den Satan, der die Christnacht stört!"
„Halt — halt — — zurück!" — Sie stieren wie betört
In Nacht und Graus, Gewehr bei Fuß genommen...

In Menschenwogen kommt es angeschwommen,
Aus tausend Gräbern, die der Sturm zerwühlt
Und die der Regen peitschend leergespült.
Gespaltnen Schädels und die Brust durchschossen,
So suchen sie die alten Kampfgenossen,
Gebrochnen Auges bittend: Nehmt uns an . .

Der Alpdruck weicht —. Es lösen sich vom Bann
Die Männer, die den Tod Gevatter nennen.
Das Schießzeug klirrt, die Taschenlampen brennen,
Und geisternd Licht erfüllt den Grabengang.
Sie grüßen schweigend, schaun zur Erde lang
Und strecken drohend ihre steifen Glieder . .
„Ein Christgeschenk. Kommt an — und holt es wieder!"
Und sitzen stumm bei ihren Toten nieder. — — —

Knochen kunstreiche Geräte; die Russen aus Holz jene Suppenlöffel, die sie im Stiefelschaft mit sich führen. Es wird geknüpft; in Metall wird getrieben, in Leder gepunzt.

Eine ganze Ausstellung gibt es, und die Künstler erhalten ihre Entlohnung.

Am meisten zu schaffen gibt die Briefpost mit der Riesensumme eines Gesamtverkehrs von 1,010,835 Briefen. Die Franzosen erhielten: 441,701 und sandten ab: 363,074. Die Russen bekamen: 68,171. Sie schrieben: 137,889.

Die Briefe verursachen die Hauptarbeit. Ein ganzer Saal sitzt voll feldgrauer Sprachkundiger, diese Briefmengen zu prüfen.

Natürlich sehnen sich die Gefangenen nach dem köstlichsten Gute der Menschen: der Freiheit. In verschwiegenen Stunden mögen sie wohl miteinander Fluchtpläne schmieden, hoffnungslose, wie sie selbst einsehen, denn Fluchtversuche unternehmen eher ungebildete Russen, nicht aber aufgeklärte Franzosen, die das Aussichtslose ihres Beginnens übersehen.

Ein unterirdischer Gang, den Gefangene einmal gruben, war uns bekannt. Man hat sie einfach, als er fertig war, beim Heraussteigen aus dem Schacht einzeln in Empfang genommen. Nur eines war der Kommandantur nicht recht, daß sie bei der angestrengten Arbeit an Gewicht verloren haben, denn um des Gesundheitzustandes sicher zu sein, werden wöchentlich je ein Gefangener kräftiger, mittlerer oder schwächlicherer Körperbeschaffenheit gewogen. Beim Baden findet das statt, das sie erst von den Deutschen lernen mußten, und das nun ihr liebster Gang im Lager geworden ist.

Aber wenn auch Zucht und Ordnung sein muß, so hat doch der Kommandant des Kriegsgefangenenlagers, Major Lange, ein Herz. Wenn die Gefangenen heimkehren, sollen sie einmal von deutscher Manneszucht, aber

auch deutscher Güte zeugen können. So ist denn allerlei getan, den Leuten über das Schwere ihrer Lage hinwegzuhelfen. Man hat ihnen Bibliotheken eingerichtet; Zeitungen stehen zur Verfügung; eine Bühne haben sie selbst aufgeschlagen. Dort spielen die Franzosen Theater. Draußen auf der Lagergasse ist in Reklamegestalt der Theaterzettel angeschlagen: „Chat noir" ist da zu lesen. Programme werden verteilt, hübsch gezeichnet. Sie führen Einakter auf, in denen sogar die Damenrollen besetzt sind. Die Kostüme werden gestellt; nur müssen sie nach der Vorstellung wieder abgeliefert werden. Sonst könnten am Ende Zivilisten das Lager verlassen, und man ist doch eben gefangen!

Auch ein Orchester hat sich gebildet, das auf zum Teil selbst gebauten Geigen und Bratschen spielt, von einem Bankbeamten geleitet wird und auch des Einzelgeigers

Au Chat Noir

Association artistique des prisonniers de guerre français de Konigsbruck (Sachsen)

Réception du 13 Octobre 1915

Programme.

Orchestre . . . . Les 28 jours de Clairette (& Audran)

Le Phoque

(Comédie en 1 Acte de [illegible])

Marthe . . . . . Delattre Bernard . . . . . . Houdin

Theater-Programm.

nicht ermangelt. Natürlich gibt es eine Theaterzensur; aber wo wäre die nicht ebenso im Frieden? Auch ein Dolmetscher, wie der Polizeioffizier in ruhigen Zeiten, ist anwesend, damit keine Entgleisungen vorkommen.

Unfern vom Lager liegt auf waldiger Höhe der Friedhof der Kriegsgefangenen. Fast nur Verwundete sind hier begraben. Bei der Überführung der Gebeine schon früher in Königsbrück Beigesetzter dort hinaus auf jene Lichtung unter den ernsten Fichten, wobei die Franzosen ihren toten Landsleuten einen großen, selbstgearbeiteten Gedenkstein setzten, waren die deutschen Offiziere zugegen. An ihrer Spitze der Inspekteur der Kriegsgefangenenlager des zwölften und neunzehnten Armeekorps, Generalmajor Stark, dessen hohe, vornehme Gestalt die Gefangenen gern unter sich sehen, wissen sie doch, bei ihm ist, wie sie selbst sagen, Gerechtigkeit. In einem Dank, den der französische Lagergeistliche abgestattet hat, stehen nun Worte, so erstaunlich, daß es sich wohl lohnt, daß die Neutralen, ja unsere Feinde davon Kenntnis erhielten. In dem geschickten, nur bisweilen den Ausländer verratenden Deutsch, genau wie es der Abbé geschrieben, seien sie hierher gesetzt:

„Man darf es uns nicht für übelnehmen, wenn wir beim Beginn unserer Internierung die Frage stellten: ‚Was wird wohl die Gefangenschaft mit sich bringen?' Wir wurden plötzlich aus unserer Heimat und unseren Gewohnheiten herausgerissen und in fremdes Land versetzt. Wir mußten uns in neue Lebensverhältnisse einleben. Der Anfang war sehr schwierig, die Disziplin streng. Und dabei verstand man sich so schlecht. Doch fand man Zeit und Muße, Beobachtungen anzustellen und die Verschiedenartigkeit der Charaktere näher zu beobachten. So lernte man sich gegenseitig kennen und schätzen. Es wurde getadelt und gerühmt. Aber allmählich verschwand das allgemeine Mißtrauen. Wir sind zu der Erkenntnis gelangt, daß die Deutschen hervorragende Eigenschaften besitzen. Schaffensgeist — Intelligenz, Ausdauer — Großmütigkeit."

Am Schluß heißt es dann:

„Wir haben es eingesehen, daß die Lagerverwaltung aus Gerechtigkeitsliebe handelt. So auch hat sie uns die großartige stimmungsvolle Feier veranstaltet zum Zeichen ihrer Hochachtung unseren verstorbenen Soldaten gegenüber, nicht durch sentimentale Gefühle angeregt, sondern aus persönlicher Genugtuung. Der deutsche Geist empfindet das Bedürfnis, auf allen seinen Bahnen Ritterlichkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen. Die Redlichkeit blüht im deutschen Blute. Der Wahlspruch des Deutschen lautet: ‚Ehre, dem Ehre gebühret'. Und so sagen auch wir den Deutschen gegenüber: ‚Ehre, dem Ehre gebühret'. Es wäre von höchstem Werte für den allgemeinen Weltfrieden, wenn Deutschland und Frankreich brüderlich Hand in Hand gingen, wenn aufrichtige und treue Freundschaft die Herzen beider Nationen vereinen würden. Wir hoffen fest, daß nach diesem Kriege die beiden Länder sich versöhnen werden, um alsdann ungestört das gemeinschaftliche Wohl beider Nationen fördern zu können. In Anbetracht unseres heutigen Denkens und Fühlens liegt unsererseits ein solcher Umschlag nicht ausgeschlossen. Wir sehen mit Vertrauen der Zukunft entgegen.

Königsbrück, den 7. Oktober 1915.

gez. N. Guérmann.

Nun soll man freilich nie zuviel darauf geben, was Gefangene sagen. Ihr seelisches Gleichgewicht ist immer ein wenig aus der Lage gebracht, und so können die einen bitterer und schärfer urteilen, als die Gerechtigkeit es erfordert, die anderen weicher, versöhnlicher gestimmt sein, als sie es in der Freiheit wären. Wir Deutsche dürfen nie vergessen, daß die Franzosen, wie sie seit Jahrhunderten über uns hergefallen sind, so seit 44 Jahren die „Revanche" gegen uns vorbereitet haben. Nicht unsere Schuld ist es, daß dies ungenügend geschah. Sollten aber solche Gefangenengedanken dieses begabten, nur unzuverlässigen Volkes allgemeine Gestalt gewinnen, so würden wir Deutschen gewiß die Ersten sein — freilich unter Sicherheiten für die Zukunft, denn wir brauchen einen Friedenschluß wahrhaftig nicht — dem vielfachen und alten Gegner die Hand zu reichen.

Es war dunkel geworden. Die Bogenlampen flammten auf. Arbeitskommandos kehrten wieder, von braven Landstürmern begleitet. Es wird zeitig schlafen gegangen im Kriegsgefangenenlager. Da wurde den Besuchern noch ein Abendsegen zuteil. Nicht jener der Granaten wie draußen im Felde, sondern in einem Raum, wo der Altar, von den Gefangenen selbst gefertigt, verhüllt stand. Ein russischer Chor, der sich hier zusammengefunden, sang wunderbare Kirchenlieder mit jenem slawischen Dehnen einer Harmonik, die von der unseren genau so verschieden ist wie russische Tänze von einem deutschen Walzer. In dem schmucklosen Holzraum, hell beleuchtet wie eine einfache Dorfkirche am Abend, sangen die grauen Gesellen mit den gleich tiefen Saiten klingenden Bässen, den hell schwebenden Tenören inbrünstig, verzückt fast, in Gedanken weit fortgetragen nach den weiten Steppen ihrer Heimat, und die deutschen Offiziere lauschten, die Mützen in der Hand, den Kopf gesenkt.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Italienischer „Sanitäts"-Tango.

(Zu den Tanzbelustigungen in Mailand.)

Die Mailänder sind halt gar lustige Leut',
Sind frische und fröhliche Pflanzen;
Jetzt naht ja die Tango- und Karnevalzeit,
Da wollen die Mailänder tanzen!

Daß Mailand den Ernst dieser Zeiten versteht,
Dies läßt sich mit Recht erwarten;
Man druckt „Zum Besten der — Sanität"
Auf alle Programme und Karten.

So hängt man der Tanzwut ein Mäntelchen um,
Blickt heuchlerisch schielend nach oben,
Dann . . . wird vom Mailänder Publikum
Vergnüglich Tango geschoben . . .

O Mailand! du Stadt, die einstens sah
Lenardo da Vincis Zeiten!
. . . Doch über Geschmack et cetera
Läßt sich bekanntlich nicht streiten

* * *

Gegenseitiger Rat.

Ein amerikanischer Diplomat und ein russischer begegneten einander in einem neutralen Salon. Nicht just die wahre Herzensfröhlichkeit war es, die aus beider Mienen sprach.

„Was bedrückt Sie, lieber Kollege?" fragte der Amerikaner.

Der Russe klagte: „Bei unseren ausländischen Kriegsanleihen kommt nichts mehr heraus. Bei den inländischen noch weniger. Gold ist überhaupt nicht mehr aufzutreiben. Meinem armen russischen Lande fehlt es an Geld! — Und was bedrückt Sie, bester Freund?"

Der Amerikaner stöhnte: „Sie wissen doch, Verehrtester, zu meinem Ressort gehört es, die — Noten zu verfassen. Ich bin überlastet. Ich breche zusammen. Jeden Tag habe ich an fast alle Länder der Erde Noten zu schreiben! Wie soll ich da mit meinen zwei Händen nachkommen?"

Ein dritter trat an die beiden Herren heran: „Gestatten? Mister Impertinent, englischer Patentingenieur. Habe gerade gestern eine Sache erfunden, die Ihnen beiden gleichzeitig helfen kann. Jeder von Ihnen muß sie sich sofort zulegen: meine neue, verbesserte, selbsttätige Noten-Presse mit Dampfbetrieb!" . . .

* * *

Der eine Hut.

Russen, Briten und Franzosen
Fragten: „Wird es uns gelingen,
Unsre Führer, unsre großen,
Unter einen Hut zu bringen?"

Zum kaukas'schen Vizekönig
Läßt der Zar den Oheim küren.
(Dies heißt, wenn ich's nicht beschönig':
Einen Onkel „pensionieren"!)

French kriegt eine „Rangerhöhung"
Und ihm wurde sehr beklommen . . .
(Rangerhöhung? Wortverdrehung
Für: „den blauen Brief bekommen"!)

„Oberführer" wurde Joffre
Und bekam den höchsten Orden.
(Klar gesagt, bloß etwas schroffer:
Joffre ist „a. D." geworden!)

. . . Unter einen Hut gezwungen
Sind die „Weltenüberwinder".
Doch der Hut, dem dies gelungen,
Dieser Hut ist ein — „Zylinder"!

* * *

Die Stadt-Duma zu Moskau.

Väterchen Stadtrat Baranjawitsch: Hier ist nicht geheizt. Bei mir zu Hause ist auch nicht geheizt. Nicht einmal bei meiner Schwiegermutter ist geheizt. Wie kommt das? Rußland hat Kohlen genug. Aber die Eisenbahn befördert sie nicht nach Moskau. Es herrscht keine Ordnung in Moskau.

Väterchen Stadtrat Tiliadschjawitsch: Wohl befördert die Eisenbahn auch Kohlen nach Moskau. Aber nur, wenn der Kohlenhändler die Bahnbeamten besticht. Der eine Händler bietet hundert Rubel als Schmiergeld, der andere nur fünfzig Rubel, der dritte gar zweihundert Rubel. Es herrscht keine Ordnung in Moskau.

Väterchen Stadtrat Wolowjawitsch: Da muß Abhilfe geschaffen werden. Diese Zustände sind des alten Moskau unwürdig. Ordnung muß sein. Ich bitte die sämtlichen Väterchen Stadträte, einstimmig zu beschließen, daß für die Bestechung der Bahnbeamten ein einheitlicher Satz festgelegt wird, damit Moskau seine Kohlen pünktlich erhält. Die Höhe des einheitlichen Bahnbeamtenkohlenfahrbestechungsgeldes soll am Ersten jeden Monats vom Väterchen Bürgermeister rechtsverbindlich festgesetzt werden.

Die Versammlung (faßt einstimmig diesen Beschluß).

Väterchen Grudinkuwitsch: Wohl mir, daß ich diesen großen Augenblick miterleben durfte! Und nun soll noch einmal jemand behaupten, daß in Moskau keine Ordnung herrscht!

* * *

Kriegsausstellung am Berliner Zoo.

(Zum Besten des Roten Kreuzes.)

Da stehen britische Feldgeschütze
Mit halbzertrümmertem Rohr —
Die speien nimmer feurige Blitze
Aus brüllendem Rachen hervor . . .

Da sind französische Kriegsflugzeuge,
Zerbrochen und flügellahm —
Ging jedem alle Kampflust zur Neige,
Als es zu Boden kam . . .

Da ist ein russischer Panzerwagen,
Der zeigt manch deutsches Loch. —
Zerbeult ist alles und arg zerschlagen,
Und nützen muß es uns doch!

Trägt jeder Berliner die Groschen hin,
Und keinen Schauenden reut's —
So bringen die feindlichen Waffen Gewinn
Dem Deutschen Roten Kreuz.

* *

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Das wesentlichste Kriegsereignis der verflossenen Woche ist das Nachlassen der Kämpfe an der beßarabischen Front und in Galizien. Auch das Scheitern eines russischen Angriffs an der Düna kann hinzugerechnet werden.

In der Hauptsache galten die Anstrengungen der Russen denjenigen Teilen der Front, die schon früher ihrer Heeresleitung als Angriffspunkte geeignet erschienen waren; dennoch sind sie als militärische Unternehmungen im Gesamtüberblick nach Maßgabe der vorliegenden Meldungen nicht allzuhoch einzuschätzen. Der Anlage nach

allerdings waren es Durchbruchsversuche, die aus langer Hand vorbereitet waren. Neuformationen waren seit Monaten in Beßarabien gebildet und, so mangelhaft dies auch mit den dürftigen russischen Offizier- und Unteroffizierkorps nur möglich war, in eine halbwegs brauchbare Verfassung gebracht. Mit dieser Miliz wurde, natürlich ohne jede Überzeugungskraft, aber doch mit dem bekannten stumpfsinnigen Gehorsam der Masse, der Versuch gemacht, eine Neubelebung des lahmgelegten russischen Armeekörpers vorzutäuschen. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegen die Menschenopfer, die es kostete, wurde vorgegangen. Vergebens wurden wiederum, wie einst in den Karpathen, vielgestaffelte Reihen hintereinander vorgetrieben. Aus den bekannt gewordenen Berichten von diesen Kämpfen ist zu ersehen, daß diese Angriffe, die sich zum Teil auf mehrere Tage hintereinander ausdehnten, allgemein von dem Feuer unserer verbündeten Truppen niedergemäht worden sind. Nirgend an der ganzen Front ist dieser russischen Unternehmung die geringste Einwirkung beschieden gewesen.

Ebenso erfolglos waren an den Teilen der Front, auf welche diese Massenstürme nicht gerichtet waren, die mehrfach erwähnten Angriffe der sogenannten Jagdkommandos. Diese Streifkorps, zu welchen aus dem Gesamtbestande der russischen Regimenter, gewiß nicht gerade zum Vorteil für deren Kriegsbrauchbarkeit, die besten Leute und Führer entnommen worden sind, verfolgen die Aufgabe, im Kleinkriege unseren Truppen Abbruch zu tun. Auch organisierte Freischaren treiben sich in den ausgedehnten Wald- und Sumpfgebieten umher. Weder die Jagdkommandos noch die Freischärler sind bis heute von militärischem Nutzen gegen uns gewesen, wie das von solchen verzettelten Versuchen unseren festgefügten Heeresgruppen gegenüber auch nicht anders zu erwarten ist.

Der Zweck all dieser militärisch nutzlosen Unternehmungen, bei denen wiederum russisches Volk zu Zehntausenden hat verbluten müssen, war lediglich politischer Natur. Es wäre ein Erfolg oder auch nur ein Scheinerfolg den leitenden Geistern des Vierverbandes hochwillkommen gewesen, um die beklommene Stimmung in irgendeiner Richtung abzulenken. Außerdem mag das System Goremykin seine besonderen Motive haben, die Volksmeinung im Lande in ablenkendem Sinne zu beschäftigen. Jedenfalls sind die Anstrengungen der russischen Heeres- und sonstigen Leitung im Rückblick auf die letztverflossene Woche als verfehlt zu bezeichnen.

Ausländische Zeitungen erheitern ihre Leser mit der wenig respektvollen Bemerkung, neuerdings würden in England auffallend viele Ehen geschlossen. Die Durchsetzung der Wehrpflicht, von der sich die eine Partei der leitenden Kreise einen Halt für die so seltsam unsicher gewordene Zukunft Englands verspricht, hat für die Gegenwart den Erfolg, aber auch den einzigen, daß einige hunderttausend pulverscheue Söhne des Landes, soweit sie nämlich Junggesellen sind, nun zum Kriegsdienst heranmüssen. Eine militärische Bedeutung für den Verlauf des Krieges hat das Wehrpflichtgesetz natürlich nicht. Wie wir schon bei früherer Gelegenheit hervorhoben, können unserer militärischen Leistungsfähigkeit gegenüber auf lange Zeit hinaus englische Soldaten nur das bleiben, was sie heute sind: Dilettanten in der Kriegsführung, denen der Geist und die Tüchtigkeit eines Berufsheeres, wie des unseren, fernliegt. Außerdem werden die Söhne Albions vermutlich nach wie vor, selbst wenn sie ihre Söldnerscharen um die geschätzte Ziffer vermehren, stets ihren farbigen und sonstigen Hilfsvölkern den Vortritt lassen. Sollen doch die armen verhetzten Serben, die noch übriggeblieben sind, wie man hört, in Ägypten eingesetzt werden. Von glaubhafter Seite wird wenigstens versichert, daß die Engländer den König Peter bereits in eine Art Schutzhaft genommen und in Zusammenhang damit Erörterungen im erwähnten Sinne eröffnet haben.

Das Mißlingen der Gallipoli-Expedition wird durch einen sehr fleißig ausgearbeiteten Bericht des Generals Hamilton, wenn auch nicht entschuldigt, so doch zu erklären versucht. Es heißt darin, daß zunächst Verspätung die Ursache gewesen sei, dann Überstürzung und Unterschätzung des Feindes, wodurch ganze Abteilungen bei nutzlosen Angriffen niedergemetzelt wurden.

An der Westfront wird der Kleinkrieg fortgeführt, ohne daß unsererseits viel Aufhebens von den einzelnen Kampfhandlungen gemacht wird. Gemeldet wurden u. a. vom Hartmannsweilerkopf Erfolge unserer Infanteristen und Pioniere, ebenso verschiedene Einzelheiten aus dem Luftkriege, die unserem Waffenruhm zur Ehre gereichen. Mit welchen Gefühlen aber auf der anderen Seite Paris, das Herz Frankreichs, bei Tag und Nacht den Kanonendonner spüren mag, können wir uns einigermaßen nur dann vorstellen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß unsere Truppen so nahe vor Paris stehen, wie etwa Brandenburg von Berlin entfernt ist.

Bei all ihren Fehlschlägen fahren die Feinde fort, die Tatsachen zu verdrehen, die Wahrheit zu fälschen. Während in Konstantinopel die Vertreibung des letzten Engländers aus Gallipoli gefeiert wird, während der ganze Orient von Mißachtung für England erfüllt ist, prahlt man in London, die Räumung Gallipolis sei ein zielbewußtes Meisterstück gewesen.

Nicht minder gilt unsern Feinden die beharrliche Fortsetzung der Tatsachenverdrehung auf wirtschaftlichem Gebiet als Kampfmittel gegen uns. Nach dem Worte: „Du kannst im großen nichts verrichten und fängst es nun im kleinen an" verbreiten sie Nachrichten über unsere wirtschaftliche Lage, die dazu beitragen sollen, unsere Stimmung niederzudrücken. Während der Goldbestand der Banken von England nachgewiesenermaßen zurückgeht, mehrt sich der Goldschatz unserer Reichsbank. Den gehässigen Wünschen von England und Konsorten würde es entsprechen, wenn unser gutes Gold ihnen auf Umwegen zufließen würde. Aus Kleinigkeiten setzen sich bekanntlich die großen Faktoren zusammen, die bei der Finanzwirtschaft eine Rolle spielen. Aber solche Schwachköpfe sind wir denn doch nicht, daß wir nicht eine Zeitlang auf alle Dinge verzichten könnten, deren Ankauf unser gutes Geld auf Umwegen in die Taschen unserer Feinde oder auch nur ins Ausland brächte. X.

Neue Bezieher der „Woche" erhalten auf Wunsch den Anfang des Romans „Das deutsche Wunder" von Rudolph Stratz durch ihre Buchhandlung oder direkt von unserm Verlag kostenlos

---



Scheich Saleh Scherif

Vorkämpfer für die Befreiung Tunesiens und Algeriens vom französischen Joch.

Nach einer Zeichnung von Prof. Orlik.



Bestrebungen zur Befreiung Algeriens und Tunesiens: Eine von Scheich Saleh Scherif einberufene Versammlung in Berlin.

Spezialaufnahme der „Woche“.



Hofphot. E. Jacobi.

Graf Haeseler im Felde.

Zum 80. Geburtstag des Generalfeldmarschalls (19. Januar).



Französische Gefangene vom Hartmannsweilerkopf.

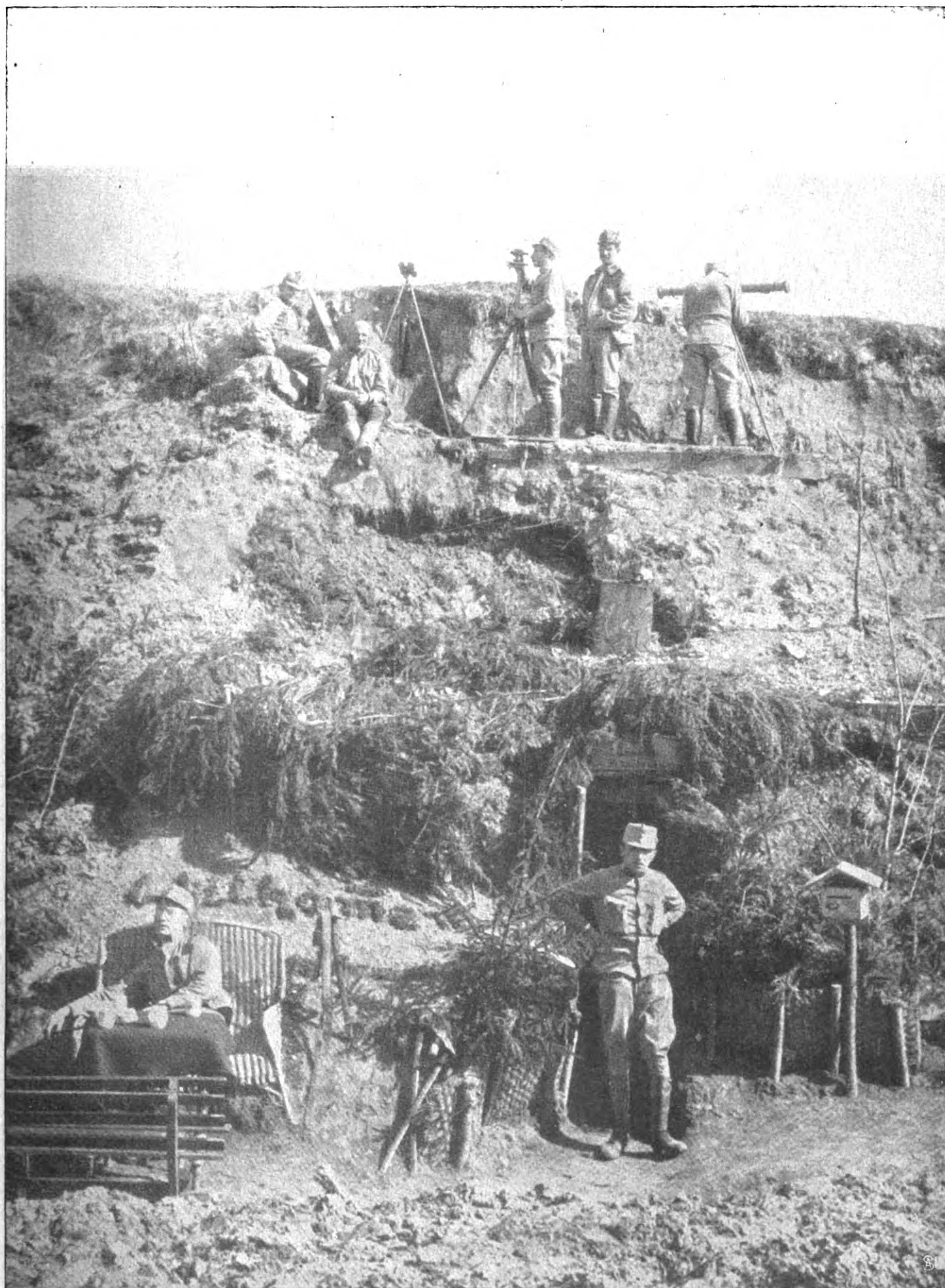
Von der Westfront.



Von links: Professor Tschelebisade Mehemmed Essad-Bey, Mukim Eddin Bejdschan, Aktschura ogln Jussuf Bey, Prof. Dr. Hüsseinsade Ali Bey.

Komitee zum Schutze der Rechte der mohammedanischen türkisch-tatarischen Völker Rußlands.

Anläßlich seines Besuches in Berlin. — Spezialaufnahme der „Woche".



Kilophot.

Artilleriebeobachtungstand und Offiziersunterstand an der Isonzofront.


Phot. J. Grunone & Abich.
Hauptmann Alfred Pohlmann.


Hauptmann Felix Pohlmann.


Phot. Samson & Co.
Leutnant Kettler.


Hofphot. Hartmann.
Leutnant Ulmer.


Phot. Moellendorf & Bachmann.
Leutnant Stietz.


Leutnant Henning v. Falckenberg.


Oberleutnant Lefèvre.


Leutnant Schützinger.


Oberleutnant Karl Weisenberger.


Leutnant W. Maack.


Off.-Stellvertreter Artur Menge.


Vizefeldwebel Schmitz.

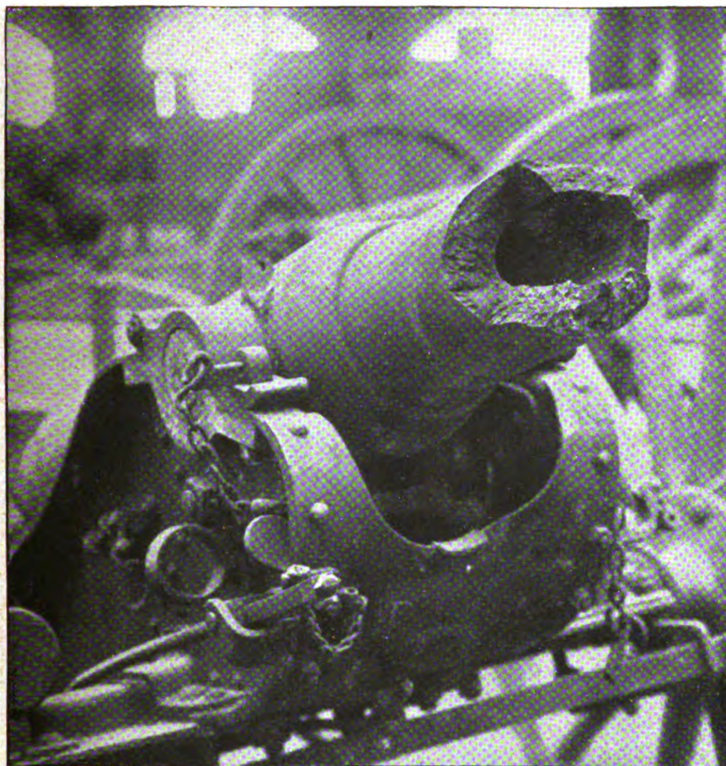

Vizefeldwebel Adam Linzbach.


Gefreiter Bernsee.


Unteroffizier Trampert.

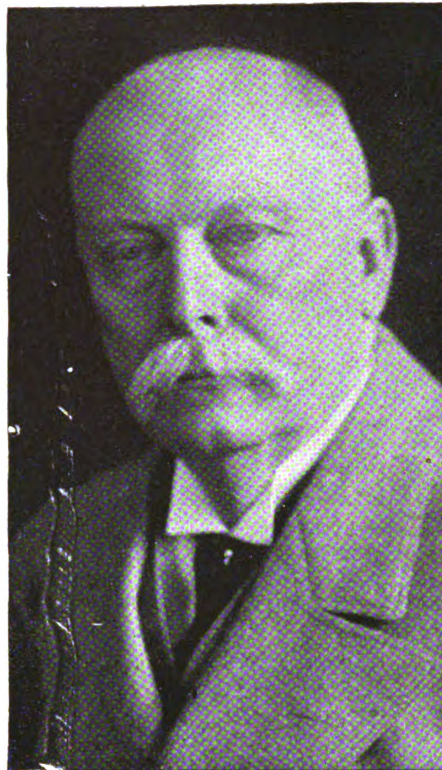

Phot. O. Schröder.
Off.-Stellvertreter Kurt Helbig.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

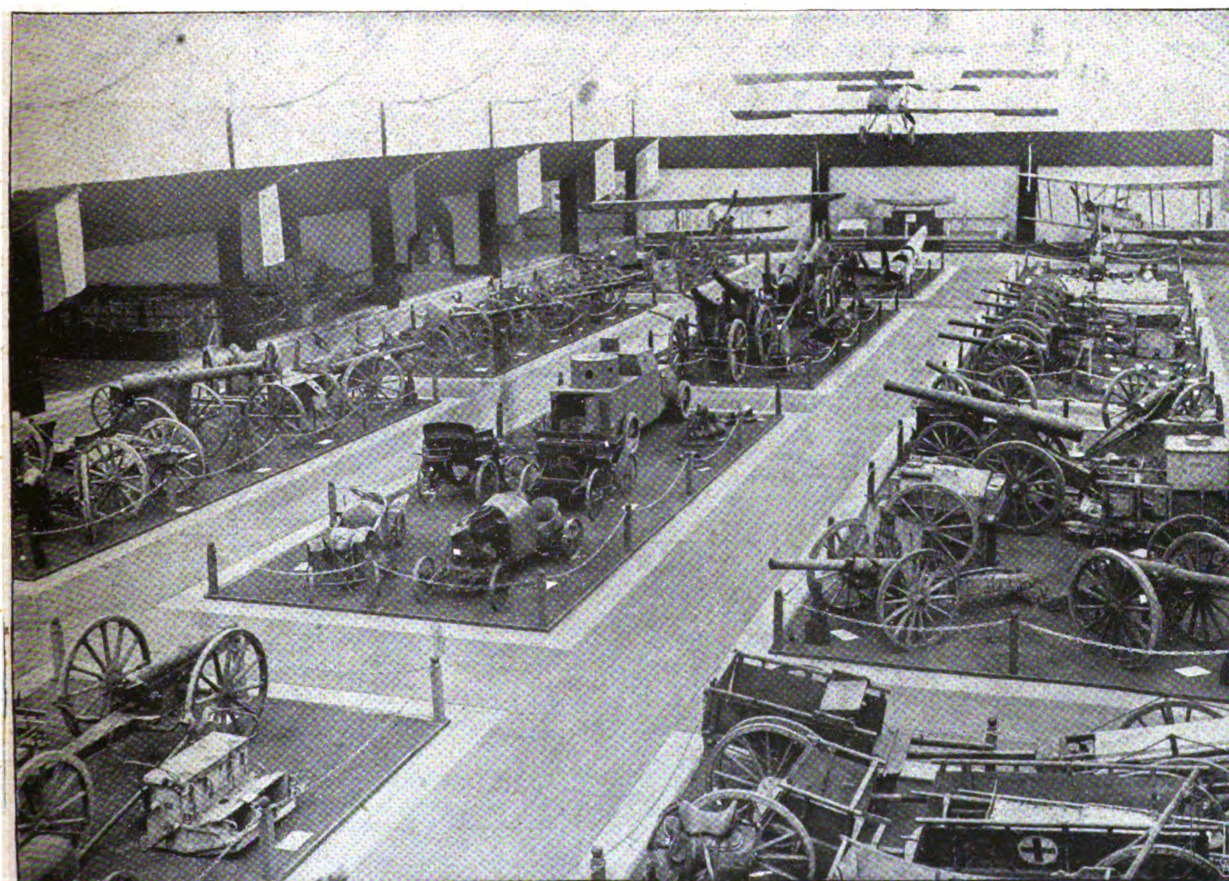


Phot. Haeckel.

Französische 9-cm-Kanone mit zerschmettertem Lauf.
(Aus der Kriegsausstellung.)



Staatsminister Exz. Dr. Delbrück,
feiert seinen 60. Geburtstag.



Blick in die Ausstellung. Phot. Groß.

Die deutsche Kriegsausstellung am Zoo in Berlin.



Unsere Marine im Felde.



Kriegsfreiwillige bei der Marine.

Phot. Az Est.

Österreichisch-ungarischer Küstenschutz.

Die einheitliche Speisekarte.

Von A. Oskar Klaußmann.

Wir brauchen eine einheitliche deutsche Speisekarte. Es ist Pflicht und Aufgabe der deutschen Gastwirte und Köche, zusammenzutreten und uns für das Deutsche Reich einheitliche Bezeichnungen für diejenigen Speisen festzusetzen, die bisher nur mit französischen, englischen oder italienischen Bezeichnungen auf der Speisekarte geführt wurden. Allerdings müssen die Vereinigungen der Gastwirte und Köche auch dafür sorgen, daß ihre Mitglieder dann auch wirklich diese Speisekarte führen; sonst werden Wirrwarr und Mischmasch, die man jetzt auf den Speisekarten findet, nicht mehr aufhören, und es ist zu befürchten, daß die Bestrebungen, die Speisekarte zu verdeutschen, elend daran scheitern, daß sich keine Einheitlichkeit in den Bezeichnungen finden läßt. Wir haben dann drei Monate nach dem Frieden wieder die Ausländerei auf der Speisekarte in demselben traurigen Umfang wie vor dem Kriege.

Diese Sucht, das Ausländische nachzuahmen, der tiefe Respekt, der dem Deutschen vor allem Ausländischen nun einmal in den Knochen saß, verschaffte der französischen Sprache in der deutschen Speisekarte ein unerhörtes Übergewicht. Es gab allerdings „internationale Seelen", welche behaupteten, die deutsche Speisekarte müsse französisch sein mit Rücksicht auf die vielen Fremden, die nach Deutschland kämen. Als ob es den Franzosen jemals eingefallen wäre, englische, oder den Engländern, deutsche Speisekarten in ihren Gastwirtschaften und Gasthöfen zu führen! Von der Speisekarte galt aber der alte Kuplettvers: „Ein bißchen Französisch macht sich ganz wunderschön!"

„Pommes de terre en robe de chambre" wirkt natürlich viel großartiger als das einfache „Pellkartoffeln" oder „Kartoffeln in der Schale".

Es ist das unbestreitbare Verdienst unseres jetzt regierenden Kaisers, die französische Speisekarte am preußischen Königshofe abgeschafft zu haben. Als Wilhelm II. zur Regierung kam, wurden die Speisekarten für die königliche Frühstücks- und Mittagstafel deutsch, wurden mit deutscher Schrift geschrieben, und zwar auf besonders hübsch ausgestatteten, mit Zeichnungen nach Angaben des Kaisers versehenen Karten. Dieses Beispiel fand Nachahmung an anderen deutschen Fürstenhöfen und machte entschieden Schule.

Zu Ehren des deutschen Gastwirtsgewerbes muß auch angeführt werden, daß man sich jahrzehntelang Mühe gab, die deutschen Speisekarten möglichst zu verdeutschen. Das Gelingen dieses Planes wurde aber dadurch unmöglich, daß man immer wieder auf Worte stieß, welche sich nicht gut übersetzen lassen, oder an die man sich im Laufe von Jahrhunderten derartig gewöhnt hat, daß man sie nicht gern missen möchte. Diese Worte, zu denen vor allem die Bezeichnungen „Frikassee", „Ragout", „Kotelett", „Roastbeef", „Beefsteak," „Sauce" usw. gehören, betrachtete man als unantastbare, und sie bilden heute noch einen Stein des Anstoßes auf der neu verdeutschten deutschen Speisekarte und schaffen mit den großen Wirrwarr, der sich mehr und mehr bemerkbar macht.

Als der jetzige Krieg kam und mit ihm für Hunderttausende das Bewußtsein, ein Deutscher zu sein, der deutsche Art und deutsche Sprache vor allem hochhalten müsse, wandelten freilich alle Gastwirte die fremden Ausdrücke auf ihren Speisekarten in das Deutsche um, jeder in seiner Weise, jeder nach anderen Gesichtspunkten, jeder nach anderer Auffassung. Das ergab einen Mischmasch, der uns jetzt zwingt, dringend nach einer einheitlichen deutschen Speisekarte zu rufen.

Nehmen wir das Wort „Kotelett". Man versteht unter „Kotelett" überall ein Stück Fleisch, bestehend aus einer Rippe und einem Stück Fleisch aus dem Rücken. Wir essen in Norddeutschland Kalbs- und Schweinskotelette; an anderen Orten sind auch Rindskotelette kleineren Formates beliebt. Der Rücken des Tieres wird der Länge nach gespalten, dann schneidet man schräg zu der Rückenlinie die Stücke, die aus Rippe und Fleisch bestehen. Ein Kotelett ist also ebenso Fleisch von der Rippe wie aus dem Rücken; und hier beginnt die Konfusion in der Bezeichnung. Was bedeutet „Schweinsrippe" auf der Speisenkarte? Sind das Pökelrippen, oder ist das ein Kotelett? Was bedeutet „Schweinsrippe im Topf"? Ist „Kalbsrippenstück" dasselbe wie „Kalbs-Kotelett"? Ist „Kalbsrückenstück" etwas anderes als „Kalbskotelett"?

„Rindsrücken" ist gewöhnlich die neue Bezeichnung für „Roastbeef". „Mittelrippe vom Rinde" (für drei Personen 5 M.) ist anscheinend das frühere „Entrecôte". Das frühere „Châteaubriand" führt jetzt den Namen „Doppeltes Rindslendenstück für zwei bis drei Personen". Ist „Rumpfstück" das frühere „Rumpsteak"? Ist „Ochsenrückenstück mit Kräuterbutter" dasselbe wie früher „Roastbeef mit Remouladensauce", oder wird auf der Speisekarte, die man grade vor sich hat, die „Remoulade" mit „Öleiertunke" bezeichnet, während die frühere „Mayonnaisensauce" „Kräutertunke" heißt?

Was ist „Mischgericht von Kalb und Huhn"?

Der Kellner lächelt: „Man nannte es früher ‚Frikassee vom Huhn'."

„Feines Mischgericht in Muscheln" kann man sich ungefähr als „Ragoût fin en coquille" erklären. Aber überall bei der Lektüre dieser Speisekarte stoßen einem Zweifel auf, und Kellner und Gast grinsen, wenn sie sich schließlich auf den früheren englischen oder französischen Namen des Gerichtes einigen.

Ist es dem Gast aber gelungen, das Rätsel dieser einen Speisekarte zu lösen, so wird er im nächsten Speisehaus desselben Ortes gleich wieder vor neue Rätsel gestellt. Kommt man in eine andere Stadt, dann wird man von neuem zum Rätsellöser, und das steigert sich, wenn man in eine andere Provinz, in einen anderen deutschen Bundesstaat kommt. Es treten ja auch noch die örtlichen Eigentümlichkeiten der Küche, die absonderlichen Ausdrücke der Speisekarte hinzu, die nur der Ortsangehörige versteht.

Verschiedene Gastwirte haben ein Kompromiß mit sich selbst geschlossen. Sie behalten die fremden Ausdrücke bei, aber sie schreiben sie deutsch. So findet man auf der Speisekarte: „Ragu", „Frikando", „Befstick" oder „Biefstück". Dann stutzen wir vor dem Worte „Soße". Wir kommen endlich dahinter, daß es die frühere „Sauce" sein soll. Das „o" in „Sauce" sprechen wir aber doch lang aus; man müßte also deutsch schreiben: „Sohße". Das Wort sieht nicht schön aus; deshalb hilft man sich mit

dem Worte „Tunke“, gegen das merkwürdigerweise viele Menschen — ich weiß nicht aus welchem Grunde — eine große Abneigung haben. Sie verbinden mit dem Worte „Tunke“ entschieden einen unangenehmen Begriff. In einzelnen Orten Deutschlands sagt man „Beiguß“ für „Sauce“; ein Wort, das zum Beispiel dem Nordländer wenig bekannt ist.

Gerade das Kapitel von der Sauce scheint ein recht unbequemes und gefährliches zu sein. Die Bezeichnungen für die verschiedenen Arten von Saucen stammen fast immer aus dem Französischen. Da ist zum Beispiel die „Béarner Sauce“, die von Halbgebildeten konsequent „Bierner Sauce“ ausgesprochen wurde, weil sie das Wort „Bearn“ für englisch hielten. „Béarn“ ist aber eine Landschaft in der Gascogne, die sich durch ihr gutes Rindfleisch auszeichnet, das man mit einer besonders zubereiteten Sauce ißt. Heute findet man diese Sauce auf der Speisekarte in Wirklichkeit hier und dort als „Berner Sauce“, eine sprachliche Gewalttätigkeit, die irgendein Koch begangen hat, der keine Ahnung davon hatte, daß zwischen der schweizerischen Bundeshauptstadt Bern und dem Lande Béarn noch einiger Unterschied besteht.

Der selige Marquis von Béchamel ist auch der Erfinder einer Sauce, die bei uns sehr beliebt ist. Auch diesen Namen hat man bereits verdeutscht, und zwar in dem gräßlichen Worte „Beschammel“. Dieses Wort erinnert unwillkürlich an „beschummeln“, und in manchem Falle wäre der letztere Ausdruck auf der Speisekarte vielleicht richtiger als der germanisierte Béchamel.

„Deutsches Hackstück“ scheint eine ziemlich glückliche Bezeichnung für das frühere „Deutsche Beefsteak“. „Rumpfstück“ für das ehemalige „Rumpsteak“ erscheint ganz angebracht, ist aber logisch falsch, da dieses Stück Fleisch aus dem Rücken des Rindes stammt. Man geht in der Verdeutschungswut so weit, daß man sogar das Wort „Gulasch“ umzuwandeln, zu übersetzen sucht, obgleich dasselbe weder aus dem Französischen noch aus dem Englischen, sondern aus dem Ungarischen stammt und ein Wort ist, das unseren lieben ungarischen Bundesgenossen eigentümlich ist.

Hier werden wir aber an die Eigentümlichkeiten der österreichisch-ungarischen Speisekarte erinnert, die auch in die Einheit der deutschen Speisekarte hineingezogen werden müßte, schon deshalb, weil hoffentlich nach dem Kriege sich der Strom unserer Sommerfrischler in die herrlichen Gegenden Österreich-Ungarns ergießen wird. Die Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr, die im Jahre 1911 in Berlin stattfand, hat uns ja gezeigt, wie wunderbar schöne Gegenden gerade Österreich-Ungarn den Touristen bietet. Die österreichische Speisekarte enthält für den Fremden ganz unlösbare Dinge. Schon die Bezeichnungen für die verschiedenen Arten Braten: „Jungfernbraten“, „Marinebraten“, „Husarenbraten“, „Kaiserfleisch“, sind für den Fremden nicht verständlich. Man lernt es allmählich, daß „Fisolen“ grüne Bohnen, „Spargelfisolen“ Brechbohnen, „Karviol“ Blumenkohl, „Kren“ Meerrettig und „Häuptelsalat“ Kopfsalat ist. Wer aber soll wissen, daß „Risibisi“ Reis mit Erbsen ist, und wer kann ahnen, was „ungarisches Rebhuhn“ bedeutet?

Da kommen wir wieder zu einem Wort, das selbst innerhalb der deutschen Gaue die verschiedensten Umwandlungen erfahren hat. In Berlin heißt es „Eisbein“, und diese Bezeichnung hat moralische Eroberungen in Deutschland gemacht. In Sachsen und Thüringen heißt dasselbe Gericht „Salzknochen“. An anderen Orten spricht man von „gesulzten Schweinsknöcheln“. Es ist aber immer dasselbe: es ist ein Stück Schweinsfuß mit dem Kniegelenk. Das Wort „Haxen“ für das gleiche Stück Fleisch, das in Süddeutschland üblich ist, hat sich auch in Norddeutschland durch die hier sehr beliebten „Kalbshaxen“ Bürgerrecht erworben; ebenso die Hammelhaxe.

Die örtlichen Eigentümlichkeiten der Speisekarte sollen auch gar nicht verschwinden. Es gäbe nichts Faderes als eine Speisekarte, die immer und überall dasselbe enthielte. Der Fremde, der zu seinem Vergnügen reist, freut sich sogar ganz besonders, wenn er eine neue Eigentümlichkeit der Speisekarte entdeckt. Es wird sich daher auch empfehlen, auf der deutschen einheitlichen Speisekarte diese „Spezialitäten“ (ich brauche den fremdsprachlichen Ausdruck, um richtig verstanden zu werden) zu belassen, ihnen aber auf der Speisekarte eine besondere Stelle einzuräumen, die meinetwegen die Überschrift führen kann: „Örtliche Eigenart“. Es wird dann aber gut sein, den Bezeichnungen eine kurze Erklärung hinzuzusetzen, damit der Fremde weiß, was er bei der Bestellung bekommt. In Bayern wird man zum Beispiel zu dem Worte „Kitzbraten“ hinzusetzen können „(junge Ziege)“ und in Schlesien zum Schöpfenbraten den Zusatz „(Hammel)“. Unter diese Rubrik „örtliche Eigenart“ könnten auch die Speisen kommen, die dem betreffenden Ort eine gewisse Berühmtheit verschafft haben. Man könnte ja allein von deutschen Orten ein ganzes Lexikon zusammenstellen, in denen gewisse Speisen erzeugt werden, die allgemein bekannt und beliebt sind. Ich erinnere nur an „Teltower Rübchen“, „Jauersche Würste“, „Berliner Pfannkuchen“ usw. usw.

Also, ihr deutschen Wirte, ihr deutschen Köche, tretet zusammen und schafft uns eine einheitliche Bezeichnung für die deutsche Speisekarte! Nehmt euch, wenn es sein muß, Sprachgelehrte zu Hilfe. Schafft, was ihr wollt; aber schafft Ausdrücke, die für ganz Deutschland gleichmäßige Geltung haben, so daß man nicht in jedem neuen Ort vor neue Rätsel der Speisekarte gestellt wird.

Vielleicht würde es sich empfehlen, für die Übergangszeit zuerst eine Speisekarte einzuführen, wie sie in einigen der größten Berliner Restaurants zu finden ist. Um dem Publikum das Verständnis zu erleichtern, und um es allmählich an die neuen Bezeichnungen zu gewöhnen, bringt die Speisekarte beide Ausdrücke, die alten und die neuen. Also z. B. „Hammelrippe (Kotelett)“ — „Hummersalat (Majonäse)“ — Rinderrückenstück (Rostbief) mit Kräutereiertunke (Remulade)“ — „Lendenstück (Filetbiefstück)“.

Eine solche Kompromiß-Speisekarte würde sich als Vorläuferin der Einheits-Speisekarte sehr wohl für die Übergangzeit eignen und viel Verdruß und Umständlichkeiten ersparen. Das Ideal aber bleibt die „**Einheits-Speisekarte**“.

Winterwald.

Nun spann der Wald in Winterschnee
Den ganzen Tag sich rieselnd ein.
Rund um den silbereisigen See
Soll jeder Baum ein Christbaum sein.

Der Rehe Wechsel Pfade tritt — —
Ein Ästlein knackt, ein Zweiglein schnellt,
Und neben mir — ein Mädchenschritt — ?
Die Liebe träumt in dieser weißen Welt.

E. Albrecht-Doussin.

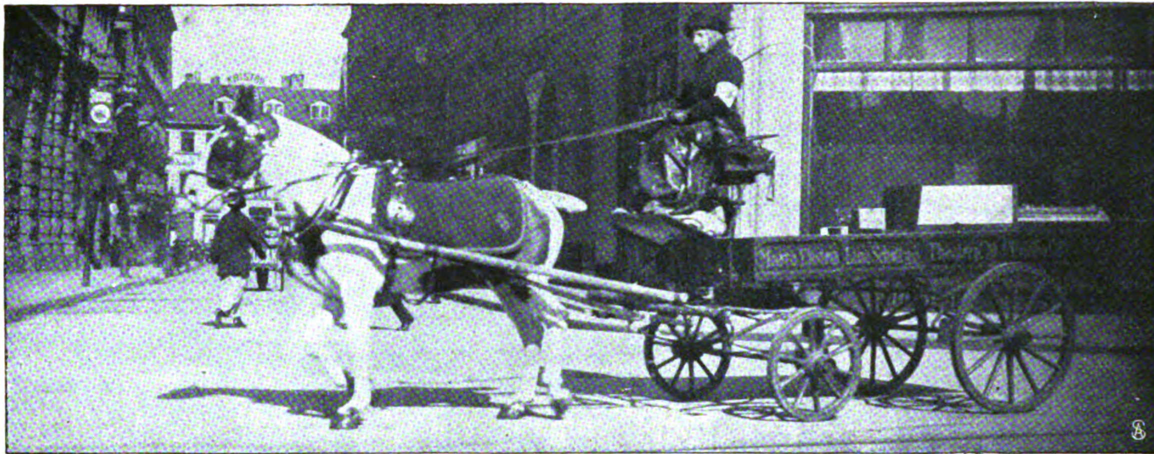


Von der Ostfront: Deutscher Soldat mit einem in den Sümpfen bei Pinsk erlegten Wolf.



Die deutschen Frauen von Peking bei der Arbeit für die deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen in Sibirien

(Die von den Frauen hergestellten Bekleidungsstücke werden den Gefangenen durch das amerikanische Rote Kreuz zugestellt.)



Phot Schlesicky-Ströhlein.

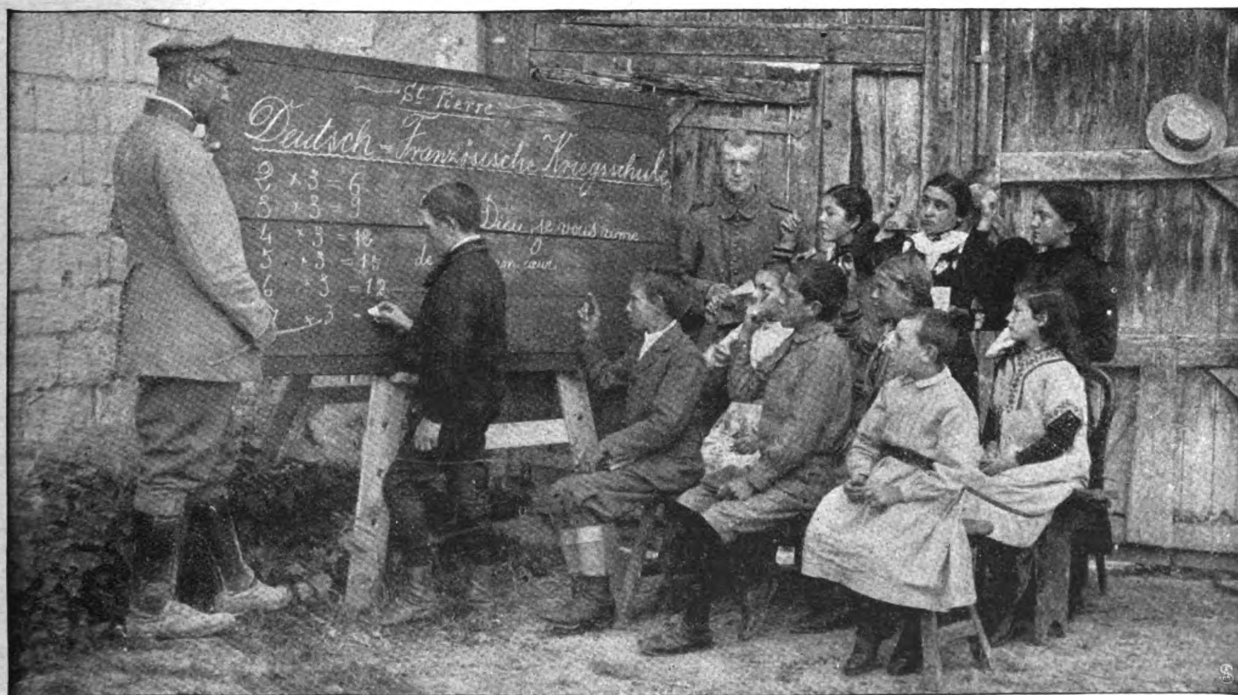
Kriegsfürsorge in Frankfurt a. M.:

Frau v. Schauroth, die seit Kriegsbeginn sämtliche Transporte zur Kriegsfürsorge und Truppenverpflegung in Frankfurt a. M. fährt.

Im Laufgraben während der Regenzeit.



Konzert in der Kirche von St. Pierre.



Schule in einem Dorf in der Champagne.

Bilder von der Westfront.



Das Rote Kreuz in Ungarn: Gräfin Mikes (×) im Kreis der Verwundeten in Kronstadt



Ausstellung von Arbeiten der Verwundeten aus Bamberger Lazaretten.

Bilder von der Kriegsfürsorge.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

8. Fortsetzung.

Der Panslawist drehte sich nervös eine Papyros. Er hatte wieder gelbe Fingerspitzen und schwarze Nägel. Schjelting dachte sich: Ein Tier! Er sagte halblaut durch das Rasseln des Wagens: „Es gibt jetzt eine schwarze Liste von Totgeweihten in Petersburg, Wladimir Timoféitsch! Ein Kreuz hinter jedem Namen. Man staunt, welche Namen da stehen!"

„Ich sah die Liste!"

„Nun: Gott wird helfen!"

Korsakoff, der Panslawist, war draußen in der Neustadt bei einem befreundeten Popen abgestiegen. Aber gegen Nachmittag gingen da die südslawischen Agitatoren ein und aus, raschelten die Banknotenbündel in Schjeltings Händen, erzählte Vater Dimitrij vom Kloster Ostrog, von seinen Erlebnissen in Istrien, den Kämpfen der kaisertreuen Küstenkroaten mit den Italianissimi der Adria.

„Unser Dampfschiff war weiß gestrichen! Großer Gott — nach dem dritten, vierten Hafen hatte es schwarze Streifen von oben bis unten . . . Sie begreifen doch! Auch auf dem Deck bekam man Tintenflecke!" . . .

„Wie denn Tinte?"

„Nun — man hatte alle Tintenflaschen in den örtlichen Magazinen gekauft und warf sie über die Köpfe der Soldaten am Landungsteg weg auf das Schiff! Es gab Handgemenge zwischen Morlaken und Welschen . . ."

Nikolai Schjelting lachte.

„Bald wird die Weltgeschichte nicht mehr mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben werden", sagte er, während er mit dem Moskauer Hochschullehrer seinem Hotel zuschritt. Dann durchfuhr ihn wieder jäh die Erinnerung: „Entsinnen Sie sich, wann wir zuletzt zusammen waren, Wladimir Timoféitsch?"

„Vor der Butterwoche. In Moskau."

„In Moskau. Im Petrowski Dwor. Wir tranken auf den Kreuzzug gegen die Deutschen!"

„Rußland wartet!"

„Hinter uns saß ein alter Deutscher!"

„So?"

„Ein alter Teufel von Arzt. Er hatte eine schöne Tochter bei sich. Wahrhaftig: ein schönes Mädchen!"

„Ich weiß es nicht mehr!" sagte der Slawenapostel zerstreut. Nikolai Schjelting verstummte ärgerlich, daß er sich wieder hatte gehen lassen, und musterte von der Seite die Schmutzflecken auf Korsakoffs Rock, den von den langen ungepflegten Haaren schwärzlich gefärbten Hemdkragen.

Er fragte sich: Warum fange ich denn schon wieder von ihr an? Vor diesem Professor, der wie ein Holigan aussieht? . . . Ja, Bruder, für dich freilich wäre eine Zigeunerin noch gut genug! Mein Siegespreis soll edler sein! Nun — du hast nichts gemerkt!

Nein. Der Professor fing, lebhaft die Hände bewegend, von den Kutzowalachen an. Er hatte beunruhigende Meldungen über die Kämpfe dieser rumänischen Zinzaren auf dem Pindar mit den benachbarten Griechen. An der neuen serbischen Wardargrenze hatte es Feuergefechte mit makedonischen Komitatschis gegeben.

„Viel Menschen tot?"

„Nein. Höchstens hundert!"

„Nun — und wie war es in Agram?"

Der Panslawist zuckte fatalistisch die abfallenden Schultern. Nichts zu machen. Die Zeiten waren vorbei, da man sich auf dem Jellaschichplatze an dem Vizebanus vergriff. Gott schlug die Slawenbrüder dort mit Blindheit. Sie hingen an dem König von Ungarn, schauten, statt nach dem Kreml, nach der Ofener Hofburg. Die Schwaben hätten sogar ihn, Korsakoff, verhaftet, wenn er sich nicht als Mitglied der Reichsduma ausgewiesen hätte. Die beiden gingen die Alexanderstraße entlang. Am Eingang zum alten Friedhof standen zwei elende, kleine Holzkreuze frei auf dem zertretenen Rasen. Menschen und Tiere zogen achtlos an der Stelle vorbei, wo der König und die Königin von Serbien, von ihren Untertanen ermordet und aus dem Fenster des Konaks gestürzt, eingescharrt worden waren. In der Terasiastraße fuhr der neue Herrscher, Peter der Erste, nach seinem Palais. Die wenigsten kümmerten sich um den gekrönten Schatten — oder um seinen liederlichen Sohn. Die Herren dieses Landes waren die Offiziere. Die Säbel rasselten, die Uniformen blinkten. Auf denen, in deren Mitte Nikolai Schjelting des Abends saß, waren vielfach die Abzeichen von Regimentern ferner Standorte, aus Leskowatz und Schabatz. Und doch waren diese Obersten hier und gehörten auch nach ihrem Äußeren viel mehr unter den Belgrader Konwoi Leibgarde als unter die struppigen und ruppigen serbischen Linienmilitärs der Provinz. Das waren die Verschwörer von einst. Man zeigte die Königsmörder immer noch nicht gern an vorderster Stelle. Das hätte das Feingefühl des englischen Gesandten verletzt. Aber wo sie waren, war Serbien.

Die gepaschten Virginias qualmten über den Krügeln mit hellem Bier. Die Zeitungsjungen

schrien die neueste Wiener Zeitung aus. Die Erbschaft des toten Erzherzogthronfolgers. Die blutbefleckten Soldaten lachten sich zu. Sie wußten Bescheid — nicht nur, wie man den eigenen Kriegsherrn beseitigt, sondern auch, wie man, jetzt eben, benachbarte Große der Erde mit dem Revolver aus dem Wege räumt . . . Ihre Augen funkelten. Ihre Gespräche waren der Krieg. Der Sieg. Sieg über die Türken. Sieg über die Bulgaren. Sieg über . . . pst . . . noch nicht davon sprechen . . . Ein Rausch von Blut lag über der Runde, ein Triumphgefühl des Mordes, ein Fieber: Was werden sie da drüben machen in den k. und k. Landen? Und es war, als brächte der heiße Sommerwind von der Sawe her als Antwort die Klänge eines langverwehten Liedes:

„Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum gewinnen
Stadt und Festung Belgarad!"

Ei was — mögen die Schwaben kommen und die Ungarn dazu! Uns darf nichts geschehen! Wir dürfen tun, was wir wollen! Hinter uns steht das heilige Rußland. Heiße Blicke wie die gezähmter Raubtiere richteten sich auf Nikolai Schjelting.

„Ihr Ehrenwort, Gospodin — was wird geschehen?"

„Schon einmal, vor fünf Jahren, mußten wir zurück!"

„Man tritt zurück, um einen Anlauf zu gewinnen!" sagte Schjelting in lächelnder Ruhe.

„Aber die Tage drängen . . ."

„Und übermorgen begibt sich der Präsident der französischen Republik nach Petersburg zu Seiner Majestät dem Zaren! Ahnt ihr, was das heißt?"

Wieder wehte es über die Tische: Der Krieg . . .

„Gott schütze den Zaren!"

„Laßt uns nicht im Stich! Sonst sind wir verloren!"

Der Serbengeneral Bratschinetz sagte es. Der alte Fuchs drehte, trotz der Hitze in einen verschlissenen grauen Feldmantel gewickelt, unruhig den weißen Spitzbart unter dem verschlagenen Gesicht. Ein langes Ordensband zog sich über seine Brust. Er kannte die Ungewißheit des Krieges wie nur je ein Landsknechthauptmann. Nikolai Schjelting, der nie gedient hatte, musterte ihn mit einem hochfahrenden Lächeln.

„Belieben Sie sich zu entsinnen? Wie hieß zur Osmanenzeit die Stadt, in der wir slawischen Brüder hier beisammen sitzen? Dar el Dschihad! . . . Das Tor des Kriegs!"

„Es lebe der Krieg!"

„Mehr als einmal schon wurde der Krieg von hier über die Sawe getragen! Bis unter die Wälle von Wien!"

„Heute bis in den Stephansdom hinein!"

„Nach Budapest!"

„Und an die Adria!"

„Wir sind bereit!"

„Ihr seid die Bannerträger der orthodoxen Welt, ihr serbischen Helden! Gestattet, daß ich, der Petersburger, euch die Schwüre unseres großen Rußland bringe! Diesmal stehen wir hinter euch und weichen keinen Zoll! Beim Wundertäter Nikolaus, bei allen Heiligen der Landra. Im Sommer 1914, so werden noch unsere spätesten Enkel sprechen — wurde nach Gottes Willen die slawische Idee zur Tat!"

„Hoch das heilige Rußland!"

„Lasse dich küssen, Bruder!"

Ein Sturm der Begeisterung hob die Runde säbelklirrend von den Sitzen. Aus wilden Augen fieberte der Größenwahn des kleinen Barbarenstaats, der im letzten halben Jahrzehnt zweimal schon die Menschheit bis dicht an den Abgrund des Weltkriegs gedrängt hatte. Skupschtinamitglieder und Journalisten am Nebentisch klatschten fanatisch Beifall. In ihren Taschen knisterten die Tausendrubelscheine, die Schjelting am Nachmittag wie welkes Laub verstreut hatte. Er lächelte gerührt beim Bruderkuß der bärtigen, nach mancherlei Schnäpsen duftenden Lippen. Er dachte sich dabei: Enfin: Rien à faire . . . ! . . . Nur jetzt diese Wilden bei guter Laune erhalten! —

Aber als er am nächsten Tag im Orientexpreß weiter nach Osten fuhr, sagte er sich: Es ist doch gut, daß es Eau de Cologne gibt, um die Liebesbezeugungen dieser Bären abzuwaschen. Tanzt nur, Brüderchen, tanzt! Wir an der Newa pfeifen! Der Zug war wie gewöhnlich überfüllt! Schjelting hatte den letzten freien Platz in dem Salonwagen gefunden. Draußen flogen die Kukuruzfelder Serbiens vorbei . . . Auf freiem Feld eine Kapelle.

„Ah — Tschela Kula!"

Der Schädelturm . . . Aus vielen hundert serbischen Totenköpfen von den Türken als Siegeszeichen vor einem Jahrhundert errichtet. Nikolai Schjelting dachte sich zerstreut: Wozu die Mühe? Der ganze Balkan ist ein großer Schädelturm. Im Lehnsessel neben ihm ließ sich Salim-Pascha, der greise osmanische Würdenträger, von einem der Effendi seines Gefolges die letzten Nachrichten des Pester Lloyd auf türkisch vorlesen. Schjelting kannte den gefürchteten Diplomaten der Hohen Pforte wohl, ohne ihn zu grüßen. Der Pascha war schon sehr alt. Aber die hellen, haselnußbraunen Augen in seinem feinen, kleinen Gesicht blinkten noch so klug und aufmerksam wie je unter dem dunkelroten Tarbusch des Zivils. Der schlanke, junge Effendi, der ihm vorlas, trug zum europäischen Anzug den Scharlachfes des Heeres. In sein Türkisch fielen im Gespräch deutsche Worte: Etwas von Militärmission . . . Halblaut deutsche Namen von Offizieren . . . Kesselberg . . . von Enkel . . . Roß . . . Isebrink . . .

Nikolai Schjelting horchte auf. Isebrink . . . Hauptmann Isebrink . . . Ein höhnisches Lächeln überflutete seine nervösen Züge. Siehe da! Nicht auf Freiersfüßen, sondern auf dem Weg zu den Ungläubigen! Oder vielmehr: mit den anderen Mitgliedern der neuen Militärmission wohl schon dort! Ah — je vous gratule, mon cher! Nein: Ich wünsche mir Glück! Wenn ich wieder nach Wiesbaden komme, werde ich vor einem gewissen Haus keinem Störenfried begegnen. Der Weg ist frei . . .

Jäh klirrte eine Scheibe. Die Reisenden fuhren auf. Ein Durcheinander.

„Ein Steinwurf!"

„Ein Flintenschuß!"

„Sind wir noch in Serbien? Dann war es eine Kugel!" sagte auf französisch einer der Türken. „An dieser Stelle hat man schon auf dem Hinweg auf Seine Exzellenz geschossen!"

Der Pascha verlor keinen Augenblick seine Würde. Er setzte sich jetzt nur so, daß man von außen seinen weißen Kopf aus Tausendundeiner Nacht mit dem Purpurfes nicht sah. Einer der Effendis bückte sich und schaute unter die Sessel. Da lag im Dunkel ein verdächtiges Körbchen. Vielleicht auch eine Höllenmaschine serbischer Komitatschis. Moise Kabyljo, der in Nisch hinzugekommene Importeur aus Saloniki, fuhr entsetzt in die Höhe. Die weiß gepuderte und schwarz bemalte, allein reisende Französin drängte sich an dem Spaniolen vorbei und griff schützend nach dem Korb. Mon Dieu! Darin war ja nur Bibi, das eingeschmuggelte Schoßhündchen. Ein Aufatmen der Heiterkeit. Ein neuer Wortwechsel nebenan. Der hinter Pirot eingestiegene bulgarische Hauptmann mit dem brünetten, knebelbärtigen, an Wallensteins Lager erinnernden Wallonenkopf weigerte sich entschieden, mit einem Serben an einem Tisch zu sitzen. Beide, Bulgare und Serbe, hatten die Hand an die Säbelgriffe gelegt. Der Haß von 1913 leuchtete aus ihren Zügen. Ein bleicher und verlebter junger rumänischer Bojar machte belustigt ganz leise: „Kß . . . Kß . . ." so wie wenn man zwei große Doggen aufeinanderhetzt. Aber der kleine, runde Levantiner am Nebentisch rettete die Lage. „Changeons, messieurs!" Er wechselte seinen Platz mit dem des Serben, und der kam wieder neben dem breitschultrigen blonden deutschen Geschäftsreisenden zu sitzen.

Immer die Deutschen — dachte sich Nikolai Schjelting. Diesmal nicht mit Haß, sondern mit Schadenfreude. Dieser Deutsche, dieser Hauptmann Isebrink war aus dem Weg. Wer konnte wissen, wie lange? Er sagte sich, in Unruhe und Tatendrang: Ich sollte die Zeit in Wiesbaden nutzen! Eine Entscheidung suchen, jetzt, wo sich alles entscheidet . . .

Es dämmerte. Man zeigte sich durch das Fenster die Stelle, wo vor Jahren der Räuberhauptmann Athanas den Orientexpreß überfallen hatte. Aristidos Papadaki, der nach Pera heimkehrende Fanariote und Millionär, erwachte aus seinem Halbschlummer und winkte ab: „Ah bah! Monsieur Athanas s'est retiré des affaires!" . . . Weiter rollte der Orientexpreß und trug diesen Balkan im kleinen gleich einem züngelnden Natternnest voll Haß und Zwiespalt durch das Dunkel. Als Nikolai Schjelting nach einer schlaflosen Nacht, in der er mit einem verpariserten alten ägyptischen Prinzen dieselbe Koje geteilt hatte, an das Fenster trat, war draußen schon die feierliche Leere der türkischen Steppe. Aber da noch etwas, hinter Hirt und Hund und Büffeln: Ein rauchgeschwärztes, zertrümmertes Haus. Da die menschenleeren Mauerreste eines ganzen Dorfs. Riesenkoffern gleichende viereckige Erdhügel. Massengräber. Die Namen von Gefechtsorten gingen von Mund zu Mund. Man fuhr über die frischen Schlachtfelder von 1912. Die Moscheenkuppeln von Adrianopel tauchten in der Ferne auf. Die Umrisse der Tschataldschalinien. Neue Ruinen am Bahndamm mahnten: Das ist der Krieg! Und Nikolai Schjelting atmete am offenen Fenster den Lokomotivqualm wie Pulverdampf ein und dachte sich in ungeduldiger Siegestrunkenheit: Der Krieg . . . Mein Krieg . . . Nicht das Balkankinderspiel von gestern, sondern das, was morgen kommt . . .

Türkische Offiziere stiegen auf der letzten Station ein. Fern am staubflimmernden Horizont erschien eine Wolken- und Märchenstadt mit Hunderten von Kuppeln und nadelschlanken Türmen über der öden Steppe. Nikolai Schjelting kannte Konstantinopel in- und auswendig. Mit der Kälte eines von Nützlichkeitzwecken beherrschten Mannes sah er auf das graue Jahrtausend der byzantinischen Stadtmauer, das ewige Blau des Marmarameeres, das feierliche Zypressengrün der Serailspitze. Für ihn waren Stambul und Pera die große Arena der russischen Politik. Alle die „Väter der Lüge", die erfolgreichen Petersburger Diplomaten, hatten sich hier ihre Sporen verdient, von Ignatjeff bis Iswolski. Er fuhr an der Säule von San Stefano vorbei und dachte sich: da standen schon einmal unsere Heere! Er sah hoch über dem flachen Dächermeer die Riesenwölbung der Hagia Sofia und sah da oben im Geist schon das Kreuz Katharina der Großen, er tauchte vor dem Bahnhof in jenes Geschrei in dreißig Sprachen der Erde, in jene zum wimmelnden Ameisenhaufen gewordene farbige Malerpalette unter, die das Goldene Horn hieß, und sagte zu dem Fürsten Tschewadse von der russischen Botschaft, der ihn mit allem Prunk bewaffneter Kawassen als étranger de distinction empfing: „Ah — ça fait chaud! Wann geht ihr nach Bujukdará?"

Fürst Tschewadses Großvater war schon als Geisel der Tscherkessenkriege orthodox im Petersburger Pagenkorps erzogen. Nichts an ihm selbst verriet äußer-

lich noch seine kaukasische Abstammung. Er war mager, bräunlich wie ein Zigeuner, mit schwermütigen Augen. Aber seine Instinkte waren noch dem Geist des Morgenlandes nahe. Er war hier, in dem wütenden Kampfe Peras um die Seele Stambuls, an seinem Platz. Für Schjelting bedeutete er nach Korsakoff, diesem „wahrhaften Russen", nach diesen Vierhändern von Serben und Cernagoren, den Träger von Petersburg-Pariser Kultur. Hier, seinesgleichen gegenüber, wurde er sofort wieder doktrinär.

„Wie denn, Fürst?" sagte er, während sie im offenen Phaeton, einen mit dem Karabiner bewaffneten Wächter neben dem Kutscher auf dem Bock, durch den Turmbau zu Babel dahinfuhren. „Die österreichische Note — nun — was wird sie enthalten? Einerlei — wir werden antworten — man wird diskutieren — bis es uns beliebt loszuschlagen. Wir haben Zeit. Ich richte mich hier am Bosporus auf Wochen ein!"

„Wenn aber doch . . ."

Eine abwehrende Handbewegung Schjeltings.

„Sie wissen, ich halte nicht viel vom diplomatischen Metier. Ich untersuche lieber als einfacher Homme d'esprit die Vorbedingungen der Geschehnisse. Nehmen wir das nächste: Unsere Mutter Erde! Niemand, außer dem Vater Iwan von Kronstadt oder sonst einem Wundertäter, kann zugleich mähen und schießen. Also kann der Balkan erst nach der Ernte in den Krieg. Der Oktober brachte uns vor zwei Jahren kein Heil. Also sagen wir September. Den Tag von Kreuzes Erhöhung!"

„Aber auch wir Russen müssen bereit sein . . ."

„Zeit . . . Zeit . . .! Zeigt, wozu eure Procès verbals und Kollektivnoten gut sind! Inzwischen marschiert Mütterchen Rußland vom Amur und Pamir ab auf allen Wegen. Stehen wir erst gleichzeitig mit den Westlichen an der Grenze, so ist die Welt unser!"

„Ha! . . . Da ist er!"

Mitten auf der Brücke ritt ihnen ein jugendlicher Pascha mit kühnem Antlitz und aufgedrehtem Schnurrbart entgegen. Die Moslin führten vor ihm die Hand an Stirn und Brust, die Levantiner lüfteten die Hüte. Ein großes Gefolge von Offizieren war hinter ihm. Darunter ein paar unverkennbare deutsche Militärgesichter.

„Wenn nur Enver-Pascha nicht wäre!"

Nikolai Schjelting hörte die Worte des Fürsten nicht. Da kamen nochmals zwei zu Pferde. Der eine trug türkische Uniform, der zweite Zivil, beide den Fez auf dem Kopf. Aber sie saßen straff mit langen Bügeln im Sattel. Sie sprachen laut Deutsch miteinander und lachten über die sonnverbrannten Gesichter. Schjelting erkannte in dem im Reitanzug den Hauptmann Isebrink. Er dachte sich schadenfroh: Da haben wir dich ja! . . . Nun . . . Was macht Wiesbaden?

„Die Deutschen vermehren sich hier wie die Heuschrecken!" sagte neben ihm der Fürst Tschewadse. „Jeder Tag bringt uns neue. Gott straft uns mit ihnen. Unser Spiel hier steht nicht gut!"

„. . . weil wir unsere Trümpfe noch nicht zeigen! Wir haben zehn Millionen Trümpfe. Gebt nur jedem sein Gewehr in die Hand! — Ah — j'adore le moushik! . . . Ich bete den russischen Bauern an!"

Das hinderte ihn freilich nicht, im Vorhof der russischen Botschaft die dort in Massen wartenden, barhäuptig in Schafpelze und Bastschuhe gekleideten russischen Jerusalempilger rücksichtslos mit der Faust bei Seite zu knuffen: „Willst du wohl einem Baron Platz machen, du Hundesohn — he!" Innen in der Botschaft war es kühl. Der Lärm von Pera drang nur unbestimmt herein.

„Und Limpus?"

Der Fürst Tschewadse hob vielsagend die Achseln. Der Britenadmiral, dem die osmanische Flotte anvertraut war, tat ja, was er konnte. Wichtige Bestandteile der Geschütze und Maschinen waren in Galata und Tophana versteckt, kein Schiff war kriegsbereit. Und sollte eins doch in See gehen, so sorgte die geheime drahtlose Station auf dem Hausdach des Admirals für den Verrat.

„Sehr gut! Ein tüchtiger Kerl! "

„Was hilft es gegen die Deutschen zu Lande? Wie — — Sie wollen schon wieder aus? Und die Reisemütze auf dem Kopf?"

„Nun: ich promeniere ein wenig! Mit Gott!"

Nikolai Schjelting behielt seine Angelegenheiten für sich. Er hatte seine Londoner Aufträge und dazu die nötigen Sterlingwechsel in der Tasche. Er wußte, was ihm der große Higgins vor der Abreise gesagt: „Nichts täte uns jetzt mehr not als christliche Entrüstung. Ich brauche Türkengreuel für die öffentliche Meinung. Es wäre weise, sie mir so bald wie möglich zu verschaffen."

In einem halbdunklen Hausgang der Perastraße vertauschte Nikolai Schjelting seine seidene Mütze mit einem Fes, den er aus der Tasche zog. Als er wieder heraustrat, war er im Straßengewimmel einfach ein beliebiger Franke mehr, der zwischen dem Genueserturm und dem Hafen seinen Geschäften nachging. Er winkte einen Fiaker: „Rue Mahmud-Pascha!" Dort drüben in Stambul stieg er aus. Er war da unter grünen Turbanen, kamelfarbenen Derwischzuckerhüten und schwarzen Persermützen wieder ganz im Morgenland. Er ging durch ein regelloses Gäßchengewirr bis zu einem der armenischen Hans. Das mächtige Gebäudeviereck war angefüllt mit Warenlagern, Geschäftsräumen und Schreibstuben. Alle Welt lief da achtlos ein und aus. Er konnte ganz gut ein Messerschalenfabrikant aus dem Riesengebirge sein, wie er in ein mit Haufen von Hirschgeweihen gefülltes Zimmer trat, und der breitschulterige, fleischige Armenier mit

dem schwarzen Bart um die bleichen Hängebacken, der ihn empfing, ein schlichter Hornhändler aus Kaisarea in Anatolien und nicht der Hadschi Hassanhusseindian selbst, einer der Führer der armenischen Bewegung und dem Patriarchen aller Gregorianer in Konstantinopel nahe.

Nikolai Schjelting gehörte zu den wenigen, die das Wirrsal all dieser christlichen Glaubenskulte der Melchiten und Maroniten, der Chaldäer und Jakobiten und ihre gegenseitigen Streitigkeiten beherrschte. Aber jetzt ging es gegen den eigentlichen und Erbfeind der Armenier, den Türken. Zu seinem Erstaunen zeigte der christliche Hadschi, der Wallfahrer zum Heiligen Grab, große Kühle und Zurückhaltung: Geld? War es das? Geld, soviel ihr wollt! Bitte! Hier! Aber seltsam: sogar das verfing nicht bei einem Armenier, dem habgierigsten aller Menschen.

„Vor fünfzehn Jahren wart ihr andere Kerle!" sagte Schjelting erbittert. „Da stürmtet ihr mit Dynamitbomben die Ottomanische Bank. Die Rue Woywoda war in euren Händen! Fast schon die Stadt!"

„Und was geschah, Herr? Die türkischen Hausdiener erschlugen uns, die Kurden zündeten drüben unsere Dörfer an . . ."

„. . . und in ganz Europa war ein Schrei der Entrüstung!"

„Macht ein Schrei Tote lebendig, Herr? Sonst hörten wir von Europa nichts!"

Sie konnten unbesorgt laut sprechen. Durch das offene Fenster drangen die gellen Rufe der Straßenverkäufer, und nebenan rasselte ein halbes Dutzend Schreibmaschinen. Trotzdem dämpfte Schjelting seine lockende Stimme: „Diesmal ist es etwas anderes! Das ist nicht mehr das alte Osmanenreich! Von allen Seiten stehen seine Feinde auf!"

„Es hat auch Freunde!"

„Wen?"

„Deutschland . . . . Es ist besser, wir halten uns still!"

Draußen wallten, als Nikolai Schjelting ärgerlich in das Sonnengeflimmer trat, riesige grüne Fahnen durch den Öl- und Fischgeruch und Staubdunst der Gassen. Derwische zogen mit entrolltem Banner des Propheten hinauf zum Seraskierat. Ihr wildes „Huk! Huk! . . . Er! . . . Er! . . . Allah!" schmetterte durch das aufgeregte Brausen der Tausende auf dem weiten, taubenüberflatterten Platz . . . Man wußte hier im Morgenland nie: War wirklich etwas los? Waren es nur lärmende Lungenübungen, zu denen Hassan den Ali mit sich riß und Sliman den M'hammed? Aber der Igumen Agathangel von einem der orthodoxen Klöster des Berges Athos, der in Geschäften zum ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel gekommen war, machte bei der Begegnung mit Schjelting jene kennzeichnende Slawenbewegung mit den Schultern, die Zweifel, Besorgnis, Fatalismus ausdrückt. Man hatte auf dem Weg über die Sinaiklöster Nachrichten vom südlichen Arabien. Die Beziehungen des Großscherifs von Mekka zum Goldenen Horn gestalteten sich freundlicher, die Wüstenkönige da unten bis Maskat gehorchten neuerdings ihrem Kalifen in Stambul. Ein Zeichen, daß sich etwas Großes im Islam vorbereitete. Seien wir auf der Hut . . .

„Man wird schon Sorge tragen!" sagte Schjelting. Die Haltung der Jungtürken beunruhigte ihn, während er eben an dem großen Exerzierplatz inmitten des Häusermeeres vorüberschritt. Tausende von Soldaten übten da um den mächtigen Mahmudturm. Es erinnerte ihn an den Aufzug der Wachen in Berlin, den er oft genug spöttisch lächelnd mitangesehen. So stramm standen diese sehnigen, braunen Burschen aus Anatolien, so scharf und preußisch hallten in türkischer Sprache die Befehle. Nahe der Moschee Mohammeds des Eroberers, im Stadtteil Jani Bagtscha, stand der Konak Ali Fuad-Beis. Er schien Schjelting der letzte, bei dem man noch einen Besuch und Versuch machen konnte. Drei Menschenalter hindurch waren die Beis dieses Hauses und der jeweilig englische Botschafter drüben in Pera ein Herz und eine Seele gewesen. Hier fuhr Nikolai Schjelting am nächsten Tag mit Dienern und donnernden Rappen und aller Würde eines großen, fränkischen Effendi vor. Die kriegerischen tscherkessischen Leibwächter auf der Schwelle verbeugten sich tief. Er trat ein. Da hörte er im kühlen Halbdunkel der Halle, von der Treppe her, zwei Männerstimmen. Deutsche Laute.

„Wann gehen Sie denn nun nach Mesopotamien, Isebrink?"

„Sobald meine Anstellungsverhältnisse geordnet sind! Ich denke in vierzehn Tagen!"

„Um die Zeit rutsche ich gerade wieder nach Berlin!"

„Na — grüßen Sie das Sechste Garderegiment!"

Es klirrte von Sporen und Säbeln. Die beiden jungen Offiziere schritten kameradschaftlich an Schjelting vorbei.

„Bringen Sie ein bißchen Leben an den Euphrat, Isebrink!"

„Lassen Sie sich's gut gehen, Halim-Bei!"

Erbittert trat Schjelting bei dem graubärtigen Hausherrn ein. Oh — er kannte diese vornehme Höflichkeit des Orientalen. Diese feierliche Handbewegung, Platz zur Rechten zu nehmen. Diesen geschäftigen kleinen Diener mit den Kaffeetäßchen und dem Eingemachten. Er schob das brüsk zurück. Ali Fuad-Bei lächelte unter kaum merklichem Stirnrunzeln. Verstöße gegen die Form waren ihm wie jedem Morgenländer ein Greuel.

„Wie ist das, Bei: Ihr Sohn dient in der deutschen Armee?"

„So ist es."

„Warum nicht in der englischen Flotte?"

„Als vor vier Jahren die Italiener uns überfielen und unsere Inseln besetzten, sah ich vergebens nach der englischen Flotte aus!"

„Nun — das war damals!"

„Als vor zwei Jahren die Balkanvölker gegen Stambul drängten, sah ich jeden Morgen nach dem Marmarameer. Es war leer bis zu den Prinzeninseln. Die englische Flotte war nicht da. Vielleicht ist sie überhaupt nicht mehr da. Gott allein weiß es!"

„Aber . . ."

„Aber die Deutschen waren da. Die Offiziere, die sie uns sandten, haben mit uns gekämpft und geblutet. Dem Kaiser tausend Jahre!"

„So? Nun wartet nur, was kommt!"

Der Hausherr stand auf.

„Effendi! Wir werden es bestehen!"

Noch im Landauer war Schjeltings Antlitz gelb vor Galle. Er warf seine angerauchte Papyros einem bettelnden Syrerknirps, der sich auf das Trittbrett geschwungen, an den Kopf. Steht es so um euch, messieurs les turcs? Eh bien! . . . Unerhört: Ein Bei . . . rien qu'un simple bey — der mich verabschiedet . . . mich . . . Nikolai von Schjelting . . . Das ist ja schon fast der Krieg . . .

Dann erhellte mit einem Schlag das gewohnte, hochmütige und selbstzufriedene Lächeln sein unruhiges Gesicht. Er mußte sogar über den kaffeebraunen Bengel lachen, der das Wurfgeschoß, die Zigarette von vorhin, grinsend weiterpaffte. Recht so! Jedes Ding hat seine gute Seite. Jetzt erst fiel ihm wieder ein, was der Hauptmann Halim-Bei zwischen Tür und Angel den Hauptmann Isebrink gefragt: „Wann gehen Sie nach Mesopotamien?"

Nach Mesopotamien ging man — nicht als glücklicher Freier. Dorthin ließ man auch keine Frau nachkommen. Nikolai Schjelting setzte sich behaglich in der Wagenecke zurecht und dachte: Also bist du abgeblitzt, mein Lieber! Gründlich abgeblitzt in Wiesbaden! . . . Haha —! Um so besser für mich! Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte! Das ist ein Sieg! Ein Sieg vor der Schlacht!

Es war ihm, als hätte er persönlich einen Triumph davongetragen. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung für die große, allgemeine Kraftprobe der Zukunft. Er konnte beides nicht mehr trennen: sich und das heilige Rußland. Er vermengte es in dem gemeinsamen Ziel: Deutschland zu besiegen — Deutschland erobern. Er sagte sich: Ich darf nicht warten, bis der Krieg aufflammt. Ich muß als einzelner dem Ganzen vorauseilen. Mein Eisen muß ich vorher schmieden. Sowie ich hier fertig bin, fahre ich nach Wiesbaden . . .

Nordwind vom Bosporus her kühlte an diesem Abend die Glut der beiden Weltteile an seinen Ufern. Das Perapalasthotel war noch offen. Nikolai Schjelting speiste da mit dem Fürsten Tschewadse und anderen Freunden. Sie tranken reichlich den lauwarmen französischen Champagner. Auch Schjelting, gegen seine Gewohnheit. Der Sekt hob seine Siegesstimmung.

„Neues aus Wien, Fürst?"

Nein. Auf der russischen Botschaft war noch nichts bekannt. Man entzifferte dort eben Depeschen aus Belgrad. Dicht daneben, in der österreichischen Botschaft, war auffallendes Leben. Viel Verkehr nach dem Boulevard Ayas-Pascha, dem Sitz der deutschen Botschaft. Nun — mochten sie . . . Als man aufbrach, um hinüber in den Cercle d'Orient zu gehen, fühlte Nikolai Schjelting, daß sein Kopf heiß war. Das hinderte ihn nicht, im Klub eine Gruppe jüngerer Herren um sich zu versammeln und sie in seinem weichen, leise lispelnden und affektierten Französisch durch seine Antithesen zu verblüffen. „Die Wurzel des Übels heißt Preußen!" sagte er. „Belieben Sie, das Wappen Preußens zu betrachten! Es führt als Schildhalter einen wilden Mann. Einen nackten Barbaren. Geben Sie ihm eine Pickelhaube zu seiner Keule, so haben Sie den Militarismus!"

Die anderen ließen sich mit offenem Mund belehren. Schjelting machte eine wegwerfende Handbewegung in der Richtung nach Stambul.

„Daher die Seelenfreundschaft mit dem Halbmond da drüben. Der wilde Mann und der kranke Mann gehören zusammen. Der Lahme trägt den Blinden. Ein edles Paar. Aber die Menschheit wird sich dagegen erheben. Unser Muschik, in dem die Seele Rußlands schlummert, wird der Vollstrecker ihres heiligen Willens sein!"

„Wir Russen vertreten den allslawischen Gedanken. Er reicht von der Adria bis zum Amur . . . Seit drei Jahrtausenden erfüllt die romanische Mittelmeerkultur Europa und gibt auch ihren edlen lateinischen Staaten in Südamerika, meine Herren, Sprache und Geist. Den Rest der Erde beherrscht das Angelsachsentum. Beglückwünschen wir uns dazu! Aller guten Dinge sind drei."

„Sehr interessant!"

„Gestatten Sie mir einen Blick auf die Geodäsie, meine Herren! Sand oder Stein — das ist politisch dieselbe Formel. Montenegro — das ist die Mark Brandenburg. Ein kleines Land, das seine Bewohner zu Eroberern erzieht, weil es sie nicht ernährt! Können Sie sich Montenegro als führenden Staat des Balkans denken? Nein. Im Deutschen Reich ist es der Fall. Das märkische Montenegro herrscht. Beachten Sie, meine Herren: ich gebe keine Meinungen. Ich gebe Tatsachen!"

„Man fängt an zu begreifen!"

„Es gibt Methoden des geschichtlichen Denkens, die

von selbst zu wichtigen Schlüssen führen. Aus einer Sandwüste ohne Küste kann logischerweise keine Weltmacht werden. Preußen ist ein geschichtlicher Irrtum. Winowat! — Ich schlage hier vor Ihnen, als Vertreter des russischen Geistes, reuig an meine Brust. Wir und England haben das Potsdamer Monstrum gezüchtet, weil wir es gegen Frankreich brauchten. Aber jetzt ist der Hecht im europäischen Karpfenteich zu groß und gefräßig geworden. Man wird ihn fangen und zerlegen!"

Sein Gegenüber machte ihm mit den Augenbrauen ein warnendes Zeichen. Nikolai Schjelting drehte sich um. Hinter ihm hatten zwei neueingetretene Herren Platz genommen. Ein Osmane in Uniform, den Zwicker vor dem feinen Generalstabsgesicht. An seiner Seite der Hauptmann Isebrink. Er war im Abendfrack wie die anderen Herren hier. Aber sein sonnengebräuntes preußisches Soldatenantlitz strafte förmlich das Weiß der Hemdbrust Lügen.

Einer der Herren kannte Mahmud Kiazim-Bei! . . . Er glaubte, seine Berufsgenossen mit dem einflußreichen türkischen Abteilungschef bekanntmachen zu sollen. . . .

Dann war eine Weile Schweigen. In Nikolai Schjeltings Kopf perlte der Sekt. Er fragte sich: was ist mit diesem Preußen? Wie kommt er hierher? Es ist solch ein entschlossen kaltblütiger Ausdruck in seinen Augen: weiß er vielleicht etwas? Etwas, was wir noch nicht wissen?

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Üsküb.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Kurz hinter der Wasserscheide von Morawa und Wardar senkt sich das Gelände zu leicht gewelltem Hügelland. Die ragenden Berge, die kahlen Hochebenen bleiben zurück, weite Fluren, bebaute Felder und zahlreiche Dörfer treten an ihre Stelle. Endlich öffnet sich das Wardartal, das eine ansehnliche Breite hat und eine ganz ebene Talsohle aufweist. Zwischen dichten Bäumen wälzt der Strom seine braunen Fluten vorbei an kleinen Ansiedlungen, von denen nur die spitzen Dächer, ragende Minarette oder Kreuze hinter grünem Buschbestand zur Bahn herüberwinken. Dann taucht in der Ferne die Hauptstadt Kossowas, das alte Üsküb, auf. Fast imponierend sieht es aus, wie es da im weiten Talkessel liegt. Am Fluß erhebt sich der Burghügel mit der alten Zitadelle und den mächtigen Kasernen aus der Zeit der Türkenherrschaft, rings-



Alte Moscheen in Uskúb.



Bulgarische Soldaten
als Einquartierung.

es immer. Ein verhältnismäßig großer Platz öffnet sich vor dem Bahnhof. Ein buntes Völkergewimmel herrscht. Die Serben hatten einst, zur Zeit des zweiten Balkankrieges, als vornehmste Begründung ihres Anspruches auf die alte Königstadt angegeben, daß der größte Teil der Bevölkerung serbisch sei. Das stimmte so wie die bekannten Berichte des serbischen Pressebureaus, die höchstens zur Erheiterung der Welt dienten, aber schwerlich Glauben fanden. In Wirklichkeit ist kaum ein Viertel der Bevölkerung serbisch, der Hauptteil vielmehr bulgarisch, türkisch und albanisch.

Die Stadt liegt an beiden Ufern des Wardar, der hier eine Breite von 100 Meter hat. Eine schöne steinerne Brücke führt in sechs Bogen hinüber nach der rechten Seite, dem fränkischen Viertel. Einfache, steinerne Häuschen mit offenen Loggien, meist an italienische Bauweise erinnernd. Hier befinden sich die Konsulate, der Sitz des bulgarischen und serbischen Metropoliten, herum ein Gewimmel von weißen Häusern und Häuschen, von ragenden Kirchen und Moscheen, von palastähnlichen Gebäuden und morschen, baufälligen Hütten. Ein Kranz von Bergen umgibt wie ein Rahmen das Bild der Stadt. Im Norden der schneestarrende Schar-Dagh mit dem ragenden Kegel des Sinbeten, im Osten die runden Kämme des Kara-Dagh.

Wie überall im Orient, so verliert auch hier das Bild beträchtlich, wenn man näher kommt. Interessant und anregend aber bleibt



Bulgarische und deutsche Offiziere in der alten Koranschule.



Straßenbild aus Uskäb.

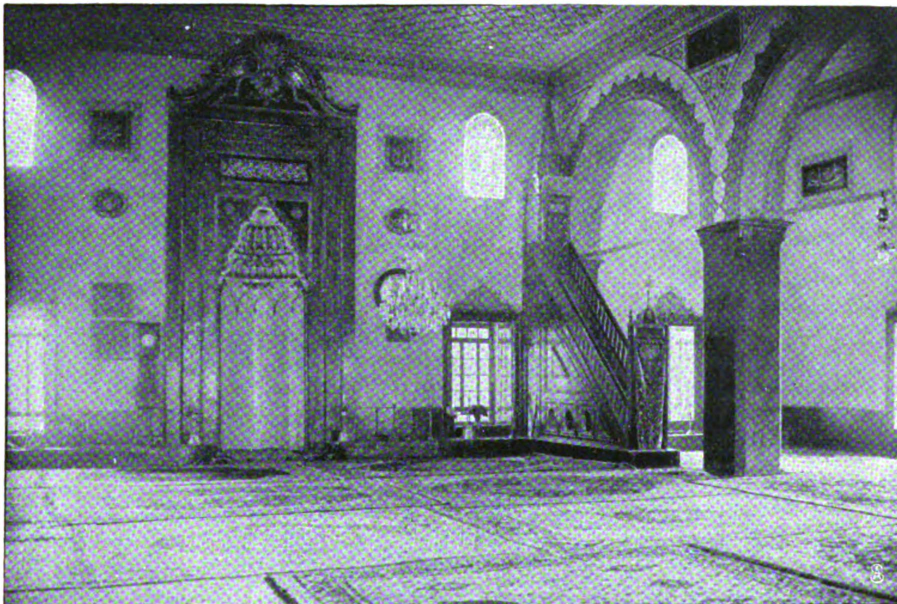


Eingang zum ehemaligen Gefängnis.

die Schulen, die Staatsbehörden. Gebessert hatte sich in der kurzen Zeit der Serbenherrschaft hier nichts. Die Serben, die der Türkei immer nachsagten, es sei unter ihrem Regiment alles verkommen, haben anscheinend ihren Ehrgeiz darein gesetzt, sich eines gleichen zu befleißigen. Wenn sie damit den eroberten Städten ihren Stempel aufzudrücken vermeinten,



Unsere Verbündeten
in den Straßen der Stadt.



Inneres einer Moschee.

dann ist ihnen das allerdings völlig geglückt.

Drüben, am linken Ufer ist das Bild dasselbe geblieben, wie es stets war. Ein buntes, farbenfreudiges Gemisch der Völker und Rassen. Rings um die hölzernen und steinernen Moscheen ziehen sich die schmalen Gassen und Gäßchen mit ihren Basaren und offenen Buden. Hier ist noch der türkische Kawedschi, der Kaffeeverkäufer, zu finden, der Schlächter stellt seine frischgeschlachteten Hammel aus, der Hufschmied ist lustig an der Arbeit. Hier vernimmt man alle anderen Sprachen, nur nicht die serbische. Das Türkische, das Bulgarische, das Albanische. Der türkische Tarbusch wechselt mit der schwarzen Mütze des Bulgaren, mit der weißen Kopfbedeckung des Skipetaren, der mit seinem Büffelgespann in die Ebene niedersteigt, um die Erzeugnisse der Landwirtschaft in der Stadt umzutauschen.

Die Serben haben in den zwei Jahren ihrer Herrschaft hier alles getan, die



Eine Hufschmiede in Üsküb.



Die Zitadelle in Üsküb.

anderen Nationen zu unterdrücken, sie gewaltsam zum Serbentum zu bekehren. Gelungen ist ihnen das nicht, trotzdem sie vor keinem Mittel zurückschreckten. Als sie während des Balkankrieges in Uesküb einzogen und die serbische Fahne gehißt wurde, da äußerte der serbische Kronprinz: „Die Geschichte wiederholt sich.“ Ob er damals wohl geahnt hat, welch ein prophetisches Wort er aussprach?

German

Unter dem Gesetz.

Skizze von Ingeborg Andresen.

Die grauen Nebelfrauen schritten lautlos ihren Reigen über das Land. Fernher, wie erstickt, kam dann und wann das Gekreisch eines Sturmvogels, wenn er von den Watten der Nordsee für eine Spanne Zeit über den Deichkamm ins Land hineinirrte und unwillig und empört den Rückweg suchte. Sonst kein Laut — die weiten Fennen wie ausgestorben — nur hier und da, formlos und schmutziggrau in den Nebel gedrückt, ein weidendes Schaf, das kaum den Kopf hob, um dem Wagen mit den träge schleichenden Pferden nachzustarren.

Die junge Frau, die die Zügel lässig in der rechten Hand hielt, saß fröstelnd auf ihrem Sitz. Dann und wann hob sie den Kopf und lauschte; bald mußten doch von rechts her die Höfe der Siethwende ein Lebenzeichen in die Stille hineinschicken — das Stampfen einer Dreschmaschine — das Brüllen eines Tieres aus warmem Stalldunst — ein Kinderlachen.—

Sie schauerte zusammen: vielleicht hatten die Kinder auf Siethwende das Lachen vergessen. Auf dem Kronshof war der Vater vor kurzem auf Flanderns blutgetränktem Boden gefallen. — Von dem Ringswarfter hatten sie seit Ausgang August keine Nachricht. — Kornelius Nissens Enkel war verwundet.

Aber Kinder vergessen schnell, Kinder lachen doch. Sie sah plötzlich wieder die kleine Dorette Nissen mit den brandroten Zöpfen, die ihrer Mutter so ähnlich sah, vor sich, wie sie ihr vor ein paar Tagen auf dem Schulweg begegnet war — — lachend und schwatzend inmitten einer Schar anderer Kinder.

Da war der Richtweg nach Siethwende — ein kurzer Ruck an den Zügeln: die Pferde bogen auf den schmalen Grasweg zur linken Seite über.

Gesa ten Brink versuchte, die Nebelwand vor sich mit ihren Blicken zu durchdringen — die weißen Mauern von Nissenswarft mußten doch hindurchleuchten. Und dann zwang sie sich, nur an den Alten dort oben zu denken — den bald Neunzigjährigen — den letzten Mann im Christian-Friedrichskoog, wie der Landrat ihn vor ein paar Tagen bezeichnet hatte. Wahrhaftig, das war er — auf den Höfen herum war keiner mehr nach — nicht Herr, nicht Knecht — alles draußen.

Die Pferde hoben den Kopf: sie witterten die Nähe menschlicher Wohnungen. Gesa brauchte sie kaum noch anzutreiben, von selbst schlugen sie einen leichten Trab ein. So kam sie die steil anlaufende Werft des Hofes rasch hinauf. Sie fuhr um das große, weitläufige Gebäude herum und hielt vor der breiten, niedrigen Eichentür still. Hocherhobenen Hauptes lauschte sie auf die Schritte, die über die große, fliesenbelegte Diele hallen mußten. Sie wünschte, es möchte Dore Nissen selber sein, die kommen würde, sie zuerst zu grüßen. Als statt dessen ein Mädchen kom, war es ihr wie eine leichte Enttäuschung.

Und nun stand sie in des Alten Stube. Jahre waren vergangen, seit sie hier zuletzt gestanden hatte. —

Sie schrak hastig zusammen: die Tür im Hintergrund hatte leise geknarrt.

Kornelius Nissen kam langsam näher, die funkelnden

scharfen Greisenaugen fest auf die junge Frau gerichtet, während sein Eichenstock Takt um Takt auf den Fußboden stieß.

Sekundenlang stand er vor ihr still. Dann zog er sich selber einen Stuhl heran: „Setz dich, Kind — hierher — mir gegenüber — ich höre doch etwas schwer in letzter Zeit." Sie konnte ein leises Lächeln nicht zurückhalten — das hatte er auch schon immer früher behauptet und dabei doch jedes Flüstern aufgefangen, wenn sie seinem Enkel, dem Jürgen, einmal bei einer schwierigen Mathematikaufgabe zu helfen versucht hatte.

„Was willst du bei mir, Gesa ten Brink?"

Das klang so kalt und abweisend. Aber es half der jungen Frau gleich zurecht. Sie sah ihn ruhig an: „Weshalb haben Sie mich dem Landrat genannt als — als" ...

„Als stellvertretenden Ortsvorsteher?" fragte er mit einem leichten Zucken um den eingefallenen, glattrasierten Mund — Weshalb, Kind? Na, weil wir keine Männer mehr hier haben. Hinnerk Josten hätte eigentlich auch warten können mit dem Sterben in dieser Zeit — aber — wolltest du nicht mehr wissen, Gesa?"

„Ja, ja", sagte sie unsicher — und dann kam es noch einmal über sie mit einem bangen Erschrecken: „Ich kann nicht — das kann ich nicht übernehmen. Sie sind doch da, Kornelius Nissen!"

Die Stimme des Alten klang eisern: „Ich bin neunundachtzig — jeder Tag kann der letzte sein — soll denn der Koog in diesen Tagen noch einmal ohne Führung sein? Du bist jung, du bist klug, Gesa ten Brink — ich will sehen, daß du die Zügel führst — präg es ihnen ein — allen, Haus bei Haus — auf den Höfen und in den Kleinmannshäusern: Erst kommt das Ganze — das Große — dem wir alle zugehören. Jeder steht unter dem Gesetz des Krieges. Ihr Frauen auch."

Sie nickte schwer: „Das lernten schon unzählig viele in diesen Monaten, Nissen."

Sie stand auf und schickte sich zum Gehen — sie wußte von früher, wie er mit der Zeit kargte.

„So will ich's versuchen, Nissen — nein, nein, ich hab Euch verstanden: ich will es tun! Es muß gehen — doch hab ich ja auch noch Männer unter mir — soll ich die zu Ihnen schicken?"

Der Alte zog spöttisch die Mundwinkel herunter: „Wen denn? Denkst du an den Posthalter, der die Mäuse durch das beschlagnahmte Korn spazieren läßt und sich noch seiner Ehrlichkeit im Krug rühmt? Der war schon gestern hier in meiner Stube. Sonst wüßte ich keinen Unbotmäßigen dabei. Und wenn jemand auf Urlaub kommt und sich bei dir meldet — der will zu den Seinen, Gesa, sonst nichts."

Irgend etwas im Ton der letzten Worte riß plötzlich ihre Gedanken wie in einem Wirbelsturm durcheinander, ihr Herz tat ein paar rasche, harte Schläge, daß sie meinte, Kornelius Nissen müsse es hören — und dann war auch schon die noch halb ungewollte Frage über ihre Lippen: „Wie geht es Ihrem Enkel — wie — Jürgen?"

Der Alte sah ihr hart in die Augen: „Danke. Er ist in der Besserung." Ein paar Sekunden lang lag lastend und schwer das Schweigen zwischen ihnen, dann ging Kornelius Nissen mit seinem Gast bis zur Tür. Als sie ihm zum Abschied die Hand reichte, behielt er sie einen Augenblick in seiner: „Deinem Mann geht's noch immer gut, Gesa?" Sie zog mit einem Ruck ihre Hand zurück und wandte sich — Kornelius Nissen sollte nichts in ihrem Gesicht lesen. „O ja. Hans ten Brink ist noch immer Bataillonsschreiber hinter der Front."

„Nun, da brauchst du keine großen Sorgen tragen, Kind", hörte sie noch die ruhige, alte Stimme in ihrem Rücken, während ihre Schritte von den dunklen Fliesen widerhallten und ihre Zähne sich fest und schmerzhaft in die Unterlippe gruben, um ein paar würgend aufsteigende Tränen zu ersticken.

* * *

Gesa ten Brink stützte beide Hände auf den weißgescheuerten Eßtisch, der zwischen den niedrigen Fenstern stand. Mit leiser, beruhigender Stimme redete sie auf den Mann ein, der zusammengesunken vor der einen Schmalseite des Tisches saß. Das Kind auf seinem Schoß schmiegte sich zärtlich an ihn und grub spielerisch seine Hände in seinen verwilderten blonden Bart. Christian Wilkens achtete kaum darauf, war noch immer nicht aus dem ersten dumpfen Erstarren über den Tod seiner Frau herausgerissen.

„Christian ... du denkst doch dran: morgen geht dein Urlaub zu Ende ... mit dem Elf-Uhr-Zug mußt du fort ..."

Zum erstenmal zog etwas wie Leben über seine versteinerten Züge, er setzte behutsam das kleine Mädchen auf den Fußboden, stand schwerfällig auf und strich an seiner feldgrauen Uniform herunter.

„Ja, ja, ich weiß ... morgen mit dem Elf-Zug." Die tiefliegenden, gramerfüllten Augen flackerten die junge Frau an. „Meine Kinder ... was wird aus meinen Kindern, Gesa?"

Sie wollte antworten, als ein an den Fenstern hart vorübergleitender Schatten sie unwillkürlich aufsehen ließ, gleich darauf schlug die noch von den Sterbetagen her lappenumwickelte Klingel an der Haustür dumpf an, und ein rascher Schritt stockte vor der Stubentür. Jürgen Nissen zögerte nur einen Augenblick auf der Schwelle, dann ging er mit kurzem Gruß an der Frau vorüber zu dem Freunde hin.

„Christian, ich fahre dich morgen nach dem Bahnhof, alter Junge — ja, das bitte ich mir aus! Und kann ich dir sonst noch etwas ordnen helfen? Soviel jemand mit einem Arm schaffen kann, stell ich dir zu Diensten!"

Der herzliche Ton seiner Stimme ließ den Trauernden warm danken, dann aber zwang wieder die dumpfe Sorge von vorhin alles nieder. „Die Kinder ... was sollen die Kinder ...?"

Gesa ten Brink antwortete langsam und stockend, nach Worten suchend, als wär ihr ein schön geordneter Plan, mit dem sie so zufrieden gewesen war, plötzlich nichts mehr wert.

„Die ersten Tage über behalten die Nachbarn sie noch, Christian — Ende der Woche aber kommt die alte gute Martha Rusert vom Grünendeich — die wird hier bei ihnen bleiben und sie treu behüten, bis du wieder kommst — du kannst ganz ruhig sein, ich werde mich immer darum kümmern und dir Bericht geben, wie's geht."

Christian Wilkens dankte müde und gleichgültig, etwas in seinen Augen war wieder erloschen und verglommen. Als die junge Frau zum Aufbruch rüstete, drängte sich ihm das unklar Gefühlte noch zu einem bitteren Wort auf die Lippen.

„Nun stehen wir drei hier wieder so zusammen wie früher in der Schulzeit: ich bin allwege der Hans Habenichts ... Und ihr beide ... ihr beide ..."

„Christian!"

Gleichzeitig unterbrachen ihn Jürgen Nissen und Gesa ten Brink — aber was sie ihm entgegenhalten wollten,

ließ sich nicht so rasch in Worte kleiden — als jetzt der andere ihnen mit zusammengepreßten Lippen die Hand hinstreckte, griffen sie beide danach, um sie schweigend zu drücken. Dann ging Jürgen Nissen zuerst hinaus, und Gesa folgte zögernd und mit schleppenden Schritten.

Draußen, wo die Dämmerung lastend sank und nur das spärliche Flackerlicht aus den zusammengerückten kleinen Häusern Sterne in ihren samtnen Mantel wob, gingen sie hastend und wortlos nebeneinander her auf dem schmalen steinbelegten Fußpfad des Weges.

Die letzten Häuser der Kirchenwerft lagen in ihrem Rücken; der Weg stieg deichan — nun breitete sich rechts und links das weite Koogland mit den dunklen Massen der verstreuten Höfe.

Hier in der einsamen Stille wurde das Schweigen zwischen ihnen fast zu einem körperlichen Schmerz — die junge Frau meinte, es nicht mehr ertragen zu können, und empörte sich dagegen.

„Wie geht es dir, Jürgen? Ich habe das nicht einmal gefragt bei deiner Ankunft!"

„Nein, du warst sehr beschäftigt," sagte der Mann ruhig . . . „nun, mir geht es gut, wirklich gut."

„Und dein Arm . . . was macht dein Arm?" beharrte sie verzweifelt, um nicht wieder die schreckhafte Stille fühlen zu müssen.

„O — fürs erste ist er noch ein wenig steif, aber das wird schon wieder werden", meinte er gleichgültig.

Die Frau an seiner Seite blieb plötzlich stehen.

„Wenn du nicht willst . . . wir brauchen nicht Komödie spielen. Aber dann laß uns auch nicht zusammengehen. Geh voran. Ich bleibe zurück, bis ich deinen Schritt nicht mehr höre."

„Gesa . . . !" Jürgen Nissens Stimme klang rauh und heiser. Sie antwortete nicht, aber er meinte durch die Stille ihren jagenden Herzschlag zu vernehmen. Da lachte er plötzlich auf, laut und höhnisch: „Und Christian Wilkens beneidet uns ... uns beide! Der gute Junge der!" Dann packte es ihn plötzlich mit einem wütenden Groll: „Weshalb laufen wir einander denn jetzt wieder in den Weg? Such ich dich? Suchst du mich? Meinst du, du müßtest Mitleid mit mir haben wegen dieses da? — Ach, scher dich nicht drum . . . dazu ist die Zeit zu hart. Wir haben uns doch fünf Jahre lang nicht gesehen. . . ."

„Und doch voneinander gewußt, Jürgen", sagte die Frau mit leiser, weicher Stimme, und dann atmete sie tief auf, als wälze sie eine Last von ihrer Brust: „Ich will ehrlich sein, Jürgen ... seit diese Zeit anbrach, seit ich dich draußen wußte in Not und Tod und Gefahr, haben meine Gedanken dich Tag und Nacht nicht allein gelassen. Ich wußte es auch, als du verwundet wurdest bei Arras. . . . ."

Er wollte etwas erwidern — sie aber sprach weiter in einer stillen Sicherheit wie unter einem kaum bewußten Zwang.

„Ich kann es dir ruhig sagen, Jürgen. Es ist alles so anders geworden in diesen Tagen. All das von früher ist so gleichgültig, so weit weggerückt . . . was man fürchtete, ist klein und nichtig geworden . . . gegenüber dem einen. . . ."

„Gesa ..." Der Mann suchte im Dunkeln ihre Hand. In seinem Ton lag noch Quälendes und Gedrücktes, als er leise weitersprach: „Und doch hätten wir uns lieber nicht wiedersehen sollen. . . ."

Um ihren Mund zuckte ein leises Lächeln: „Das danken wir Großvater, Jürgen. Er hat mir das Amt aufgebürdet."

Da warf Jürgen Nissen den Kopf trotzig in den Nacken, und seine Hand umspannte im Weiterschreiten fester die der jungen Frau. — — —

Nun war es wieder wie früher in der Kinder- und Jugendzeit: sie gingen wie gute Kameraden Hand in Hand, sagten sich alles mit halben Worten und empfanden mit brausendem Lebens- und Glücksgefühl einer das Sein des andern.

Gesa stand vor dem Eingang zur Pappelallee ihres Hofes still. Zwei rotfunkelnde Lichter zitterten dort oben in der dunklen Gebäudemasse.

„Leb wohl, Jürgen. Leb wohl."

„Gesa, auf Wiedersehen! Wann? Wann?"

Die junge Frau schrak wie aus einem Traum auf: „Wie es kommt, Jürgen . . . ein Tag wird uns schon noch hold sein . . ."

„Nein," sagte er heiser . . . „darauf will ich nicht warten. Du mußt kommen, wenn ich rufe. Und ich rufe dich Tag um Tag. Gesa . . . hörst du mich? Uns gehören die Tage . . . diese paar kurzen wenigen Stunden . . ."

Da schwieg Gesa ten Brink demütig und mit einem verträumten Lächeln um die Lippen.

— — — — — — — — — — — —

„Habt ihr mich nun verstanden, Lena? Wenn Frau Rufert heute noch fort muß zu ihrer kranken Tochter, soll der Armenhausvorsteher die Kinder für diese Nacht holen — morgen früh komme ich dann selbst. Heute kann ich nicht mehr. Unmöglich."

In Gesa ten Brinks Stimme zitterte eine starke Ungeduld, als sie auf die alte Frau einsprach, und sie atmete erleichtert auf, als diese sich schließlich mit ein paar gemurmelten Dankesworten verabschiedete.

Schnell rief sie den Mädchen in der Küche noch ein paar kurze Anweisungen zu, streifte dann auf dem Flur den Mantel über und drückte die dunkle Pelzmütze aufs Haar.

Als sie erst den Fahrweg erreicht hatte, lief sie rascher und rascher, daß sie ihren Herzschlag bis zum Halse hinauf spürte. Heute kam sie zu spät — die alte Lena mit ihrer Geschwätzigkeit hatte sie fast eine Stunde lang aufgehalten — nun würde Jürgen auf dem Außendeich auf und ab wandern und warten . . . warten . . .

Ihre Blicke tasteten hin und her den Deichkamm ab. Lähmend, wie mit eisernen Krallen, überfiel eine starke Enttäuschung ihre Seele, ein Kältegefühl kroch in ihr hoch. Und dann rang sie mit äußerster Willensanstrengung gegen diesen Alpdruck; wie ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, rief sie wieder und wieder den einen Namen hinaus . . . erst leise, fast geflüstert . . . und dann lauter und schwingend: „Jürgen! . . . Jürgen!"

— — — — — — — — — — — —

Gesa wanderte wieder den Höfen zu. Dann und wann noch stand sie still und horchte rückwärts in die steigende Nacht hinein . . .

Sie wußte es selbst kaum, daß ihre Füße sie den Weg nach Siethwende trugen, Schritt um Schritt ging sie weiter, in einem dumpfen Beharrungsvermögen. Sekundenlang nur zögerte sie am Hecktor von Nissenswarft. Dann stieg sie hinauf, den Blick starr auf die erleuchteten Fenster des Hauses gerichtet.

Ihre Hand ließ den Messingklopfer an der Tür dumpf niederfallen — einmal . . . zweimal . . . dreimal . . . wie in steigender Ungeduld.

Die Tür stieß auf. Das dicke, rotflackernde Wachslicht auf einer Eichentruhe im Hintergrunde der Diele zuckte unruhig hin und her; lange, zitternde Schatten

irrten ratlos über Wände und Schränke, unheimlich groß und aufgereckt stand Kornelius Nissen in dem Spiel von Licht und Dunkel auf der Schwelle seines Hauses.

„Kommst du, Gesa ten Brink? Ich habe dich lange erwartet."

Willenlos und gleichgültig folgte ihm die junge Frau. Er schob ihr einen Stuhl hin: „Setz dich. Du wirst müde sein."

Sie umklammerte nur die Lehne mit eisernem Griff. „Wo ist Jürgen! Wo . . ."

„Fort," sagte er ruhig, mit fast geschlossenen Augen, „nach seiner Garnison. Ein Telegramm rief ihn zurück."

„Das ist nicht wahr", schrie sie auf in höchster Qual.

„Doch, Kind," beharrte er gleichmütig — „allerdings sorgte ich dafür, daß man ihn rief."

„O du . . . du . . . zum zweitenmal . . ."

„Du hast recht, Gesa ten Brink: zum zweitenmal trenne ich euch . . . Kind, Kind . . . willst du so abrechnen mit mir? Höre: das erstemal — das weiß ich seit langem — tat ich unrecht . . . vielleicht. . . . Meine Angst, daß nichts aus Jürgen wurde an deiner Seite, ließ mich fehlgreifen. Aber heute stehen wir in einer anderen Zeit, Kind. Nicht seinetwegen . . . deinetwegen hab ich heute zwischen euch Schluß gemacht!" Und dann hob sich sein Ton zu eiserner Wucht: „Bist du nicht bestellt zur Führerin in dieser Zeit? Sehen sie nicht alle auf dich? Richten sie nicht nach deinem Handeln ihr Handeln? Meinst du nicht, wenn du anfängst zu mißachten — da werden andere dir folgen und auch mißachten. Fühlst du nicht das eiserne Gesetz dieser Tage über dir . . . in dir: alles dem Ganzen . . . nichts dem einzelnen . . .? . . . Kind, Kind, was muß noch kommen und euch wachrufen aus eurem Dämmern, wenn es nicht diese Tage tun?" — —

Gesa ten Brink ging schwankenden Schrittes den Fahrweg entlang ihrem Hofe zu. In ihren Schläfen pochte es dumpf und schwer.

Die Mädchen sahen sie mit heimlichem Erstaunen an, als sie mit starrem Gesicht grüßte. Dann rief die eine ihr etwas nach: „Uns-Frau: Schmieds Lena ist noch mal wieder hiergewesen, im Armenhaus wollten sie die Wilkenskinder auch nicht haben, hätte der Vorsteher gesagt."

Da hob Gesa mit einem Ruck den Kopf: „Ruf Nickels . . . er soll anspannen. Sofort!" — — —

Der Wagen hielt vor dem kleinen Tischlerhaus. Durch die unverhängten Fenster sah die junge Frau die drei größten Kinder um den Tisch sitzen, der mit den Resten einer Mahlzeit unordentlich bestellt war — das Kleinste schlummerte wohl schon in der Wiege.

Sie trat ein. „Seid ihr ganz allein, Kinder? Ist niemand bei euch?" Verschüchtert blickten drei Augenpaare sie an, und der Älteste gab leise Antwort.

„So zeigt mir flink eure Sachen . . . wir wollen das Nötigste einpacken . . . ihr kommt mit zu mir . . . paßt auf, das schreiben wir noch heute abend an Vater . . . der wird sich aber freuen, wenn er einen Brief von uns allen kriegt! Meint ihr nicht auch?"

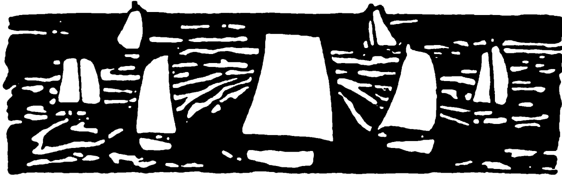
Nun fuhr sie mit den Kindern wieder ihrem Hause zu. Sie hörte hinter ihrem Rücken das leise verstohlene Flüstern der drei Großen, die sich in kindlichen Vermutungen über das kommende neue Glück ergingen. Gesas Lippen zuckten leise . . . etwas fiel von ihr ab und wich zurück: dies Gefühl der tötenden Leere und des erstarrenden Alleinseins . . . ihre Brust hob sich wieder in tiefen ruhigen Atemzügen . . . und dann tropfte es heiß und brennend auf ihre Hand, die die Zügel fest und sicher hielt . . . schmerzlichsüße, erlösende Tränen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 4. — Berlin, den 22. Januar 1916. — 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.



Die sieben Tage der Woche.

11. Januar.

Auf dem montenegrinischen Schauplatz wird der Lovcen nach dreitägigen harten Kämpfen genommen.

In der südlichen Umwallung von Lille fliegt das in einer Kasematte untergebrachte Munitionslager eines Pionierparks in die Luft. Die angrenzenden Straßen werden in sehr erheblichem Umfange in Mitleidenschaft gezogen.

Französische Truppen landen in Korfu und besetzen u. a. auch das Achilleion.

12. Januar.

Das Schlachtfeld an der beßarabischen Grenze bildet wieder den Schauplatz erbitterter Kämpfe. Fünf bis sechs russische Angriffe werden abgeschlagen.

Die Offensive gegen die Montenegriner schreitet erfolgreich vorwärts. Eine Kolonne nahm unter Kämpfen die Höhen westlich und nordwestlich von Budua, eine andere den 1560 Meter hohen Babjak südwestlich von Cetinje. Die über den Lovcen vordringenden k. u. k. Truppen treiben den Feind über Njegusi zurück.

13. Januar.

Die an der Adria vorgehende österreichisch-ungarische Kolonne vertreibt die Montenegriner aus Budua und nimmt den nördlich der Stadt aufragenden Maini Vrh in Besitz. Die im Lovcengebiet operierenden Kräfte stehen sechs Kilometer westlich Cetinje.

Die Alliierten sprengten gestern die Eisenbahnbrücke über die Struma, sechs Kilometer von Demirhissar an der Linie Saloniki—Seres. Die Zerstörung dieser Brücke schneidet die Eisenbahnverbindungen mit Bulgarien und der Türkei ab.

Der preußische Landtag wird eröffnet. Ministerpräsident Dr. v. Bethmann Hollweg verliest die Thronrede, in der es u. a. heißt: „Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staate. Er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung, unserer Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften."

Eine schwere Sturmflut richtet in Holland großen Schaden an.

14. Januar.

Die Russen versuchen neuerlich, die beßarabische Front bei Toporoutz und östlich von Rarancze zu durchbrechen. Der Feind unternimmt fünf große Angriffe, muß aber jedesmal unter schweren Verlusten zurückgehen.

Die Montenegriner treten unter Preisgabe ihrer Hauptstadt an allen Punkten ihrer Süd- und Westfront den Rückzug an.

15. Januar.

Die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze dauert fort. Wieder ist der Raum von Toporoutz und östlich von Rarancze der Schauplatz eines erbitterten Ringens. Die braven Verteidiger behaupten alle ihre Stellungen, die Russen gewinnen nirgends auch nur einen Fuß breit Raum.

Die norwegische Stadt Bergen wird von einer großen Feuersbrunst heimgesucht.

16. Januar.

Die Engländer schießen in das Stadtinnere von Lille; bisher ist nur geringer Sachschaden durch einen Brand festgestellt.

Der persische Generalgouverneur von Luristan Nisam es Saltaneh übernimmt den Befehl über die gegen die Russen und Engländer kämpfenden persischen nationalen Streitkräfte. Er erklärte England und Rußland den Krieg und eröffnet die Feindseligkeiten.

17. Januar.

Aus Wien wird amtlich mitgeteilt, daß der König von Montenegro und die montenegrinische Regierung am 16. Januar in die bedingungslose Waffenstreckung behufs Anbahnung von Friedensverhandlungen eingewilligt haben.

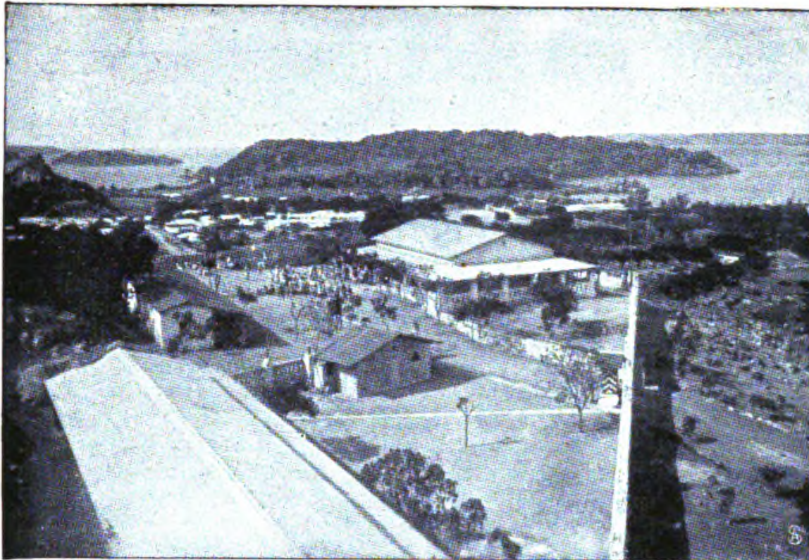
ooo

Die Schutztruppen im Weltkrieg.

I. Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. jur. Alfred Zintgraff.

Der Weltkrieg hat die Schutztruppen unserer drei großen afrikanischen Besitzungen Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika und Kamerun plötzlich vor Aufgaben gestellt, die weit über die ursprüngliche Zweckbestimmung der Schutztruppen hinausgehen. Diese war kurz gesagt: Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern unserer Schutzgebiete, Beschützung deutschen und fremden Eigentums und Lebens sowie die Niederwerfung etwaiger Eingeborenenaufstände. Zahl, Bewaffnung, Ausbildung und Standorte der Schutztruppen waren dieser Zweckbestimmung und nur ihr angepaßt. Man hat in Deutschland nie ernstlich damit gerechnet, daß die Schutztruppen eines Tages den Kampf gegen mit den besten technischen Kriegshilfsmitteln ausgerüstete, dazu noch an Zahl weit überlegene europäische Gegner zur Verteidigung unserer Besitzungen zu bestehen haben würden. Man hatte sich der an sich wohl berechtigten Hoffnung hingegeben, daß selbst bei einer kriegerischen Auseinandersetzung der Gegensätze in Europa ein gesundes Rassenbewußtsein der Beteiligten verhindern werde, daß ein Übergreifen des Krieges auf Afrika die dort seit Jahrzehnten von den weißen Völkern geleistete Kulturarbeit mit einem Schlage mit der Vernichtung bedrohe. Die blinde Wut Englands gegen uns hat die



Die „Boma“ (Fort) von Muansa.

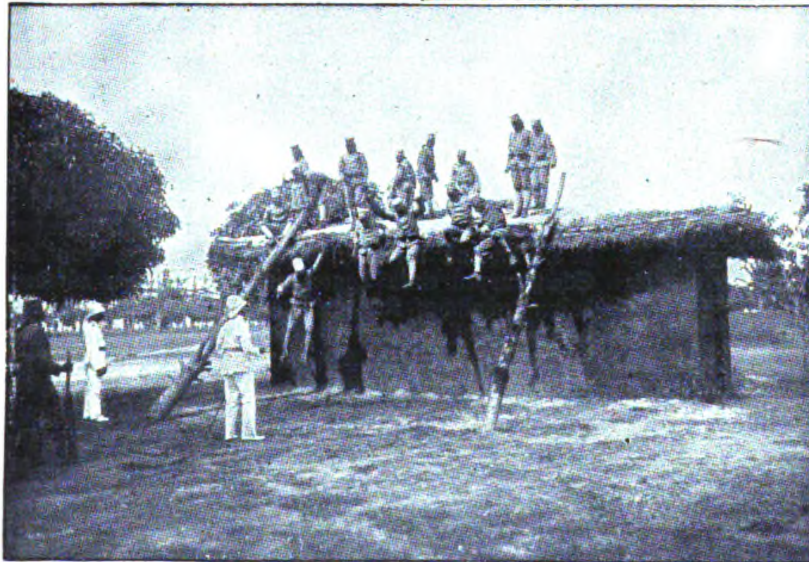
Erfüllung dieser Hoffnung zunichte gemacht. Belgien und Frankreich leisteten nach anfänglichem kurzem Widerstreben auch hier England Gefolgschaft, ohne die auch für sie verderblichen Folgen der Verletzung der Kongoakte weiter zu bedenken. Die Verleumdung wurde mobil gemacht, um das Vorgehen, welches weder durch Recht noch durch zwingende Notwendigkeit zu rechtfertigen war, vor der übrigen Welt zu verteidigen. Von deutscher Seite sollte die Verletzung der Kongoakte zuerst erfolgt sein, von deutscher Seite sollte der Krieg in Afrika begonnen sein. Die Unrichtigkeit dieser Behauptungen ist bereits von amtlicher deutscher Seite wiederholt erwiesen, besonders durch die vom Reichskolonialamt über die Verhandlung betreffend die Neutralisierung des konventionellen Kongobeckens am 1. April v. J. veröffentlichte Denkschrift. Es erübrigt sich daher, noch einmal auf diese Frage einzugehen.

Eine andere Behauptung unserer an Schlagworten ja so reichen Gegner war, daß auch die „Freiheit Afrikas“ durch den „preußischen Militarismus“ bedroht gewesen sei, daß dieser „preußische Militarismus“ auch hier vernichtet werden müsse, da seine „aggressive Tendenz“ die übrigen Kolonialmächte in dem ruhigen Besitz ihrer Kolonien bedrohe. Soviel Worte, soviel Unrichtigkeiten. Die ganz besonders geringen Stärken unserer Schutz-



Uebergang einer Kompagnie über den Rusissi (Grenzfluß zum Belgischen Kongo).

truppen beweisen Unbefangenen zur Genüge, daß man deutscherseits an eine „aggressive Politik“ in Afrika gar nicht gedacht haben kann. Die amtlichen englischen Kreise haben tatsächlich auch selbst an eine aggressive deutsche Politik in Afrika niemals geglaubt. Hinsichtlich der für Deutsch-Südwestafrika in Frage kommenden Regierung der südafrikanischen Union hat das der Staatssekretär des Reichskolonialamts, Exzellenz Dr. Solf, erst vor kurzer Zeit auf die Anfrage des Abgeordneten Bassermann im Reichstage nachgewiesen. Für Deutsch-Ostafrika können wir uns sogar auf das amtliche Zeugnis des bei Kriegsausbruch in Daressalam beglaubigt gewesenen Konsuls



Einexerzieren von neu eingestellten Rekruten in der Hindernisbahn.



Uebung der Abwehr von Flugzeugen (Ziel ist ein auf dem Bilde nicht sichtbarer Papierdrachen).

King berufen, der in einem seiner amtlichen Berichte, dessen Wiedergabe mit der Beute der Schlacht bei Tanga in deutsche Hände gekommen ist, wörtlich folgendes ausgeführt hat: „Die für die Verteidigung des Landes in Betracht kommenden Truppen bestehen aus 14 Kompagnien eingeborener Infanterie, befehligt von deu schen Offizieren der Armee, die meist aus Infanterieregimentern stammen. Dazu kommt die Polizei, die militärisch ausgebildet ist und zum Teil aus Leuten besteht, die früher in der Schutztruppe gedient haben. Es gibt keine Kavallerie. Ferner sind vorhanden dreitausend deutsche Einwohner, Beamte und Ansiedler, die fähig zum Waffendienst sind. Die eingeborenen Irregulären besitzen keinen großen Wert. Es ist unwahrscheinlich, daß mehr als viertausend an einem gegebenen Platze zusammengezogen werden können, um einem Angriff zu begegnen. Die Leute sind mit der Jägerbüchse M. 71 ohne Magazin und kurzem Seitengewehr bewaffnet. Eine Umbewaffnung mit dem Karabiner 98 mit Magazin und Seitengewehr 98 war beabsichtigt. Sie ist aber anscheinend nicht zur Ausführung gekommen. Versuche werden auch mit einem automatischen Repetiergewehr gemacht, welches aber nur für den Gebrauch der europäischen Offiziere bestimmt war. Natürlich ist die ursprüngliche Aufgabe dieser Truppen, Eingeborenenaufstände in Deutsch-Ostafrika zu unterdrücken und nicht das Land gegen einen Feind von außerhalb zu verteidigen oder gar die Offensive zu ergreifen."



von Lettow-Vorbeck,
Kommandeur der Schutztruppe.



Freiherr von Schleinitz,
früherer Kommandeur.

Konsul King war gut unterrichtet. Die Stärke der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika betrug nach dem Reichshaushalt bei Ausbruch des Krieges 64 Offiziere, 43 Sanitätsoffiziere, 5 Militärbeamte, 145 deutsche



Eine kriegstarke Kompagnie vor dem Aufbruch gegen den Feind.

Unteroffiziere und Sanitätsunteroffiziere, 2 eingeborene Offiziere, 184 eingeborene Unteroffiziere und 2286 Askaris (eingeborene Mannschaften). Die Polizeitruppe zählte 4 Offiziere, 48 deutsche Polizeiwachtmeister, 147 eingeborene Unteroffiziere und 1993 eingeborene Polizeisoldaten. Rechnet man Schutztruppe und Polizeitruppe zusammen, so standen also bei Ausbruch des Krieges für die Verteidigung und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern des 941,100 Quadratkilometer umfassenden Schutzgebietes, d. h. für ein Land, welches fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich ist, 309 deutsche Offiziere, Sanitätsoffiziere, Unteroffiziere und Sanitätsunteroffiziere sowie 4612 eingeborene Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zur Verfügung. Die Länge der einem feindlichen Einfall sofort offenstehenden Grenze betrug dabei über 4000 Kilometer. Zu diesen riesigen Räumen und Entfernungen kommt noch die Schwierigkeit der Verbindung. Nur zwei Bahnen stehen der Landesverteidigung zur Verfügung: die Tanganjikabahn, die das Land von Daressalam bis Kigoma ungefähr in der Mitte von Ost nach West durchschneidet, und die nahe der britisch-ostafrikanischen Grenze verlaufende Usambarabahn von Tanga bis zum Kilimandscharo. Der größte Teil der bedrohten Grenze kann also nur durch zeitraubende und im tropischen Klima doppelt anstrengende und aufreibende Märsche erreicht und gesichert werden. Dabei wird die Lösung der Aufgaben der Landesverteidigung noch weiter erschwert dadurch, daß nur in den wenigsten Gebieten Reit- oder Zugtiere wegen der Tsetsegefahr zu verwenden sind. Alles, was die Truppe braucht, muß also auf den Köpfen von Trägern ihr nachgeführt werden. Diese Umstände muß man sich einmal vergegenwärtigen, um einen Begriff davon zu gewinnen, was die unvergleichliche deutsch-ostafrikanische Schutztruppe unter der Leitung ihres hervorragenden Kommandeurs Oberst von Lettow-Vorbeck in der bisher verflossenen Zeit des Weltkrieges einer vielfachen feindlichen Übermacht gegenüber zu leisten hatte und geleistet hat. Das konnte nur seitens einer Truppe geschehen, welcher der deutsche Geist treuer militärischer Pflichterfüllung und hingebenden Opfermutes in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die Dankbarkeit gebietet hier neben dem derzeitigen Kommandeur von Lettow-Vorbeck auch des Mannes zu gedenken, welcher, unterstützt von seinen Offizieren und Unteroffizieren, durch eigene rastlose Pflichterfüllung in den letzten zwölf Jahren vor dem Kriege aus unseren Eingeborenen, besonders aus den für die Truppe angeworbenen Wasukuma, Wanjamwesi, Manjema, Wahehe, Wangoni und den Leuten unzähliger anderer Stämme, die Grundlage zu dem kriegerischen Werkzeug geschaffen hat, welches heute unter den schwierigsten Umständen so glänzend seine Feuerprobe besteht, des Obersten Freiherrn v. Schleinitz, der vom Jahre 1901 bis zum Jahre 1913 mit der Führung der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe betraut war.



Einschiffen von Lasten für eine Offizierspatrouille am Spekegolf.

Es ist selbstverständlich, daß die Schutztruppe sofort nach dem Ausbruch des Krieges und bei Hervortreten der feindlichen Angriffsabsichten nach Möglichkeit verstärkt wurde. Alle Deutschen, die nur irgend waffenfähig waren, eilten zur Verteidigung ihrer geliebten zweiten Heimat zu den Waffen. Die gesetzliche Unterlage für ihre Einstellung bot das im Jahre 1913 erlassene Wehrgesetz für die Schutzgebiete. Auch die Zahl der eingeborenen Askaris ist erheblich vermehrt. Unsere Eingeborenen haben sich in Massen der Landesverteidigung zur Verfügung gestellt. Besonders erwähnt mögen die treu mit uns kämpfenden Araber werden. Die Tatsache, daß auch diese früheren Herren des jetzigen Schutzgebietes Gut und Blut an die deutsche Sache setzen, ist ein glänzendes Zeugnis für die deutsche Verwaltung. Diese Anhänglichkeit und treue Hingabe unserer Eingeborenen verursacht denn auch den Engländern nicht geringes Kopfzerbrechen. Hatten sie doch in der ihnen eigenen Ueberheblichkeit sich immer eingeredet, daß der Deutsche zum Verwalten afrikanischer Kolonien nicht fähig sei.

Über die derzeitige Stärke der ostafrikanischen Schutztruppe dürfen Zahlen natürlich nicht bekanntgegeben werden. Ebensowenig ist es möglich, sich zu diesem Zeitpunkt über den voraussichtlichen Gang der militärischen Operationen zu äußern. Es muß genügen, festzustellen, daß auch heute nach anderthalbjähriger Dauer des feindlichen Ansturmes weit überlegener feindlicher Kräfte gegen die Grenzen Deutsch-Ostafrikas das Land, mit der einzigen Ausnahme der der deutschen Küste vorgelagerten Insel Mafia, noch ganz in deutschem Besitz ist, daß Abteilungen unserer Schutztruppe sogar an verschiedenen Stellen auf feindlichem Boden stehen. Die Feindseligkeiten wurden eröffnet von den Engländern durch die Beschießung Daressalams am 8. August und die Wegnahme des deutschen Dampfers „Hermann v. Wissmann" auf dem Njassasee am 14. August 1914. Die deutsche Antwort hierauf war die Wegnahme des englischen Postens von Taveta auf dem englischen Abhang

Die Batterien vom Edelweiss.

Die Augen so blank und so herrisch die Stirn,
Am Käppi das Sternchen vom Gletscherfirn —
So zogen wir aus über Schroffen und Eis,
Die Feldbatterien vom Edelweiss
Im schönen Lande Tirol.

Wir alle gelobten auf betenden Knien:
Das Leben dem Kaiser, dem Kaiser in Wien!
Mag kommen, was wolle — es winkt ja der Preis
Den Feldbatterien vom Edelweiss
Im schönen Lande Tirol.

Beim letzten Abschied im letzten Quartier
Die nußbraunen Mädels zergrämten sich schier;
Dann aber — sie küßten so innig heiss
Die Feldbatterien vom Edelweiss
Im schönen Lande Tirol.

Herr Vater, Frau Mutter, herztausiger Schatz,
Bei euch hat der welsche Brigant keinen Platz;
Ihn jagen zum Henker auf Kaisers Geheiss
Die Feldbatterien vom Edelweiss
Im schönen Lande Tirol.

So blutrot der Morgen, so rosig der Schnee!
Herzbruder, Feinsliebchen — ein letztes Ade!
Es wissen zu sterben fürs Paradeis
Die Feldbatterien vom Edelweiss
Im schönen Lande Tirol.

Namur, 4. Januar 1916. J. v. Lauff.

des Kilimandscharos am 15. August. Den ersten Vorstoß größeren Maßstabs versuchten die Engländer bei Tanga, der unter schwersten Verlusten für sie durch den deutschen Sieg in der Schlacht bei Tanga am 2. bis 5. November 1914 scheiterte, während der deutsche Gegenstoß an der britisch-ostafrikanischen Grenze bei Jassin am 18. bis 19. Januar 1915 zu einem vollen Erfolge führte. Gekämpft wurde außerdem und in der Folge die ganze britisch-ostafrikanische Grenze entlang von Jassin bis Schirati. Die größten Anstrengungen wurden seitens der Engländer gemacht, an den Kilimandscharo und die Usambarabahn heranzukommen. Sie suchten ihren Vormarsch durch den Bau einer Bahn von Voi an der Ugandabahn in Richtung auf Taveta zu unterstützen. Alle ihre Bemühungen scheiterten aber an der tapferen Gegenwehr der Schutztruppe, die, obwohl der Feind an Zahl weit überlegen war, ihre Streifabteilungen unzähligemal an die Ugandabahn vortrieb, sogar bis in die Nähe der britisch-ostafrikanischen Hauptstadt Nairobi. Am Viktoria-Nyanza haben die Engländer für die Dauer eines Tages sich des Besitzes von Bukoba erfreuen können. Am Kiwusee haben sich belgische Truppen verschiedentlich blutige Köpfe bei dem Versuch, in deutsches Gebiet einzudringen, geholt. Am Tanganjikasee hat dagegen die deutsche Schutztruppe mehrere erfolgreiche Vorstöße auf belgisches Gebiet ausgeführt. Auch die zwischen Tanganjika- und Njassasee verlaufende nordrhodesische Grenze ist wiederholt von unseren Streitkräften überschritten, ohne daß es andererseits den hier vereint kämpfenden Engländern und Belgiern gelungen ist, deutsches Gebiet zu besetzen. Der Ausgang der Kämpfe am Rufidjidelta, in denen der kleine Kreuzer „Königsberg“ nach tapferster Gegenwehr schließlich zugrunde ging, ist ja bekannt. Festsetzen konnten sich die Engländer aber auch hier trotzdem nicht. Die offene Stadt Daressalam ist im Dezember 1914 noch einmal beschossen worden. Das ist in kurzen Umrissen die ruhmreiche Geschichte der bisherigen Verteidigung Deutsch-Ostafrikas. Die ganze Größe des von der Schutztruppe Geleisteten wird sich aber erst übersehen lassen, wenn die Verbindung mit den tapferen Verteidigern einmal wieder in vollem Umfang hergestellt sein wird. Das Vertrauen, welches die deutsche Bevölkerung Ostafrikas immer in ihre Schutztruppe gesetzt hat, hat diese glänzend gerechtfertigt, wie sie ihrerseits stets gewiß sein konnte, daß sie im Falle der Not jede nur denkbare Unterstützung seitens der deutschen Bevölkerung finden würde. Dieses gegenseitige Vertrauen wird nicht zum wenigsten zu den bisher schon erzielten schönen Erfolgen beigetragen haben.

Zum Schluß mag noch auf die mit der Ausdehnung des Weltkrieges nach dem Orient stetig gewachsene politische Bedeutung Deutsch-Ostafrikas hingewiesen sein. Eine Bedeutung, die auch den Engländern nicht entgangen ist, denn sie planen ihren eigenen Meldungen zufolge für dieses Jahr einen neuen großen konzentrischen Angriff auf Deutsch-Ostafrika mit gegenüber den bisherigen noch wesentlich verstärkten Kräften. Kommt dieser Angriff zur Durchführung, so werden für dieses unser größtes Schutzgebiet noch schwerere Zeiten heraufziehen, als es schon ungebrochenen Mutes siegreich überstanden hat. Wir brauchen hier in der Heimat deshalb aber nicht zu zittern und zu zagen.

Die erprobte Tapferkeit der Schutztruppe sowie die hingebende Opferwilligkeit der zum zähen Durchhalten entschlossenen Bevölkerung wird auch diesen neuen Gefahren zu trotzen wissen. Das Land selbst bietet erfreulicherweise viele Hilfsmittel, welche unsere anderen Schutzgebiete teilweise entbehren mußten, und diese Hilfsmittel sind durch die umsichtigen Maßnahmen des Gouverneurs Dr. Schnee in geradezu mustergültiger Weise für die Zwecke der Landesverteidigung bereitgestellt worden, so daß auch in wirtschaftlicher Hinsicht keinerlei Besorgnisse gehegt zu werden brauchen.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Bölcke und Immelmann.

Sie fliegen durchs Gewölke
Und steigen himmelan;
Der eine, der heißt Bölcke,
Der andre Immelmann.

Wenn die den Feind eräugen
In hoher, luftiger Wacht,
Wird seinen Kampf-Flugzeugen
Flugs der Garaus gemacht.

So Sturm wie Kugeln trutzend,
Zwang dieses Leutnantspaar
Dem Feind ein Flugzeug dutzend
Herab — und mehr sogar!

Und als bekannt geworden,
Was kühn dies Paar erstritt,
Der Kaiser gab zwei Orden,
Zwei Stück Pour le Mérite.

Nun wird durch Kaisers Gnaden
Ein guter Zweck erreicht:
Mit solcher Fracht beladen
Fliegt sich's noch 'mal so leicht!

* * *

„Helden"-Brief aus Gallipoli.

Dear old sister of my dear old great-grandmama!

Leider, liebe Urgroßtante in Liverpool, bist Du das einzige weibliche Wesen in den britischen Reichen, zu dem ich freundschaftliche Beziehungen unterhalte. Nur Dir also kann ich von dem Ruhm berichten, den ich auf Gallipoli geerntet habe.

Früher war Englands Stolz: da zu bleiben, wo es einmal war. Überwundener Standpunkt. Großbritanniens Ruhm ist heute: dort hinausgeworfen zu werden, wo es hineingewollt hat. Du wirst gewiß in sämtlichen Liverpooler Zeitungen gelesen haben, daß unserer Armee auf Gallipoli dieser Erfolg in reichstem Maße zuteil wurde.

Ich persönlich war besonders glorreich beteiligt: ich bin derjenige britische Soldat, der als allerletzter die Dardanellen verließ. Wehmütig besah ich mir die vielen netten Sachen, die wir am Strand liegen ließen: Tausende von Gewehren, Bajonetten, von gefüllten Getreidesäcken und Konservendosen, Tausende von Decken, Jacken, Hosen, Westen, Schippen und Hacken. Überlegte mir, ob ich nicht lieber dortbleiben und mit diesem Bestand eine Gemischtwarenhandlung gründen solle ... da teilten herbeigeeilte Türken Fußtritte aus; den allerletzten erhielt ich. Flog ins Boot, das mich nach Malta brachte. Was sind wir siegreich! Noch nie hat gleich uns ein Volk so ungeheure Mittel aufgewandt, um nichts zu erreichen.

Aber ich habe genug von dem ewigen Siegen! Ich will in Malta Viehkommissionär werden, dabei ist mehr zu verdienen. Da nach dem neuen Gesetz Ehemänner keine Kriegsdienste zu tun brauchen, will ich nun rasch heiraten. Meine einzige weibliche Bekanntschaft bist Du, liebe Urgroßtante, Du bist gesund, rüstig, jung (erst 93) und hast eine Masse Geld, ich ernenne Dich hiermit zu meiner Braut. Komm sofort hierher, wir lassen uns kriegstrauen.

Es harrt Deiner in Zärtlichkeit

Dein sehnsüchtiger Großneffe
Johnny Slyfharp.

P. S. Wenn Sir Grey unsere Kriegstrauung nicht als Militärbefreiungsgrund gelten lassen will, laß ich mich wieder von Dir scheiden; beerben tu ich Dich ja sowieso.

* * *

Steigende Steuern.

Soll im gewaltigen Reichsschatzkasten
Klingen der steigende Steuerertrag,
Müssen sich mehren des Bürgers Lasten,
Jeder muß tragen, soviel er vermag!

Darf sich kein Deutscher mit Lügen betrügen,
Keiner daheim und keiner im Feld:
Selbst das gewaltigste herrliche Siegen
Kostet Geld, Geld und wieder Geld! ...

Steuer kostet das große Erleben,
Steuer die glückliche Strategie!
Haben noch nie wir so viel gegeben,
Gaben wir's doch auch — so gern noch nie!

* * *

Der ungünstigen Witterung halber ...

Der kleine Fritz hat von seiner Mutter die Erlaubnis erhalten, in den Stadtpark zu gehen, wo er mit seinen Kameraden „Krieg" spielen will.

„Aber Fritz!" ruft ihm die Mutter nach, die ihn über die Straße stürmen sieht, „laß doch den Schirm zu Hause! Brauchst du denn zum Kriegspielen einen Schirm?"

„Gewiß, Mutter!" antwortet Fritzchen sachlich, „ich soll ja der Cadorna sein."

* * *

Der Sieges-„Zug" ...

Glatte Eisenschienen
Ganz aus einem Guß
Von der Spree, der grünen,
Bis zum Bosporus ...

Nicht wie Alexanders
Großer „Siegeszug" ...
Nein doch! gänzlich anders,
Aber stolz genug:

„Balkan-Zug", so kündet
Schwarz auf weiß das Schild.
„Balkan-Zug", er mündet,
Wo der Para gilt.

Nirgends eine Schranke,
Daß bis Kospoli
Von Berlin der schlanke
Siegeswagen zieh ...

Dicht vor Felsennestern
Saust der „Siegeszug",
Wo der Serbe gestern
Letzte Kämpfe schlug.

Fort durch der Bulgaren
Länder geht der Zug,
Deren tapfre Scharen
Siegeswille trug.

Bis zu Asiens Rändern
Soll der D-Zug ziehn;
Eint mit Eisenbändern
Stambul und Berlin.

Merkt euch, ihr Erlerner
Künftgen Denkmalbaus:
So sieht ein moderner
Sieges-D-Zug aus!

Das zweite ... das große und stille Glück.

Von Lo Lott.

Es tut wohl, aus der Sorge und der Not dieser Zeit auch einmal in das Glück zu schauen. Viele werden es nicht sehen, denn leiser, heimlicher und verschämter geht es an uns vorüber. Aber wenn wir Augen haben, das Glück zu erkennen, sehen wir es doch. Und unsere Augen füllen sich mit Tränen, und unsere Herzen singen.

In mein Abteil stieg eine Dame. Ein großer Junge, die Sekundanermütze keck auf dem Blondhaar, begleitete sie und sagte: „Auf Wiedersehen, Mutter!" Als sich die Dame eingerichtet hatte, zog ein älterer Herr begrüßend den Hut und fragte: „Wohin reisen gnädige Frau?" Die Dame sah auf. Eine Welle Blut jagte über ihr Gesicht, und ihre Stimme zitterte. „Nach Köln", sagte sie. Der Herr lächelte seiner Frau zu, die ihm gegenübersaß. Dann sprachen sie von anderen Dingen. Immer von anderen Dingen, bis die Dame auf einer Kreuzungsstation ausstieg. Hernach sagte der ältere Herr zu seiner Frau: „Hast du gesehen, sie fuhr nach Köln?" Er sagte nicht: „Hast du gehört?" Er sagte: „Hast du g e s e h e n ? " Was war auch zu hören? Daß sie nach Köln fuhr? Viele Menschen fahren nach Köln, und dann spricht man mit ihnen über unseren Rhein, über den Dom und all die Schönheiten dieser schönen deutschen Stadt. Mit dieser Frau sprach man nicht davon. All das Gesellschaftsmäßige der Unterhaltung erstickte die Blutwelle auf dem Frauenantlitz. Der Herr sah, sie fuhr eigentlich gar nicht nach Köln ... sie fuhr irgendwohin, wo für sie das Glück war. Denn jenes mädchenhafte Erröten, das über ihr Gesicht ging wie schamvolles Glück längst vergangener Brautzeit ... jene verräterische Blutwelle löschte Zeit und Ort aus. In das Jugendland zurück fuhr die Frau von vielleicht vierzig Jahren, die ein fast erwachsener Sohn auf den Bahnsteig geleitete ... in die Hoffnung, in die Sehnsucht ... in die Erfüllung ... sie fuhr zu ihrem Mann.

Ich kann diesen Vorfall nicht vergessen. Immer, wenn ich eine Frau unterwegs treffe, bemühe ich mich zu sehen, wohin sie fährt. Ich höre wohl: nach Tilsit, Insterburg, Lötzen, nach Aachen und nach Köln. Aber ich sehe immer nur einen namenlosen Bahnsteig vor mir, auf dem ein Feldgrauer steht, der trotz durchfurchter Stirn, trotz ergrautem Haar sein Weib glückselig und jung in die Arme nimmt.

Das zweite ... das große und stille Glück, das auf Wunden und Narben neu erblüht, steht leuchtend und wurzelfest wie Christi-Wundenkraut an unserm Weg. Der Weg, den wir alle gehen müssen in dieser schweren Zeit, der vorgeschriebene Weg vaterländischer Pflicht, schafft dieses neue, große Glück. Sein Ursprung ist die Trennung. Es hat immer viel, viel glückliche Ehen gegeben, viel gleichgültige und auch viel unglückliche; Ehen, die gemeinsam erworbene Lebensinteressen nur noch zusammenhielten oder die Gewohnheit und die Furcht vor dem gesellschaftlichen Skandal. Eine gewisse äußerliche Verträglichkeit kittete sie. Doch all diese Argumente machen die Ehe nicht aus. Das Glück der Ehe ist die F r e u d e a n e i n a n d e r.

Es ist eine alte Binsenwahrheit, daß Dinge, die man täglich um sich hat, ihren Reiz verlieren, daß man sie zu schätzen aufhört. So geht es auch mit den Menschen. Und auch, um wahr zu sein, mit den Menschen, die uns die nächsten sind. Unser deutsches Recht hat aus wohlzuverstehender psychologischer Einsicht bei Scheidungsprozessen nach der Trennung einen Sühnetermin angesetzt. Die Trennung soll zur mildernden Beurteilung der ehelichen Konflikte führen; sie soll die Sehnsucht wachrufen nach all dem, was man aufzugeben geneigt war. Die persönliche Gegenüberstellung am letzten Termin soll der Impuls des Augenblickes unterstützen. Und oft auch führt der plötzlich wieder aufflammende Kontakt von Mensch zu Mensch zur Sühne. Schon auf ein zerbrochenes Glück wirkt die Trennung. Wieviel mehr Einfluß wird sie auf das beschauliche Alltagsglück kindergesegneter Ehen haben!

Der Krieg fordert unsere Männer. Zuerst gingen die jungen. Dann kamen die reiferen, und jetzt sehen wir in langen Zügen Väter zu den Waffen gehen. Zeit und Raum trennt die Ehen. Doch hier ist die Trennung keine freiwillige; sie ist keine, in der man den anderen nach dem eigenen Wohlgefallen leben weiß. Sie gibt von vornherein alle Voraussetzungen, die an das Herz greifen müssen. Die Frau bleibt in ihrer Häuslichkeit und in ihren Pflichten. Die Tage kommen und gehen. Aber wie anders sehen diese Tage aus! Sie gingen wie das Uhrwerk einer Maschine, die früheren Tage. Man dachte gar nicht, daß einer da war, der sie aufdrehte, der ihren Lauf bestimmte. Nun aber ist es, als klänge das Uhrwerk hohl und leer. Die Gedanken suchen nach Gründen. Ja, ja, er fehlt. Und bei jeder Handhabung, bei jedem Gang durch die Gemächer steht ein Schatten neben uns und sagt: er fehlt. Überall stößt das Herz auf ihn, den wir im Alltag des Lebens nie zu vermissen schienen. Die Kinder kommen heim, fragen: „Hat der Vater nicht geschrieben?" Fragten sie sonst sofort nach dem Vater? Ach nein, sie fragten nach den tausend alltäglichen Dingen, die ihre Herzen bewegten. Nun aber vermissen sie ihn, nun drehen sich all ihre Gedanken um den, der fort ist! Mütter werden wissen, wie das Herz aufjauchzen kann, wenn in dieser schweren Zeit Kinder nach ihren Vätern fragen. Mütter werden wissen, wie Augen in den Zügen der Kinder beglückt und still nach den Vätern suchen. Mütter werden das alles wissen. Aber dennoch will ich von dem großen und stillen Glück reden, das über sie kam durch diesen Krieg!

Und wieder muß ich an die Dame denken, die ein großer Junge auf den Bahnsteig geleitete, und der alle Menschen ansahen, wohin sie fuhr. Jene Sehnsucht ist in allen Augen, jenes verräterische Rot ist auf allen Wangen, wenn sie von ihren fernen Männern reden. Sie werden wieder jung, werden wieder mädchenhaft und bräutlich, denn sie leben in der bangen, sehnsuchtsheißen Liebe der ersten Jugend! Zwar ist die Liebe nicht mehr so jubelnd laut. Sie schämt sich ein wenig. Sie geht in die Stille einsamer Stunden. Heimlich zieht sie die Feldpostbriefe heraus und liest und schluchzt. Heimlich greift sie im Schimmer des Nachtlichtes nach des Feldgrauen Bild, drückt es an ihr Herz und weint.....

Die Erinnerung kommt auf, die die Sehnsucht wie ein Vollschiff bei rechtem Wind vergessenen Jugendgestaden zusteuert. Ist all das junge, stürmische Glück jener Zeiten versunken? Lachen Augen nicht mehr wie einst? Hat das Herz seinen raschen Schlag verlernt in dem Grau der Jahre, an deren Wiege Sorge und manchmal wohl auch Kummer und Not gestanden? Ja, ja, Zeiten hindurch hat Auge und Herz nicht mehr gewußt, wie es zu blicken, wie es zu schlagen vermochte. Im Einerlei der Lebensführung, im gleichmäßigen Trott der Tretmühle, die das

Leben wurde, verloren Gefühl und Sinn das Tempo der Jugend. Nun aber regt es sich wieder in dem mütterlich gewordenen Frauenherzen. Aus der Trennung wächst Jugend und Sehnsucht neu, wächst neue Liebe, größer und herrlicher, als Mädchenherzen sie zu fühlen wußten, wächst Liebe, die der Besitz adelt. Und die Freude, die große, stille Freude an dem, der zu eigen wurde und der sich trennen mußte. Da vergißt die Frau, daß ihre Haare grau geworden, daß der Schmerz sie gezeichnet. Sie vergißt, daß sie Mutter ist, und weiß nur, sie ist Weib. Das Weib eines Mannes, der wie tausend und aber tausend im Kugelregen vor dem Tod und vor Gott steht.

Viele, viele Frauen ringen in einsamen Stunden mit Gott um ihre Männer, viele, viele schauen in den Morgen, grüßen ihn, suchen in der Leere des Raumes das Auge, das sie wiedergrüßt, warten auf den Tag, der ihnen den wiedergeben soll, mit dem sie eines wurden in Freud und Leid. Dann gehn sie mit dem Glück in den Blicken umher, das sie so herrlich jung und reif zugleich, das sie zu unseres Volkes Schutz und Schirm macht . . . Mütter, die zu ihren Liebsten reisen!

Dann landen sie auf einem namenlosen Bahnsteig. Dann gehen die Menschen ehrfurchtsvoll und leis an ihnen vorüber. Und stören sie nicht. Dann erfüllt sich das zweite . . . das große und stille Glück der Liebe in den Müttern.

Das unseres Volkes Segen ist.



Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die schweren Opfer, welche die Russen in Fortsetzung ihrer vergeblichen Massenstürme vor unseren Stellungen anhäufen, mehren sich in erschreckender Weise, ohne daß sich für uns das Geringste änderte. Nach einer mehrtägigen Unterbrechung wurde im Laufe der Woche der Schauplatz in Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze aufs neue bewegt. Am 11. setzten nach einleitendem Artilleriefeuer Infanterieangriffe in tiefgegliederten Kolonnen gegen unsere Linien ein. Zu sieben Malen an einem Tage wurden diese neuen Massenangriffe unternommen und blutig abgeschlagen. Unter den schwersten Verlusten gestaltete sich der Rückzug teilweise zu regelloser Flucht. Das wiederholte sich, nach Meldungen, die von Toporoutz und Karancze eingingen, in der gleichen Heftigkeit am 14. Alle Angriffe sind ebenso vollständig an dem elastischen Verteidigungsringe, den unsere Verbündeten fest geschlossen in der Hand behalten, abgeprallt wie alle vorherigen. Mit der bekannten russischen Rücksichtslosigkeit angesetzt, trafen sie auf eine ebenso zähe Widerstandskraft im Auffangen wie auf schlagbereite Stoßkraft im Zurückwerfen. Was liegen blieb, bleibt liegen, es gibt neue Menschen im heiligen russischen Reich! Das will Rußland beweisen! Wir werden sehr bald erleben wie lange noch. Wir können mit Ruhe dem Zeitpunkt entgegensehen, wo diese aufgepeitschten Anstürme erschöpft sein werden, wo der Widerspruch zwischen Absicht und Erfüllung zutage liegen wird.

Die Plänkeleien an den übrigen Teilen der Ostfront spielen weiter, ohne daß sich Vorfälle ergeben, die der Mühe einer besonderen Meldung wert wären.

Im Westen haben sich im Verlauf der stets lebendigen Tätigkeit unserer braven Truppen verschiedene Erfolge ergeben. Am Hartmannsweilerkopf wurden Stellungen den Franzosen entrissen, die wir ihnen vorübergehend vor einiger Zeit überlassen mußten. Der kurzwährende Besitz dieser Stellungen hat sie mehr als tausend Mann von der Alpenjägertruppe gekostet, welche den Weg in unsere Gefangenenlager angetreten haben, und hat uns u. a. fünfzehn Maschinengewehre eingetragen. Ebenfalls machten die Unsrigen gute Beute an Gefangenen und Kriegsgerät bei Massiges. Ihr erbitterter Versuch, durch herangezogene Verstärkungen diese Scharte auszuwetzen, wurde blutig abgewiesen. Ebenso erging es einem Angriff nördlich von Le Mesnil. Die Stadt Lille wurde durch eine Explosion erschüttert, durch welche ein Munitionslager zerstört wurde.

Die Genugtuung, die allen deutschen Herzen der Wagemut gewährt, mit welchem unsere Flieger die Überlegenheit ihrer Waffe beweisen, auf die zu Beginn des Krieges Frankreich seinerseits so große Hoffnungen setzte, hat einen allgemein befriedigenden Ausdruck gefunden in der Auszeichnung der Leutnants Bölke und Immelmann durch unseren höchsten Kriegsorden.

Die Engländer haben sich als Nation für alle Zeiten ein Zeugnis untilgbarer Schande ausgestellt. Es ist durch die Erörterung des „Baralong"-Falles zwischen England und Deutschland dahin gekommen, daß der Begriff „Gentleman", der bis vor anderthalb Jahren noch als Ehrentitel galt, heute in Gefahr steht, eine Beleidigung zu werden für jeden, der Menschenrecht und Völkerrecht achtet.

Die Nachklänge zu dem türkischen Siege bei Sedd ul Bahr, mit dem das Schicksal des Dardanellen-Unternehmens besiegelt wurde, überklingen in ungetrübter Reinheit die englischen Beschönigungsversuche. Dieser Sieg war der Schlag, mit dem Gallipoli von den Engländern und einem letzten Rest von Franzosen, mit denen sie sich davonzuschleichen versuchten, vollständig befreit wurde. Es ist ihnen nicht gelungen, den Rückzug so, wie sie ihn beschlossen und vorbereitet hatten, durchzuführen. Durch die türkische Artillerie und Infanterie erlitten sie, unerwartet für ihre Pläne, eine Niederlage. Die türkischen Waffen gaben der erfolglosen Dardanellenexpedition einen empfindlichen Schlag mit auf den Weg.

An der Irakfront steht es nach den letzten Meldungen günstig für die türkischen Waffen. Die in Kut el Amara eingeschlossenen englischen Truppen können anscheinend auf die Dauer sich gegen die türkischen Angriffe nicht behaupten. Bis jetzt ist es den Engländern nicht geglückt, obwohl sie es nicht an Anstrengungen dazu fehlen lassen, den Eingeschlossenen Entsatz zu bringen. Der Orient sieht der Entscheidung mit einer Spannung entgegen, die im Fall eines vollen Erfolges der türkischen Waffen bei Kut el Amara eine weitere verhängnisvolle Schwächung der englischen Machtstellung und des englischen Ansehens ahnen läßt.

Daß England abermals ein Schlachtschiff verloren hat, und zwar das Linienschiff „King Edward VII", trifft die englische Flotte wiederum empfindlich, die erst vor kurzem den Verlust des Panzerschiffes „Natal" zu beklagen hatte.

Die Franzosen haben auf der Insel Korfu die Trikolore gehißt, und ihre Matrosen sollen in dem Sommerlandsitz unseres Kaisers, dem Achilleion, eine sehr eingehende Hausfuchung vorgenommen haben.

In Montenegro haben die österreichisch-ungarischen Truppen den Lovcen erobert und Cetinje besetzt. Dieses Bollwerk, auf das in seiner vorgeschobenen Stellung der russische Panslawismus sich stützen zu können glaubte, ist zum Stützpunkt für unsere Verbündeten geworden. X.



Kilophot.

Armeekommandant General der Kavallerie v. Kövess,

dessen siegreiches Vorgehen Montenegro zur bedingungslosen Unterwerfung zwang.

(Im Hintergrund die montenegrinische Hauptstadt Cetinje.)



Hofphot. Pieperhoff.



B. J. G.

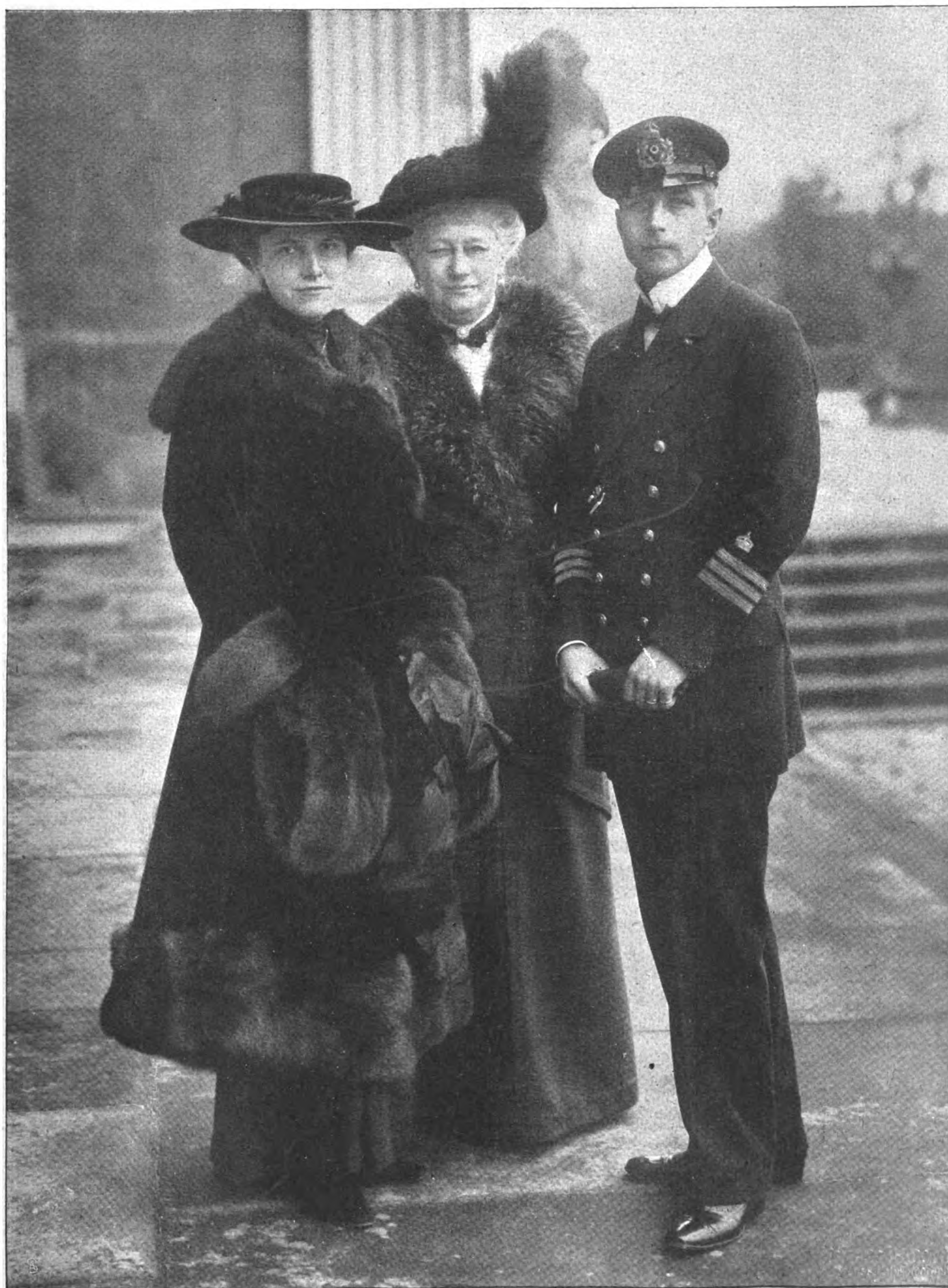
Leutnant Immelmann und Leutnant Bölke

wurden in Anerkennung ihrer Fliegerleistungen mit dem Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.



Das Völkergemisch auf der Straße einer mazedonischen Stadt.

Außer türkischen Stiefelputzern, die einem Bulgaren die Stiefel reinigen, beleben Mazedonier, Serben und deutsches Militär das bunte Straßenbild.



Hofphot. Niederastroth (Selle & Kuntze)

Unsere Kaiserin mit Prinz und Prinzessin Adalbert.



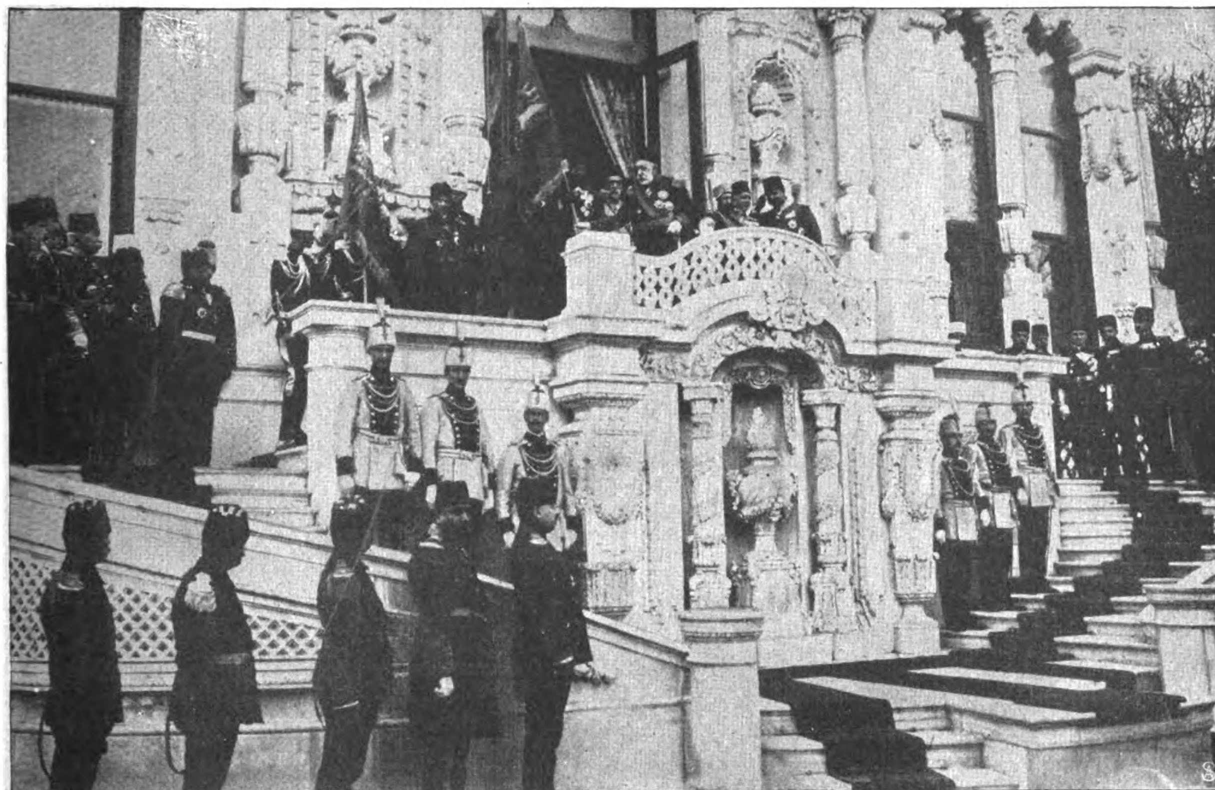
Phot. Bettinghoven.

König Nikolaus von Montenegro.

Amtlich wird verlautbart: Wien, 17. Januar.

Der König von Montenegro und die montenegrinische Regierung haben am 13. Januar um Einstellung der Feindseligkeiten und Beginn der Friedensverhandlungen gebeten. Wir antworteten, daß dieser Bitte nur nach bedingungsloser Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres entsprochen werden könne. Die montenegrinische Regierung hat gestern die von uns gestellte Forderung bedingungsloser Waffenstreckung angenommen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.



Feierliche Uebergabe der Fahnen an einige neue Regimenter durch den Sultan im Kaiserlichen Schloß.



Ankunft des Scheich-ül-Islam und des Großwesirs zur Fahnenweihe im Sultanspalast. Phot. Meltenstein.

Fahnenweihe in Konstantinopel.


Hauptmann Peters.


Hauptmann Hertwig.


Major Felix Oßwald.


Hauptmann Gustav Schröter.


Hauptmann Ernst Zurborn.


Hauptmann Kahnert.


Oberleutnant Hans Georg Egersdorff.


Leutnant W. Just.


Leutnant Heinrich Trede.


Fliegerleutnant Hans von Trotha.


Leutnant v. Kette.


Phot. A. Wertheim.

Leutnant Stahmer.


Oberleutnant Haustein.


Unteroffizier Rich. Pauluhn.


Vizefeldwebel Rudolf Möhren.


Leutnant Heinrich Engelhardt.

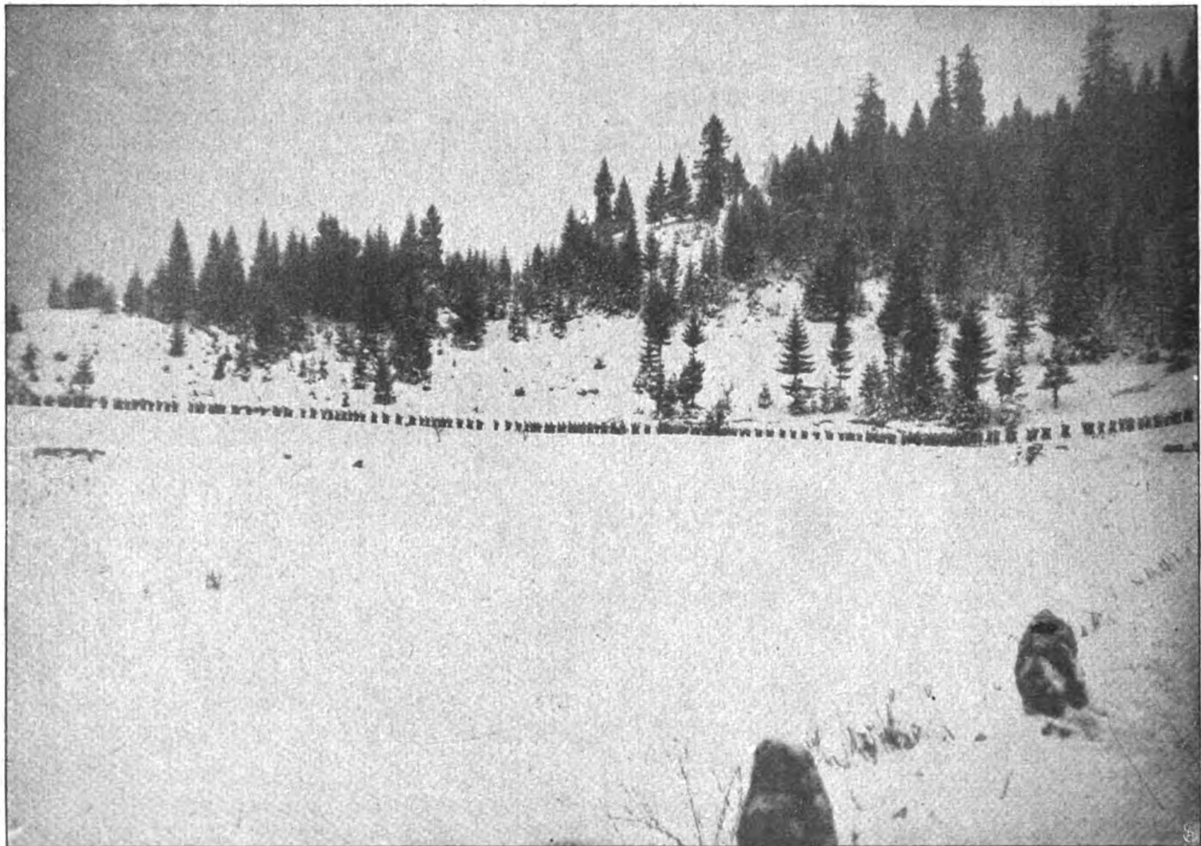
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Zielvorrichtung eines französischen Fliegerabwehrmaschinengewehrs.
Nach englischer Darstellung.



Oesterreichisch-ungarische Truppen schaffen im Gebirge die Geschütze vorwärts. Phot. Az Est.



Marsch der österreichisch-ungarischen Infanterie im eingeschneiten Gelände. Phot. Az Est.

Vom montenegrinischen Kriegschauplatz.

Ordonnanzritte.

Erinnerungen aus dem serbischen Feldzug. Von Fritz v. Brietzke.

„Meine Herren, wir wollen uns heute frühzeitig trennen, morgen gibt es einen heißen Tag. Wer von den Herren hat Dienst am Fernsprecher?" — „Hier, Exzellenz!" — „Ich bitte mich rechtzeitig wecken zu lassen, falls von den Brigaden besondere Meldungen über den Feind einlaufen. Wenn nicht noch Änderungen während der Nacht notwendig werden, stehen die Pferde morgen früh 5 Uhr vor meinem Quartier. Und nun, gute Nacht, meine Herren." Mit diesen Worten verabschiedete sich von uns nach dem gemeinsamen Abendessen unser Divisionskommandeur, Exzellenz v. D. Ein jeder von uns wußte, warum Exzellenz mit solcher Bedeutung auf den nächsten Tag hingewiesen hatte. Galt es doch, morgen die Serben aus ihren gut vorbereiteten und durch reichliche Artillerie verstärkten Stellungen auf den steilen Hängen der Kamenita kosa und des Pila-Berges zu werfen, um damit den Eintritt in das Kotlemik-Gebirge zu erzwingen, und den Weg nach dem großen Waffenplatz Kraljevo zu öffnen.

Schnell noch einen Händedruck zwischen uns Offizieren vom Stabe, dann kommen Feldbett und Schlafsack zu ihrem Recht.

Der Weg zu meiner Behausung ist kurz, eine herrliche Nacht. Die Sterne scheinen dieselben wie bei uns, dort der Orion, da die Kassiopeja, nicht anders wie in unserer Heimat. Nur der Große Bär, dieses Wahrzeichen der nördlichen Halbkugel, steht hier tiefer am Horizont. „Grüß mir mein deutsches Land, du Sternbild des Nordens, und sag ihnen allen daheim, daß Germanias Söhne treu in starker Wehr die Wacht hier halten."

Am nächsten Morgen steigen wir zur befohlenen Zeit zu Pferde, ein scharfer Wind treib uns den Regen entgegen. Die Wege, aufgewühlt, durchfurcht vom Krieg, sind durch die Wolkenbrüche der letzten Tage fast unergründlich geworden. Bis tief zu den Achsen sinken die Geschütze ein, während kniehoher, endloser Lehm Menschen und Pferden ein Hindurchkommen versagen will. Bis hoch über den Kopf spritzt den Leuten in der Marschkolonne der Schmutz, es trieft und tropft von ihren Kleidern, es kwippt und kwappt in ihren Stiefeln, so schlängelt sich der Heerwurm langsam, lautlos, tastend weiter. Bei steilem Anstieg müssen die Geschütze Vorspann nehmen. Stockungen sind unvermeidlich. Dort liegt ein plumper Wagen überm Weg, er sperrt die Straße. Aber wo es auch ist, mit starker Hand wird angefaßt, und überall ist's bewährte deutsche Männerkraft, die rastlos, fördernd strebt, dem einen zu: Ran an den Feind!

Nach längerem Ritt hat der Divisionstab die Brigade erreicht. Sie wird noch nicht eingesetzt, während vorn dumpfer Kanonendonner und vereinzeltes Gewehrfeuer sich vernehmen läßt.

Ich werde zur anderen Brigade gesandt, um Verbindung mit der Division zu halten: Ein herrlicher Ritt, immer näher dem Gefechtsfeld zu, hinter mir die Meldereiter, schon oft erprobt, jeder einzelne ein deutscher Mann. Der Kompaß muß die Orientierung geben, da die Karten oft versagen. Jetzt gilt's, vom Weg herunter und größere Strecken querfeldein zu reiten, die Pferde haben's schwer. Dann geht's durch Bäche, polternd, tosend. Hochangeschwollen stürzen sie vom Berg herab. Längst sind die Brücken fortgerissen, das Element will seine Opfer. So komme ich meinem Ziele näher, der Gefechtslärm wird immer lauter, noch eine kurze Strecke, und ich habe den Brigadeführer erreicht.

Deutlich sind von hier die Berge zu sehen, um die der Kampf heute geht. Mit dem Glase lassen sich die feindlichen Linien erkennen, ausgebaute Schützenstellungen, an allen Hängen, ziemlich oben. Auch mehrere Gräben hintereinander kann man dort beobachten, rechts, dort und dort. „Rrrrr . . . rr . . . rr . . . rax" sagt ein serbisches Schrapnell und schlägt nicht weit vor uns ein. Der Feind hat den Vorteil der guten Beobachtung von seinen Höhen, wir sind im Grunde. Ich schicke meine Reiter mit meiner Meldung zum Divisionskommandeur. In der Mitte und rechts ist das Gefecht bereits im Gange, die Serben unterhalten ein lebhaftes Schützenfeuer. Unsere Infanterie hat Fühlung mit dem Gegner. Mit scheinbar gutem Erfolg beschießt eine unserer Batterien die serbischen Stellungen. Die Schrapnellwolken hängen in grünlichgelber Farbe in der Luft, die Sprengpunkte liegen tief. Sie kommen von einer österreichisch-ungarischen Gebirgsbatterie, die der Division unterstellt ist. In der Hand ihres jungen schneidigen Führers eine vorzügliche Waffe, in gleicher Weise ausgezeichnet am Siegestage von Petlovo wie beim Sturm auf den Vis.

„Wuh . . . u . . . u . . . u . . . ach" schlägt eine schwere serbische Granate in nicht zu großer Entfernung neben uns ein. Sollte sie der Batterie gegolten haben? Hat sie ihr Ziel erreicht?

Nach kurzer Zeit erscheint Exzellenz mit dem Divisionstab und nimmt den Gefechtstand am Ausgang eines Dorfes ein. Die Brigaden legen ihre Fernsprechleitungen dorthin. Ich soll zur Division zurückreiten und melde mich dort. Exzellenz steht am Scherenfernrohr und beobachtet, neben ihm sein Generalstabsoffizier, die Karten ausgebreitet vor ihm. Links sehe ich die Jäger sich gegen die Höhen entwickeln. Aber die Serben haben gute Beobachtung, sie antworten mit reichlichen Schrapnells. Unaufhaltsam gehen unsere Wellen vor. Über den feindlichen Schützengräben erscheinen unsere weißen Schrapnellwolken.

Da tritt die Ordonnanz zum Generalstabsoffizier. „Die — Brigade bittet Herrn Major an den Fernsprecher zu kommen." Ohne Unterlaß arbeitet der Apparat. „Hallo, hier Division — jawohl — die vordersten Teile von Ihnen haben den Hang erreicht, gut — nein, das Regiment rechts von Ihnen ist schon weiter, es liegt jetzt auf halber Höhe und hat das Feuer aufgenommen. Ich wiederhole den Befehl von Exzellenz: „Sie halten unter allen Umständen den Gegner östlich der Kamenita kosa fest und warten das umfassende Eingreifen der rechten Brigade ab — unbedingt, jawohl, Schluß." Der Major legt den Hörer nieder und zeichnet die erreichte Stellung in seine Karte ein. „Verbinden Sie mich mit der andern Brigade", ruft er zur Fernsprechstelle, schon auf dem Wege zum Divisionskommandeur, um ihm Bericht zu erstatten.

„Die — Division bittet einen Offizier heranzukommen", ruft es vom Apparat daneben. Der erste Adjutant Rittmeister v. R. geht hin, nimmt das Gespräch auf und zeichnet sich die Linie der Nachbardivision ein, gibt dann selbst Auskunft über die eigenen Truppen und meldet hierüber Exzellenz.

„Die Verbindung mit der Brigade ist hergestellt", ruft die Ordonnanz dem Major zu. „Gut, ich komme." „Hier Division, bitte Aufklärung über die Lage dort . . . gut . . . unsere Artilleriewirkung macht sich bemerkbar . . . ich gebe gleich den Divisionsbefehl . . . schwerverwundet, welches Bataillon? . . . ja, die Sanitätskompagnie wird Tragbahren schicken, Schluß." Wieder berichtet der Major dem Divisionskommandeur.

Exzellenz gibt nähere Weisungen, wie der Angriff geführt werden soll, und bespricht an der Hand der Karte mit dem Generalstabsoffizier das Weitere.

Inzwischen ist das Infanteriefeuer vorn am ganzen Hange zu hören, das Donnern der Kanonen wird stärker, majestätisch rollt das Echo in den Bergen.

„Ich bitte die Herren für den Divisionsbefehl", ruft der Major, schnell versammeln sich die Offiziere um ihn.

Ich selbst stehe am Scherenfernrohr und betrachte die feindlichen Stellungen. Deutlich läßt sich erkennen, daß die Schützengräben stark besetzt sind, überall sind die braunen Kappen der serbischen Soldaten zu sehen. Lebhaft wird aus den Stellungen gefeuert, ein dünner, weißer Rauch legt sich wie ein Schleier über die Linien. Ich kippe das Rohr langsam vornüber und kann so den ganzen Hang betrachten. Da sind die Unsern. Schon haben sie einen Teil des Berges erklommen, sie müssen sich gegenseitig helfen, um vorwärts zu kommen, dort winkt einer den rückwärtigen Abteilungen, vermutlich ein Offizier, er fällt vornüber und scheint getroffen. Immer neue kommen herauf, einige Verwundete liegen auf dem Hang. Tapfere Brüder, ihr habt einen schweren Stand!

Ich trete etwas zurück und höre die Worte des Majors: „Die Brigade greift nach ausgiebiger Artillerievorbereitung um 1 Uhr den Gegner an und wirft ihn." Mehr kann ich nicht verstehen, Exzellenz befiehlt mich zu sich. „Bitte, reiten Sie in schnellster Gangart zum Major K. Er muß mir auf jeden Fall die Haubitzen schaffen, ich brauche sie zur Unterstützung der Infanterie dort links, und wenn's nur zwei Geschütze sind, ich muß sie haben."

Schnell bin ich aufgesessen und unterwegs, die Meldereiter hinter mir. „Zum Major K.", ruf ich den Leuten zu, „zunächst den Weg nach Radmilovic." Ein Kopfnicken zeigt mir, daß ich verstanden bin. Vorwärts geht's „in schnellster Gangart", meine Stute greift gut aus, ich ermuntere sie durch Zuruf, sie kennt ihn vom Petlovo, von Rusany und vom Vis. Dort kommt ein Artillerist. „Hallo, wo der Major?" — „Vorhin vom Dorfe fortgeritten, weiß nicht wohin", so klingt's bei mir vorüber. Ich pariere mein Pferd, wir halten Umschau, der Ort liegt nicht mehr weit von uns, ich sehe Reiter auf der einen Straße, langsam ziehen sie weg von uns, mein Glas muß helfen, Uniform ist nicht zu unterscheiden, vielleicht erkenne ich die Pferde — unmöglich — doch jetzt — der Apfelschimmel des Adjutanten — unzweifelhaft — er ist's. „Dort drüben sind sie, wir müssen hin zu ihnen, zwar etwas weit, macht nichts, wir schneiden ab, Marschrichtung das helle Maisfeld rechts von den zwei Bäumen", ruf ich nach hinten und dann los. Ein toller Ritt, vorbei an Hecken, Sträuchern, deren lange, spitze Dornen gierig nach uns fassen wollen. Von den Bergen tönt stärkerer Gefechtslärm, in Gedanken sehe ich vorhin den Offizier am Hang, rückwärts fallend, hingestreckt, vielleicht sind andere ihm gefolgt. Könnt ich nur durch, um den Befehl zu bringen. Verwegner Fluß, willst du in angeschwollenem Übermut uns Halt gebieten? Laut wiehert meine Stute beim Anblick des köstlichen Wassers und macht den Hals schon lang. Jetzt nicht, mein treues Pferd, wenn Zeit ist, später! Drüben muß der Stab zu sehen sein. Aber vergebens strenge ich die Augen an. Mein Gott, wenn ich doch zu spät käme! Jetzt durch das Maisfeld, vielleicht dahinter! Bis über den Kopf reichen die breiten, gelblichen Stauden, sie tropfen vom Regen der letzten Tage und überschütten uns mit ihrem Naß. Endlich sind wir durch. Bin ich am Ziel?

Aufjauchzen hätt ich können vor Freude, es ist keine Täuschung mehr, ich sehe es wirklich mit eigenen Augen, dort drüben ist der Stab.

Noch einmal der Stute die Schenkel gegeben, und mit schäumendem, triefendem Pferde halte ich vor dem Major. Schnell wiederhole ich den Befehl, „und wenn's nur zwei Geschütze sind". Kurz wird das Nötige angeordnet, „es geht auf Roß und Reiter", dann sprengt der Ordonnanzoffizier von dannen.

Wird das Unmögliche möglich werden? Können die Haubitzen noch bis in die vordere Linie kommen? Muß das Geschütz nicht rettungslos steckenbleiben, wo schon der Mensch mit Mühe nur den Weg sich bahnen kann?

Nach kurzer Zeit hält der Offizier bei der Batterie. „Wo ist der Führer?" Im Augenblick ist der Befehl gegeben. Die Leute eilen zu den Protzen und Geschützen, sie warten auf das Zeichen. „In Gottes Namen los!" Man schlägt und treibt die Pferde an, die Artilleristen liegen in den Tauen, die straff gespannt sind. Doch immer wieder zeigt ein Versuch, daß es vergeblich. Kaum einen Schritt hat man erreicht.

„Hierher gehört! Wir bringen die Geschütze jetzt einzeln nach vorn, zunächst hier das, zehn Pferde vor, zehn vor die Protze, von allem übrigen nehmt die Bespannung und fest die Taue angefaßt. Dort neben uns hält die Infanterie, sie hilft uns gern, uns, ihrer Schwester."

Die Leute kennen ihn, den Alten, er hat sie nie verlassen und sie ihn nicht, ein ganzer Mann, in Kampf und Tod hat sich das Band geschlossen. Da kommt die Kompagnie, schnell Spaten raus und erst die Räder losgeschaufelt. Inzwischen ist ein toller Wirrwarr mit den Pferden, sie werden abgespannt, herumgeführt, nach vorn gebracht und angeschirrt. Die schlechten, schwachen werden rausgenommen. Der Hauptmann tut es selbst, er kennt sie alle, seine Kinder. Die besten nehmen ihre Stelle ein. Die Infanterie verteilt sich auf die Taue, greift in die Räder. „Zum Vormarsch fertig" klingt's vom vorderen Geschütz. „Dann los mit aller Kraft!" „Zu—gleich, zu—gleich!" ruft's laut aus vielen Kehlen. Die Pferde geben her, was sie noch haben, und weiß entfaucht der Brodem ihren Nüstern. Bis an die Knie stehen sie im Schlamm, scharf schlägt die Peitsche auf sie nieder. An jedem Tau zieht eine Anzahl Leute, kaum kann der Fuß sich gegenstützen, man gleitet, rutscht und strauchelt, wer fällt, kommt hoch und wieder ran. Fest greift die Infanterie zu vieren, fünfen in die Speichen, der Lehm füllt ganz die Räder aus.

In schwerer Männerarbeit wird's geschafft. Es ruckt und ruckt und rückt schon weiter. Nur wenig ist's zunächst, doch jeder merkt's, es wird, es geht. Die Erde saugt zwar noch mit zähen Armen polypenartig fest sich an, doch schließlich muß das Element hier weichen.

„Gut, recht so, meine Jungens!" hört man den Alten rufen. Und weiter, immer weiter rollt das Geschütz, man läßt ihm keine Zeit, sich zu verschnaufen. Was kaum gedacht, hier wird's erreicht. Nach schwerem, mühevollem Ringen, nach bangem Warten, ob's gelingt, steht salutierend der Offizier vor Exzellenz: „Zur Stelle meld ich die Batt'rie, mit zwei Haubitzen schußbereit."

Und Schuß auf Schuß die Artill'rie,
Und Stoß auf Stoß die Infantrie,
So muß die Schlacht bald enden.
Schon sieht man dort die serbschen Kappen,
Soldaten in zerfetzten Lappen
Zur wilden Flucht sich wenden.

Die ganzen Linien wanken, weichen,
Die Rückzugstraße zu erreichen,
Ist jetzt ihr letztes Streben.
Nur wen'gen glückt's! Der Tod kommt schnell!
Es pfeift und heult das Feldschrapnell
Und faßt nach ihrem Leben.

„Viktoria!" klingt's vom Berg zum Grund,
„Viktoria!" ruft's aus Siegers Mund,
Laßt unsern Gott nur walten.
Das schwarzweißrote Banner weht,
Und daß es fest und sicher steht,
Wir treue Schildwacht halten.

Schon läßt der Hohenzollernaar
Mit scharfem Schlag vom Flügelpaar
Sein Rauschen laut ertönen.
Der neue Tag geht strahlend auf,
Die Sonne scheint zum Siegeslauf
Germanias Heldensöhnen.

Die bayrischen Korbflechtkurse für Kriegsinvalide.

Von Dr. Otto Mainer (Ansbach). — Hierzu 5 Aufnahmen.

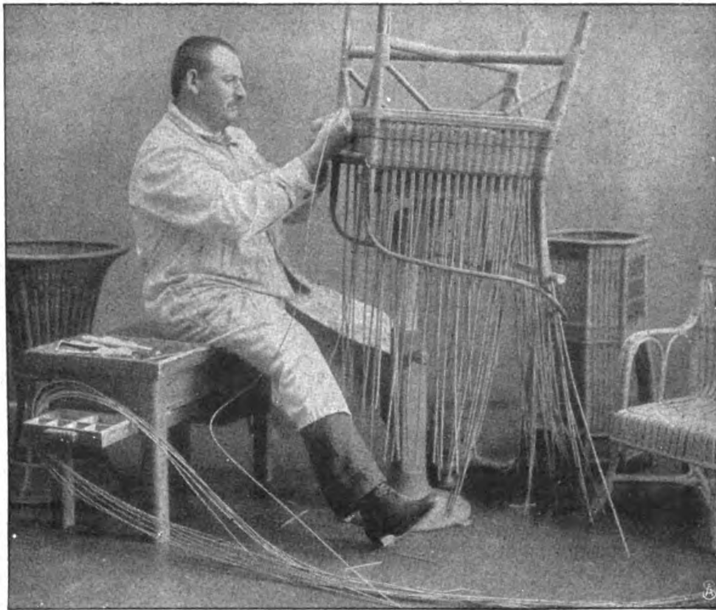
Unter den mannigfachen Arten der von Staat und Gemeinde geschaffenen Erwerbsfürsorge für Kriegsinvalide verdienen die Korbflechtkurse für Kriegsinvalide an der Kgl. Bayr. Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels mit besonderer Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Die Korbflechterei bildet, wie bekannt, seit langer Zeit in der oberen Maingegend einen bedeutenden Erwerbszweig der fleißigen Bevölkerung, welche auch in der jetzigen schweren Kriegzeit durch die Anfertigung großer Mengen von Munitionskörben einen erfreulich guten Verdienst hat. Der Hauptstapelplatz für die in Heimarbeit gefertigten Korbwaren ist das freundliche, nahezu 5000 Einwohner zählende oberfränkische Städtchen Lichtenfels. Seine Korbindustrie genießt Weltruf. Ihre Erzeugnisse fanden vor dem Krieg den Weg in alle Welt, über alle Meere. Gute Abnehmer waren insbesondere auch Frankreich, England, Nord- und Südamerika. Der Friedenschluß wird neben so vielen anderen unentbehrlichen deutschen Erzeugnissen auch jenen der Lichtenfelser Korbindustrie in Bälde wieder die alten Handelswege öffnen und neue finden lassen.

Es verrät den guten Blick des gewerblichen Ressorts der Kgl. Bayr. Staatsregierung, daß vor einigen



Unterrichtsaal: Einige Kriegsinvaliden bei der Arbeit.

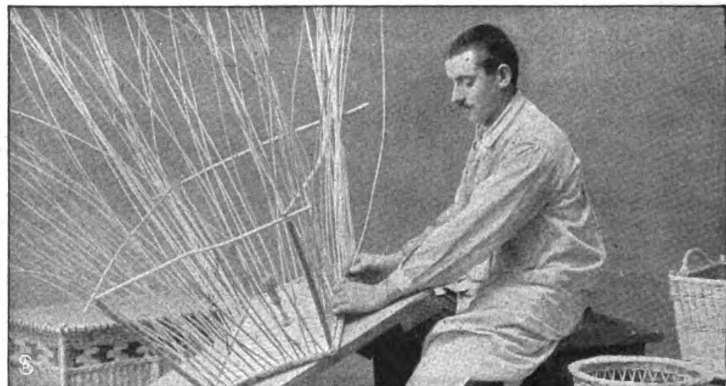


Kriegsinvalide (früherer Beruf: Lithographiesteinschleifer) **bei Fertigung von Korbmöbeln an einem eigens für ihn gebauten Gestell.**

spätere Familiengründung auskömmlichen Arbeitsverdienst ist, und führt der Industrie dauernd gute Qualitätsarbeiter zu. Sie ist infolge der verhältnismäßig leichten Erlernbarkeit der Korbflechterei und der dauernden und lohnenden Verdienstmöglichkeit in diesem Handwerk auch hervorragend geeignet, manchem unserer Kriegsinvaliden einen neuen Beruf zu geben, der — oft besser als mancher frühere Beruf — seinen Herrn ernährt und damit — was sozial ungemein wichtig ist — den die schweren Invalidenversorgungslasten tragenden Staat entlasten hilft.

Wenn ich von der verhältnismäßig leichten Erlernbarkeit der Korbflechterei gesprochen habe, so will ich damit gesagt haben, daß die Erlernung der Korbflechterei bei aller Kürze der Lernzeit beileibe keine Spielerei ist und genau wie jedes andere Handwerk eine gewisse Anstelligkeit, Fleiß und Ausdauer voraussetzt. Darüber hinaus erfordert sie für einige wichtige Zweige ihres Tätigkeitsgebietes ein besonders technisches und unter Umständen auch kunstgewerbliches Können, das jenem anderer Handwerker in nichts

Jahren in Lichtenfels eine staatliche Fachschule für Korbflechterei errichtet wurde, die unter gewandter, umsichtiger Führung dauernd einen in organisatorischer, praktischer und künstlerischer Beziehung ganz ausgezeichnet fördernden und neuschöpferischen Einfluß auf die von welterfahrener Kaufmannschaft geleitete Korbindustrie ausübt. Sie ist die Berufsschule der oberfränkischen Korbflechterei; sie verschafft als solche den anstelligen und fleißigen jungen Leuten die Fertigkeit in der Ausübung des Korbflechthandwerks, die die Grundlage für einen guten, auch für eine



Kriegsinvalide (früherer Beruf: Maurer) **bei Fertigung von geschlagener Arbeit.**



Kriegsinvalide (früherer Beruf: Blattgoldschläger) **beim Zurichten von Weidenschienen.**

nachsteht. Es sei nur verwiesen auf die feinen kunstgewerblichen Arbeiten aus Weidenschienen und Peddigrohr und auf die Erzeugnisse der modernen Korbmöbelfabrikation. Wie sich für den Korbflechter natürlich alle erdenkliche Aussicht auf vorzüglichen Verdienst eröffnet, so bietet dem Durchschnittsarbeiter schon die Anfertigung von Gebrauchsgegenständen (Wäschekörbe, Reisekörbe, Markt- und Tragkörbe, Munitionskörbe, Körbe für landwirtschaftliche Zwecke) ein sicheres und lohnendes Auskommen. Daß den Kriegsinvaliden in jedem Fall ein größeres Absatzgebiet offensteht, nachdem sowohl die Militärverwaltung ihren außerordentlich großen Bedarf an Munitionskörben wie auch die übrigen staatlichen Betriebe ihren Bedarf an Korbarbeiten in erster Linie bei ihm decken und auch die dankbaren Volksgenossen gern Groß- und Einzelabnehmer sein werden, bedarf keiner besonderen Versicherung.

Die Eignung der Kriegsinvaliden für die verschiedenen Zweige der Korbflechterei wird sich natürlich nach der Art der Verwundung, nach dem früheren Beruf und nach Gelehrigkeit und Tüchtigkeit richten, was sich bald nach Angriff der Arbeit herausstellt.

Die Errichtung von Korbflechtkursen für Kriegsinvalide durch die Kgl. Bayr. Staatsregierung muß als sehr verdienstvoll bezeichnet werden. Zweck dieser Korbflechtkurse ist einerseits, solchen Kriegsinvaliden, die bereits im Korbmacherberuf tätig waren, eine geeignete Weiterausbildung zu geben, anderseits solche, die zu dem Korbmacherberuf neu übergehen wollen, so weit anzulernen, daß ihnen als selbständigen Korbmachern eine lohnende und dauernde Beschäftigung ermöglicht ist.

Die Ausbildung geht in der Weise vor sich, daß jeder Teilnehmer nach seinen persönlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen, insbesondere entsprechend seiner Verwundung oder Verstümmelung behandelt und ausgebildet wird. Der gesamte Unterricht wird so erteilt, daß jeder Invalide ohne besondere Vorkenntnisse an den Kursen teilnehmen kann.

Die Ausbildungzeit für jedes einzelne Fach der Korbflechterei (groß- und kleingeschlagene Arbeit, feine Korbflechterei, Gestellarbeit) beträgt für Neuanzulernende vier Monate, für Korbflechter, die den Beruf bereits früher ausgeübt haben, zwei Monate. Der Unterricht ist unentgeltlich. Die Kosten für Werkzeuge und Flechtmaterial werden für die aus Bayern zugehenden Kursteilnehmer aus den dem Kgl. Staatsministerium des Innern zur Verfügung stehenden Reichs- und Staatsmitteln gedeckt. Zur Bestreitung der Ausgaben für Unterkunft und Verpflegung wird den bayrischen Kursteilnehmern eine tägliche Entschädigung bis zu 2 Mark aus den gleichen öffentlichen Mitteln in Aussicht gestellt.

Die Zulassung zu den Korbflechtkursen hängt zunächst von der körperlichen Beschaffenheit des Kriegsinvaliden ab. Zur berufsmäßigen Ausübung der Korbflechterei eignen sich in dieser Beziehung alle diejenigen Kriegsbeschädigten, die im Besitz beider Arme sind, und denen der Verlust einzelner Finger keine Schwierigkeiten beim Flechten bereitet.

Die Aufnahmegesuche sind durch Vermittlung der zuständigen Fürsorgeausschüsse bei der Direktion der Königl. Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels einzureichen. In erster Linie werden die bayrischen Invaliden und die vor Kriegsausbruch in Bayern ansässig gewesenen, anderen Bundesstaaten angehörigen Invaliden berücksichtigt. Soweit die vorhandenen Plätze ausreichen, werden auch Invaliden aus anderen Bundesstaaten aufgenommen, wenn die Ausbildungskosten (10 M. Werkzeuggeld, 30 M. Monatsaufwand für Flechtmaterialien, 2 M. tägliches Verpflegungsgeld) von dem zuständigen Fürsorgeausschuß übernommen werden.



Kriegsinvalide (früherer Beruf: Färber) **bei Anfertigung von kunstgewerblichen Arbeiten.**

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Direktors der Kgl. Fachschule, Professors Reidt, wurde es ermöglicht, dem Leserkreis der „Woche" einige Abbildungen aus einem Kriegsinvaliden-Korbflechtkurs zu zeigen. Sie werden sicherlich lebhaft interessieren und überzeugen besser als das geschriebene Wort, wie segensreich und aussichtsvoll für unsere Kriegsinvaliden diese Art der staatlichen Erwerbsfürsorge in Bayern ist.

Der Weg nach Osten.

Es rinnt das Leben dieser wilden Zeiten
An blutig roten Wellenbächen hin,
Und lange, schicksalsvolle Monde gleiten,
Beschwert von nie gekannten Traurigkeiten,
Vorbei wie Strophen dunkler Melodien . . . .

Doch aus des Ostens Mooren glanzumronnen,
Von alter Märchen Fabelpracht umsäumt,
Auffsteigen neue, wunderbare Sonnen,
Und nahe plötzlich murmeln ferne Bronnen,
Und wirklich wird, was niemals wir erträumt . . .

Weit offne Wege gehn mit einem Male
Dahin, wo Asiens heiße Woge gleißt,
Und deutsche Flaggen wehn im Morgenstrahle
Schwarzweiß und rot am fremden Küstenwalle,
So weit, wie uns der Zukunft Finger weist!

Wir, Volk des Nordens, Lorbeer um die Waffen,
Unwiderstehlich wie im Dichtertraum,
Ziehn wir den Weg, den Kampf und Not geschaffen,
Bis hin zu Stambuls goldumglänztem Hafen!
Bis zu Europens allerletztem Saum!

Frei ist der Weg dem Kühnen. Hell im Lichte
Der neuen Sonnen flattert sein Panier —
Ein neues Blatt mit ernstem Angesichte
Aufschlägt die Zeit im Buch der Weltgeschichte —
Und auf dies neue Blatt, da schreiben wir!

Emmi Lewald.



Inneres der Hauptkirche in Nisch. Rechts: Der Königsitz.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

9. Fortsetzung.

Dann kehrte der alte Hochmut zurück. Pah — wer war denn der Sieger? Jener dort, der aus Wiesbaden abgereiste, wahrhaftig nicht. Dieser kleine Hauptmann erschien Schjelting wie das Sinnbild Deutschlands selbst. Er war schon vor dem Krieg geschlagen. Er wandte ihm, mit einer Drehung des Klubsessels, fast den Rücken und sagte halblaut und lebhaft: „Wir sprachen von geschichtlichen Richtlinien zur Methode der Erkenntnis. Messen wir daran Preußen! Nun: Preußen ist ein Widerspruch. Etwas, was nach den natürlichen Entwicklungsgesetzen nicht hätte entstehen können. Dieser Widerspruch wurde zuerst im Siebenjährigen Krieg erkannt. Damals bemühte sich ganz Europa, ihn zu beseitigen!"

„. . . und bezog bei der Gelegenheit kolossale Dresche!" ergänzte von drüben der Hauptmann Isebrink zu seinem Begleiter Kiazim-Bei. Schjelting sah halb herüber und dämpfte seine Stimme, so daß jener nun wirklich nichts mehr verstehen konnte: „Auf diese Zeiten müssen wir zurückgreifen. Wir müssen Preußen seine organische Stellung anweisen. Öffnet man den Hecht, so findet man zahllose unverdaute Dinge in seinem Magen: In Preußen ebenso. Fort damit! Deutschland braucht noch viel mehr Kleinstaaten! Es ist von Natur zu einem lockeren Staatenbündel geschaffen. Das ist seine Geschichte."

Während er sprach, tat es ihm leid, daß Isebrink das nicht hörte. Wieder kochte in seinem champagnerheißen Hirn die Eifersucht. Er lächelte ironisch, um sich zu besänftigen. Dabei sagte er sich: Wie denn? Er ist ungefährlich. Erledigt. Kanonenfutter. Mehr nicht! Da wirst du viel tausend Brüder haben, mein Lieber . . .

Ungefährlich . . . ja . . . das hieß . . . Als er sich unwillkürlich wieder umwandte und mit seinem Blick von nervöser Intelligenz dem stählernen Auge Isebrinks begegnete, fühlte er ein plötzliches und körperliches Unbehagen. Es fiel ihm ein: diese Abgüsse des Militarismus hielten die Pistole wie er die Papyros, handhabten den Degen wie andere den Regenschirm. Der Raum von ihm zu jenem schien von elektrischer Spannung erfüllt, eine Spannung war über der ganzen Welt. Nikolai Schjelting erhob sich. Er war doch froh, daß ihm ein Diener meldete, ein Herr wünsche ihn dringend draußen zu sprechen.

Da stand Achille Macri, der Pariser Finanzagent. Seine schwarzen Rattenaugen liefen glänzend und unruhig hin und her.

„Verzeihung, Herr von Schjelting. — Haben Sie Nachrichten?"

„Ich verstehe nicht!"

„Ich würde Sie gern an etwaigen Spekulationen beteiligen!"

„Was gibt's?"

„Eben bekam ich diese dringende Depesche aus Paris!"

Schjelting las: „Madame Audouin revient soir." Er gab dem Levantiner das Blatt, ohne daß sich seine Gesichtzüge irgend wie veränderten, zurück.

„Was geht mich dies Frauenzimmer an?"

„Herr von Schjelting . . ."

„Ich kenne sie nicht! Mag sie nach Paris zurückkehren, wann sie will!"

„Herr von Schjelting — soll ich es erst sagen? — Es ist doch eine verabredete Geheimdepesche! Lesen Sie die Anfangsbuchstaben!"

„Wie denn: M — A — Mars . . ."

„Der Krieg! — Herr von Schjelting — der Krieg. Verstehen Sie denn immer noch nicht?"

Nikolai Schjelting zeigte seine undurchdringlichste Miene. Vor diesem Kulissier wahrte er seine Allwissenheit.

„Ich weiß von nichts!" sagte er mit einem Lächeln, hinter dem man alles lesen konnte, und kehrte mit pochendem Herzen in den Klub zurück. Dort war er im Begriff, sich von dem Diener den Sommermantel umhängen zu lassen, um rasch einmal nach der russischen Botschaft hinüberzugehen und zu fragen. Dann dachte er sich: Man wird glauben, ich hätte mich vor diesem Preußen zurückgezogen! Er hörte von oben die Stimme der andern. Er runzelte verächtlich die Stirn und betrat wieder den Raum. Eben sagte da Isebrink: „Zum Beispiel: das dritte sibirische Armeekorps! Nach dem amtlichen russischen Ausweis sitzt es nach wie vor friedlich in Irkutsk!"

Nikolai Schjelting warf sich in einen Klubsessel, legte ein Bein über das andere und versetzte scharf: „Es steht allerdings in Sibirien! Aus welchem Grunde denn nicht?"

„Weil die siebente und achte Schützendivision schon lange in Polen angekommen sind! Glauben Sie, wir wüßten das nicht?"

„Sie täuschen sich."

„Ich bin Soldat! Sie nicht! Also bitte! Die sibirischen Reservedivisionen sind schon seit Mai auf dem Weg nach Westen. Ebenso die turkestanischen

Schützenbrigaden. Das dritte kaukasische Armeekorps hat längst seinen Standort Wladikawkas verlassen. Es gefällt ihm, scheint's, an der galizischen Grenze viel besser!"

„Woher wissen Sie das?"

„Werden Sie mir in Abrede stellen, Herr von Schjelting, daß im Odessaer Militärbezirk große Teile des siebenten und achten Korps längst auf Kriegsfuß stehen?"

„In der Tat: ich leugne es!"

„Auch die bevorstehende Mobilisierung der drei Reservejahrgänge der Armee?"

„Wenn es des Imperators Wille ist, wird man sie einberufen! Niemand hat dem Zaren etwas vorzuschreiben!"

„Es ist nur, damit Sie Bescheid wissen, meine Herren, falls aus Versehen einmal die Gewehre losgehen sollten!" sagte Isebrink zu den Kleinstaatdiplomaten. Dann wandte er sich um und sah Nikolai Schjelting an. Es war eine unangenehme Pause. Dieser Blick hieß: Und wenn du vorher auf eigene Faust Händel haben willst — bitte: da bin ich!

Schjelting war verwirrt. Das widerfuhr ihm, dem Selbstsicheren, sonst nie. Er entschloß sich, mit einem kühlen Lächeln zu schweigen. Er atmete auf. Da kam der ehrenwerte Arbushnot über die Schwelle, ein blonder, junger Riese, der noch etwas Knabenhaftes an sich hatte. Er war als Kings Messenger zusammen mit einem preußischen reitenden Feldjäger und den Kabinettskurieren anderer Großmächte heute mittag mit dem Orient-Expreß angekommen. Er brachte die letzten Nachrichten aus Europa. Neuigkeiten? — Nicht daß er wüßte! — Seine britische Majestät war in Windsor, the Kaiser irgendwo in Norwegen, der Kaiser Franz Josef in Ischl, in Paris, von wo er kam, sprach man von nichts als von dem Prozeß der Madame Caillaux — der Woiwode Putnik befand sich ruhig außerhalb Serbiens: die Welt lag im tiefsten Sommerfrieden.

Nikolai Schjelting strich sich nervös mit der Hand über die Stirn. Er fragte sich: Was ist das nun alles? Was haben Sie in Wien vor? Man versteht nicht mehr recht . . . Dabei hatte er das Gefühl, diesem Preußen vorhin die Antwort schuldig geblieben zu sein. Pah — ein Bluff eines dieser Säbelrasseler. Er versetzte süffisant: „Man sieht mit Dank gegen Gott: Frieden überall. Nach Allerhöchstem Willen: Wer stampfte den Friedentempel im Haag aus dem Boden? Seine Majestät der Zar!"

„Und seitdem hören die Kriege nicht mehr auf!"

„Wer rief die internationalen Schiedsgerichte statt der Kriege ins Leben? Wieder seine erhabene Person!"

„Eine Viertelmillion Menschen ist mindestens in der Mandschurei tot geblieben!" sagte Isebrink trocken zu dem Argentinier.

„So wird das große, heilige Rußland auch diesmal der Soldatenfaust die Waffe entwinden . . ."

„. . . um die Mörderfaust zu schützen!"

Die Herren standen mit großen Augen auf und schauten auf Schjelting, der sich mit ihnen erhob. Er spürte ein sonderbares Zittern in der Herzgegend. Er dachte sich: He — wie ist das? Ehe noch die Gewehre losgehen, soll ich mich hier vor die Pistole stellen? Nicht so ist es gemeint! Ich bin der Träger russischer Intelligenz! Mein Platz ist niemals die vorderste Linie!

Paul Isebrink war allein sitzengeblieben. Er sagte kalt und scharf, mit Worten wie gehacktes Eisen: „Eine schamlose, hundsgemeine Mordtat ist in Serajewo geschehen! Wer zwischen die Mörder und die verdiente Strafe tritt, macht sich zum Mitschuldigen."

„Bestraft die Mörder! Aber nicht ihr Land!"

„Ganz Serbien ist der Mörder!"

„Ruhe, meine Herren!"

„Entfernt doch die Diener!"

Nun hatte sich auch Isebrink erhoben.

„Serbische Offiziere haben den Mordanschlag geleitet! Serbische Beamte öffneten den Mördern die Grenzen! Die Mordwerkzeuge stammten aus dem serbischen Regierungsarsenal in Kragujewatz!"

„Woher wissen Sie das?"

„Bald werden auch Sie es wissen, Herr von Schjelting, falls es Ihnen wirklich noch nicht bekannt sein sollte!"

Ein Kanzleibeamter der russischen Botschaft drängte sich an den Dienern vorbei in den Raum zu dem Fürsten Tschewadse.

„Euer Erlaucht werden ersucht, sich sofort auf die Mission zu bemühen!"

„Was ist geschehen?"

„Ich weiß es nicht! Seine hohe Exzellenz sandte nach vielen Herren!"

Nikolai Schjelting hörte es. Vor ihm flackerte wieder die Börsendepesche: „Mars!" Der erste Sturmvogel. Nun kamen sie von allen Seiten. Es legte sich ihm in einem roten Siegesrauschen vor die Augen, der Boden hob sich unter ihm, trug ihn zu einem ungläubigen Jubel empor: der Krieg! Der Krieg kommt! — Mein Krieg. . .

„Kommen Sie mit zur Botschaft!" Der Kajäs Tschewadse nahm ihn unter den Arm.

Schjelting widerstrebte: „Noch habe ich diesem Deutschen nicht geantwortet!"

„Nicht dazu ist die Zeit! Er sprach von Serbien, Rußland nannte er nicht!"

„Aber das große Rußland steht hinter Serbien!"

Nikolai Schjelting sagte es so laut, daß man es im

ganzen Raum hören mußte. So! Nun konnte er gehen. Da eilte der Vicomte de la Motte herein, ein französischer Attaché.

„Wissen Sie schon?"

„Nein! Was?"

„Hier! Das Ultimatum Österreichs an Serbien! Es ist kein Geheimnis mehr! Wahrscheinlich sind jetzt schon in Wien die Extrablätter!"

„Ich wußte es schon seit heute nachmittag!" versetzte Isebrink drüben zu den anderen. „Sonst hätte ich nicht so unverblümt Deutsch meine Meinung gesagt. Aber jetzt geht's in einem!"

Nikolai Schjelting hatte mit heißen Augen die Depesche überflogen. Er ballte die Faust. Er war bleich geworden.

„Nie wird Rußland das zugeben!" sprach er beinahe feierlich.

„Und Österreich steht vielleicht allein!"

Irgend jemand hatte es hämisch gemurmelt. Paul Isebrink trat in die Mitte.

„Neben Österreich steht Deutschland. Wie damals — wer Lust hat — bitte! ... Nun, Herr von Schjelting: Sie lächeln?"

„Ich freue mich, das von Ihnen zu hören! Es eröffnet mir den Ausblick auf die Stunde der großen Abrechnung, die die slawische Seele ersehnt!"

„Und vor dem Ernst des Augenblicks verschwinden diese kleinen persönlichen Differenzen!" versetzte vermittelnd der Argentinier mit einem Blick auf den Hauptmann Isebrink. Der ließ sich schon, freundschaftlich neben Mahmud Kiazim-Bei stehend, von dem Diener Hut und Handschuhe reichen.

„Ich hab jetzt wirklich Wichtigeres zu tun!" sagte er. „Meine Herren: jetzt kommt das große Reinemachen! Weiß Gott: Es tat not!"

9.

In diesen Julitagen hielt die Welt den Atem an. Dies Europa, das ganze Menschenalter des Friedens nicht mehr als Geschenk jedes neuen Morgens, sondern längst als selbstverständliche Pflicht der Vorsehung hinnahm und dabei doch seit einem halben Jahrhundert von Waffen starrte in Erwartung des Kriegs, des schon halb schattenhaft gewordenen Riesen der Urzeit.

Es ging ein Zittern durch die Mutter Erde. In ihr erwachten die schlafenden Heere. Tief im Süden stand eine pinienförmige Rauchwolke düster über dem Krater des Vesuv. Unten auf der Marina des Städtchens, gegenüber dem fernen Neapel, eine Gruppe Bersaglieri am Kaffeehaustisch. Die Hahnenfedern flatterten in der Seebrise. Listige Augen. Weiße Zähne.

„Che c'è di nuovo?"

„Tuttavia niente!"

Was werden w i r tun? Ein Zwinkern auf den braunen Gesichtern ...

Was wir tun? „Far vista di ..." Ein Mund am Ohr des andern. Ein Lazzaronenlachen. Nur Geduld ...

Sturmstöße vom Schneemantel der Maladetta über die grauen Steinhütten des Pyrenäendorfs nahe der spanischen Grenze. Blutrotes Weingeträufel aus dem Zickleinschlauch an der Decke der Schmugglerherberge in die Becher der französischen Offiziere der Gebirgsartillerie. Finstere Blicke nach Osten. Wie weit von hier die Vogesen! Der Rhein, wie weit ...

„Ah — ça commence!"

„Und ohne uns!"

„Man wird uns rufen, mein Kapitän!"

„Frankreich braucht jeden Mann!" —

Dort im Osten wie weißes Pilzgewucher auf der grauen Steppe das russische Sommerlager. Ein ausgestopfter Zottelbär mit Dreispitz und Pförtnerstab als Schweizer vor der hölzernen Messe der Offiziere.

„Nun, Ossip Gregorowitsch?"

Ein Kranz weißer Schirmmützen um den Stabsrittmeister, der eben mit Hühnern und Gemüsekorb in rasselndem Wägelchen aus der Kreisstadt zurückkam. Er war in der Sobranje. Der Adelsmarschall hatte die besten Beziehungen zum fernen Petersburg.

„Nikolai Nikolajewitsch trägt den Mobilmachungsbefehl in der Tasche!"

„Vom Imperator unterschrieben."

„Schon wieder Schnaps?"

„Trinken wir auf Serbiens Wohl!" —

Sonnenschein über London. Rote Riesen zu Roß als Doppelposten von Whitehall. Im Durchgang durch die Kaserne der Horseguards nach dem Paradeplatz von St. James Park eine Gruppe säbelrasselnder Gentlemen in Scharlach und Schuppenkette.

„Have you news?"

Jawohl. Nebenan, in Downingstreet, ein schweres Wetterzeichen für das Schicksal der Welt: Bis zu dieser Stunde, Sonnabend nachmittag um drei, hatte der ehrenwerte Edward Grey London noch nicht verlassen, um Forellen zu fangen ...

Noch ging die Menschheit auf Erden überall ruhig ihrem Tagewerk nach, läuteten die Sonntagsglocken von der Isaakskathedrale und Notredame, vom Stephansdom und Lateran, von St. Pauls und der Kaiser-Wilhelm-Kirche das Friedensgebet vieler Jahrzehnte ein: „Unser täglich Brot gib uns heute!" Und durch die Welt der Waffen lief ein ernstes, leises Raunen. Es war, als bewegten sich unruhig die Mannlichergewehre in ihren Stutzen in der Hoch- und Deutschmeisterkaserne der Wiener Edelknaben, als klirrten kaum merklich in Paris und Lyon die Pallasche der Kürassiere von Reichshofen, als summten schwach in Schottland die Dudelsäcke der Schwarzen Wache und der Gordonhochländer die alten Weisen ihrer Clans, als neigten sich in der Potsdamer Garni-

sonkirche stumm die zerschossenen Siegesfahnen über die Gruft Friedrichs des Großen, als wehe ein Erwachen durch die Heere — ein Zurück in jene Zeit, da es noch Schlachten gab . . .

Nur in Belgien nicht. Zwischen Maas und Yser hatte man keine kriegerischen Erinnerungen. Erst seit wenigen Jahren dienten die Söhne aus gutem Hause, statt daß ihnen der Staat für tausend Frank einen Ersatzmann aus den Arbeitslosen der Straße auflas. Man trug die zwei Jahre mit gutem Humor. Man nahm überhaupt das Leben leicht. Dachte nicht unnütz über die Dinge nach. Die Saison in Ostende nahm ihren glänzenden Anfang. Brüssel amüsierte sich auch im Sommer. Man war galant. Man aß und trank gut. Man verdiente Geld. Man haßte jeden Zwang, außer dem der Mode. Man war Klein-Paris — jenes Paris, das übrigblieb, wenn man sich aus ihm alles hinwegdachte: Invalidendom und Bastillenplatz, Pantheon und Triumphbogen, Louvre und Sorbonne, die Gräber Voltaires und Rousseaus, alles, was von geistiger und kriegerischer Welteroberung früherer Zeiten zeugte. Was für Brüssel davon übrigblieb, das war die Stadt oberflächlichen Genusses, gleißender Fäulnis. Ein „Morgen wieder lustig!" im Gewühl der buntgeputzten Spaziergänger, dem Fluten der Massen zu den Sportplätzen, dem Tuten der Autos auf den breiten Boulevards.

Nikolai von Schjelting war ohne Aufenthalt von Konstantinopel nach Brüssel durchgefahren. Nicht unter seinem Namen, sondern als Lincoln J. Ley aus Neuorleans in den Vereinigten Staaten. Er hatte stets verschiedene Pässe bei der Hand. Man brauchte nicht immer und überall zu wissen, wo er gerade war. Er schrieb sich auch unter dem Yankeenamen in dem Hotelpalast am Bahnhof ein, der Geschäftsführer verbeugte sich mit diskreter Zurückhaltung. Er kannte natürlich genau diesen berühmten Russen, der oft genug mit seiner schönen Frau bei ihm unten im Luxusrestaurant diniert hatte. Aber er wußte auch so gut wie halb Brüssel, daß der lang erwartete Bruch zwischen Monsieur und Madame de Schjelting dicht bevorstand. Er wußte auch noch mehr . . .

Und auch Nikolai Schjelting selbst erfuhr das. Er ging vom Hotel zur oberen Stadt empor. Da hielt unten, noch vor dem Botanischen Garten, ein Rennautomobil in Form eines elfenbeinfarbigen, in der Mitte durchgeschnittenen Eis. Der Oberbau bestand eigentlich nur aus einem mächtigen Benzintank und einem engen muschelförmigen Sitz für zwei Personen. Der Führer des Wagens war ausgestiegen, um die neueste Ausgabe der „Indépendance" zu kaufen. Er war ein hagerer, langer Geselle, die Lederhaube bis an die Wurzel der verwegenen Hakennase in die Stirne gezogen. Er kehrte zu der schönen, jungen Frau zurück, die im Wagen auf ihn wartete.

„Ah — papperlapapp . . . c'était pour rien!"

„Nichts Neues, mein Freund?"

„Nichts!"

Dabei setzte er sich neben sie, kurbelte elektrisch an und sauste den steilen Boulevard hinauf. Nikolai Schjelting schaute den beiden nach. Es wetterleuchtete wild über seine nervösen Züge. Er dachte sich: Ah — meine gute Ghislaine — steht es schon so? Du zeigst dich bereits mit meinem künftigen Nachfolger vor aller Welt, um mir deine Verachtung zu bekunden! . . . Nun: Täuschen wir uns nicht, meine Beste! Ich bin keine Quantité négligeable! Ich kenne die, die bald lachen, und die, die bald weinen werden!

Er warf die Zigarette in weitem Bogen hinter sich. Es war wie eine sinnbildliche Handlung. Eigentlich frohlockte die Spielernatur in ihm. Meine Glückwünsche! Meinen Dank! Je freier, desto besser. Nichts hinter mir. Die Küste schwindet. Der Sturm von Osten schwellt meine Segel in ungemessene Weiten.

Oben im Quartier Léopold stieß Nikolai Schjelting in einem der vornehmen Miethäuser die Schreiber im Vorzimmer beiseite und drang brüsk, fast ohne anzuklopfen, in das Allerheiligste des Maître Nikolas. Der grauköpfige Advokat erhob sich mit der glattrasierten Würde seines Standes. Er wollte seinen Klienten begrüßen. Aber der schnitt ihm, die Hände in den Taschen mitten im Zimmer stehend, das Wort ab. „He, was ist das für ein Kerl?"

„Wen meinen Sie, Herr von Schjelting?"

„Wen soll ich wohl meinen? Diesen Barsoi — diesen Windhund da unten — diesen Narren in der weißen Nußschale von Automobil."

„Ach so! Baron de Ridder de Groote!"

„Was ist er? Was treibt er?"

„Nichts!"

„Also Sport?"

„Ja!"

„Geld?"

„Der Vater ist sehr reich!"

Schjelting ging im Zimmer auf und ab. Plötzlich sagte er: „Ich hätte gedacht, der Mensch sei klein und dunkel!"

Der berühmte Brüsseler Rechtsanwalt lächelte diplomatisch. Gewiß: Er war auch einmal von brünettem Äußern gewesen. Er hatte auch schon einmal eine Glatze gehabt. Auch schon einmal friesisch gelbe Haare. Das wechselte. Die Brüsseler Skandalchronik war groß. Man kam kaum mit. Aber — gestehen wir es ein: — die entzückende Madame de Schjelting war unvorsichtiger als ihre Freundinnen. War es wenigstens im Lauf der letzten Zeit geworden.

Das spielte um Maître Nikolas' nachsichtig gekniffene Mundwinkel. Er sagte, immer noch lächelnd: „Niemand kann zwei Herren dienen, Herr von Schjelting! Ihre Göttin ist die Politik! Ich verneige mich

vor Ihrem Ehrgeiz. Aber er führte Sie zu oft auf Reisen . . ."

„Ah . . . im Dienste Rußlands! Im Auftrag des Großfürsten!"

„Ich bewundere den Pflichteifer, den Sie seiner erhabenen Person zollen. Aber man soll eine Frau von Welt nicht zu lange allein lassen, Herr von Schjelting!"

Nikolai Schjelting fuhr sich, die blauen Schatten der Schlaflosigkeit unter den Augen, mit der Hand über die Stirn und machte dann die Bewegung, als verscheuchte er eine Fliege.

„Gut! — Wie's beliebt . . .! Gott mit ihr! Kommen wir zur Sache! Wie steht es mit der Scheidung?"

„Monsieur und Madame Lambert und ihre Tochter sind einverstanden!"

„Pah — diese Krämer . . ." sagte Schjelting. Ein höhnischer Dünkel kommender Vergeltung leuchtete über sein Gesicht.

„Die Schwierigkeit liegt nur in der Form. Die Söhnchen, dieser kleine Allard und dieser kleine René, sind orthodox getauft!"

Nikolai Schjelting durchmaß wieder zerstreut den Raum.

„Man wird das ordnen! Überlassen Sie das mir! Ich stehe gut genug mit dem heiligen Synod. Ich erreiche am Petersplatz, was ich will. Ich brauche nur Zeit . . ."

„Madame de Schjelting wünscht im Gegenteil so bald wie möglich . . ."

„Sie hat sich zu gedulden! Nicht darauf kommt es jetzt an. Nicht solche Händel liegen jetzt in Gottes Willen!"

„Mein Gott: Sie erschrecken mich! . . . Woher diese plötzliche Wildheit . . ."

„Ah . . . ich bin Russe! Ich habe jetzt wichtigere Dinge im Kopf als euch! Ich gebiete Schweigen. Nach dem Krieg wird man entscheiden!"

„Nach dem Krieg . . . Sie glauben doch nicht an Krieg . . ."

„Eh, Maître Nikolas? . . . Gut: dann glaube ich auch nicht an die heilige Dreifaltigkeit und die Mutter Gottes von Kasan!"

„Je nun: Man glaubt, was man wünscht!"

Der Advokat lehnte sich in einer höflichen und lächelnden Abwehr zurück. Er sah kraft seines Amtes in viele Brüsseler Herzen und Häuser. Er kannte seine Belgier. Er war selber einer. Gewiß: Man war ein neutraler Kleinstaat und baute dabei mitten im Lande die größten Festungen der Erde gegen Deutschland. Man lehnte sich an den französischen Panzergürtel an; man unterschrieb geheime Abmachungen in London, man spielte mit dem Feuer und erzählte sich davon bei Gelegenheit auf der Getreidebörse in Antwerpen oder im Justizpalast zu Brüssel. — Aber man spielte eben nur damit. Man nahm den Krieg so wenig ernst als sonst etwas, außer Geld und Liebe. Man konnte sich auch in diesem durch und durch unmilitärischen Land gar nichts Rechtes unter einem Krieg vorstellen.

„Nun, Maître Nikolas — ich gehe! Ich habe jetzt mehr zu tun! Nur, um dies zu ordnen, kam ich in Eile auf ein paar Stunden nach Brüssel. Sehen Sie meinen Schwiegervater . . .?"

„Er sucht mich fast täglich in dieser Angelegenheit hier auf!"

„Dann bestellen Sie ihm, daß ich . . ."

Da öffnete sich die Tür, und Herr Lambert trat ein. Groß, breitschulterig, blond — ein Rembrandt-Deutscher mit feiner, rosiger Haut und graugoldenem, krausem Vollbart. Er hatte Schjeltings Stimme gehört. Er wollte ihm, vor dem Dritten, Aug in Auge als schroffer Schwiegervater gegenübertreten. Aber da sprudelte es schon von dort auf ihn hernieder, in nervösem Hin und Her durch das Zimmer, mit verächtlich zurückgeworfenem Kopf, mit einer wegwerfenden Armbewegung durch die Luft . . .

„Nun, wie denn, Monsieur Lambert? Wie ist es doch mit diesem Windhund da? . . . Gottlob entfiel mir sein Name! . . . Das ist schlechter Geschmack! Mag sie wählen, wen sie will. Man heiratet. Aber man kompromittiert sich nicht vorher! Nicht sich und nicht andere. Bitte bestellen Sie das Madame! Ich wiederhole: Es ist schlechter Geschmack. Es zeugt von unkultivierter Erziehung!" Plötzlich wandte er sich zu dem Anwalt und sagte lässig und vertraulich: „Aber was wollen Sie? Woher sollte sie es haben? Diese Kaufleute kommen ja alle von unten herauf! Bei uns in Moskau können sie oft nicht lesen und schreiben!"

„Ah — das ist ein wenig stark!" Monsieur Lambert und der Advokat Nikolas tauschten einen Blick: Da sieh: der Moskowiter! . . . Die Maske fällt . . .

„Ich bin ein russischer Edelmann! Ich könnte Adelsmarschall von Twer sein, wenn ich wollte! Ich fordere Ehrfurcht vor meinem Namen, solange Ihre Tochter ihn noch trägt!"

„So? Und was Sie in Wiesbaden treiben . . ."

„Nichts, du alter Vogel!" sagte Nikolai Schjelting. Er verfiel, mit einem brutalen Lächeln, in das breite, hier der französischen Sprache ungewohnte russische Du. „Du hast es nötig, mich zu verdächtigen, mich, der, bei meinem Ehrenwort, nichts in Wiesbaden tat, als einen alten Teufel von Deutschen wegen seiner Leiden zu befragen! Hingegen hier . . . Monsieur Lambert . . . Wie ist es denn mit Ihrer Fahrt zur Pariser Börse an jedem Dienstag und Freitag? Geht es dieser niedlichen Madame Turlet noch gut in ihrem Nest an der Ecke der Rue Soufflot und des Boulevard

St. Michel? Man sagt, Sie hätten es entzückend möbliert!"

„Ah . . ."

„Nicht diese Intimitäten, Herr von Schjelting . . ."

„Pah . . . Ihr seid einer wie der andere! Auch Ihre Schwächen kennt man, Maître Nikolas!" sagte Nikolai Schjelting. Es klang hochfahrend, als spräche er daheim auf schwärzer russischer Erde zu seinen ehemals leibeigenen Bauern. „Der Westen ist faul und hier bei euch am faulsten. Ich bin anders! Ich spiele mit den Frauen. Sie sind für mich die Leitersprossen zum Erfolg. Aber ich liebe es nicht, daß man mit mir spielt! Merken Sie sich das, Monsieur Lambert!"

„Diese Sprache . . . in der Tat . . . Wer sind Sie denn . . . ohne Rang . . . ohne Reichtum . . . ohne . . ."

„Ich bin Rußland. Rußland steht hinter mir! Wir kommen. Der Krieg ist vor der Tür!"

„Nein . . . nein!"

„Doch, Nikolas!"

Léon Lambert, der Großkaufmann, war von Paris her durch ein Ferngespräch besser unterrichtet als der Advokat. Diese kleine Madame Turlet hatte Beziehungen zu einem Minister der Republik. Man erfuhr da auf Umwegen mancherlei.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterköpfe aus dem Großen Hauptquartier.

Von Karl Rosner. — Hierzu 5 Zeichnungen für die „Woche" von Fritz Wolff.

Das Große Hauptquartier — das ist in dieser Zeit des blanken deutschen Schwertes der Mittelpunkt für unsere gesamte kriegerische Organisation, die Stelle, von der aus die Tat beschlossen wird, die weiter vorn an der Linie im Westen oder die tief in Rußland oder im Südosten die Heerführer und ihre Stabschefs bereiten und die am Ende im Verein mit ihnen unser Volksheer vollbringt. Aber es ist zugleich auch der Mittelpunkt für eine lange Reihe von über alle Fronten ausgedehnten Arbeitsgruppen, die unseren Krieg nicht mit der Waffe führen, die unseren Sieg mit Einsatz ihrer Kräfte auf den Gebieten des Verwaltungswesens und des Verkehrs, der Post und der Gesundheitspflege und freiwilliger Krankenfürsorge erringen helfen. Rastlos und unermüdlich ist das verantwortungsvolle Schaffen der führenden Männer, die diese Arbeitsgruppen leiten — nicht minder schwerwiegend ist sie zugleich wie das sieggewohnte Wirken unserer Führer im Felde. Aber der rühmende und laute Widerhall, den jedes neue glückliche Gelingen dieser Männer in der Linie in unserer Heimat findet, bleibt den Erfolgen der im Schatten des Krieges leitenden Führer versagt. Und doch erringen auch sie unsere Siege mit und haben auch sie gutes Anrecht auf den Siegerruhm, so wie sie Anteil an der Vorbereitung aller Wege zu ihnen hatten.

Unauffällig wie das Wirken dieser Männer ist auch die Stätte ihres Schaffens.

Irgendwo in Nordfrankreich hat das Große Hauptquartier seinen Sitz. Eine Stadt ist es, von der man nicht viel spricht, eine Stadt, durch deren Gassen heute der Geist der deutschen Arbeit schreitet, über deren Dächergebreite hin der Telegraph tausend Anordnungen und Befehle in alle Fernen trägt.

Von einigen hervorragenden Männern, die hier als Führer dienen, und deren Bildnisse der Meisterstift Fritz Wolffs lebensvoll festgehalten hat, sollen diese Zeilen reden.

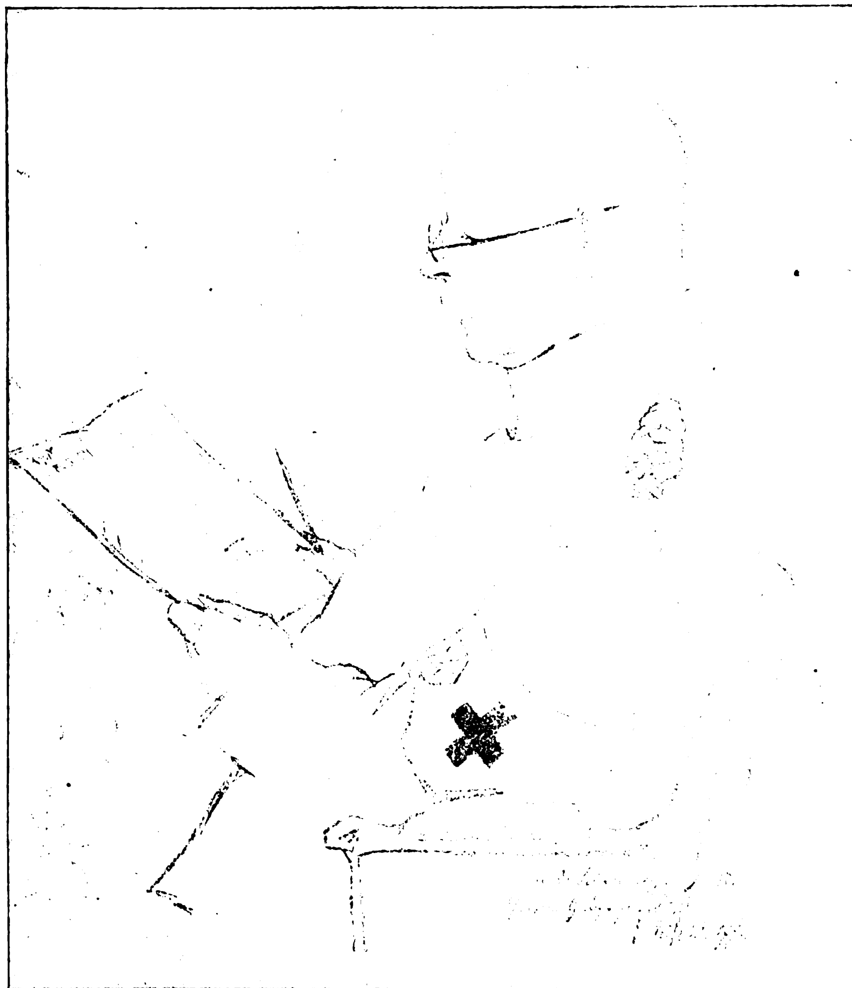
Da ist Exzellenz von Lauter, der Generalinspekteur der Fußartillerie — der Herr über die gesamte schwere Artillerie des deutschen Heeres — der große Donnerer, auf dessen Wort die „dicken Bertas" und die „langen Hänse" und all die anderen Solisten von dem Chor der Feldgeschütze zum Spiel antreten und die Stimmen heben. Einer der wichtigsten Männer des Krieges ist er so, wenngleich sein Wirken hinter den augenfälligen Kulissen der Schlachtenbilder bleibt. Man sieht den schlanken, ritterlichen Mann mit den großen blauen Augen und dem vollen silberigen Haar nicht allzuoft im Hauptquartier. Die Pflicht führt ihn auf langen Inspektionsreisen von einer Front zur anderen durch halb Europa — denn halb Europa ist das Feld geworden, auf dem seine schwere Artillerie schützend unsere Heimat umstellt. Wenn er aber „zuhause" in seiner schlichten Wohnung auf dem stillen und wie im Traume ruhenden alten Platze ist, in dem ihm angewiesenen Quartier, das einer fortgezogenen alten Dame zugehört, dann ist der Mann, auf dessen Wort Panzertürme und Festungsmauern zu Staub zerrieben werden, sorgsam darauf bedacht, daß auch nicht das Geringste in den Räumen geändert, daß auch nicht eins von den alten Familienbildern von seinem Platze gerückt werde. Die fremde alte Dame soll, wenn sie einst wiederkehrt, die Bilder ihrer Vorfahren oder Enkel genau auf jener Stelle des Kamins oder der kleinen Tischchen wiederfinden, auf die sie diese kleinen Rähmchen einstmals schob. Ist's nötig, auszusprechen, daß auch Exzellenz von Lauter voll unbedingten Glaubens und Vertrauens in den Sieg des deutschen Volkes ist? Zu dem Künstler, der sein Bildnis schuf, hat er von diesem sicheren Glauben mit starken Worten geredet. Aber er hat auch auf die großen Aufgaben dabei verwiesen, die uns nach diesem Kriege vorbehalten bleiben werden: „Wir glauben, daß wir heute schon mit allerhöchster Anstrengung unserer Kräfte arbeiten. Es werden nach dem Kriege Zeiten kommen, die noch bedeutend höhere Anforderungen an jeden von uns und an jeden aus dem kommenden Geschlechte stellen werden. Die Erfüllung dieser Anforderungen wird die beste Frucht unserer Siege reifen!" — —

Anderthalb Menschenalter ist es her, da prägte man das Wort, daß der preußische Soldatenstiefel den Sieg und Erfolg unseres Krieges gegen Frankreich davongetragen habe — der feste, derbe Stiefel, der jede Marschleistung ermöglichte. Das Wort hat auch in diesem Kriege wieder Geltung — in jenem weiteren Sinne, daß alles das bereitstand, was vorsorgende Um-



General der Artillerie von Lauter, Generalinspekteur der Fußartillerie.

sicht nur schaffen kann, um unserem grauen Manne jedweden Bedarf an Kleidung, Ausrüstung und Nahrungsmitteln in reichlichem Ausmaß und in bester Art zu geben. Die letzte Sorge hierfür lag und liegt auf den Schultern des Generalintendanten des Feldheeres, Generalmajor von Schoeler. Seine Ernennung zum Direktor des Armee-Verwaltungs-Departements im Kriegsministerium ist schon ein Jahr vor Ausbruch des Krieges, im Sommer 1913, erfolgt. In dieser Stellung unterstehen ihm das gesamte Verwaltungswesen, die Lieferungen für die Armee, die Ausrüstung, Proviantämter und Marketendereien. Und mehr als jedes Wort dies könnte, sprechen die Tatsachen der hingegangenen anderthalb Jahre rühmend von der unermüdlichen Tatkraft und Umsicht, mit der Generalmajor von Schoeler sein weites Reich verwaltet hat.



Fürst Solms-Baruth, Kaiserl. Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege.

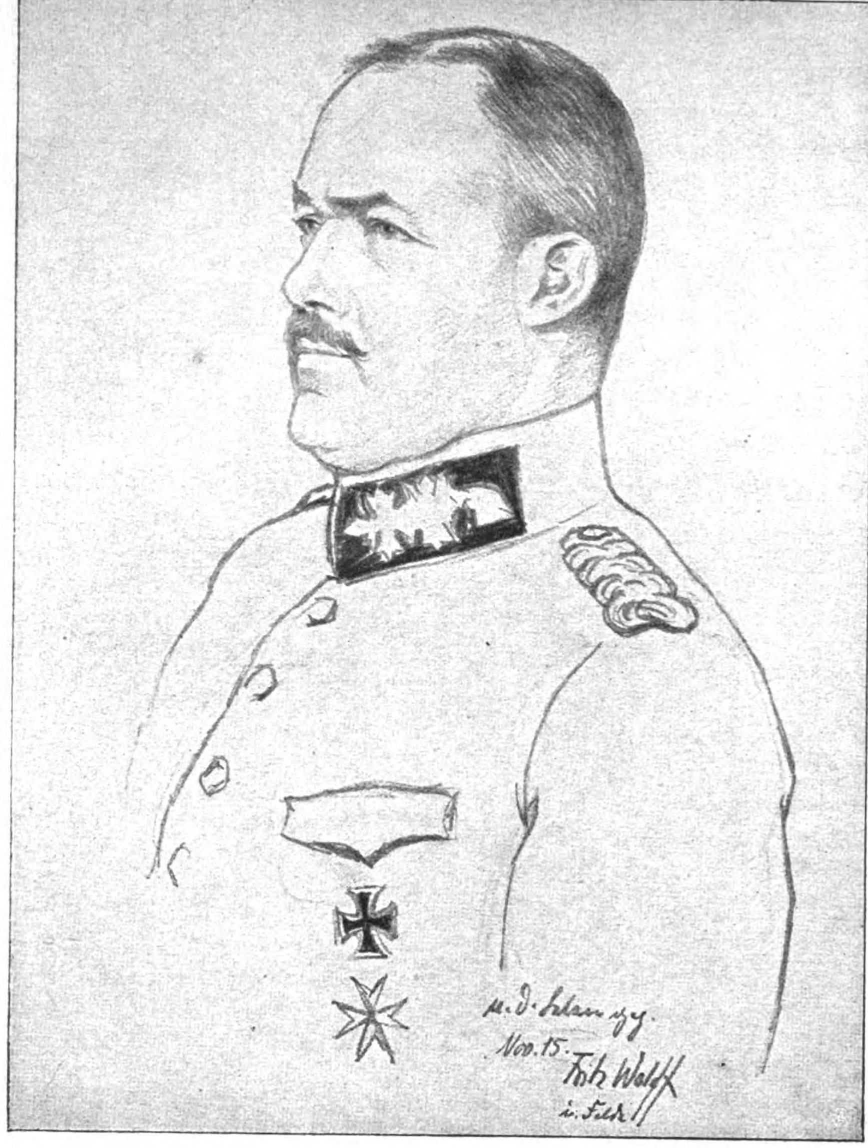
Was Stephan, der im Reich unvergessene Stephan im Kriege von 1870 war — Feldoberpostmeister — das ist in diesem Kriege Georg Domizlaff, der bis zum Ausbruche des großen Ringens als Oberpostdirektor und Geheimer Oberpostrat in Leipzig tätig war. Ihm sind die Armeepostdirektionen und Feldpostanstalten aller unserer Kriegschauplätze untergeordnet, so daß das ungeheure Netz unseres Feldpostwesens, dessen letzte Maschen die vordersten Linien unserer Stellungen in West, in Ost und in Südost, gleich feinsten Nervenendigungen, umspinnen, von seiner Hand geleitet wird. Wie das Gehirn des ganzen tausendfach verzweigten Apparates sind die Diensträume des Feldoberpostmeisters im Großen Hauptquartier. Er selbst gehört dem deutschen Postdienst seit über 42 Jahren an und lebte seit dem Jahre 1903 in Leipzig, wo den auch künstlerisch stark interessierten Mann schöne Beziehungen mit vielen unserer besten Meister, so auch mit Max Klinger verbinden. — Auch für den Feldoberpostmeister bringt es die Vielfältigkeit unserer Kriegschauplätze mit sich, daß ihm nicht dauernd ruhige Arbeit im Hauptquartier gegönnt ist — auch er ist, wie die meisten Chefs der Zentralstellen, zu einem guten Teil seiner Zeit auf Reisen, um da und dort mit eigenen Augen zu sehen und selber leitend und beratend einzugreifen.

Chef des gesamten Feldsanitätswesens der Armee ist der im Range eines Generals der Infanterie stehende Generalstabsarzt der Armee Dr. von Schjerning. Seiner tatkräftigen und sicheren Führung sind alle auf das Sanitätswesen der Armee hingerichteten Organisationen anvertraut. Als Zögling der Pepiniere kam von Schjerning, der heute im zweiundsechzigsten Lebensjahr steht, schon als Stabsarzt in die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, wo er in raschem Anstieg alle Stufen des Dienstes erstieg und endlich an die Spitze des Ressorts berufen wurde. Eine weite organisatorische Tätigkeit, die unserem militärärztlichen Bildungswesen zugute kam, ebenso wie sein wertvolles publizistisches Wirken auf kriegschirurgischem Gebiet haben seinen Namen bald weit über den Kreis seines Wirkens hinaus berühmt gemacht. Exzellenz von Schjerning erfreut sich als oberster Arzt des gesamten Heeres des ganz besonderen Vertrauens des Kaisers, der auch während des Krieges mehr als einmal Gelegenheit gefunden hat, ihm Zeichen seiner Anerkennung für das Außerordentliche zu geben, das durch die aufopfernde Arbeit unseres Feldsanitätswesens zum Wohle der Truppen geleistet worden ist.

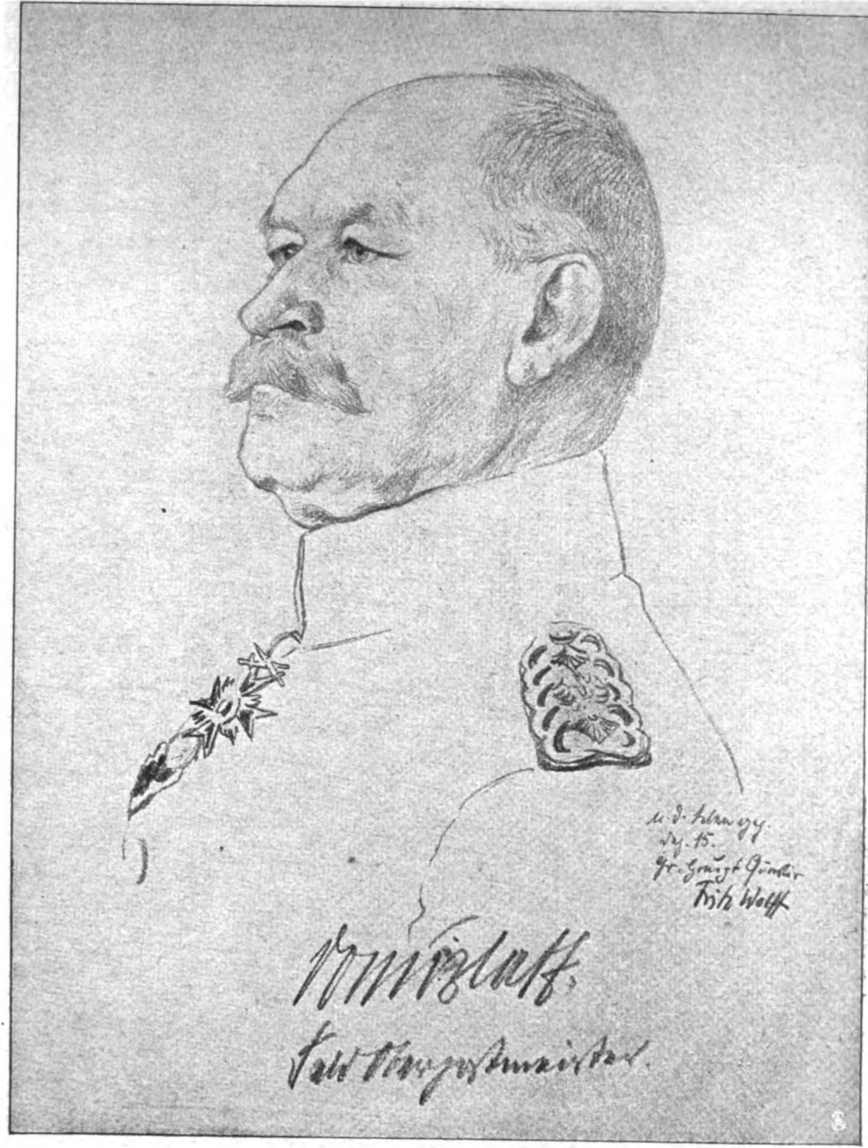
In einem nahen inneren Zusammenhang mit dieser segensvollen Arbeit steht auch das Wirkungsfeld des Fürsten Solms-Baruth, des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege. Schon in Friedenzeit hat der Fürst das verantwortungsvolle und schwerwiegende Ehrenamt neben dem



Generalstabsarzt der Armee Dr. von Schjerning, Chef des Feldsanitätswesens.



Generalmajor v. Schoeler, Generalintendant des Feldheeres.



Feldoberpostmeister Domizlaff.

höchsten Ehrenamt, das der Hof des Königs von Preußen kennt, jenem des Oberstkämmerers, bekleidet. Stand er schon damals vor der gewaltigen Aufgabe, die zur freiwilligen Krankenpflege im Kriege berechtigten Verbände — die Vereine vom Roten Kreuz, die Ritterorden der Johanniter und Malteser sowie die St. Georgsritter — im Zusammenhange mit der Heeresverwaltung so zu organisieren, daß sie im Kriegsfalle sogleich ein gebrauchsfertiges Instrument im Dienste des Heeres abgeben konnten, so wuchs die Größe seiner Verantwortung in der Stunde, da es sich darum handelte, den ganzen ungeheuren Apparat dieser Verbände praktisch zu bewähren, ihn aus der Heimat über die Etappen hin bis in die Operationsgebiete zu verzweigen, ins Ungemessene. In wie hohem Maße es der unermüdlichen Hingabe des Fürsten gelungen ist, auch diesen ungeheuren Anforderungen an Organisationskraft und Opferwilligkeit gerecht zu werden, das zeigt ein Blick auf die Erfolge der deutschen freiwilligen Krankenpflege während der hingegangenen Zeit dieses Krieges. Auch sie hat Siege errungen und verdient Ruhmeskränze. So, wie alle jene Männer, von denen diese Zeilen sprachen, ein Anrecht auf den Lorbeer unserer Siege sich errungen haben.

Das Kreuz im Walde.

Skizze von Oswald Meyer.

Das Regiment hatte Rasttag. Nach den wochen-, ja monatelangen ununterbrochenen schweren Kämpfen eine Notwendigkeit. Die Soldaten warfen sich auf den grasigen Boden, kochten ab, schlenderten im Dorf umher und hatten bald die paar schmierigen Wirtschaften, wo es Bier gab, voll besetzt.

Die Offiziere waren von dem Fürsten Dombronizky zur Tafel geladen und ruhten vor dem Essen ihre Nerven durch einen Gang in dem waldartigen, etwas verwilderten Park.

Leutnant Hans Brunsbeck allein hatte die Einladung ausgeschlagen. Seine Augen schweiften über eine Wipfelreihe jenseit des Parks, und das dunkle Leuchten zwischen den Baumstämmen erfüllte ihn mit seltsam sehnsüchtigen Gefühlen.

Ein Wald! Seit den Karpathen kein Wald, und nun einer, in dem es ohne Schützengraben, ohne Sorge vor plötzlichem Feuerempfang vorwärts ging — ein Wald zum Wandern, zum Schauen, zum Sinnen.

Und nun schritt er durch einen frommen, schweigenden Kiefernwald mit seiner Düsterkeit und sonnigen Verklärung. Freudiges Staunen bewegte ihn, hier im fremden, andersartigen Land zu finden, was ihm vertraut war, das so ganz zu dem Begriff Heimat gehörte.

Während er weiter wanderte und seine Blicke Wipfel, Stämme und das zierliche, doch kräftig entwickelte, erglühende Unterholz liebevoll streichelten, kam es zu freudiger Klarheit und Gewißheit über ihn: hier war keine Fremde.

Ob ringsum in den armen Dörfern und geplünderten Städten die fremde, polnische Sprache klang oder Ruthenen mit finsterer, kaum verhehlter Feindseligkeit auf die deutschen Russenvertreiber blickten, ob der Besitzer dieses Waldes einer war, der vor dem Krieg seines Vaterlandes und Volksbewußtseins politischer Gegner gewesen, und der vielleicht in Friedenzeiten in Paris lebte, verächtlich auf Deutsche und deutsches Wesen blickte, dessen Angehörige vielleicht in russischen, in Feindes Dienste standen — trotz alledem: hier war keine Fremde.

Und in einem köstlichen Gefühl ungehemmter Hingabe wanderte er weiter, trank sich satt an der Farbenpracht des Waldes, lauschte auf seine Stimme, das pulsierende Atmen, Sich-Regen, wenn ein leiser Windhauch durch die Wipfel zitterte, und auf sein Schweigen.

Tiefer, geheimnisvoller wurde die Stille, je schräger die Sonne mild und warm und gütig durch die Stämme schimmerte, um den Wald, den Heimatwald, und was er barg, vor ihrem Abschied zu grüßen.

Hans Brunsbeck hatte die Mütze abgenommen. Sein ausgedörrtes braunes, scharfgeschnittenes Gesicht spiegelte die Sonne — aber seine Augen waren weich und sinnend und kriegsvergessen. Er sah in die deutsche Sonne, wanderte durch deutschen Wald seiner niederdeutschen Heimat und empfand mit tiefer Innigkeit das Glück: Allein zu sein!

Die Kameraden, mit denen er sich aufs beste vertrug, die Mannschaften, die an ihm hingen, für die er mit ganzer Seele eintrat — von allen stand ihm keiner nah. Heimwärts gingen seine Gedanken. Zu der einen, die seiner in jedem Augenblick gedachte — zu dem einen, das ihm, bis der Krieg ihn forderte, das Höchste, seines Lebens ganzer Inhalt gewesen war: Zu seinem Beruf.

Mit gläubigem Herzen, daß dem Menschen Wahrheit und Weisheit zu finden nicht versagt sei — mit frohem Glauben an das Gute war er an die Studien gegangen, war unermüdlich gefolgt dem, was andere vor ihm gedacht. Und dann, über den Weg philosophischer Studien gelangte er zur Gewißheit, daß nicht in der Schönheit, sondern in der Pflichterfüllung das letzte und größte Ziel und Ende liege. In der Selbstaufgabe verkörpere sich der Höhepunkt menschlichen Strebens. So war er, fremd allem Kirchlichen und jedem Dogma, zum Ziel gelangt, ein Diener Gottes zu werden, um sein Wort, seine Wahrheit zu verkünden, die Menschen zu seiner Vatergüte zu führen.

Da kam der Krieg. Ein heißes, kurzes Zweifeln und dann die Gewißheit, daß er ein Gottesgericht sei. So zog er in den Kampf, durch die Tat zu erhärten, was sein Glaube und seine Überzeugung war.

Ein Rauschen klang an Hans Brunsbecks Ohr. Er ging dem Klange nach, der ihn mit heimlicher Traulichkeit umraunte. Ein schmaler Pfad bog von dem breiteren, grasbewachsenen Waldweg ab und führte durch dichter werdendes Unterholz. Laubbäume tauchten aus dem tannigen Dickicht, Pappeln, Ulmen, Weiden. Und bald leuchtete durch die Zweige ein Wasser, lehmig und braun, aber doch lebendig fließendes Wasser.

Nach wenig Schritten stand Hans vor einem Stauwerk, durch dessen ragende Pfähle das Wasser in schäumendem Fall wie in strömender Lebensfülle dahinbraufte.

In das Rauschen tönte ein taktmäßiges Geräusch, und hinter einer Biegung des Fließes leuchtete unter

schimmerndem Ziegelrot eines Daches das frohe, saubere Weiß von Haus und Mühle. Sonnenblumen und weiße Hopfenblüten reckten sich in üppigem Wachstum über einen gut gehaltenen Zaun. In den Fenstern des Hauses spiegelte sich die Sonne, im Garten aber, in emsiger, anmutiger Bewegung, arbeitete ein junges, schlankes Mädchen.

Hans stand und schaute. Heimatliche deutsche Melodien gingen ihm durch den Sinn. Ganz traulich hätte er zu dem Mädchen „Grüß Gott“ sagen mögen. Oder „gu'n Dag, Lütting“ und ihr die Hand reichen. So gern er in ihr Gesicht geschaut, er mochte sie nicht erschrecken durch einen Zuruf.

Da richtete das Mädchen sich auf; er sah in ein blasses, fast geistiges, ein wenig breites Gesicht. Dunkle, scheu fragende Augen blickten ihm entgegen, und mit unterwürfiger, ranker Anmut legte das Mädchen seine Hände über die Brust und grüßte halblaut: „Dyen dobry panie.“

„Dyen dobry“, gab er zurück und schritt zögernd weiter. Als er sich noch einmal wandte, stand sie noch da mit den gekreuzten Armen und dem ungewissen Blick. Erst langsam löste sie ihre Stellung und begann wieder ihre Arbeit.

Hans blieb am Wasser; er achtete nicht auf Weg und Umgebung. Er folgte der sinkenden Sonne, die mit dem schmerzlich heldenhaften Rotglanz ihres Abschieds die Wolken durchglühte und selbst dem braunen Wasser von seinem Schimmer etwas gab.

Seine wehmütigen Gedanken waren daheim bei seinem Mädchen . . . .

Wie sooft fühlte Hans auch jetzt, wie fern sie ihm war. Nicht bloß um hundert Meilen, um mehr als ein Jahr getrennt von ihr, erfüllte ihn sorgende Sehnsucht.

Der harte, lange Krieg, die bittere Notwendigkeit der Gegenwart und die Ungewißheit der Zukunft stand zwischen ihnen. —

In brennendem, schmerzlichem Verglühen schwand die Sonne — im fernen Westen, da, wo die Heimat war, wo die eine auf ihn wartete, sein gedachte, die eine, die ihm alles war: Freund, Heimat und einmal sein Weib!

Da traf ihn der letzte Strahl der schwindenden Sonne; er zuckte zusammen. „Einmal seine Frau!“ Würde er sie jemals wiedersehen? Von allen, mit denen er ausgezogen war vor Jahresfrist, war er fast der einzige noch in seiner Kompagnie. Die anderen?

Ach, wie viele lagen in den weiten Feldern Polens, im Schlamm Flanderns, in den Karpathenschluchten — wie viele darbten in asiatischer Gefangenschaft, wie manche siechen in der Heimat dahin! Und ihm sollte das Wunder geschehen, nochmals verschont zu bleiben, obwohl ihn die feindliche Kugel schon zweimal traf, ohne zu töten, ohne ihn dauernd weidwund zu machen!

Gelber, lohender Schein reckte sich über den Abendhimmel. Schweigende Schwermut lag über der Erde, kalte Schauer fuhren über den Wald, leise erbebten die Bäume. Abschied — klang es. Der scheidende Tag mahnte an das große Abschiednehmen, das über die Welt gekommen war. —

Hans hob den ernsten Blick. Krähenflug war über ihm. Mit schwerem Flügelschlag zogen die schwarzen Vögel westwärts in den drohenden gelben Schein.

Und plötzlich, als Hans sich von seinem trüben Sinnen frei machte, schrak er zusammen. Er hatte nicht sorglich des Weges geachtet, und nun stand er plötzlich in einer struppigen, düsteren, unfreundlichen Wildnis.

Das war kein Wald mehr. Riesige Pappeln standen drohend zur Höhe gereckt zwischen mannshohem Gestrüpp, üppig wuchernder Hopfen rankte sich an Dornenbüschen, verkrüppeltes Unterholz sperrte den Weg. Gurgelnd und träge floß an abschüssigem Pfad das schmutzig braune Wasser. Wo war er? Wohin führte der Weg? In welche Wildnis und Einsamkeit?

Mit ungewohnter Raschheit senkte sich die Dunkelheit über den fremden Wald. Zwischen dem düstern Gestrüpp äugte die Finsternis lauernd hervor. Zu wirren, wilden Gestalten reckte sich das schwarze Gehölz dem Wanderer entgegen.

Eine Beklommenheit legte sich Hans auf das furchtlose Herz. Eine Beklommenheit, ja, eine Angst, wie er sie nicht gekannt in stundenlangem Ausharren furchtbaren Granatfeuers.

Gebannt blickte er sich um. Wohin? Wohin führte der Weg? Zurück? — Und plötzlich erinnerte er sich der Geschichten und Erzählungen von heimlichen Russenfreunden im Land, von Hinterlist, Verrat und tückischem Meuchelmord.

Das Mädchen in der Mühle fiel ihm ein — ihre lauernde, demütige Art — jäh sah er sich um — niemand war da — niemand folgte — er war allein. —

Seine Erregtheit führte ihm neue Bilder ins Gedächtnis. Das Schloß des gastfreien, liebenswürdigen Fürsten Dombronizki fiel ihm ein. Stand nicht ein Bruder des Fürsten im Dienste des Zaren? War es nicht auffällig, daß das Schloß gar nicht, fast gar nicht unter dem Abzug der Russen gelitten hatte?

Zwar hatte der schnauzbärtige alte Verwalter den deutschen Offizieren weinerlich geklagt und gezeigt, was die Russen an landwirtschaftlichen Gebäuden und Maschinen zerstört hatten, aber Hans war es recht geringfügig vorgekommen, und jetzt schien es ihm, man hätte mit Beflissenheit jene Schäden aufgewiesen. — —

Hans schlug das Herz. Völlige Dunkelheit war um ihn. Wenn jemand ihm folgte — verständigt war durch das verräterische Müllermädchen? Würde man ihn vermissen? Suchen? Wo ihn finden? Hier in dieser Wildnis — im trüben Mühlenbach! — —

Da plötzlich — er griff nach der Pistolentasche — was reckte sich ihm dort entgegen? Er grub sein Auge in die Finsternis und trat näher: ein schlankes, schlichtes Kreuz, ein Grabkreuz, und sein Fuß stieß an den Hügel, auf dem das Kreuz in die Nacht ragte.

Ein Grauen überlief ihn. Wer war da vor ihm — wer war in diese Wildnis gelockt und erschlagen? — Das Licht seiner Taschenlampe grellte auf: Ein blendender Lichtkreis sammelte sich um das Kreuz und beleuchtete es. Dies schmucklose, starre, schweigende Kreuz.

Aber sein Schweigen redete. Hier lag ein Kämpfer, ein tapferer, dem Freund — oder Feind — das Grab geschaufelt, der Feind wohl, denn das Kreuz trug keinen Namen. Einer von der schier unermeßlichen Schar derer, die gefallen. Aber nicht aus dem Kreis der Kameraden gerissen, nicht in offener Schlacht: allein, einsam war er, als ihn die Kugel traf — einsam schlief hier — ein Namenloser. Sein Name verklang, wie sein Leib unter zerfallenem Hügel moderte; kein liebendes Auge würde den Hügel, würde die Stelle kennen, wo er ruhte, kein liebender Gedanke ihn zu finden wissen.

„Vermißt“ würde im besten Falle in den Listen hinter seinem Namen stehen. Dies furchtbare Wort, das alle Schrecken der Ungewißheit in sich barg und doch die Hoffnung wach hielt. — —

Da ging ein Grollen und Rollen durch die Luft. Wie ein jähes Erwachen kam es über Hans Brunsbeck; als rührte der dämmernde Morgenwind den Schläfer aus bösem Traum.

Er hob die Stirn und lauschte: Vertrauter Klang, die donnernde Sprache der Geschütze!

Er atmete auf, ins Blut drang ihm dieser Klang. Klaren Auges sah er um sich. Weggescheucht war Dämmerung und nächtliches Gespenstern.

Hart und scharf, ein gewaltiges Mal, so ragte das Kreuz vor ihm auf. das Zeichen derer, die geopfert, sich selbst hingegeben hatten.

In endlosem Zug ging an seinem Auge die Reihe der Gefallenen vorüber. Sie hatten das Letzte gegeben, was jeder hatte und jeder hat: Sein Leben. —

Da durchrauschte ihn mit gewaltigem Klang die Herrlichkeit der Selbsthingabe, des Einsetzens von Leib und Leben für sein Ziel. Wo anders gab es das in solcher Allgewalt wie jetzt im Krieg?

Er stand aufrecht, hart und straff.

Um ihn die Nacht durchdrang sein geübtes Auge. Mit einem Blick noch grüßte er das Grab, grüßte im Geiste all die gefallenen Helden. Dann — ein Griff nach seinem Kompaß, rasch und ohne Zögern fand er seinen Weg.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Müller.

Vom Winterkrieg in Tirol: Tiroler Landesschütze auf der Wacht.





Phot. Lamm.

Oberes Bild:
Schwer geladen. Lettische Juden auf der Fahrt in die nächstliegende Ortschaft.
Linksstehendes Bild:
Das deutsche Konsulat in Brassó an der rumänischen Grenze.

Schluß des redakt. Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 5. | Berlin, den 29. Januar 1916. | 18. Jahrgang.

Vater des Vaterlands

(Zum 27. Januar.)

Von

Rudolf Herzog.

Wir lasen's in alten Legenden
— Wie liegt es so sagenweit —
Von heischenden Prinzenhänden
In zorniger Jünglingzeit;
Vom König in schimmernden Scharen,
Von heischendem Herrscherton;
Es fühlte der Vater an Jahren
So jung sich wie der Sohn.

Uns allen, die Blut in den Adern,
Ward längst das Lied offenbar:
Das ist das Heischen und Hadern,
Das unsre Jugend war,
Das ist das Flackern und Flammen,
Das doch nicht brennt und trennt.
Kraft drängt mit Kraft zusammen,
Die sich am Blut erkennt.

Erst muß Erkenntnis kürzen
Den Weg zwischen Vater und Sohn,
Stahlhart den Knoten schürzen
Zwischen dem Volk und dem Thron.
Erst müssen die Blitze blinken
Und Waffen im Wetterschein —
„Vater, wir hauen zur Linken,
Hau du zur Rechten drein.“ — —

Längst ist die Zeit gekommen,
Da die eifernde Lieb sich erkannt.
Hermann, laß pfeifen und trommen
Im alten Germanenland,
Heermann, du Herzog der Freien,
Laß flattern dein Banner vom Speer,
Es ziehen in drängenden Reihen
Deine Söhne hinterher.

Du, Kaiser, nun hat uns gekoppelt
Die Zeit, die uns gärend umschwebt.
Es zählen die Jahre ja doppelt,
Die wir vorm Feind verlebt.
Die binden in Tagen und Nächten
Uns härter als Mörtel und Stein —
„Kaiser, hau du zur Rechten,
Wir hauen zur Linken drein.“

Inhalt der Nummer 5.



Die sieben Tage der Woche.

18. Januar.

In Nisch treffen Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand von Bulgarien zusammen. Kaiser Wilhelm überreicht dem Zaren Ferdinand den Feldmarschallstab, der Zar ernennt den Kaiser zum Chef des 12. bulgarischen Infanterieregiments.

Ein feindliches, aus 24 Kriegseinheiten bestehendes Geschwader bombardiert Dedeagatsch.

Am selben Tage kreuzt ein aus 16 Schiffen bestehendes feindliches Geschwader in der Bai von Porto Lagos und beschießt die um Porto Lagos gelegenen Höhen.

19. Januar.

Östlich von Czernowitz, bei Toporoutz und Bojan, entbrennt eine neue Schlacht. Der Feind setzt abermals zahlreiche Kolonnen an und führt an einzelnen Stellen vier Angriffe nacheinander. Er wurde jedoch überall von den tapferen Verteidigern zurückgeworfen.

20. Januar.

Unsere Stellungen nördlich von Frelinghien werden von den Engländern unter Benutzung von Rauchbomben in einer Breite von einigen hundert Metern angegriffen; der Feind wurde zurückgeschlagen, er hatte starke Verluste.

Die neue Schlacht an der beßarabischen Grenze hat an Heftigkeit zugenommen. Der Feind drang im Verlauf der Kämpfe einigemal in die Schützengräben ein, wurde aber immer wieder im Handgemenge unter schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Das Vorgelände der Verschanzungen ist mit russischen Leichen übersät, im Gefechtsraum einzelner Bataillone wurden achthundert bis tausend gefallene Russen gezählt. Die anderen Fronten der Armee Pflanzer-Baltin standen den ganzen Tag hindurch unter russischem Geschützfeuer. Auch bei der nördlich anschließenden Front in Ostgalizien gab es kurzen Artilleriekampf.

21. Januar.

Nikitas Sonderfriede erregt nach Londoner Meldungen große Unzufriedenheit in seinem Heer. General Martinowitsch übernimmt die Führung der Unzufriedenen, die weiterkämpfen werden und, falls dies nicht mehr unter eigener Fahne möglich ist, in den serbischen Reihen den Kampf wiederaufnehmen werden.

Das norwegische Hafenstädchen Molde, nördlich Aalesund, ist von einem Großfeuer teilweise eingeäschert worden. Der Brand entstand auf zwei Holzlagern.

22. Januar.

Unsere Stellungen zwischen der Mosel und den Vogesen sowie eine Anzahl von Ortschaften hinter unserer Front werden vom Feinde ergebnislos beschossen.

23. Januar.

Der montenegrinische Ministerpräsident Miuschkovic erklärte, daß die Schritte wegen eines Waffenstillstandes einzig und allein dahin gezielt hätten, Zeit zu gewinnen, um den Rückzug und die Fortschaffung der Armee auf Podgoritza und Skutari zu sichern und zu vermeiden, daß die übrigen montenegrinischen Truppen, die sich an den anderen Fronten viel weiter von Podgoritza entfernt befanden, abgeschnitten wurden, sowie um Zeit zu haben, die serbischen Truppen aus Podgoritza und Skutari nach Alessio und Durazzo zu schaffen. Es sei sicher, daß auf diese Weise die österreichischen Truppen in ihrem Vormarsch um mindestens eine Woche aufgehalten wurden.

Die Waffenstreckung der Montenegriner nimmt, wie der österreichisch-ungarische Generalstab meldet, ihren Fortgang. An zahlreichen Punkten des Landes wurden die Waffen niedergelegt. An der Nordostfront von Montenegro ergaben sich in den letzten Tagen über eintausendfünfhundert Serben. Die Adriahäfen Antivari und Dulcigno wurden besetzt.

24. Januar.

Ein feindliches Geschwader bewirft Metz mit Bomben, von denen je eine auf das bischöfliche Wohngebäude und in einen Lazaretthof fiel. Unsere Flieger bewerfen Bahnhöfe und militärische Anlagen hinter der feindlichen Front.

Ein von griechischem Boden aufgestiegenes feindliches Flugzeuggeschwader belegt Bitolj (Monastir) mit Bomben.

In der Nacht vom 22. zum 23. Januar belegt eins unserer Wasserflugzeuge den Bahnhof, Kasernen und Dockanlagen von Dover mit Bomben.

Die österreichisch-ungarischen Truppen haben Skutari besetzt.

Die deutsche Auslandschule.

Von O. H. Michel-Herne.

Wenn die grausige Brandfackel dieses Weltkrieges verlöscht sein wird, wenn uns der beseligende Schein des milden Friedensternes neu leuchten wird, dann werden deutsche Kaufleute, deutsche Ingenieure, Techniker, Gelehrte, Handwerker, dann werden Angehörige aller Berufe und Stände zu Tausenden und aber Tausenden, vom gewaltigen Wogenschlag deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens gedrängt, hinauseilen über die Grenzen der engeren Heimat an die Handelsplätze und Kulturzentren der Völker dieses Erdballs, um fortzuführen, was deutscher Fleiß und deutsche Tatkraft früher begonnen, um wieder aufzubauen, was der Krieg niedergerissen. Wir werden in erhöhtem Maße das erleben, was Paul Rohrbach die „Durchdringung der Welt mit dem deutschen Gedanken“ bezeichnet. Eine innige Verbindung aber zu erhalten zwischen diesen unseren Brüdern in der Ferne mit der alten Heimat, ihren Nachwuchs zu erziehen in deutschem Sinn und Geist, das wird die Aufgabe des deutschen Auslandlehrers und der deutschen Auslandschule sein. Nur kleine Kreise unseres Volkes sind mit der Entwicklung und hohen Bedeutung der deutschen Auslandschule vertraut. Diesem wichtigen Kulturmittel die zukünftigen Wege zu ebnen, die weitesten Schichten im Deutschen Reich — ich sage es offen — einzustimmen auf die Anteilnahme hieran, möchte ich mit den nachfolgenden Ausführungen bezwecken. Denn nicht nur auf das nächstliegende Ziel dieses gewaltigen Ringens, einen endgültigen Sieg und ruhmvollen Frieden, wollen wir schauen, sondern darüber hinaus sei vorsorgend unser Blick gerichtet auf zukünftige friedliche Kulturziele und deren Verwirklichung.

Die Gesamtzahl der Auslanddeutschen betrug nach der letzten Schätzung vor dem Kriege rund 22 Millionen,

Rosen in Flandern

Von Joseph v. Lauff.

Wo mögen sie glühen und blühen,
Die schönsten Rosen im Land?!
So weit ich auch tät wandern,
Mich grüßten die schönsten in Flandern
Am grauen Uferstrand.

So voller Schauer und Trauer
Und doch von Blumen so rot
War rings das weite Gelände,
Das ohne Anfang und Ende
Sich meiner Seele bot.

Auf blutigen Matten da hatten
Sich Perlen den Rosen vereint;
Es waren die Tränen von heute,
Die Frauen und Mütter und Bräute
Im fernen Deutschland geweint.

Der purpurfarben die Garben
Auf Flanderns Schollen gemäht,
Er segne die Rosen, die schönen,
Die tausend von Deutschlands Söhnen
Mit ihrem Herzblut gesät.

Herr Kaiser, so windet und bindet
Aus Tränen voll Schmerz und Glanz,
Aus Rosen, den scharlachroten,
Entsprossen den Wunden und Toten,
Dein Volk dir den Erntekranz!

d. i. mehr als die Gesamtbevölkerung des ganzen Königreichs Spanien. Der allergrößte Teil dieser über die ganze Erde verbreiteten Massen ging mangels nachdrücklicher geistiger und auch wirtschaftlicher Bindemittel mit der Heimat dem Deutschtum verloren; er bildete im besten Falle den „Kulturdünger" fremder Völker und Rassen. Nur wenige geistig hochstehende Personen und nur eine verhältnismäßig kleine Zahl in Siedelungen zusammenlebender Deutscher vermochten sich gegen den kosmopolisierenden Einfluß der Fremde zu wahren. Anders wurde es erst, als das deutsche Volk sich zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen und eine wirtschaftliche Machtstellung sich errungen hatte, vor allen Dingen aber, als die Arbeit des deutschen Lehrers bewußt und systematisch unter den Auslanddeutschen einzusetzen begann.

Die ersten deutschen Schulgründungen reichen zurück bis ins 14. Jahrhundert. 1334 bestehen schon Schulen in dem von Sachsen besiedelten Siebenbürgen. 1643 und 1793 wurden die deutschen Schulen der St.-Petri-Kirche zu Kopenhagen gegründet, 1764 die dortige reformierte Schule. Um das Jahr 1750 entsteht die Knabenelementarschule zu Bukarest, 1769 die Marienkirchschule und 1805 die St. Georgsschule zu London. Immerhin gab es bis zum Jahre 1870 im europäischen Auslande nur 24, in Ueberſee nur etwa 26 nennenswerte deutsche Auslandschulen. Und erst als Ende des 19. Jahrhunderts nach der nationalen Einigung des Deutschen Reiches im deutschen Volke der nationale Gedanke festere Formen annahm und auch in dem Deutschtum in der Fremde zu wirken begann; als nach dem großen Kriege der Handel Deutschlands in erhöhtem Maß über die Reichsgrenzen hinauszudrängen begann, als nicht mehr allein die „verlorenen Söhne" der Heimat den Rücken kehrten — erst von diesem Zeitpunkt an kann man auch von einem eigentlichen deutschen Auslandschulwesen sprechen.

Für das Jahr 1904 gibt das Handbuch des „Allgem. deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" über 1000 deutsche Auslandschulen mit mehr als 40 000 Kinder an, die von etwa 1600 Lehrern deutsch unterrichtet und deutsch erzogen wurden. Diese Zahlen erhöhten sich seitdem von Jahr zu Jahr. Hans Amrhein gibt an für 1905: 1008 Schulen mit 52 800 Kindern (davon 80 Prozent deutsch) und 2219 Lehrern, für 1907 bereits 1126 Schulen mit 28 200 Kindern, und Lenz gar berechnet für 1907: 1242 Schulen mit 64 600 Kindern. Bei Kriegausbruch dürfte die Schülerzahl den 100 000 nicht mehr so fern gewesen sein. Bei allen diesen Angaben sind die vielen mehr oder weniger deutschen Schulen in den Vereinigten Staaten von Amerika außer Berechnung geblieben. Man begegnet bei den darauf bezüglichen Statistiken zwar noch größerer Ungleichheit in den einzelnen Angaben, doch wird man mit 4000 Schulen, 7000 Lehrern und 300 000 Kindern sicherlich nicht zu hoch gegriffen haben.

Das sind, auch ohne Nordamerika, gewaltige Zahlen, die man sich vor Augen halten muß, und schon an ihnen wird man die Bedeutung der deutschen Auslandschule erkennen. Daß nur ein Teil von diesen Kinderarmeen deutsche Reichsangehörigkeit besitzen, fällt in keiner Weise abschwächend ins Gewicht. Der Auslanddeutsche treibt keine Reichsgrenzenpolitik, die deutsche Zunge ist das einigende Moment, und ob wir Hermannssöhne oder Rütlibrüder heißen, ob unser Ohr das leise Plätschern lustiger Donauwellen vernimmt, oder ob unsere Wohnungen erzittern unter dem Getöse sturmgepeitschter Nordseewogen — wir alle reichen uns dort draußen, wo immer es auch sei, die Stammesbruderhand zu gemeinsamer Arbeit nach einem gemeinsamen großen Ziele: Verbreitung des deutschen Gedankens in der Welt.

Es standen im Dienste der deutschen Auslandschule vor dem Kriege rund 150 Akademiker und etwa 1800 ordnungsgemäß geprüfte deutsche Seminariker, Lehrerinnen abgerechnet. Die größte Zahl der Auslandschulen arbeitet nach den Plänen der heimischen Mittel- und Volksschulen. Höhere Vollanstalten, an denen das Reifezeugnis für die Universität erworben werden kann, sind

Antwerpen (Oberrealschule), Brüssel (Realgymnasium), Bukarest (Oberrealschule) und Konstantinopel (Oberrealschule). Hinzu war noch die Gouvernementschule in Tsingtau zu rechnen. Zur Ausstellung des Zeugnisses für die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst waren außer den genannten vier Vollanstalten berechtigt die Schulen in Barcelona, Buenos Aires, Davos-Platz, Genua, Madrid, Mailand, Mexiko, Riga, Rom. Erstrebt wird die Berechtigung von den Schulen in Amsterdam, Alexandrien, Belgrano (Buenos Aires), Concepcion, Jerusalem, Joinville, Kairo, Rio de Janeiro, Rotterdam, Schanghai, Windhuk.

Das Deutsche Reich hat seit Mitte der 70er Jahre einer Anzahl Auslandschulen Unterstützungen gezahlt, um ihnen ihre Lasten zu erleichtern. Die Unterstützungen geschahen ohne Rücksicht auf den konfessionellen Charakter der Anstalten, wodurch einer konfessionellen Zersplitterung gesteuert werden sollte. Zu der oben genannten Zeit betrug diese Unterstützungssumme 300 000 M. Konfessionelle Engherzigkeit, die sich an dem paritätischen Charakter des Reichzuschusses stieß, dann die Befürchtung vieler Schulverwaltungen des Auslandes, die Reichsregierung wolle sich durch die finanzielle Unterstützung einen Einfluß auf die Verwaltung der Schulen erwerben, waren die Ursache, daß diese Summe nicht verbraucht wurde. Die Reichsregierung sah sich deshalb naturgemäß veranlaßt, den Unterstützungsfonds wegen „Mangel an Bedürfnis“ auf 60 000 M. herabzusetzen. Erst in den 90er Jahren ist er wieder erhöht worden, und er stieg von 100 000 Mark im Jahre 1895 auf 1 500 000 M. für das Jahr 1914. Die Unterstützungsumme ist also in 20 Jahren auf das Fünfzehnfache angewachsen.

Besucht werden die deutschen Auslandschulen in erster Linie von Reichsdeutschen, Schweizern und Oesterreichern. Daneben schicken aber auch Angehörige vieler anderer Nationen ihre Kinder gern in diese Schulen, deren Leistungen sie wohl zu schätzen wissen. In Jokohama haben z. B. außer reichsdeutschen, Schweizer und österreichischen Schülern Kinder von Angehörigen folgender Nationen an unserm Unterricht teilgenommen: England, Dänemark, Schweden, Italien, Türkei (Armenier), Rußland, Amerika und Mexiko. Und dessen können wir uns nur freuen; denn gerade dadurch findet deutsche Kultur, deutsches Wesen und deutsche Sprache, deutsche Technik und deutsche Kunst, finden deutsche Waren den Weg auch zu andern Völkern. Nichts bringt Menschen wie Völker so nahe zusammen wie gemeinsame Sprache und gemeinsame Bildung. Dieser Satz steht fest trotz des gegenwärtig wütenden Weltbrandes, ebenso wie das Wort unseres Großmeisters der Geschichtsforschung Treitschke: „Die Welt wird einst dem Volke gehören, dessen Sprache die meisten Menschen sprechen.“

Die Arbeit des deutschen Auslandlehrers ist eine ungleich schwierigere als die des Lehrers in der Heimat; denn unsere Auslandschulen leiden noch gar sehr unter der Ungunst der Verhältnisse: Sie sind meist von der untersten Stufe an zweisprachig, und selbst die meisten deutschen Kinder sind beim Schuleintritt gewandter in der Landessprache, die sie überall hören und selbst sprechen, als im Gebrauch des Deutschen; die Schule hat Kinder der verschiedensten Stände und Nationen; sie ist der Sammelpunkt von Kindern aus allen möglichen Schulen und mit großen Unterschieden in den Kenntnissen; sie leidet unter häufigem Schülerwechsel, Mangel an geeigneten Lokalen, Lehrmitteln und — leider — unter einem noch viel zu häufigen Lehrerwechsel. Die Hauptschwierigkeit aber bereitet die Seele des Auslandkindes. Es ist außerordentlich schwer, sich in das Gemütleben dieser Kinder, deren junger Geist schon so vielerlei fremden Einflüssen ausgesetzt war, deren erste Eindrücke einer ganz anders gearteten Welt entstammen, hineinzuversetzen. Da ist es für den Lehrer unbedingt nötig, selbst den Charakter des fremden Volkes, seine Sprache, Sitten und Denkweise und nicht zuletzt auch den in der deutschen Kolonie herrschenden Geist nach Möglichkeit kennen zu lernen, ehe er seiner Aufgabe mit einigermaßen Erfolg gerecht zu werden vermag. Es ist selbstverständlich, daß dazu nicht Wochen und Monate genügen, es sind Jahre erforderlich — und ein großes Maß geistigen Hochstandes seitens des Lehrers. Darum ist es nur anzuerkennen und mit Genugtuung zu begrüßen, daß nach dem Erlaß des preußischen Kultusministers vom 27. März 1905 von den in Betracht kommenden Behörden „darauf Bedacht zu nehmen ist, daß zur Erhaltung des Ansehens, welches das deutsche Unterrichtswesen im Auslande genießt, nur tüchtigen und zuverlässigen Lehrkräften die Wege (zum Uebertritt in den Auslandschuldienst) geebnet werden“. Und der M.-E. vom 15. Mai 1908 verlangt von den Aufsichtsbehörden ein so eingehend begründetes Urteil über die Bewerber, „daß es sich deutlich erkennen läßt, ob hinreichende Befähigung und gesellschaftliche Gewandtheit für den Auslanddienst vorhanden sind“.

Dank dieser Fürsorge der heimischen Behörden, dank auch der Opferwilligkeit der Auslandgemeinden, dank endlich dem Idealismus und der treudeutschen Arbeit des deutschen Auslandlehrers haben sich die deutschen Auslandschulen trotz vieler Hemmnisse allgemeines hohes Ansehen erworben. Robert Hoeniger, ein guter Kenner der deutschen Verhältnisse im Auslande, sagt von ihnen, sie seien „Musteranstalten, die nicht nur die Erziehung des deutschen Nachwuchses in deutschem Geiste gewährleisten, sondern weit darüber hinaus dem Deutschtum Ansehen und Anerkennung gewinnen“.

So manche dieser schönen Blüten am Baume deutscher Kultur sind durch die Kriegsfurie leider vernichtet, andere in ihrer Entwicklung stark behindert worden. Aber sofern Volk und Regierung ihren Wert und ihre Notwendigkeit für unsere Brüder außerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle und für deren Nachwuchs sowohl als auch für das Deutsche Reich selbst erkennen, werden sie neu erblühen und neu erstarken. Vereint sich mit den Bestrebungen des Volkes und der Behörden dann noch der sooft mit Recht gerühmte Idealismus und die Arbeitstreue unserer Jugenderzieher, dann wird die deutsche Auslandschule nach Beendigung des Krieges in erhöhtem Maße sich bemühen, die jugendlichen Seelen zu erfüllen mit inniger Liebe zum fernen und oft gänzlich unbekannten Stammlande; in heißem Ringen wird sie kämpfen, daß das werdende Geschlecht nicht seine Eigenart verliere in fremder Umgebung; sie wird es vielmehr lieben lehren deutsche Zucht und deutsche Sitte, deutsche Sprache und deutsches Wesen; sie wird ihm Achtung einflößen vor deutscher Geschichte und deutscher Kulturarbeit; sie wird versuchen, jedes einzelne Kind dahin zu bringen, daß es voll Stolz erfüllt sei bei dem Gedanken: ich bin ein Deutscher! Und daß es in späteren Jahren diesen nationalen Stolz zeige, wo immer es auch sei; sie wird nach wie vor bestrebt sein, die heranwachsende Jugend zu Menschen zu erziehen, die einst all ihr Können mit bewußtem Willen einsetzen in der Arbeit zu Deutschlands Ruhm und Ehre.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Es war einmal eine Kanone...

Es war einmal eine Kanone, die wußte nicht recht, wo sie hingehörte.

Zur Welt gekommen war sie in Bethlehem; aber nicht in jenem palästinischen Bethlehem, das die Stadt des Königs David genannt wird, sondern in dem pennsylvanischen Bethlehem, das nordwestlich von Philadelphia liegt und die Stadt des Stahlkönigs Mister Schwab genannt werden könnte.

Von der großen Fabrik zu Bethlehem wanderte die Kanone, wohlverpackt, mit der Eisenbahn nach Neuyork.

Von Neuyork dampfte sie zu Schiff nach dem englischen Hafen Southampton. Aber noch immer wußte die Kanone nicht recht, wo sie hingehörte.

Von Southampton aus wurde die Kanone auf einem englischen Schiff nach Marseille gebracht.

Von Marseille auf einem französischen Schiff nach Saloniki.

Hier wurde sie endlich ausgepackt.

Aber noch immer war sie sich über ihre Bestimmung im unklaren, und sie dachte sich: Hier nach Saloniki gehöre ich doch nicht hin?

Jetzt stiegen französische Soldaten auf die Kanone, und französische Pferdchen wurden vorgespannt. Hott und hüh ging es bis nach Serbien hinein!

Aber dort liefen die Franzosen plötzlich auf und davon; und die verlassene einsame Kanone dachte: Was wird nun aus mir? Hier nach Serbien gehöre ich doch nicht hin?

Mitleidige österreichische Krieger kamen und erbarmten sich der verlassenen Kanone. Wieder durfte sie die Eisenbahn besteigen. Sie fuhr lange, lange. Durch Serbien, durch Ungarn, durch Oesterreich. Und eines schönen Morgens stand die Kanone auf dem hohen Berg, der den schwierigen Namen Krn führt, und das große Auge ihrer Mündung schaute drohend auf die Italiener herab.

Und während sie geladen und gerichtet wurde, dachte sie sich: Hier ist es richtig. Jetzt weiß ich endlich, wo ich hingehöre.

* * *

Das „Wecken" an Kaisers Geburtstag.

Mit Horn und Becken
Und Trommelschlag
Zog sonst das „Wecken"
Am Kaisertag.

Zog „Untern Linden",
Um Ost und West
Den Tag zu künden
Als frohes Fest...

...Da rief die Recken
Das Land zur Wehr —
Nun tönt kein „Wecken"
Am Festtag mehr.

Die Feinde schmecken's
Vieltausendfach:
Nicht brauch's des Weckens —
Deutschland ist wach!

* * *

Das französische Herzschild.

Die kleinen Panzerschilde für den Herzschutz, deren Beschaffung vor kurzem in Paris beschlossen worden ist, waren angekommen. Hauptmann Dubois hatte sie an die Kompagnie verteilen lassen und prüfte nun, ob jeder Mann die Sache richtig erfaßt habe.

„Godefroi!" begann er zu dem Pioupiou, der ihm zunächst stand. „Was hast du mit deinem Herzschild gemacht?"

„Ich habe es weggeworfen, mon capitaine!"

„Weggeworfen?"

„Ja, mon capitaine. Alle Damen, mit denen ich je befreundet war, sagten mir, ich habe kein Herz; wozu brauche ich da ein Herzschild!"

Der Hauptmann wandte sich achselzuckend zum nächsten: „Jean-Baptiste, wo wirst du dein Herzschild tragen, wenn du in den Kampf ziehst?"

Jean-Baptiste deutete nach dem Munde: „Hier, mon capitaine!"

„Mon dieu, weshalb — da?"

„Mais, mon capitaine! Sagen nicht alle meine Kameraden, daß ich das Herz immer auf der Zunge trage?"

An einen dritten wandte sich der Hauptmann. Dieser dritte trug sein Panzerschild schon, weithin sichtbar, auf der Brust — aber rechts. „Bitte," entgegnete er auf die Vorwürfe seines Vorgesetzten, „Herr Hauptmann, haben gestern selbst gesagt, daß ich das Herz auf dem rechten Fleck habe."

„Josèphe!" fragte der Offizier den vierten. „Wo ist dein Herzschild?" Und Josèphe, der ein Schwärmer war, antwortete glänzenden Auges: „Ich habe es an Lisette geschickt. Mein Herz ist bei Lisette!"

Der Hauptmann sah, wie eben der fünfte in der Reihe sein Panzerschild in die Hosentasche steckte. Da fragte er nicht weiter; denn was hätte er sagen sollen, wenn dieser fünfte erklärt hätte, bei dem letzten deutschen Sturmangriff sei ihm das Herz in die Hosentasche gefallen...

* * *

Englisches Wehrpflichtgesetz.

Alle Männer müssen dienen!
Bloß ... wenn etwa unter ihnen
Welche über 40 Jahre —
Solche greisen Jubilare
Brauchen nicht zum Heer zu kommen,
Die sind ausgenommen!

Alle Männer müssen dienen!
Bloß ... wenn etwa unter ihnen
Welche eine Frau besitzen —
Ach, was könnten die schon nützen!
Nein, die brauchen nicht zu kommen,
Die sind ausgenommen.

Alle Männer müssen dienen!
Bloß ... wenn etwa unter ihnen
Welche wären, deren Glaube
Ihnen keinen Kampf erlaube —
Diese lobenswürdig Frommen,
Die sind ausgenommen.

Alle Männer müssen dienen!
Bloß ... wenn etwa unter ihnen
Welche wären, deren Kräfte
Unentbehrlich im Geschäfte,
Sollen sie Dispens bekommen,
Die sind ausgenommen.

„Alle Männer müssen dienen,"
Spricht Sir Grey mit stolzen Mienen,
„Auf! Zum Festland geht die Reise!"
Doch im Innern denkt er leise,
Denkt er zagend und beklommen:
„Wird auch einer kommen?"

* * *

Sinnreiche Aenderung.

In der vierten Klasse einer Töchterschule hält die Handarbeitslehrerin darauf, daß ihre Schülerinnen zum väterlichen Namenstag eigenhändig ein Sofakissen verfertigen, dessen gestickte Aufschrift zumeist „Nur ein Viertelstündchen" lautet.

Morgen hat Fridas Vater Namenstag; Frida legt also heute der Lehrerin das selbstgefertigte Kissen zur Begutachtung vor.

„Aber, Frida!" kreischt die Lehrerin hellauf. Das ist ja ganz falsch! Du hast ja hier draufgestickt „Nur ein Viertelpfündchen!"

Frida jedoch entgegnete ruhig: „Es stimmt schon, Fräulein. Mein Vater hat eine Butterhandlung."

Zur Befriedung der „Schwarzen Berge".

Die Entwaffnung Montenegros durch das siegreiche Österreich bedeutet wohl das Ende des Mittelalters in dem blutgetränkten Lande des Kara-Dagh. Die heldenmütigen k. und k. Truppen, die in der Bezwingung der natürlichen Alpenfestung das unerhörteste geleistet haben, sehen sich auch nach vollzogener Waffenstreckung des zähen Gegners noch vor einer gewaltigen, an Gefahren und Anstrengungen überreichen Arbeit: es gilt die Herstellung geordneter Zustände im ganzen Lande. Hat sich auch das Heer Nikitas zum größten Teil ergeben, so bleiben doch noch in entlegenen Hochtälern und schier unzugänglichen Karsthöhlen die Reste zersprengter Banden, dazu Räuber und „Psanaci", Geächtete, die schon in Friedenzeiten der Schrecken des Gebirges waren. Zum erstenmal seit undenklichen Zeiten soll Friede herrschen selbst im fernsten, wildesten Bergtal. Das ist die große Aufgabe des Siegers.



K. u. k. Gesandter und bevollmächtigter Minister Otto,
der die Verhandlungen mit Montenegro führt.

Der Kern des Königreichs ist das Hochgebirgsland Ceta, von dem Cetinje seinen Namen hat. Eine ungeheure Kalkmasse, die Fortsetzung der dalmatinischen Karstgebiete, steigt landeinwärts zum Maganik, zum Kom Kutschki, endlich zum Durmitor, der über 2500 Meter über die Adria emporwächst. Von diesem Gipfel der Ceta läuft eine Kette zum Teil dolomitischer Felsköpfe nach Südosten, zum nackten, einsamen, weit ins Albanische hinschauenden Kom Kutschki (oder Kutschi-Kom), der dem Volk als höchste Erhebung des Landes gilt. Dann ist das Prokletija-Gebirge („die Berge der Verfluchten") mit dem Tschukor, der vollkommen einem Ringgebirge des Mondes gleicht. Aus ihm quillt der Lim hervor, der zum Sandschak hinabfließt, auf dem Westgehänge jenes Kom entspringt die Tara, die zum Drin wandert. Verworren und tief rätselhaft erscheint noch immer das Flußsystem der Ceta im Herzen der Tschernagora. Kalk und Mergel bilden den Grund der Täler, und wie in Istrien sinken die Ströme ins Innere des Gebirges hinab. Draußen Wüste und Dürre, drinnen das Rauschen und Seufzen umnachteter Wasserläufe. Wunderlich verschlingt sich bei Niksitsch das Gebiet der Ceta mit der ohne Anfang und Ende durch den Kalk hingekrümmten Suschitza. Cetinje selbst liegt im Becken eines ausgetrockneten Bergsees, und der ehemalige Abfluß dieses Sees läßt sich noch zur Reka (Rjeka) verfolgen, deren Tal sich dem Süden und der Feuchte des Skutarisees öffnet, eine der sanfteren Landschaften der Tschernagora.

Bekanntlich geht die Sage, daß die Berge der Ceta einst ganz mit Wäldern bedeckt waren, und daß diese dunklen Hänge dem Lande seinen Namen verschafft haben, der in genauerer Übersetzung seiner venezianischen wie seiner slawischen und türkischen Form (Montenegro, Tschernagora, Kara-Dagh) etwa „Schwarzenberg" lauten müßte — nicht „Land der Schwarzen Berge", wie man immer zu sagen pflegt. Aber die Entwaldung dieser Gebirge muß schon lange vor den Türkenkriegen in der Hauptsache so wie heute etwas Vollzogenes gewesen sein; der Name Montenegros ist vielmehr im übertragenen Sinne zu verstehen, etwa der düstere, drohende, feindselige Berg. Übrigens ist das Gebirgsland nicht vollkommen waldlos. Es finden sich Eichendickichte, in denen sich mancher „Psanatz" verbergen kann, und Buchenwälder am Oberlauf des Cetaflusses; ja um Niksitsch, zwischen Suschitza und Graschanitza, auch bei Kolaschin an der Tara gibt es Bergwälder, in denen man sich verlaufen könnte. Hier sind die Nadelbäume vorherrschend, Birken und auch Ahorn, diese Charakterbäume der Kalkalpen, mengen sich darunter. An den Flußläufen erscheint die Pappel, in tieferen Talebenen sogar die Platane. Die Vorstellung, daß in Montenegro nichts Grünes gedeiht, daß es da kaum Blumen gibt, muß also völlig umgestürzt werden. Für das Vieh sind ausgedehnte Weiden da, und der Obstbau findet günstige Bedingungen. Sobald die Nation der Tschernagorzen aufhört, nur ein Volk von kriegerischen Müßiggängern zu sein, das sich von Frauen den Acker bereiten, die Hände küssen läßt — sobald es aufrichtig den Anschluß an die österreichische Zivilisation sucht, wird ihm auch die Möglichkeit zur ausgiebigen Nutzung seiner Bodenschätze nicht fehlen.

Doch zurück in die Wildnisse der Bergeshöhe. Da gibt es einen Saumpfad, der grenzentlang vom dalmatinischen Küstenland in die Herzegowina führt; die Hirten des Gebirges nennen ihn „den Weg des Todes". Solcher Wege sind im Reiche der Ceta viele, gar viele. Wenn sie auch nicht immer einen bestimmten Ausgang haben — oft nur dem Verkehr zwischen zwei Felsennestern dienen, die sonst mit der Welt außer jeglicher Verbindung stehn. Durch herzbrechend traurige Einsamkeiten klettern und schleichen diese Pfade. Sie sind durch Landschaften gebahnt, die das Gemüt der freudearmen Einwohner verständlich machen. Denn hier heißt's entweder vor Trostlosigkeit vergehen, oder hart und grimmig werden wie die Berge selber. Im Schutt der Höhlen bleicht Menschengebein: Feinde, die in endlosen Kämpfen da hinabgeworfen wurden; oft fehlt dem Gerippe der Schädel, denn dieser mußte auf Cetinjes rundem Klosterturm den Heldenmut des Überwinders verkünden. Vorüber an solchen Knochenhöhlen, deren eisiger schwarzer Torspalt sich im gelben, weißen oder grauen Gestein der Kalkwände auftut, geht in schwindelnder Höhe der Weg des Todes durch endlose Einsamkeit.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Woche begann mit der Verkündung der bedingungslosen Waffenstreckung der montenegrinischen Armee, die der Regierung Montenegros auf ihre Bitte um Frieden nach der Erstürmung des Lovcen und nach der Einnahme von Cetinje von unsern österreichisch- un-



Die Universitätskliniken der Genter Hochschule.

Phot. Wiese.



Das Gebäude der Hochschule.

Phot. Wiese.

Zur Umwandlung der Genter Hochschule in eine flämische Universität.

garischen Waffenbrüdern vorgeschrieben worden war; begann mit der Feststellung, daß durch den Sonderfrieden mit diesem vorgeschobenen Störenfried der gesamten Balkanpolitik der erste Stein aus dem Gefüge des Verbandes unserer Feinde herausgebrochen ist — die Woche endete mit geheimnisvollen Auslandsmeldungen, die scheinbar darauf abzielen, glauben zu machen, der ränkevolle König der Schwarzen Berge habe auf der Flucht durch Italien nach Lyon andere Saiten aufgezogen und spiele nun in einer Tonart, aus der ein hämisches Frohlocken klinge, erfreulich für die Ohren unserer Feinde. Wir lassen unsern Feinden ihre Geheimnisse, wir gehen weiter mit den tatsächlichen Ereignissen, mit denen unzufrieden zu sein wir keinen Grund haben.

Seit dem Einzug in Cetinje, der auf ausdrücklichen Wunsch des Landesfürsten nach seinem eigenen königlichen Worte „feierlich für die siegreiche österreichisch-ungarische Armee" von der Bevölkerung gestaltet wurde, wird die Entwaffnung der montenegrinischen Truppen regelrecht durchgeführt. Es bedarf keiner besonderen Begründung, um einzusehen, daß dieser Vorgang in dem wegearmen, doch noch recht urwüchsigen Ländchen mit seiner eigenartigen, allgemein bewaffneten Bevölkerung einigen Aufenthalt verursacht. Auch daß sich innerhalb der dortigen Truppen, an deren militärischen Geist man einen höheren Maßstab nicht gut anlegen kann, Charaktere finden, die da Eigensinn und Energie verwechseln, darf nicht wundernehmen. Aufgeräumt wird deswegen doch! Erst wenn die Entwaffnung nach Wunsch verlaufen ist, können natürlich die Friedensverhandlungen geführt werden.

Dies sei vorweggenommen, von so untergeordneter Bedeutung es sein mag.

Im großen ganzen ist nach den Meldungen von unseren Fronten das Gesamtbild beharrlich das: wir haben überall wie zuvor das Heft fest in der Hand.

Das vergebliche Anstürmen der Russen an der beßarabischen Front und in Ostgalizien, das seit Beginn des Jahres stier und wüst fortgesetzt wurde und nicht ganz zutreffend als die Neujahrsschlacht bezeichnet wird, denn „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen", ist wohl noch nicht als überstanden anzusehen. Durchbruch um jeden Preis hatte die russische Heeresleitung befohlen. Und wenn es die Hälfte der noch vorhandenen russischen Armee kosten sollte, die südöstlichen Karpathen müßten genommen werden! Und nichts ist erreicht, nirgend war es den Russen möglich, sich festzusetzen. Munition ist unerhört verschwendet worden. Bis zu vierzig Malen hintereinander Tag und Nacht sind russische Anläufe abgeschmettert worden. Maschinengewehre sind, zur Hebung der Begeisterung, wie die österreichische Berichterstattung in grimmigem Hohn meldet, im Rücken der vorgetriebenen Schlachtopfer aufgestellt worden. Es ist sogar beobachtet worden, daß die eigene Artillerie in Augenblicken, wo die russischen Sturmkolonnen in unser mörderisches Feuer bei den Drahtverhauen kamen, hinter ihnen ein Sperrfeuer niederhageln ließ, das ihnen unmöglich machte, lebendig zurückzugehen. Nach Zehntausenden werden die zahlreichen Posten im russischen Verlustkonto gebucht, die Gewinnseite bleibt leer. Und das alles, weil Rußland den Versuch unternehmen wollte, einen Eindruck auf solche Gemüter zu machen, die vielleicht doch noch an Aussichten für unsere Feinde in diesem Kriege glauben und ihnen beistehen könnten.

Mit jedem unserer neuen Erfolge, mit jedem neuen Abschnitt dieses Krieges wird ein neues Licht über die Ursachen und Anlässe verbreitet, welche die Haltung unserer Angreifer klar stellen. So mancher künstliche Nebel, der zur Verschleierung der Wahrheit zu Anfang des Krieges von unsern Angreifern erzeugt worden ist, ist bereits gelüftet worden. Im gegenwärtigen Zeitpunkt werden vor den Blicken der Öffentlichkeit die Zusammenhänge aufgedeckt, aus welchen heraus mit zielbewußter Notwendigkeit die Kriegsfackel auf dem Balkan schon in wenigen Jahren entzündet worden wäre, wenn nicht zuvor die für diese Pläne vorzeitige Entzündung vor anderthalb Jahren erfolgt wäre. Es wird jetzt bekannt, daß zu Beginn des Jahres 1914 geheime Verhandlungen über einen Zusammenschluß Serbiens und Montenegros auf diplomatischem, wirtschaftlichem und militärischem Gebiet bestanden, wozu die russische Regierung Mittel gewähren und geeignete Führer schicken wollte. Es ist gut, daß diese Tatsache festgelegt wird, daß damit alle Zweifel beseitigt werden über die Unvermeidlichkeit eines Krieges, dessen Ursprung in Rußland wurzelt. Durch den Zusammenbruch Serbiens und Montenegros ist das Schicksal dieser Politik besiegelt.

Ferner sind gerade im gegenwärtigen Zeitabschnitt auch die Worte des griechischen Königs bezeichnend, die er in tiefer Empörung über das Verhalten der Engländer und Franzosen auf dem widerrechtlich von ihnen besetzten griechischen Boden in einer Aussprache mit dem Berichterstatter der amerikanischen Presse gesprochen hat. Es ist bemerkenswert, daß er mit eigenen Worten bestätigt, wie die Geschichte der Balkanpolitik der Alliierten ein großer Fehler nach dem andern gewesen ist, und wie als Folge davon jeder Vorteil griechischer Sympathie ihnen entgangen ist. Zu Beginn des Krieges waren 80 Prozent der Griechen der Entente günstig gesinnt. Heute würden nicht 20 Prozent eine Hand für sie rühren.

Aus den Meldungen von der türkischen Front ist nur zu ersehen, daß am Kaukasus russische Versuche, den Türken Schwierigkeiten zu bereiten, zu dem Zwecke unternommen werden, um Persien den Anschluß an die Türkei zu erschweren.

An der Westfront ist die Lage unverändert. Ereignisse von Bedeutung sind nicht gemeldet.

Auch von der italienischen Front ist Wesentliches nicht gemeldet worden. X.

○○○

Eine neue Originalradierung: Kaiser Wilhelm.

Das Titelblatt unserer heutigen Nummer ist eine verkleinerte Wiedergabe einer Porträtradierung, die der Verlag August Scherl G. m. b. H. hat herstellen lassen. Von dem Gedanken ausgehend, daß eine Radierung den wertvollsten Schmuck darstellt, hat der Verlag neben seinen mit so beispiellosem Erfolg aufgenommenen Porträtphotographien von „Deutschlands Führer in großer Zeit" vom Deutschen Kaiser, vom Kronprinzen und vom Generalfeldmarschall von Hindenburg von Künstlerhand Porträtradierungen herstellen lassen, in denen — unter Wahrung strengster Aehnlichkeit — die technischen Feinheiten der Radierung voll zur Geltung kommen. Er hat in dem bekannten Graphiker Hans Weyl einen Künstler gefunden, der diese Aufgabe in tadelloser Weise gelöst hat. Weyl hat die genannten drei Persönlichkeiten in Bildgröße 73 zu 57 cm radiert, also in einem Format, das überall als Wandschmuck verwendet werden kann. Für Liebhaber und Sammler hat der Verlag von jeder Platte 100 Frühdrucke auf echt Japan-Büttenpapier (95 zu 65 cm) abziehen lassen, die vom Künstler eigenhändig signiert sind und zum Preise von 60 Mark verkauft werden. Sogenannte Schriftdrucke auf China-Papier (Kartongröße 105 zu 79 cm) kosten 20 Mark. Die Radierungen sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen sowie durch die Großberliner Geschäftsstellen des Verlages, auch direkt gegen Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme von August Scherl G. m. b. H., Abteilung Kunstverlag, Berlin SW 68.



Zum 27. Januar.



Vir-Pazar im Skutarisee.



Ansicht von Skutari.

Zu den Ereignissen in Montenegro.

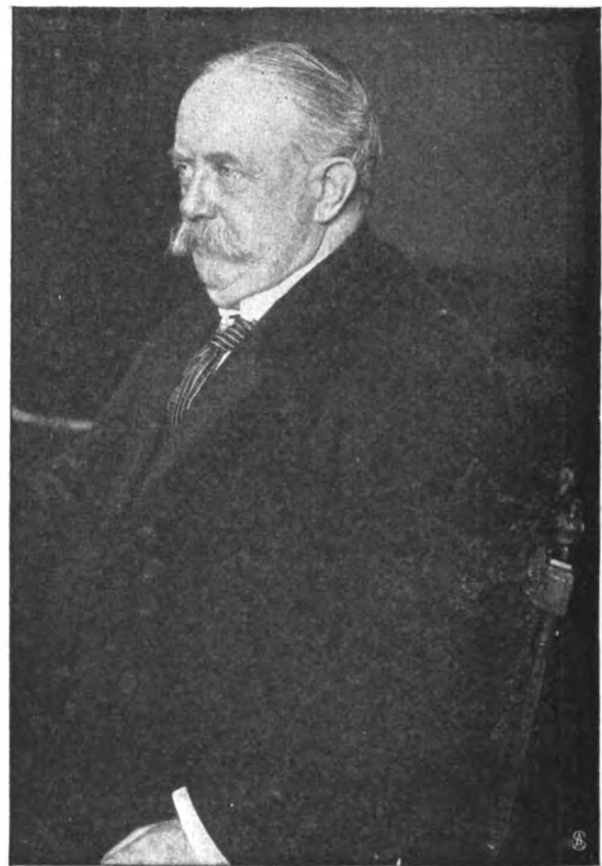


Phot. Dora Tarnke.

Viktoria Luise Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg mit ihren Söhnen Emil August und Georg Wilhelm.



General der Infanterie v. François,
einer unserer verdienstvollsten Generale, Ritter des Ordens Pour le Mérite, vollendet am 31 Januar 1916 sein 60. Lebensjahr.



Viktor v. Podbielski †
Preußischer Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Forsten und Domänen a. D.



Eistreiben an der Hohenzollern-Brücke in Kowno.
Bei der Räumung von Kowno hatten die Russen den auf unserem Bild sichtbaren Dampfer zerstört. Durch das starke Eistreiben dieser Tage wurde der Dampfer losgelöst und gegen die Hohenzollern-Brücke getrieben.



Der Kaiser und der Zar schreiten die Front eines bulgarischen Infanterieregiments ab.



Phot. Groß.

Erobertes englisches Geschütz auf der Zitadelle in Nisch.

Der Kaiser und Zar Ferdinand in Nisch.


Hofphot. Bensemann.
Oberst Ehrhardt.


Phot. Palm.
Konteradmiral Witschel.


Hauptmann Hans Zaepernick.


Hauptmann A. Warder.


Hauptmann Ernst Hoffmann.


Hauptmann Hans Schmidt.


Oberleutnant Effing.


Major Frhr. v. Wachtmeister.


Leutnant Fred Hermanns.


Hofphot. Selle & Kunze.
Leutnant Roedenbeck.


Leutnant Wiebe.


Feldwebelleutnant Karl Schellhaas.


Deckoffizier Rudolf Wolffert.


Off.-Stellvertreter Clpa.


Off.-Stellvertreter Gustav Marticke.


Unteroffizier P. Arndt.

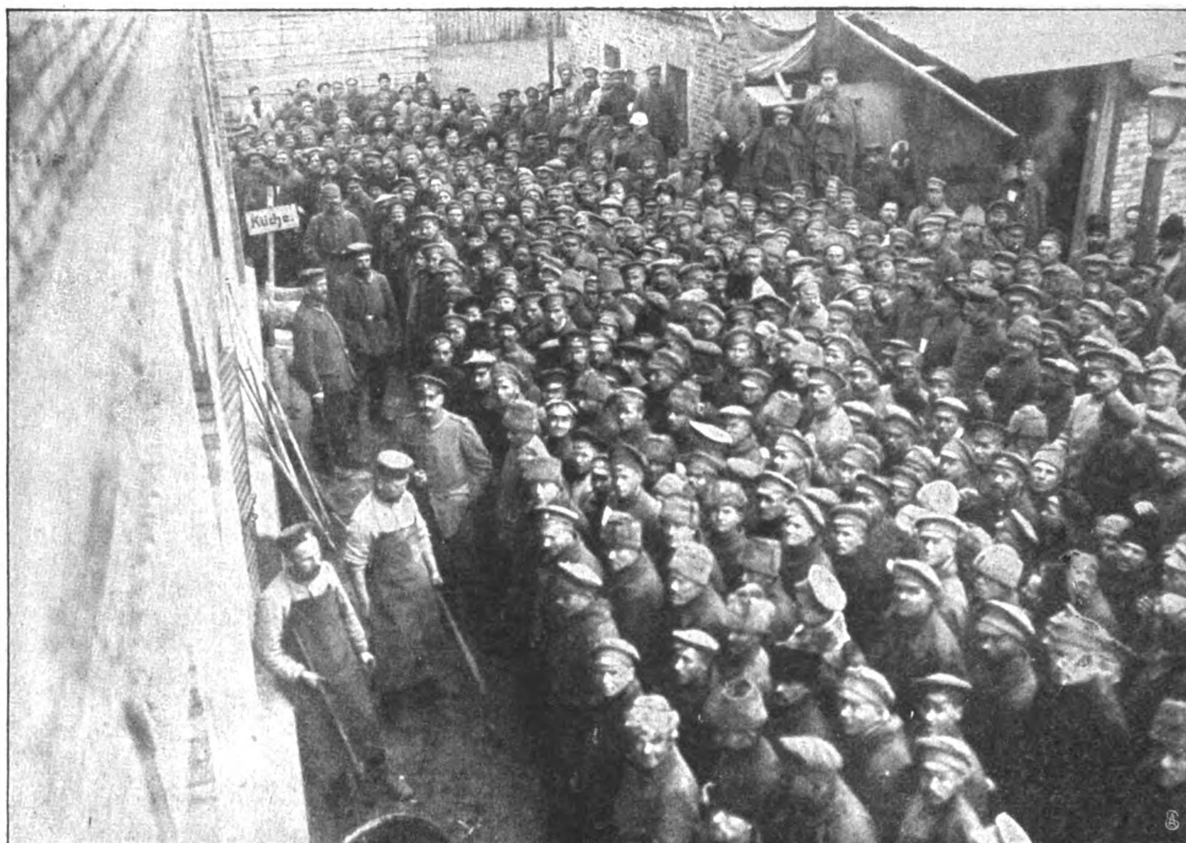
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Ein Herrscher ohne Land.

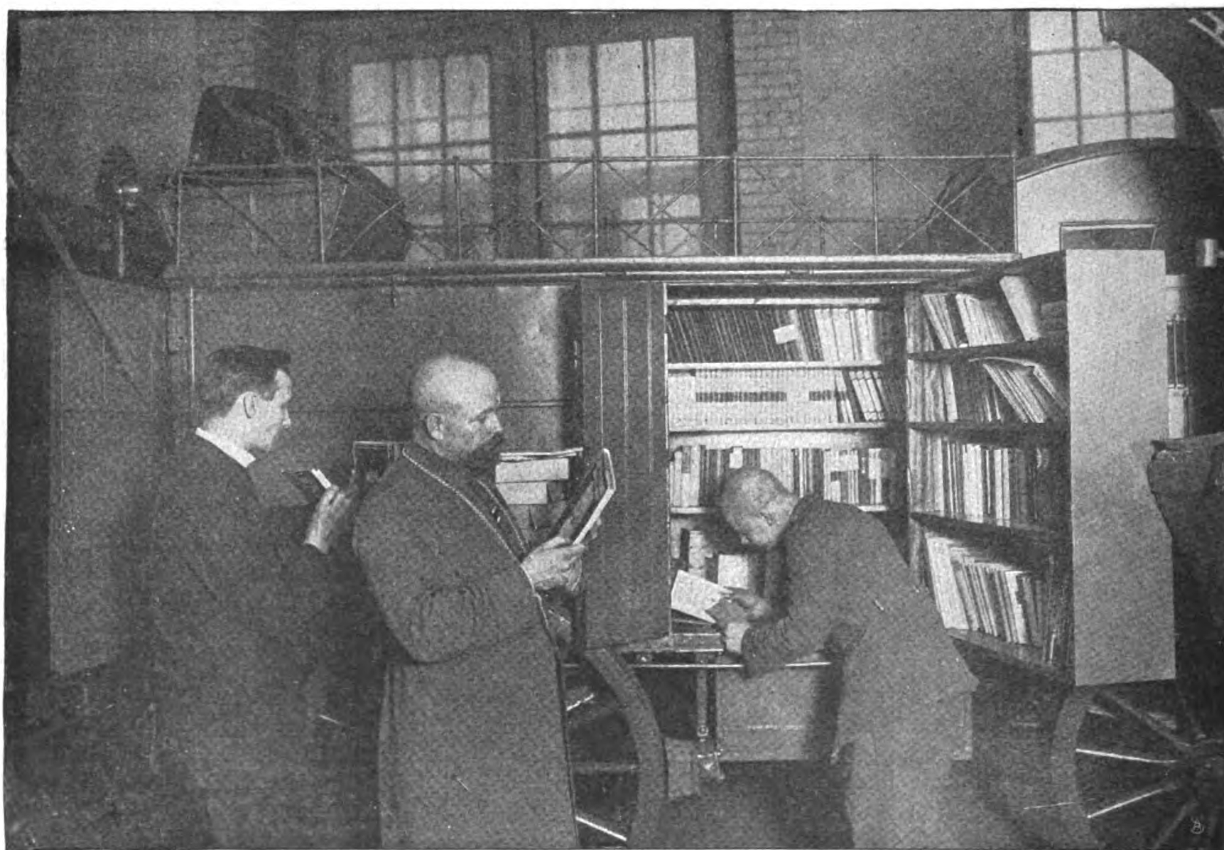
König Peter von Serbien in den schneebedeckten Pässen des albanischen Gebirges.

(Nach englischer Darstellung.)



Phot. Haeckel.

Gefangene Russen vor der Essenausgabe.



Die fahrbare Kriegsbücherei: Blick in das Innere eines Bücherwagens.

Reisegenossen in der Kriegszeit.

Von Felix Baumann.

Auf dem Bahnhof in Stockholm waren mir bereits die drei Gestalten aufgefallen, die mich im Lappland-Expreß mit argwöhnischen Blicken beobachteten. Aber ich tat, als merkte ich nichts, und rauchte, im Gange zum Fenster hinaussehend, ruhig meine Zigarette weiter. Verriet schon das Äußere des Trifoliums den Russen, so erst recht die Sprache. Die vierundzwanzigstündige Fahrt bis Boden verlief ohne gegenseitige Bekanntschaft, aber der Wagenwechsel nach Karungi brachte uns in einem Abteil zusammen.

Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als mich mein Gegenüber fragte, ob ich Deutscher sei? Auf meine Bejahung führte er eine Unterhaltung herbei, in deren Verlauf ich erfuhr, daß er Bankier und Zigarettenfabrikant in Kiew sei, sehr unter dem Mangel an Zigarettenpapier zu leiden habe und das Ende des Krieges herbeisehne. Die Russen hätten versucht aus Archangelholz ein Ersatzpapier herzustellen, das Unternehmen wäre jedoch fehlgeschlagen.

So weit war unsere Unterhaltung ganz friedlich verlaufen. Plötzlich erhielt sie eine andere Wendung. Die beiden anderen Russen beteiligten sich am Gespräch, und im Handumdrehen war ich in ein hitziges Wortgefecht verwickelt. Es war auch zu toll! Die Botschaft in Petersburg sei gar nicht zerstört worden, wie der eine aus eigener Anschauung bestätigen könne; in Ostpreußen hätten sich die Russen mehr als ritterlich benommen, und den Deutschen in Rußland sei nicht das kleinste Leid widerfahren. Aber die bösen Deutschen! Sie hätten alles in Polen verwüstet, und er selbst (wieder der eine) habe mit eigenen Augen gesehen, wie einhundert aneinandergebundene blinde russische Soldaten, denen die Deutschen die Augen ausgestochen hätten, durch die Straßen Warschaus geführt worden waren. Entschlüpfte den dreien das Wort „Petersburg“, so verbeugten sie sich ehrfurchtsvoll und verbesserten: „Petrograd“.

Als das Trio immer lauter wurde und unverkennbar sich absichtlich in Verleumdungen gegen uns erging, wurde mir klar, daß ich es mit bezahlten Agenten zu tun hatte, die ins neutrale Ausland gesandt werden, um gegen uns Stimmung zu machen. Was ihnen jedoch in diesem Falle gänzlich mißlang, denn nicht nur der alte schwedische Kondukteur, sondern auch mehrere nach Haparanda reisende Herren nahmen meine Partei, und so brachten wir gemeinsam die russische Zungenbatterie zum Schweigen. Ja, sie kapitulierten vollends, als sie mich am folgenden Tage in Gesellschaft eines schwedischen Offiziers an der Abfahrtstelle des Torneadampfers in Haparanda stehen sahen. Wenigstens nahm ich die devoten Mützengrüße für einen wenn auch nur äußerlich errungenen Sieg meinerseits.

Dieser Art Kriegsreisegenossen kann man natürlich nur in den neutralen Ländern begegnen. Aber gerade diesen Leuten gegenüber ist die größte Vorsicht geboten. Auch die drei Russen versuchten allerlei von mir zu erfahren, meine „Auskünfte“ schienen sie jedoch nicht zu befriedigen.

Es ist mir während meiner drei Kriegsreisen durch Skandinavien aufgefallen, daß sich nicht nur auf der Eisenbahn, sondern auch in den Hotels, Cafés und Restaurants Personen an mich heranzudrängen versuchten, die ihre uns feindliche Nationalität nicht verleugnen konnten. Wohl ein dutzendmal wurde die Frage an mich gerichtet: „Ah, der Herr sind Deutscher?“ worauf dann Komplimente für die Zentralmächte folgten.

Auf der Fahrt von Karungi nach Haparanda mußte ich notgedrungen die Sprachhilfe — eines Engländers in Anspruch nehmen. Mein Schwedisch reichte nicht aus, um mit dem Kondukteur zu einer Verständigung zu gelangen. Da mischte sich ein jüngerer Herr, den ich für einen Finnen gehalten hatte, in das Gespräch und bot sich als Dolmetscher an. Sein Deutsch und Französisch waren jedoch noch reparaturbedürftiger als mein Schwedisch, wir einigten uns daher auf die englische Sprache. Und nun erfuhr ich von ihm, daß er Engländer und auf dem Wege nach Riga sei. Mit einem mich verblüffenden Freimut äußerte sich der junge Mann über die englische Volksstimmung und verhehlte nicht, daß er sich wohler in Livland als in einem englischen Schützengraben fühle. Auch in diesem Falle hieß es vorsichtig sein, weil die englische Zutraulichkeit vielleicht nur darauf angelegt war, mir ein verräterisches Bein zu stellen.

Meine letzte Reise brachte mich mit einer angeblichen jungen Skandinavierin zusammen, die alle Sprachen durcheinanderwirbelte. Sie kam gerade aus Deutschland, war vorher in Frankreich gewesen, brüstete sich mit der Bekanntschaft zahlreicher französischer Offiziere, die es ihr ermöglicht hätten, französische Stellungen und deutsche Gefangenenlager in Augenschein zu nehmen. Sie befand sich nun auf dem Wege nach England. Das junge Mädchen war mir schon in Saßnitz aufgefallen, als man ihr dort einen Revolver abgenommen hatte. Aber die Papiere waren in Ordnung gewesen. Vielleicht handelte es sich nur um eine phantasievolle Renommistin, immerhin hieß es auch hier: Vorsicht!

Die gemischtesten Reisegenossen sind auf den Strecken Stockholm—Haparanda, Stockholm—Göteborg—Kopenhagen und vice versa zu beobachten. Was von Rußland seinen Weg nach Skandinavien oder England und weiter nach Frankreich, Aegypten und dem fernen Osten nehmen will, ist heute auf diese Routen angewiesen. Im Speisewagen schwirren alle Sprachen und Dialekte durcheinander, und immer und immer wieder vernimmt man die Worte: Krieg, guerre, war, voina, Krig usw.

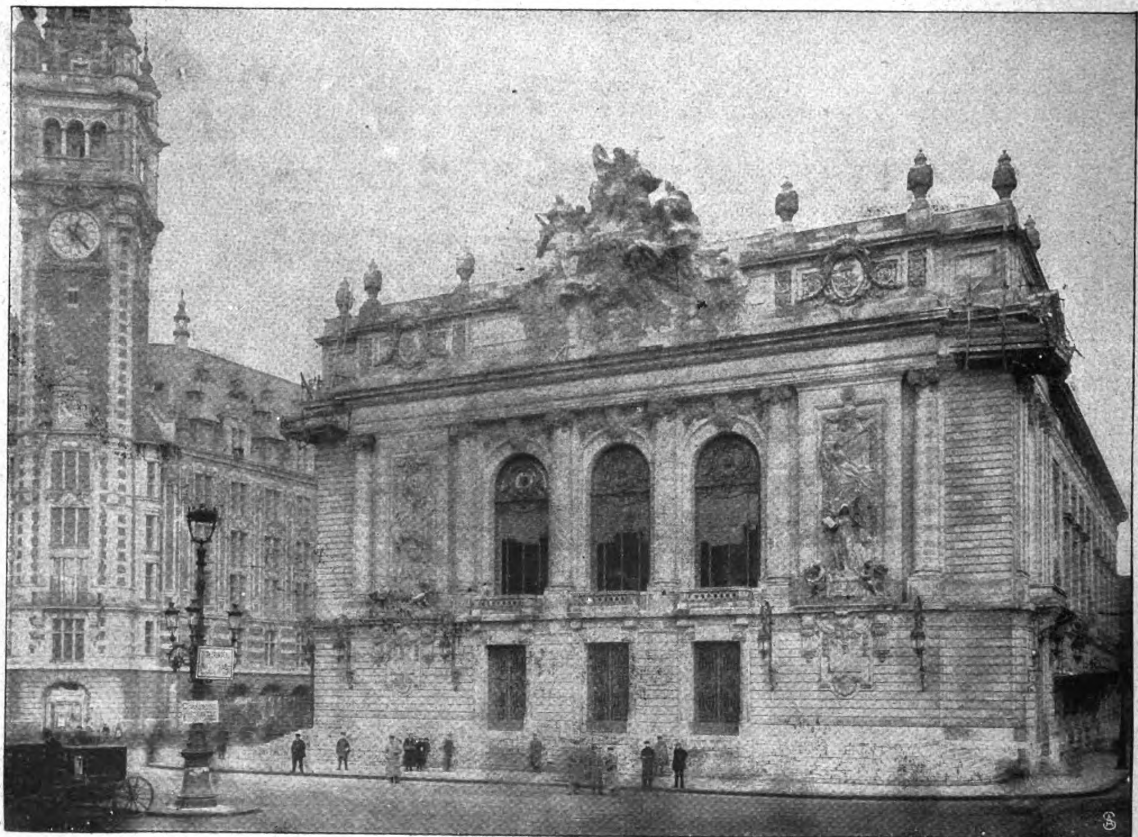
Die Zeitungskioske auf den Stationen sind im Augenblick ausverkauft. Enthalten die Blätter Nachrichten von neuen Erfolgen der Zentralmächte und ihren Verbündeten, so verstummt der vorher so lebhafte Meinungsaustausch zwischen den reisenden Untertanen der Alliierten, und den Mitteleuropäer treffen Blicke — ja, wenn die töten könnten!

Ist schon innerhalb der deutschen Gaue, wie die überall angeschlagenen Plakate und die Warnungen in den Zeitungen besagen sollen, Vorsicht in den Gesprächen zu beobachten, um wie vieles erst im Auslande.

Auf der Fahrt von Göteborg nach Helsingborg verriet mir eine in lautem Tone im Nebencoupé geführte Unterhaltung zwischen zwei Geschäftsleuten ihre geheimsten Vereinbarungen; innerhalb einer Viertelstunde war ich mit der ganzen Baumwollsituation vertraut. Die beiden schienen zu glauben, daß niemand außer ihnen in Schweden Deutsch verstehe.

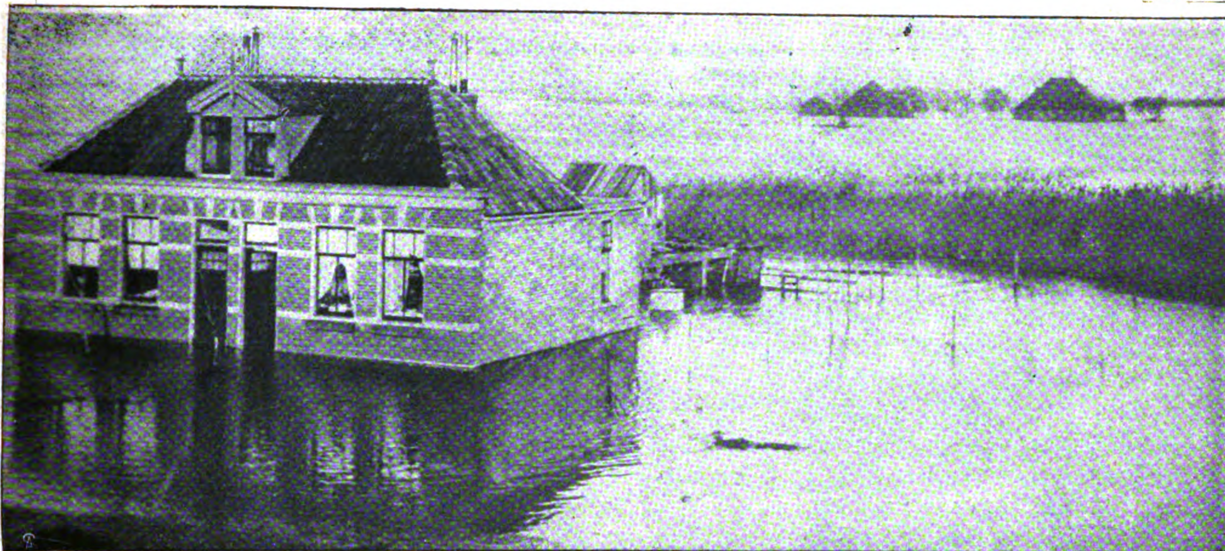


Von der Aufführung der „Iphigenie“, in Lille; Gastspiel des Deutschen Theaters aus Hannover.



Außenansicht des Theaters.

Das Deutsche Theater in Lille.



Blick auf Ransdorp nördlich von Amsterdam.



Bauern treiben die Kühe aus dem vom Wasser bedrohten Landstrich nach Amsterdam.



Soweit das Auge reicht nichts als Wasser, die Häuser verlassen und die Ställe leer. Phot. Het Leven.

Die Ueberschwemmungs-Katastrophe in Holland.



Zwischen Cattaro und Cetinje.



Paßhöhe auf der Chaussee.

Bilder aus dem Kampfgebiet des Lovcen: Der alte Saumpfad zwischen Cattaro und Cetinje.

Phot. Brodhag, Eltville a. Rh.

Von links. Erste Reihe: Freifrau Wambolt von Umstadt, geb. Gräfin zu Eltz. Die Mutter des Bräutigams: Erz. Gräfin Clary, geb. Gräfin Kinsky. Gräfin Fanny zu Eltz. Erbprinz Karl zu Löwenstein. Die Braut. Der Bräutigam. Die Mutter der Braut: Gräfin zu Eltz, geb. Prinzessin Lobkowicz. Gräfin Henckel-Donnersmarck, geb. Gräfin Kinsky. Fürstin zu Löwenstein, geb. Gräfin Kinsky. Erz. Gräfin Esterházy, geb. Prinzessin Lobkowicz. Zweite Reihe: Freiherr Bardo Wambolt von Umstadt. Freiherr Wambolt von Umstadt. Der Vater des Bräutigams: Erz. Graf Clary u. Aldringen. Graf Karl zu Eltz. Gräfin Antoniette zu Eltz. Gräfin Anna zu Eltz. Gräfin Sophie Clary. Gräfin Sophie Henckel. Dritte Reihe: Graf Alfred Potocki. Gräfin Henriette Chotek. Vierte Reihe: Graf Erwein zu Eltz. Gräfin Kinsky, geb. Gräfin Bellegarde. Gräfin Marianne zu Eltz. Prinzessin Henriette Lobkowicz. Fünfte Reihe: Graf Georg Potocki. Graf Lazarus Henckel. Gräfin Marie Henckel. Prinzessin Marie Lobkowicz. Gräfin Anna Waldburg zu Wolfegg. Freifrau Geyr von Schweppenburg, geb. Gräfin Wolff-Metternich. Sechste Reihe: Freiherr Christian von Berckheim. Freiin Lidwine Wambolt von Umstadt. Graf Friedrich Waldburg zu Wolfegg. Gräfin Marianne Esterházy. Prinzessin Sophie zu Löwenstein.

Vermählung des Grafen Alfons Clary u. Aldringen mit der Gräfin Lidwine zu Eltz in Eltville a. Rhein.



Festabend an der Westfront: Deutsche Lieder, gesungen von Margret zur Nieden.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

10. Fortsetzung.

„Wenn sie kommen" . . . sagte Herr Lambert angstvoll. „— man glaubt es in Paris noch nicht recht — aber wenn sie kommen, so lassen wir sie in Gottes Namen unten im Süden durchmarschieren! Ah — wir werden klug sein! Wir ziehen unsere Regimenter zurück. Wir erheben Protest! Wozu Blutvergießen?"

Nikolai Schjelting zuckte geringschätzig die Achseln. Er dachte sich: diese Art Seelen sind doch immer gleich im Mauseloch. Er sagte nachlässig: „Sie werden nicht so weit kommen! Immerhin . . . Vielleicht geht Madame für einige Wochen, bis der Rhein von unseren Verbündeten überschritten ist, ein wenig an die See. Nach Ostende. Dort wird die Saison dies Jahr besonders glänzend. Viel Amerikaner und Engländer. Vom Krieg wird man da nichts merken, außer den Siegesfahnen längs der Digue!"

„Monsieur, die Kurse!"

Ein Angestellter überbrachte die letzten schwarzen Ziffern der Handelsdepeschen auf blauem Seidenpapier. Die beiden Belgier suchten instinktiv darauf die Stammplätze ihrer Lieblingswerte. Dann schauten sie sich an. Die Haare standen ihnen zu Berge: war das noch französische Rente? Belgische Staatsanleihe? Ein Sturm in den Papierwäldern aller Börsen Europas. Die stolz in Menschenaltern des Friedens emporgeschossenen Kursbäume bogen sich vor brüllenden Stößen aus allen vier Windrichtungen zugleich . . . Nirgends ein Halt. Die einzelnen Plätze rissen einander mit sich wie die Regimenter eines fliehenden Heeres.

Das war die Sprache, die Fläme wie Wallone verstanden. Nun merkte man erst, klammerte sich an . . .

„England — was macht nun England?"

„Ja — wer das wüßte!"

Nikolai Schjelting hatte den beiden entsetzten Geschäftsmännern so gleichgültig den Rücken gedreht, als wären es zwei Kassenschränke. Unten vor dem Haus traf er einen hohen belgischen Militär, dessen Graukopf in anderen Heeren auf einen jovialen Feldwebel gewiesen hätte. Der General Janssen hielt ihn fest. „Wie steht es, Herr von Schjelting: Krieg oder Frieden?"

„Macht nur mobil!"

„Aber es ist ja nichts vorbereitet! . . . Nichts in Ordnung!"

„Sehr gut! Wozu habt ihr denn euren großen Brialmont gehabt? Wozu habt ihr denn eure Riesenfestungen gebaut? Rußland hat kaum Plätze wie Lüttich und Antwerpen!"

Ein Raunen hinter der hohlen Hand.

„Ja — für die Engländer!"

„Die Engländer werden rechtzeitig da sein!"

„Das sagt jeder, der die Geheimverträge kennt! Aber immerhin . . . Herr von Schjelting . . . ich bin ein alter Soldat! Ich kenne die Preußen! . . . Sie müssen ja schließlich da unten durch! . . . Ich täte es auch! Stellen wir uns da entgegen, so tragen wir unsere Haut zu Markt!"

In seiner vom Hause Lambert blutig verwundeten Eigenliebe haßte Nikolai Schjelting augenblicklich die Belgier so, daß er ihnen ganz gegen seine Gewohnheit brutal die Wahrheit sagte: „Ja, tut das nur! Dafür seid ihr da!"

„Ah — Monsieur . . . diese Sprache . . ."

„Ah bah: Ihr habt unterschrieben! . . . Schon vor Jahren . . . Ihr hattet Zeit genug, es euch zu überlegen! Man wird euch jetzt nicht lange fragen!"

Im Weitergehen dachte sich Schjelting: Die Engländer schmeißen dies kleine Belgien in den Krieg wie einen Pudel ins Wasser! Mag es schwimmen! Unser Hühnerhund heißt Serbien! Der kann's besser . . . Er lächelte schadenfroh. Serbien liebte er. Aber Belgien war die Heimat seiner Frau . . .

In seiner Hotelwohnung erhob sich bei seinem Eintritt ein kleiner, wohlbeleibter Franzose mit blitzenden Augen und schneeweißem Henriquatre, das rote Bändchen im Knopfloch: Der General du Rigolet de Mezeyrac war schon ein hoher Siebziger. Aber das gallische Temperament sträubte ihm förmlich den weißen Haarschopf wie einem alten Kampfhahn.

„Ah, Nikolai . . . in welcher Zeit leben wir! Im großen wie im kleinen! Ich bin direkt von Trouville hierher gefahren. Es ist meine Pflicht als der Großvater Ghislaines! Es muß vermittelt werden zwischen ihr und Ihnen. Jetzt ist nicht die Zeit, die heiligen Bande zwischen Frankreich und Rußland zu sprengen!"

„Nun . . . diese gute Ghislaine ist da anderer Meinung als Seine Majestät der Zar und Monsieur Poincaré!" sagte Schjelting kalt. „Sie hat aus eigenem Antrieb die Trennung unserer Ehe beantragt . . ."

„. . . während Sie mit einer Deutschen in Wiesbaden . . . oh . . . auch Pariser Freunde haben Sie dort gesehen! Man kennt jetzt Ihre diplomatischen Reisen!"

„Nichts geschah in Wiesbaden, mein General! . . . Während hier Ghislaine mit einem Windhund . . . ich vergaß seinen Namen . . ."

„Ah bah! Lassen wir's . . . Die Laune einer hübschen Frau!"

„Ein Zeichen menschlicher Verblendung! Ghislaine verläßt mich am Vorabend der großen Stunde, die uns zu Herren Europas macht! Sie verzichtet auf den Exzellenzenrang, den Gräfinnentitel, die Würde einer Botschafterin, die Gnade des Petersburger Hofs. Ein nach Benzin riechender Taugenichts ist ihr lieber . . ."

„Ah . . . kränken Sie nicht diese erbarmungswürdige Frau!"

„Gott mit ihr und diesem Chauffeur! Es ist unter meiner Würde! Kein Wort mehr!"

„Hören Sie zwei Worte . . ."

„Nichts! Ich gehöre nicht mehr mir, sondern der russischen Gesellschaft! Mich erfüllt der Geist Peters des Großen und der alten Katharina! Der Schwur Minins und Posharskis. Riechen Sie noch nicht Pulverdampf, mein General?"

„Ich bin alt. Sehr alt!"

„Sie haben siebzig mitgemacht! . . ."

„Mitgemacht! . . . ha . . . verwundet war ich . . . kriegsgefangen . . . entwichen . . . ein Bein im Schnee erfroren . . . unter Bourbaki haben sie mich wieder verwundet über die Schweizer Grenze getragen . . . Sie wissen es doch . . ."

„Und jetzt, Großvater — wollen Sie nicht in Ihrem achtzigsten Lebensjahr noch einmal die Glocken von Metz und Straßburg läuten hören?"

Die blauen Augen des alten Generals leuchteten. Er zog sich nachdenklich den Zipfel des weißen Schnurrbarts durch die Zähne und ließ ihn verzweifelt fahren.

„Sie sind zu stark! . . . Sie haben ihre Zeit nicht verloren. Ich verfolge ihre Friedensarbeit. Erst vorige Woche schrieb ich in der ‚France militaire'."

„Und unsere Vorbereitungen: dies heilige Slawenheer, vor dessen ungezählten Millionen die menschliche Einbildungskraft von Schwindel erfaßt wird und die Augen schließt? Eh — was sage ich: ein Heer! Sie kennen die geheimen Zahlen. Es ist die Sprengung aller Maße und Begriffe. Es ist die politische Festlegung Europas für Jahrhunderte. Es ist die Weltgeschichte selber auf dem Marsch!"

„Euer Aufmarsch aber dauert drei Monate!"

„Drei Monate!"

„Und bis dahin müssen wir allein . . . Es kommt uns über Hals und Kopf! Wir hatten keine Zeit, uns vorzubereiten . . ."

„Fünfzig Jahre hattet ihr Zeit! Auf dem Papier wart ihr immer bereit! Da auf dem Tisch liegen eure letzten Flugschriften. Man hat sie mir vorhin aus Paris geschickt!"

„Ich kenne sie! . . . ‚Die Teilung Deutschlands!' . . . ‚Das Ende Preußens!' "

„Die las ich schon früher! . . . Oh nein, die neuesten, die allerneuesten! Vom Geist dieser Monate, da: Generalstabskapitän Becker: ‚Der Schlacht zu!' — Da: Oberstleutnant Montaigne: ‚Siegen!' Da: Reinach: ‚Die Armee bereit!' . . . Lassen Sie die Bücher nur ruhig vom Tisch herunterfallen, mein General! . . . Da: General Cherfils: ‚Bereitet Euch zum Sieg vor!' . . ."

„Genug! Genug!"

„Da: Oberst Piaron de Mondesir: ‚Sonne — wann gehst du im Osten auf?' Jetzt geht sie auf!"

„Genug . . ."

„Da: Oberstleutnant d'André: ‚Die Banner Frankreichs!' Da: Oberst Arthur de Boucher: ‚Deutschland in Gefahr.' Wie denn? Deutschland ist in Gefahr. In der furchtbarsten, in der je ein Land war! — — Und ihr jauchzt nicht, Franzosen?"

„Es kommt so plötzlich! Und der Senator Humbert mahnte vor vierzehn Tagen in der Kammer . . ."

„Jagt diese Kammerschwätzer zum Teufel! Man wird sie überhaupt überall aufknüpfen müssen, wenn erst die Freiheit errungen ist!"

„Ah — gut! Aber ein Waffengang mit Deutschland ist kein Picknick!"

In Nikolai Schjelting schäumte die Ungeduld über. Er stellte sich breitbeinig vor den kleinen General hin. Er wiegte den Oberkörper hin und her. Er warf verächtlich den Kopf zurück. Er war jetzt verkörpertes Moskowitertum. Hochfahrende Herrschsucht.

„ . . . warum redet und schreibt ihr dann seit fünfzig Jahren davon — he?"

„. . . weil wir uns die Schicksalstunde Frankreichs selber wählen wollen! Man hat uns zu fragen!"

„Wir werden nach Berlin marschieren, und ihr werdet eure Bündnispflicht erfüllen! . . . Belieben Sie, mein General: Wozu denn sonst überhaupt dies Bündnis? . . . Wozu küßt mein erhabener Herrscher seit Jahren diese dicken Advokaten, die ihr euch zu Präsidenten wählt? Wozu beleidigt man an solchen Tagen unsere allrussischen Ohren mit eurer Marseillaise . . . Wozu habt ihr uns im Laufe der Zeiten fünfundzwanzig Milliarden Frank geborgt? Ah . . . Solche Summen gibt man nicht umsonst . . . Die legen euch Verpflichtungen auf!"

„Uns?"

„Ein solcher Schuldner kann verlangen, daß man sich für ihn opfert! . . . Für ihn ist kein Opfer zu groß!"

„Das ist stark!"

„Vertrauen gegen Vertrauen! Wir haben uns immer nur an euch gewandt, wenn wir Geld brauchten . . ."

„Und dafür sollen wir uns für euch schlagen?"

„Ja — was wird denn sonst aus euren fünfundzwanzig Milliarden?"

Nikolai Schjelting sagte es gleichgültig. Er stand in lässiger russischer Haltung, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, die Papyros schief im Mund.

„Dann machen wir Staatsbankrott, mein General. Atmen auf! Denn Gott hat uns dann von unserer Schuldenlast befreit. Aber erwägen Sie: Frankreich ohne seine Zinsen. Man jagt eure Regierung davon. Eure Advokaten, eure Deputierten, eure Spekulanten, alles! Die Blusenmänner werden vom Montmartre hinabsteigen! . . . Sie haben die Kommune mitgemacht, mein General! Sie pflegen zu erzählen, daß Sie neben Gallifet . . ."

„Ah — genug davon!"

„Wollen Sie dies schöne Frankreich im Bürgerkrieg sehen statt im Krieg gegen Wilhelm? . . . Unsere breite russische Natur erträgt viel. Aber nun habt ihr uns lange genug ausgesogen!"

Der General griff sich an den weißen Kopf.

„Wir euch ausgesogen mit unserem guten Geld? Mit den Ersparnissen Frankreichs?"

„Auch Rußlands Opferwilligkeit hat seine Grenzen!"

„Mein Gott: ist das die Sprache gegenüber seinen Verbündeten?"

Schjelting lachte und legte dem kleinen, zornroten Soldaten von oben die Hand auf die Schulter.

„Ich spreche jetzt als freier Slawe! Ich bin ein Sohn des großen Rußland, das sich anschickt, seine geschichtliche Sendung zu vollbringen! Ihr habt zu folgen!"

„Befiehlt man unter Freunden?"

„Wie ist es denn mit dieser Freundschaft? In der Tat: Man hat in Kronstadt und Reval Champagner getrunken. Ihr habt eure Mole in Cherbourg in Trümmer gerannt, weil unser Väterchen zu seekrank war, um zu landen . . . Es wurden Depeschen gewechselt und Geschäfte gemacht. Es wurde gestohlen . . ."

„Vielleicht bei euch!"

„Es wurde grimmig gestohlen, unmenschlich gestohlen in Petersburg wie in Paris. Euer Geschäftsinn hat selbst unsere Tschinownik beschämt . . ."

„Diese Sprache voll barbarischer Instinkte . . . Sie sehen mich erschüttert . . . das ist Rußland — dies große Rußland, das wir zärtlich lieben!"

„Ihr habt es nie geliebt!" sagte Nikolai Schjelting. „Ihr habt es nie gekannt. Ihr habt euch nie Mühe gegeben, es kennen zu lernen. Nie kommt ihr anders zu uns, als um uns zu bewuchern. Man erkannte euch an euren Zylinderhüten und dem roten Bändchen. Man wußte: nun lassen sie unser Mütterchen Rußland wieder zur Ader!"

„Wenn Frankreich das hörte . . ."

„Nie seid ihr in die slawische Seele eingedrungen. Seht doch diese Deutschen! Ihre Intellektuellen bewundern diesen abtrünnigen Tolstoi! Sie kennen Repnin. Sie schrien, als man bei uns den Holigan Gorki festsetzte! Sie klatschten sich für die dritte Garnitur des kaiserlichen Balletts die Hände wund. Viele Berliner Magazine führen russische Firmeninschriften. . ."

„Wir haben das nicht nötig!"

„Nein. Ihr laßt uns für euch arbeiten. Ihr gebt uns Geld. Wir zahlen die Zinsen mit Weizen. Unser Bauer hungert, damit ihr satt werdet. Jeder kleine Rentner bei euch hält sich vier Muschiks. Er kennt sie nicht. Er sieht sie nicht. Er liebt sie nicht. Er weiß nichts von ihnen, als daß sie seinetwegen schwitzen! Er schneidet die Coupons . . . schneidet in seinem Gärtchen die Rosen. Nicht darum hat man die Leibeigenschaft aufgehoben, mein Lieber, daß das Ausland die freien russischen Seelen kauft!"

„Armes Frankreich!"

„Wie denn arm? Dreißig Jahre trug der Muschik die Sklaverei. Nun haben wir ihn bewaffnet. Er erhebt sich. Statt des Korns wachsen Soldaten aus unserer schwarzen Erde. Sie marschieren mit sicherem Schritt nach Berlin. Ihre einfachen und gläubigen Herzen hoffen dort die Enkel der Sieger von Jena zu treffen!"

„Ah!"

„Bei uns in Rußland bietet man dem Freund auf einem hölzernen Teller ‚Sol i Gleb' — Brot und Salz. Wir tragen euch Elsaß und Lothringen entgegen . . ."

„Es ist zu viel!"

„Hören Sie nicht schon die Trompeten von Solferino schmettern, mein General? Sehen Sie nicht schon wieder die Adler Frankreichs von Palikao bis Veracruz die Welt durchfliegen? Mein Gott: In welcher Schlacht des zweiten Kaiserreichs kämpften Sie denn nicht? Sie standen als Milchbart unter den ersten auf dem Malakoff . . ."

„Ah — Erinnern Sie mich nicht!"

„Vernehmen Sie nicht diese Schreie jenseit der Vogesen? Die Tücher wehen! Diese Frauen und Mädchen in ihren schwarzen Flügelhauben strecken die Hände aus. Die Menschheit ruft nach Frankreich!"

„Mein Gott . . . mein Gott . . ." Der General du Rigolet sank erschöpft auf einen Stuhl. „Nichts mehr, mein Freund! In Ihnen wohnt eine gefährliche Macht. Sie sind ein Seelenfänger. Sie spielen mit den Menschen . . ."

„Wie denn? Was bin ich denn? . . . Ein einfacher Russe!"

„Aber Sie kriechen in die gallische Haut! Sie sprechen wie ein Franzose!"

„Weil ich dies edelmütige Frankreich und sein Recht auf die Zukunft liebe!"

Der General du Rigolet kämpfte, in dem Sessel zu-

sammengesunken, mit sich einen schweren Kampf. Aber das kriegerische Feuer in seinen alten Augen versprühte. Er machte eine entsagungsvolle, matte Handbewegung in der Richtung nach Osten.

„Das alles mögen Sie einem Patrioten sagen, der nicht zugleich Fachmann ist wie ich! Sie sind zu viel — die Preußen da drüben — Sie sind zu stark. Und ihr seid fern!"

Er stand mühsam auf. Er schüttelte den Kopf.

„Nein. Nein. Nein. Wir brauchen mehr. Wir hier im Westen. Wir hier im Anfang."

„Ich verstehe Sie, mein General!"

„Schafft uns England!"

„Wir werden es!"

„Bringt das Wunder fertig, diese Leute vom Rennplatz und aus der City wegzuschleppen . . ."

„Es ist kein solches Kunststück, mein General . . ."

„Ah bah: Ich kenne sie. Ich habe mit ihnen Schulter an Schulter gefochten. In der Krim. Damals war ich achtzehn . . . Jetzt bin ich achtundsiebzig!"

„Ihr weißes Haar in Ehren! Aber was beweist das?"

„Daß Sie seit zwei Menschenaltern keinen großen Krieg mehr geführt haben —das beweist es! Parbleu — Sie waren früher anders! Aber Sie sind faul geworden auf ihren Inseln, blutscheu, Jobber, vom Herzog ab! Sie wollen nur noch Geld verdienen!"

„Und eben darum müssen sie sich schlagen!" sagte Schjelting lächelnd. „Warum fassen Sie meine Hände?"

„Lassen Sie das wahr sein . . . England an unserer Seite . . . es wäre . . . dies Frankreich, das wie ein Phönix aus der Asche steigt . . . o Gott . . . mein altes Soldatenblut . . . mir klopft das Herz . . . Ich möchte selber nach der Trommel folgen! . . . pah . . . um so grausamer nachher die Enttäuschung! Wenden wir uns mit einem Seufzer ab! Es wird ja doch nichts mit Englands Hilfe. Wie oft haben wir es schon gehofft. Noch vor drei Jahren, bei Agadir . . . Doch Englands Geschütze blieben stumm!"

„Good morning! How do you do?"

Sir William Higgins, M.P., stand hinten im Reiseanzug auf der Schwelle. Er sah gesund und wohl aus. Sein glattrasiertes, faltiges Gesicht zeigte trotz der kalten Augen um die Mundwinkel ein humoristisches Zucken von guter Laune. Ein nervenloser, angelsächsischer Frohsinn, der auf der Stelle die erregten Seelen auf dem Kontinent beruhigte und mit Zuversicht erfüllte. Er schüttelte Schjelting herzlich die Hand und sagte einfach: „Ich suche Sie!" Dann entsann er sich des Herrn du Rigolet. Oh — man hatte sich auf der Redaktion des „Matin" in Paris getroffen. Er, Higgins, der König der britischen Hetzpresse, war wahrhaft froh, daß der General, dieser hervorragende Pariser Militärschriftsteller, so gut sein helles, näselndes Englisch verstand.

„Ein schöner Tag heute!" sagte er und rieb sich vergnüglich die Hände. „Ich hoffe ernstlich, daß wir dies gute Wetter noch einige Zeit behalten!"

„Und der Krieg . . . "

„Als ich heute früh aus London wegfuhr, war da noch Nebel! Aber ich möchte doch auf fünf, sechs Stunden Sonnenschein dort rechnen!"

„Sehr wohl! Aber der Krieg, Sir William! Der Krieg!"

„Oh ja . . . der Krieg!" sagte der sehr ehrenwerte Higgins und fuhr sich über die gläsernen Augen, als habe er ein verdrießliches, aber unaufschiebbares Geschäft vergessen. „Man war gestern abend in allen Klubs der Meinung, daß er sich diesmal nicht vermeiden lassen wird!"

Daß diese Klubs Londons in Mayfair und Piccadilly lagen, erwähnte er nicht erst. Es war selbstverständlich, daß England nach dem Dinner, in Frack und weißer Binde, bei Whisky und Soda, die Weltgeschichte für die anderen Völker machte. Er streckte nachdenklich die langen, dünnen Beine und fuhr fort: „Es wird ein rauhes Werk von drei Monaten. Aber die City hat es bereits eskontiert. Das Geschäft geht wie gewöhnlich. Es wird sich durch die Beseitigung des deutschen Handels bald sehr beleben! Nie wird Nizza und Kairo eine glänzendere Saison haben als diesen Winter!"

Die Augen des Generals du Rigolet begannen zu leuchten.

„Gestern noch erklärten mir in London manche prominente Amerikaner, den Winter über in Europa zu bleiben. Sie wollen von Paris aus die Kriegsvorgänge am Rhein beobachten. Es ist etwas Neues für die Ladies, wissen Sie . . ."

„Ah bah — die Weiber! Wir Männer führen den Krieg! Man kommt nicht so leicht über den Rhein, Sir William!"

„Nein. Man umgeht ihn!" sagte William Higgins lächelnd. „Wir landen, wo wir wollen! In Antwerpen. In Holstein. In Pommern!"

„Also kommt ihr wirklich, ihr Engländer?"

„Es ist entschieden, so traurig wir auch sind, Blut zu vergießen. Alle Bischöfe und Reverends meinen, daß wir auch während des Kriegs für unsere Feinde beten sollen!"

„Mit wieviel kommt ihr? . . . Verzeihen Sie meine Aufregung . . . mit wieviel?"

„Zunächst mit einer Viertelmillion! Die nächsten zwei oder drei Millionen Männer folgen aus den anderen Erdteilen nach Bedarf!"

„Großer Gott . . ."

„Inzwischen nehmen wir Helgoland, zerstören Wilhelmshaven und die Anlagen der Mrs. Krupp . . ."

„Ah . . .“

„Während von Osten sich russische Heere heranwälzen, deren Millionen Sie nicht mehr an Ihren Fingern abzählen können!“

„Mir schwindelt . . .“

„Wir treffen uns alle, nach Versenkung der deutschen Flotte, in Berlin! Es wird ein heiterer Christmasabend!“

Der ehrenwerte Higgins, M.P., war auch als Inselredner berühmt. Er hatte eine schalkhafte Art, bei unverbrüchlich ernstem Gesicht ein Auge zuzukneifen und trockene Witze zwischen den Zähnen zu kauen. So sprach er auch jetzt. Es war alles so einfach, als gälte es einen Wochenendausflug an die Seeseite. Es nahm dem Abenteuer jede Gefahr.

„Vergessen Sie nicht, daß wir Italien verpflichtet haben, seinen Verbündeten in den Rücken zu fallen.“

„Ah — ihr seid Meister, ihr Engländer!“

„. . . daß wir Japan loslassen . . .“

„Auch das!“

„. . . daß wir Amerika hinter uns haben . . .“

„Ja. Ihr seid groß!“

„Von Portugal und den anderen Kleinstaaten nicht zu sprechen . . .“

„Man kann auch sie brauchen . . .“

„Mit anderen Worten . . .“ William Higgins zündete sich seine Stummelpfeife an und entsandte gleichgültig eine Wolke von Tabak zwischen den dünnen Lippen . . . „Verzeihung . . . stört Sie der blaue Dunst . . .?“

„Oh . . . ich liebe ihn, Sir William . . .“

„Mit einem Wort: die Männer der fünf Erdteile stehen bereit zu Potsdams Ende. Viel nützliche Arbeit in Bergwerken und Fabriken wird in nächster Zeit ungetan bleiben. Aber dieser Krieg muß bis Neujahr abgewickelt sein. Es ist schmerzlich für einen Christen . . .“

„Ei was . . . Ich bin Franzose! . . . Ich bin ein alter Troupier . . . Mir jauchzt das Herz!“

„Ich vergaß die Balkanvölker, die auch manches brauchbare Werk für uns im Feld leisten werden. Darüber wollte ich eben noch mit unserem vortrefflichen russischen Freunde hier, Herr von Schjelting, sprechen!“

Der General du Rigolet begriff, daß die beiden Herren allein sein wollten. Er war so erregt, daß er nur etwas Unverständliches zum Abschied stammelte . . . Er warf sich unten in ein Automobil. Er platzte erhitzt, keuchend wie eine Bombe oben in der Rue Royale in die Wohnräume seines Schwiegersohnes, des graublonden, rosigen Flämen Léon Lambert. Madame Lambert, seine Tochter, war da, der alte Hausfreund, General Janssen, viele andere Belgier . . . Großkaufleute, Bankiers, Bergwerk- und Mühlenbesitzer. Das aufgeregte Französisch schwirrte. Es hatte sich schon, von hundert Seiten zugleich, herumgesprochen: England kam. England war der Retter. Brüssel und Antwerpen war plötzlich voll von Engländern, die jeden, den sie kannten, den sie sahen und sprachen, bearbeiteten.

„Ah — wir sind unter Englands Schutz!“

„Wir werden die Deutschen schon empfangen!“

Was wußte man in diesem unmilitärischsten aller Kleinstaaten von dem furchtbaren, seit fast einem halben Jahrhundert schlafenden Kriegsheer jenseit der Grenze. Es war längst hier und in den Niederlanden guter Ton geworden, über die Muffs zu witzeln. Pickelhaube und Paradedrill von gestern! . . . Wie anders England! Seine Flotte schwamm und donnerte auf allen Meeren.

Der General du Rigolet war gleich nach seiner Ankunft an den Fernsprecher gerufen worden. Paris meldete sich. Er hatte eine lange, aufgeregte Unterhaltung. Der kleine, dicke Mann lief mit funkelnden Augen und zerstäubtem weißem Haar in die Zimmer zurück.

„Das Neueste! Direkt aus dem Palais Bourbon. Der Deputierte Bonvoisin, mein guter Freund . . .“

Oh — dieser berühmte Bonvoisin . . . der Nationalist. Der Vertreter des Herzens des Seinedepartements. Nun . . . Nun? . . .

„Paris ist seit heute früh voll von den hervorragendsten englischen Politikern . . .“

„Von der Regierungseite?“

„Und mehr noch von den Tories! Viele Lords! Exminister! Zwei frühere Vizekönige von Indien. Die ernsthaftesten Geldmänner des vereinigten Königreichs . . . Alles ist in Paris!“

„Und was sagen sie?“

„Krieg! Krieg! Sie steifen Frankreich den Nacken! Diese bewunderungswürdigen Briten stehen hinter uns! Sie zeigen sich bereit, den Genius der Menschheit zu verteidigen. Ha: Nun wird er losschlagen müssen — dieser viereckige Lothringer im Elysee! . . . Meine Herren: der große Morgen graut! Ich höre das Krähen des gallischen Hahns!“

Es war, als flammte auf diesem trunkenen weißen Kopf die blutrote phrygische Mütze, als rauschten um ihn die Wirbel der Marseillaise:

„Auf, Kinder Frankreichs, zu den Waffen,
Der Tag des Ruhms ist wieder da . . .“

England ist da . . . Wirft lachend Volk auf Volk in den Weltbrand. Reißt im Sturm die Erde hinter sich her. So wie der alte General seine Tochter und deren Mann in ein Nebenzimmer schleift, wo sie allein waren. Dort kanzelte er sie puterrot und atemlos ab.

„Sehen wir zu: das ist mehr als eine Dummheit. Das ist ein Verbrechen, was in diesem Hause vorgeht!“

„Was meinen Sie, mein Vater?“

„Gottlob kam ich vielleicht noch zurecht, von einer bösen Ahnung getrieben. Seid ihr denn von Sinnen? Wollt ihr euer Kind morden?"

„Wir verstehen nicht . . ."

„Ist denn dies der Augenblick für Ghislaine, sich von ihrem Mann zu trennen — gerade wo er im Begriff steht, die Früchte seiner unermüdlichen Opfer für Frankreich zu pflücken! Er liebt unser Frankreich. In seiner Art. Er gesteht es frei. Auf russische Weise. Man wird es ihm überschwenglich lohnen nach dem Krieg!"

„Sollte denn wirklich der Krieg . . ."

„Er liebt auch immer noch diese übelberatene junge Frau, eure Tochter! Ich merkte es an der zärtlichen Sanftmut seiner Stimme. Noch gibt es ein Zurück. Denkt an die Siegestrophäen nach dem Krieg. Wir werden diesen edelmütigen russischen Freund umarmen, die Frauen von Paris werden ihn dankbar küssen. Nur seine eigene Frau steht abseits. Eine geschiedene. Aus freiem Willen. Eine Baronin Telle et Telle! . . . Und er wird inzwischen vielleicht Fürst . . ."

„Fürst? . . . Vater . . . Sie scherzen . . ."

„Die Zeit, die herauffsteigt, ist so groß, daß in ihr die Wunder zum Policinellspiel werden! Nichts ist mehr unmöglich, außer einer Niederlage! Dieser unerschrockene Schjelting ist jetzt schon ein Günstling des Großfürsten, um dessen Fahnen der Sieg weht. Der Zar schaltet in den eroberten Ländern und verteilt die Würden . . . Madame la Princesse . . . ah . . . das klingt anders, meine Guten . . ."

„Es klingt wie ein Märchen, mein Vater!"

„Sapristi: Wir werden aus dem Märchen Wirklichkeit machen — wir! Wir mit den Waffen! Und ihr habt die erbarmungswürdige Kurzsichtigkeit, diesem Mann den Stuhl vor die Tür zu setzen! . . . Parbleu . . . Dann jagt doch auch gleich mich, euren alten Vater, auf die Straße!"

„Mein Gott, beruhigen Sie sich, Schwiegervater!"

„Setzen Sie sich auf Ihre Kaffeesäcke, mein teurer Léon! Von Valorisation und brasilianischen Kursen mögen Sie etwas verstehen. Aber mahnen Sie jetzt nicht einen alten Soldaten des Kaiserreichs zur Ruhe! Hoho! Und wenn ich auch bald achtzig bin: ich reibe mir die Hände! Die Welt wird höllisch unruhig werden, mein Lieber! Man wird euch Epiciers nicht fragen!"

Léon Lambert schwieg verschüchtert, innerlich unsicher, nur in einem fest: der Sorge um Geld und Gut.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dörfer in der Dobrudscha.

Von Dr. Walther Diemer. Hierzu 11 Aufnahmen des Verfassers.

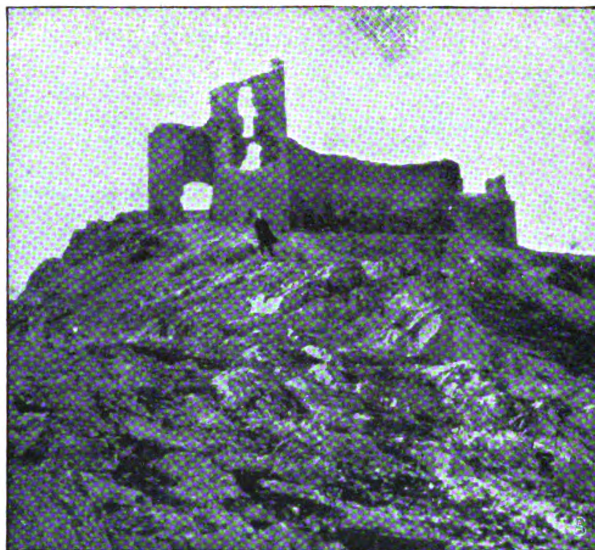
Es war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Wieder einmal lastete der Druck russischer Herrschsucht und Unduldsamkeit schwer auf den deutschen Bauern, die seit einem Jahrhundert im Süden Rußlands in schmucken Dörfern wohnten. Nicht jeder ertrug diese Geisel in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Die Wanderlust, die ihre Großväter aus dem Elsaß, aus Baden und aus Württemberg hierhergeführt hatte, trieb manchen der Enkel mit dem großen Strom nach Amerika. Aber auch nicht weit südwärts, jenseit der unteren Donau auf türkischem Boden schien vielen noch genügend Raum zur Siedlung vorhanden zu sein. Rasch reifte der Entschluß zur Tat. Mit Weib und Kind und den notwendigsten Habseligkeiten wurde die Wanderung angetreten, und auf mühseliger, wochenlanger Reise ging's dem Ziel zu, hinüber nach der türkischen Dobrudscha. Nicht auf einmal wanderten sie; der Erfolg des einen zog den anderen nach. Angehörige der verschiedensten Sippen und Dorfschaften, Evangelische und Katholische, suchten und fanden ein Asyl.

Eine Zufluchtstätte ist die Dobrudscha von jeher gewesen, von den Zeiten der Römer an, als Ovid im längst vergangenen Tomi in der Verbannung lebte, bis zu den heutigen Tagen. Gezwungen und freiwillig haben sich hier die verschiedenartigsten Völkerscharen niedergelassen. In freundlichen Fischerdörfern am Schwarzen Meer wohnt die eigenartige Sekte der Lippowaner, Russen, die im heiligen Zarenreiche nicht geduldet werden, und deren Wahlbischof in dem märchenhaft weltverloren gelegenen Männerkloster Uspenia nahe einem in seinen Spuren noch machtvollen Römerlager unter seinen Gläubigen lebt. In Erdlöchern mit armseligem Strohdach hausen hier und da mit Fes und Turban geschmückte Zigeuner, Arier, die der Volksmund als Türken bezeichnet. Auch echte Türken gibt es noch, aber ihre Zahl ist in der Rumänenzeit allmählich klein geworden. Schlanke Minarette künden ihre Siedlungen an, in denen belebte Viertel mit scheinbar ausgestorbenen Wohnvierteln abwechseln. Heute sind die Rumänen das herrschende Element. Neben Bulgaren, Serben, Italienern und Albanern bebauen sie den oft spärlichen Boden. Wie überall im Orient, so fehlen auch hier nicht die im Handel erprobten Juden, Griechen und Armenier.

Unter diesem Völkergemisch siedelten sich unsere Bauern an. Nicht dicht beieinander ließen sie sich nieder, sondern da, wo gerade genügend freier Boden vorhanden war, schlossen sie sich in Anlehnung an bestehende Siedlungen zu Dorfschaften zusammen. Der Name des alten Ortes lebt im deutschen Dorf fort. So findet man deutsche Bauern in allen Teilen der vielgestaltigen Dobrudscha. Von den Höhen bei Malcoci am Sankt Georgsarm schauen sie hinab auf das unabsehbare Sumpfgebiet der Donaumündungen mit seinen Seen und Kanälen, seinen Schilf- und Weidenwüsten. Im Waldgebiet bei Atmagea in der nordwestlichen Dobrudscha haben sie den fruchttragenden Boden erst in mühsamer Arbeit dem Wald abringen müssen. Größer ist die Zahl weiter im Süden, in Tariverte, Cogealac und Caramurat, wo Wald und



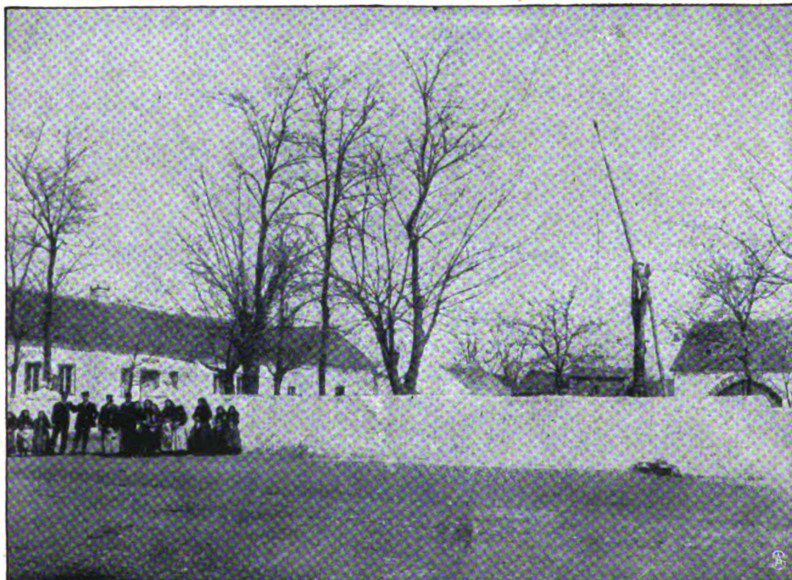
Tatarenhütte in Babadag.



Byzantinerruine Heraklea.

Steppe einem besseren Boden Platz macht. Andere sind ganz nach dem Süden hingezogen, über die Trajanswälle hinaus, wo sich ihnen in Mange Punar der Blick auf das Schwarze Meer öffnet, während sich landeinwärts mit Tumuli gekrönte Hügelketten in endloser Folge zu einer schwermütigen, einförmigen Landschaft aneinanderreihen.

Es ist eine eigene Sache um diese Tropfen deutschen Volkstums mitten im fremden Völkergewirr. Nicht missen möchte ich die Erinnerung an die Stunde, in der ich nach tagelangen Kreuzfahrten in der Dobrudscha, von den russischen Fischern am Meer herkommend, spät abends in das deutsche Dorf Tariverte einfuhr. In der sternenlosen Nacht war zuletzt eine Telegraphenreihe unser einziger Wegweiser gewesen,



Gehöft in dem deutschen Dorf Caramurat.



Türkenhäuser in Babadag.



Straße in dem deutschen Dorf Cogealac.

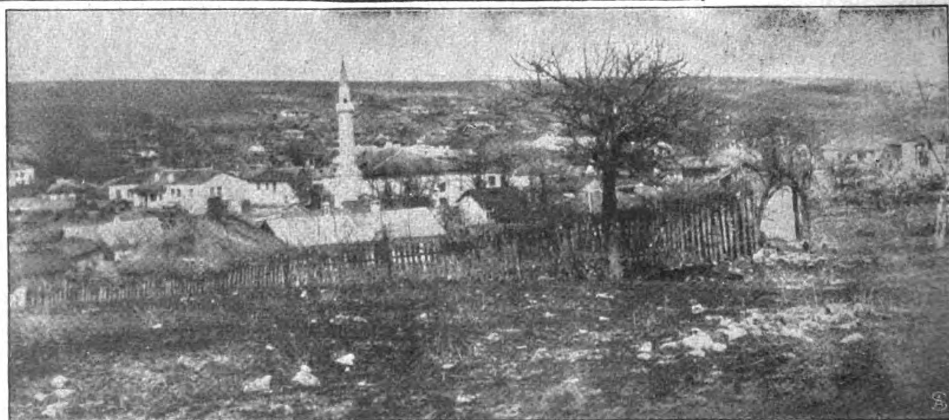
schwacher Lichtschein in der Ferne unser Richtungspunkt. Kernige Bauernburschen umringten da, durch den Lärm des Gespanns herbeigerufen, unseren Wagen; und in deutschen Lauten fragten sie nach dem Woher und Wohin. Wie unvergleichlich hoch steht doch der unwägbare Wert der Sprache als Erbteil gemeinsamer Abstammung und Kultur über ihrer Bedeutung als Mittel menschlicher Verständigung! Das Deutsche als Verkehrsprache spricht ja im Orient jeder strebsame Kaufmann, und man findet selten einen Juden, der es nicht beherrscht — aber die Sprache dieser Bauern hat die Klangfarbe der Heimat, und ihre Dörfer sind ein Stück Heimat in der Fremde, ein Fleck Südwestdeutschlands am Schwarzen Meer. Mit Stolz erzählt da ein Alter, der noch die Türkenzeit erlebt hat, daß er keine andere Sprache als seine Muttersprache sprechen kann. Seine Kinder und Enkel aber lernen in der Schule und bei den Soldaten das Rumänische; und es ist gut so in diesen Ländern, wo die Veranlagung zur Vielsprachigkeit schon angebornes Erbteil geworden zu sein scheint. Das Deutsche bleibt trotzdem doch die Muttersprache, in der sich alle miteinander verständigen. In einer Bodenwelle liegt das Dorf. Das Grün der Bäume hüllt seine Häuser ein. Brusthohe weiße Mauern begleiten die gerade, breite Dorfstraße. Darüber hinweg lugen mit ihrer Stirnseite die Giebel der einstöckigen Häuser. Zweimal im Jahr erhalten sie ihr schmuckes weißes Kleid. Im weiten Hofraum spenden dunkelblättrige Akazien wohltuenden Schatten. Schober und Stallungen schließen in fränkischer Anordnung die Hofanlage ein. Ueberall herrscht Sauberkeit und Ordnung. Bewußt sucht der Bauer sein Dorf aus der Umgebung hervorzuheben, aus den schon in ihrer Entstehung verwahrlosten Wohnstätten der Völkerschaften der Dobrudscha; nur bei den russischen Fischern am Schwarzen Meer und an der Rajelmlagune kann man ähnliche schmucke Dörfer finden.



Russisches Fischerdorf Jurilovca
am Schwarzen Meer.



Deutsche Bauernmädchen und Türken
in Caramurat.



Türkenviertel in Babadag.

Der Bauer hat es in dem halben Jahrhundert reger Kolonisation zu Wohlstand gebracht — aber harter



Windmühlen am Schwarzen Meer.

Arbeit bedarf der widerstrebende Boden, und nur der zähen Ausdauer des Deutschen scheint er sich voll zu erschließen. Er duldet nicht Pausen süßen Nichtstuns, die der Südländer liebt, und ohne die die einheimischen Nachbarn das Dasein nicht lebenswert finden. Mit Stolz blickt der Bauer auf den Erfolg seiner Wirtschaft, auf den stattlichen Hof, seine blühenden Fluren, die zahlreiche Herde seiner Schafe und die Zucht seiner Rinder und Pferde, die das weite Brachfeld beleben. Nur schwer kann er sich entschließen, seine Wirtschaft systematischer zu betreiben und so seinem Nachwuchs Platz zu schaffen, der heute noch gezwungen ist, sich durch Auswanderung anderswo Erwerb zu suchen. Auch der Obstbau würde trotz des rauhen Klimas bei guter Pflege manche Erwerbsmöglichkeit schaffen. Leicht könnte manches deutsche Dorf das Doppelte seiner heutigen Bewohner ernähren.

In politischer Hinsicht bilden die deutschen Bauern ein loyales und zuverlässiges Element des rumänischen Staates, irredentistische Neigungen fehlen ihnen vollständig; der deutsche Staatsgedanke, dessen Erstarkung ihre aus Deutschland auswandernden Vorfahren nicht mehr erlebt haben, ist ihnen fremd geblieben. Aber im Deutschen Reich verehren sie doch das groß gewordene Mutterland, und gern hören sie den „Deutschländer“ die Heimat rühmen, die ihnen selbst das Beste mit auf den Weg gegeben hat. Sie waren deutsch in Rußland, deutsch in der Türkei und sind und bleiben deutsch auch in Rumänien. Wenn sie auch hin und wieder dieser oder jener Schikane ausgesetzt sind, so halten sie doch mit selbstbewußter Volkskraft und mit angeborener germanischer Zähigkeit an ihrem



Der Bischof der Lippowaner in Uspenia.



Zigeuner vor ihren Erdhütten in Babadag.

Deutschtum fest, das sie sich trotz aller Schwierigkeiten auf fremdem Boden und in fremder Umgebung treu und stark zu wahren wußten.

An Stelle des mangelnden staatlichen und kommunalen Zusammenhalts tritt bei den Bauern die Kultusgemeinschaft. Wie in Siebenbürgen bildet sie den einzigen festen Wall gegen fremde Einflüsse; und ergreifend sind in der Geschichte dieser Bauernschaften ihre Bemühungen um seelsorgerische Führung, bis ihnen die Kultusgemeinschaften des Reichs Hilfe und geordnete kirchliche Verhältnisse brachten. Stattliche Kirchen mit stolz ragendem Turm künden jetzt von weither das deutsche Dorf an. Scharf hebt es sich ab von den Dörfern der orthodoxen Rumänen und Russen mit ihren kuppelgekrönten Kultstätten oder von den durch zierliche Minarette überragten Siedlungen der Mohammedaner.

Der Türklopfer.

Skizze aus dem Osten von G. v. d. Gabelentz.

Mitten im froststarrenden Walde traf ich eines Tages mit meiner Kolonne auf einen kleinen Zug von Flüchtlingen. Russische Horden hatten ihnen erst alles verbrannt und geraubt und ihnen dann anbefohlen, vor den Deutschen zu fliehen. Sie waren bis in jenen Wald gekommen, dann hatten die Kosaken bei unserer Annäherung die Flucht ergriffen und die Armen schutzlos zurückgelassen.

Männer, Frauen und Kinder blieben fast völlig erschöpft und verhungert am Wege und baten uns, die Feinde, um Hilfe. Meine Leute taten, was sie konnten, die Jammernden fortzubringen und ihren Hunger aus der Feldküche zu stillen.

Schon wollte ich weiter, da sah ich abseits der andern neben einem elenden, zusammengebrochenen Wagen eine etwa vierzigjährige Frau im Weggraben sitzen. Sie allein klagte nicht und schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben. Der Kutscher stand neben dem Pferdchen, dem der Schweiß an den schlagenden Flanken zu weißem Reif geworden war, fluchte in seinen Bart und bemühte sich, das zerrissene Geschirr und die gesplitterte Achse mit einigen alten Stricken auszubessern.

Die Frau mußte, dem Pelzmantel nach, den wohlhabenden Ständen angehören, ihr Gesicht, abgemagert und ermüdet, war doch noch fast schön zu nennen. Ich trat zu ihr und fragte.

Sie antwortete: „Es ist wohl Gottes Wille. Geschehe, was er über mich verhängt hat. Ich habe seinen Zorn verdient, und er hat mich durch die Kosaken von Haus und Hof jagen lassen."

„Und wohin wollen Sie?" fragte ich weiter.

„Ganz gleich", gab sie zurück. „Ich habe keine Heimat." —

Ich nahm sie auf einen meiner Wagen, ihr Kutscher ließ indessen das zerbrochene Gefährt im Stich, kletterte auf sein Pferdchen und verschwand unter meinen Leuten. Die Flüchtige kauerte sich zitternd vor Kälte unter mein Gepäck und schaute ergeben in das beginnende Schneegestöber, während der Wind in ihren Haaren zauste. So fuhren wir weiter durch den Wald, beladen mit all den Unglücklichen.

Nach zwei Stunden brach die Dämmerung herein, und wir machten vor einem polnischen Dorf halt, um die Nacht über zu rasten. Ich hatte etwas abseits der elenden Hütten ein einzelnes Steinhaus am Waldrand bemerkt, das mir die Wohnung eines Forstbeamten zu sein schien, und ritt dorthin, Quartier zu nehmen und die fremde Frau abzuliefern.

Das einsame Haus machte einen unwirtlichen Eindruck, ein struppiger Hund kläffte vor dem Eingang, die ausgebleichten Schädel einiger Hirsche und Elche grinsten im Mondschein vom Giebel herab.

Die Tür fand ich verschlossen, doch hing an ihr ein Klopfer aus Bronze in Gestalt einer schmalen Frauenhand, Luft und Nässe hatten ihn mit einer grünlichen Patina überzogen.

Auf mein wiederholtes Lärmen öffnete endlich ein mürrischer Diener und erklärte, sein Herr sei draußen, noch nicht von der Jagd zurück. Ganz gleich, Krieg ist Krieg. Wir traten ein, und ich ließ die völlig erschöpfte und halb erfrorene Frau sich auf ein Bett legen, während ich noch einmal hinausging, nach Leuten und Pferden zu sehen.

Eine Stunde danach erschien der Hausherr vom Wald her mit zwei Jagdhunden, das Gewehr auf dem Rücken. Er war so groß, daß er sich bücken mußte, um die Tür zu durchschreiten.

Während er Mütze und Waffe weglegte, berichtete ich ihm von der mitgebrachten Flüchtigen. Er runzelte finster die Stirn und brummte, er habe geschworen, Weibern keine Herberge zu geben, dann aber ging er doch auf meine Bitte mit mir hinauf.

Die Fremde lag mit geschlossenen Augen und schien zu fiebern. Der Hausherr warf zuerst nur einen kurzen Blick nach dem Bett, dann aber hob er das Licht vom Tisch und betrachtete aufmerksam die Schlafende, indem er sich wie ein Arzt über sie beugte.

Endlich wendete er sich mit einem Ruck herum, gab seinem Diener Befehl, Essen und Trinken ans Bett zu stellen, und winkte mir, ihm hinabzufolgen. Wir setzten uns in seinem Zimmer vor einen prasselnden Kamin.

Indessen Tee und Rotwein gebracht wurden, fragte er noch einmal, wie ich diese Frau aufgefunden hätte. Ich erzählte ihm, bat, er möge sich der Hilflosen annehmen, und dankte für seine Gastfreundschaft.

Da huschte ein bitteres Lächeln über sein bärtiges Antlitz, er sah eine Weile ernst zu Boden und knurrte endlich, indem er sich über die von ergrautem Haar umrahmte Stirn strich: „Täuschen Sie sich nicht. Ich bin weder gut noch gastfreundlich. Und von Weibern mag ich nun schon gar nichts wissen."

Ich warf hin, daß ich mich wundere, wie er so einsam als Junggeselle leben könne.

Sei es, daß der Wein ihm die Zunge löste, sei es, daß er das Bedürfnis hatte, sich einmal wieder auszusprechen, kurz, er erzählte: „Da kennen Sie mich schlecht. Ich habe diese Einsamkeit gewollt und mir mühsam nach bösen Kämpfen selbst geschaffen. Ich hatte früher ein Gut nicht weit von der deutschen Grenze und war auch einmal verheiratet. Ich liebte meine Frau über alles und kümmerte mich im übrigen nur um das Gut und die Jagd. Gesellschaft mochte ich nie, wir bekamen darum nur selten Besuch. Auch zu Reisen etwa ins Ausland hatte ich nicht Gelegenheit noch Geld. Ich vermißte das nicht, war ich

doch glücklich, wie ein Waldeinsiedler nur mit meiner Frau zu leben. Ich dachte, alles sei gut so und mein Leben auch. Das dachte ich. Ob meine Frau glücklich war oder nicht, darüber habe ich nie nachgegrübelt, habe sie auch nicht gefragt. Ich glaubte es. Kehrte ich von meinen Feldern, von der Jagd heim, so freute ich mich, abends am Kamin zu sitzen, meine Frau auf den Schoß zu nehmen und ihr zu erzählen von meinen Arbeiten in Hof und Gut, von meinen Freuden der Jagd. Kinder hatten wir nicht.

„Eines Tages kehrte ich von einer Bärenjagd aus dem Innern Rußlands heim und fand meine Frau nicht mehr vor, nur einen Brief von ihr. Sie erklärte — nun kurz, sie hatte mich verraten, hatte sich aber gefürchtet, mir entgegenzutreten und es zu gestehen, denn ich war ein jähzorniger Kerl, mit dem nicht zu spaßen war. Sie fühlte sich unwürdig, mir unter die Augen zu treten und länger in meinem Hause zu bleiben. Sie bat mich, sie zu vergessen, ihr, wenn ich könnte, zu verzeihen. Und — sie war gegangen. Als ich ihren Brief las, hundertmal, denn ich dachte, es könne nicht sein, es sei das alles ein Alp, ein Traum, da kam mir eins nach dem andern in die Erinnerung, wie sie seit einiger Zeit so anders gegen mich gewesen war, wie sie so oft etwas Gedrücktes, Verängstigtes gehabt hatte. Ich hatte es nur ganz schattenhaft bemerkt. Und nun war sie gegangen.

„Ich hörte nichts mehr von ihr, erfuhr nie, wer mir ihr Herz gestohlen. Es war sein Glück, denn sonst hätte ich ihn umgebracht. Doch Rußland ist groß, und wer sich verstecken will, findet Platz genug. — Ich aber, ich wollte mir erst den Schädel an die Wand rennen, dann wütete ich mich in sinnlosen Zorn gegen meine Frau hinein. Ich schwor, mich an ihr zu rächen, ihr alles Böse anzutun, sie ewig zu hassen, ohne Maß, wie ich sie ohne Maß geliebt, denn ich war gewohnt, nichts halb zu tun. Und ich habe sie gehaßt. Wenigstens glaube ich das. Ich hätte sie damals erwürgt, das weiß ich sicher. Mein Gut verkaufte ich und zog hierher in diese Einsamkeit. Nie wieder sollte sich ein Weib über meine Schwelle wagen, darum darf es Sie nicht wundern, daß ich nicht erfreut war, als Sie mit jener aufgelesenen Frau droben zu mir kamen. Ich hoffte, der Krieg würde mich Einsamen verschonen. Haben Sie den Türklopfer bemerkt? Es war ein Geschenk meiner Frau, der Abguß ihrer Hand in Bronze. Sie gab sie mir einst lachend als eine Art Pfand ihrer Treue und Liebe. Treue und Liebe! Zwei Worte und ebensoviel Lügen! Ich habe diese Hand vor meine Tür nageln lassen, und ich schwor, ich schwor, solange die Bronzehand draußen sich nicht losreißen und zu mir hereinkommen würde, so lange würde ich meiner Frau nicht erlauben, je wieder meine Schwelle zu überschreiten. Die Hand hängt fest draußen im Eichenholz seit Jahren, sie wird sich nicht losreißen, und ich bin ruhig, bin sogar glücklich geworden unter meinen Hunden und den Bäumen und Tieren im Walde. Meine Liebe ist auch zum Teufel. Ich habe in diesen Jahren alles Weiche in mir erstickt."

„Dann tut es mir leid," sagte ich, „daß Sie heute die Vertriebene aufnehmen mußten. Aber es ist nun mal Krieg, und Sie können sie ja bald weitersenden. Oder besser, ich nehme sie morgen mit bis zur nächsten Stadt."

„Bis zur nächsten Stadt? Ja, das wird gut sein."

Mein Wirt blickte vor sich auf den Kopf des Jagdhundes, der ihm zu Füßen lag, und fügte plötzlich hinzu: „Uebrigens, die Tür wird offen sein für sie, wenn sie gehen will, und offen sein, wenn sie bleiben will. Man soll ja wohl einem Hilflosen nicht die Tür weisen, auch wenn's ein Weib ist."

Wir schwiegen, das Holz knackte im Kamin, draußen rüttelte der Schneewind an den Läden. Mein Gegenüber hatte die Hände über den Knien gefaltet und saß tief gebückt.

Mit einem Mal erhob er sich, ohne etwas zu sagen, und ging schweren Schrittes hinaus.

Ich blickte ihm erstaunt nach.

Plötzlich fuhr ich zusammen, ich hörte draußen einen scharfen Ton, als breche man gewaltsam ein Holzscheit entzwei.

Wenige Augenblicke später öffnete sich die Tür wieder, der Riese kehrte zurück. Der seltsame Ausdruck seines Gesichtes erschreckte mich. Er trug etwas in der Rechten, es war die Bronzehand, die er samt den eisernen Krampen und einem langen Holzspan mit gewaltiger Kraft aus dem Tor gerissen hatte.

Sein ganzer Körper zitterte, seine Lippen zuckten, er warf sich vor dem Stuhl, in dem er gesessen, in die Knie, umklammerte die metallene Hand, als wolle er sie zerdrücken, und schrie plötzlich: „Sie soll wieder bei mir bleiben, meine Frau!"

In den Sattel!

Von Gerhard Branca.

Nun ist auch endlich mir vergönnt,
Fürs Vaterland zu streiten,
Der König rief nach meinem Schwert,
Und morgen muß ich reiten.
Noch viele Bären gilt's im Ost
In Wald und Sumpf zu jagen,
Noch manchen Wolf, noch manchen Fuchs
Im Süden zu erschlagen.

Hurra, nun bin ich auch dabei!
Jetzt sind wir Kameraden!
Kurbrandenburger Reiterei
An baltischen Gestaden.
Wer weiß, in welchem fremden Land
Wir diesmal Julfest feiern,
Ob wir nicht in ägyptschem Sand
Suchen nach Ostereiern.

Der Liebsten will ich tief noch mal
Ins blaue Auge sehen,
Noch einmal den verträumten Gang
Zum Grab der Väter gehen.
Doch dann hinaus! Ich habe hier
Nicht Freund, nicht Sippe mehr,
Sie alle zogen lange fort
Zum großen deutschen Heer.

Nun war des Lebens Größtes mir
Zuteil, nichts gibt es weiter,
Ich trag die höchste Manneszier:
Ich wurd ein deutscher Streiter!
Herr Gott, ich gebe ohn Gebet
Mein Leben, es ist dein,
Weiß ich doch, wo mein Grab auch steht,
Wird deutsche Erde sein!

Muff und Kragen.

Hierzu 6 Aufnahmen von Ernst Schneider.

In den ernsten Kriegsjahren hat natürlich der sorglose, fröhlich bunte Reigen um den Thron Frau Modes eine recht bemerkenswerte Einschränkung erlitten. Und es ist gut so. Denn es geschah vordem bei diesem Minnedienst reichlich des Guten. Allzu viel Zeit und Gedankenaufwand und nicht zu wenig Geld wurden auf dem Markt der Eitelkeit geopfert.

Aber unter der Asche des jäh erloschenen Feuers glomm die Flamme des Schönheitsinnes still weiter. Und auch das hat Berechtigung und Wert, denn es ist ein natürlicher Trieb, daß die Frau im wechselvollen Reiz erstrahlt. Das wohlgepflegte Aeußere der Frau erweckt in dem Beschauer ästhetisches Empfinden, und es mag nicht nur Eitelkeit sein, die die Frau dazu treibt, an dem beweglichen Spiel der Mode ihre Freude zu finden, und sie immer wieder zur Anteilnahme anregt.



2. **Silberfuchsstola und Silberfuchsmuff.**



1. **Geraffte Hermelinpelerine.**

Aber die gedämpfte Stimmung bedingt einen gedämpften Ton aller Lebensäußerungen, der nicht zuletzt in der Mode widerklingt. Wie mit einem Schlage hat man allen Uebertreibungen den Garaus gemacht. Auch Pelzwerk gehört zu jenen Dingen, bei denen schwer zu entscheiden ist, ob sie allein nützlichen oder dekorativen Zwecken zu dienen bestimmt sind. In den meisten Fällen, besonders in geglückter Ausführung, erfüllen sie beide Ansprüche; sie sind schön und geeignet, vor Kälte zu schützen.

Mit unseren Abbildungen wollen wir hauptsächlich jene Pelze zeigen, denen in erster Linie die Bestimmung zuteil wurde, die Reize ihrer jugendlichen Trägerin zu erhöhen. Für die Straße werden fast ausnahmslos dunkle Pelze getragen. Neben Seal und Breitschwanz



3. **Breiter Hermelinschal**
mit aneinandergereihten Hermelinschweifen.

als ganze Hüllen verwendet man in diesem Jahr mehr denn je breite Pelzstreifen zum Schmuck der Röcke und Jacken.

Neben Skunks, der sich schon viele Jahre einer ausgedehnten Beliebtheit erfreut, gibt es mancherlei Neuheiten; so das Fell des „fliegenden Hundes", das tatsächlich von Flederhunden stammt, denen in Afrika, Asien und Australien bis vor ganz kurzer Zeit ein ungestörtes Leben beschieden war. Ein ihm äußerlich nahe verwandtes Fell stammt von dem Lufteichhörnchen, das, wie sein Name besagt, auch mit Flugwerkzeugen von der Natur ausgerüstet worden ist. In Fachkreisen kennt man es hauptsächlich unter dem Namen Taguan. Die Farbe ist meist steingrau. Unter der Hand des Kürschners nimmt sie jedoch auch schöne dunkle Färbungen an, so daß der Pelz häufig mit Skunks verwechselt wird. Er unterscheidet sich jedoch von dem spröden Skunks durch seine weiche Flaumigkeit.

Noch beliebter ist der weiße Iltis, dessen Name jedoch nicht zutrifft. Der weiße Iltis ist nämlich hellgelb mit braunen Schattierungen, der desto höher bezahlt wird, je weniger er den Namen weiß mit Recht trägt. Ueber Chinchilla und seine modische Bedeutung zu sprechen, erübrigt sich, da er wie Zobel stets zu dem Auserwählten gerechnet werden muß.

Immer wieder sehen wir die außerordentliche Beliebtheit, deren sich der Hermelin erfreut. In reizvollen Hüllen, deren Formen unaufhörlich wechseln, wirbt er Jahr um Jahr um die Gunst junger Frauen. Das schneeige Fell des Hermelins ist hauptsächlich bestimmt, Hals und Schultern Jugendlicher zu verhüllen. Es ist eine seit vielen Jahren bekannte Tatsache, daß der erste kostbare



4. **Verschlungene Hermelinjacke mit Skunkskragen. Pelerine, runder Muff**
und Kinderhut aus Hermelin.

Pelzmantel, den jede amerikanische Geldfürstin in dem Jahr ihrer Einführung in die Gesellschaft trägt, aus dem Fell des schneeschimmernden Hermelins hergestellt ist. In diesem Jahr spielt die kleine Pelerine (Abb. 5) eine überwiegend große Rolle. Ihr glockiger Schnitt, der sich im Rücken zu einer Spitze verlängert, gibt dieser modernen Hülle ein außerordentlich kleidsames und zugleich dekoratives Aussehen.

Sehr originell ist die Form des Muffes. Es ist erstaunlich, in wie vielen Arten dieser Toilettengegenstand von Jahr zu Jahr neu erstehen kann. Der Muff, dessen Dimensionen sich geradezu ins Riesenhafte steigerten, scheint die Grenzen des Möglichen erreicht zu haben, so daß er sich jetzt zur Umkehr gezwungen sieht. Augenblicklich trägt man neben einigen aparten Formen, die entweder einer Triangel, einer Trommel, einer Tonne oder dergleichen ähneln, einen Muff bescheideneren Umfanges, der nach Belieben rund oder flach gehalten sein darf.

Die Fachleute diktierten zu Beginn des Winters den runden Muff, der aber anscheinend nicht den gewünschten Beifall fand, da man mindestens ebenso viele flache und anders geformte sieht.

Weich und geschmeidig umhüllt die faltige, ein wenig gerafft erscheinende Hermelinpelerine (Abb. 1) ihre Trägerin. Der den Hals umschließende Stehkragen geht vorn ein wenig auseinander, während die rückwärtige gerade geschnittene Form unerheblich absteht. Außerordentlich fein ist auch der breite Hermelinschal (Abb. 3.), dicht besetzt mit aneinandergereihten schwarzgespitzten Schweifchen. Im allgemeinen fügt man die Schweifchen weit weniger ein als früher. Diese fransenähnliche Verzierung jedoch wirkt durch ihre Eigenart sehr ursprünglich und geschmackvoll. Die blendende Weiße des rund gewölbten Muffes wird ringsherum am Rande gleichfalls durch die Einfügung der kurzgehaltenen Schwänzchen unterbrochen.



5. **Kleine Pelerine aus Hermelin** mit Muff in neuer Form.

Die Hermelinjacke (Abb. 4.) ist wohl selten dazu bestimmt, auf der Straße getragen zu werden. Sie gehört zu jenen Hüllen, die hauptsächlich luxuriösen Zwecken dienen. Darum haben sie auch selten einen strenglinigen, lediglich auf Sachlichkeit gestellten Schnitt. Auch unsere Abbildung der Hermelinjacke zeigt eine graziöse Linienführung, vorn verschlungen und hinten lose. Der breite dunkle Skunkskragen hebt sich wirkungsvoll von dem weißen Grund ab.

Kleine Mädchen machen, wenn ihnen der Luxus von Hermelin gestattet wird, die Ausnahme, ihn nur auf der Straße zu tragen. Wann sollten sie auch sonst Gelegenheit finden, sich seines Besitzes zu erfreuen? Und ganz wie bei den großen arbeitet man auch für kleine Mädchen aus dem Fell der kostbaren weißen Tierchen runde Pelerinen, runde Müffchen und kleidsame graziöse Häubchen. Immerhin — es müssen Sonntagskinder des Schicksals sein, die mit solchen Kostbarkeiten geschmückt werden, oder — man begnügt sich mit kunstvoll zugerichteten Nachahmungen, die heute mit solchem Geschick hergestellt werden, daß sie kaum von den echten Fellen zu unterscheiden sind, und bei Kindern kommt es doch wahrlich nicht darauf an, sie nur kostbar zu kleiden. Jedoch ist der Wunsch, auch sie lieber in hellem als in dunklem Pelzwerk zu sehen, sehr verständlich und wird allgemein gern erfüllt.



6. **Breiter weißer Alaskafuchs.**

Mit einer der Mode seltenen Standhaftigkeit bewahrt sie den Füchsen mancherlei Art Treue. Die Fuchsstola gehört nun schon seit Jahren zu dem eisernen Bestand der Pelzmode (Abb. 2). Man ändert ein wenig bei der Zurichtung. So sind in diesem Jahre zum Beispiel die geraden Füchse beliebter als die rundgearbeiteten. Man trägt sie auch ein wenig anders als in den vorangegangenen Jahren.

Mit dem weißen Alaskafuchs (Abb. 6.) geht es genau wie mit den übrigen weißen Pelzsorten, sie sind und bleiben das Vorrecht der Jugend. Der schwarze Fuchs fügt sich meist am unauffälligsten in das Gesamtbild des Straßenanzuges. Graufuchs und vor allem die wunderfein getönten Blaufüchse werden wohl nie etwas von der Mißgunst der Mode zu erleiden haben. Neuerdings wird auch Luchs in der Art der Füchse getragen, er gehört jedoch noch zu den großen Seltenheiten, und Seltenheiten sind ja bekanntlich Kostbarkeiten.

Auch zu den Garnituren sehr eleganter Kleider wird der Fuchs gern zugezogen, besonders der Silberfuchs paßt wundervoll zu maulwurfsgrauer Seide.

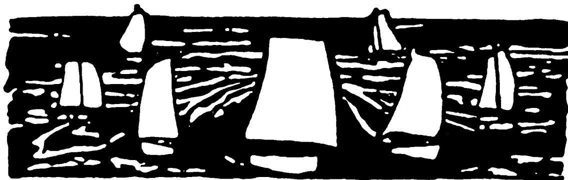
In tausend Spielarten sieht man die Verwendung edlen Rauchwerkes, das keineswegs mehr nur im Winter und für Wintergarderobe am Platze ist. Die zierlichen leichten Pelzhüllen werden schon lange nicht mehr zu dem Bestand der Wintergarderobe gerechnet, denn man freut sich ihrer genau so gut an kühleren Sommerabenden.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 6. | Berlin, den 5. Februar 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.



Die sieben Tage der Woche.

25. Januar.

In Flandern nimmt unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. Der Templerturm und die Kathedrale von Nieuport, die dem Feinde gute Beobachtungsstellen boten, wurden umgelegt. — Oestlich von Neuville greifen unsere Truppen im Anschluß an erfolgreiche Minensprengungen Teile der vordersten französischen Gräben an.

Die Entwaffnung des montenegrinischen Heeres geht glatt vonstatten.

26. Januar.

Die Franzosen versuchen durch eine große Zahl von Gegenangriffen die ihnen entrissenen Gräben östlich von Neuville zurückzugewinnen. Sie werden abgewiesen.

Am Görzer Brückenkopf nehmen österreichisch-ungarische Truppen in den Kämpfen bei Oslavija einen Teil der dortigen feindlichen Stellungen in Besitz; hierbei fallen den Truppen 1197 Gefangene, darunter 45 Offiziere, und 2 Maschinengewehre in die Hände.

27. Januar.

Beiderseits der Straße Vimy—Neuville stürmen unsere Truppen nach vorangegangener Sprengung die französische Stellung in einer Ausdehnung von 500—600 Meter, machen einen Offizier, 52 Mann zu Gefangenen und erbeuten ein Maschinengewehr und drei Minenwerfer.

In allen Teilen Montenegros herrscht, ebenso wie im Raume von Skutari, völlige Ruhe. Der größte Teil der montenegrinischen Truppen ist entwaffnet.

28. Januar.

In dem Frontabschnitt von Neuville werden Handgranatenangriffe der Franzosen unter großen Verlusten für sie abgeschlagen. — Vielfache Beschießung von Ortschaften hinter unserer Front durch die Franzosen beantworten wir mit Feuer auf Reims.

Bei Toporoutz an der beßarabischen Grenze überfielen heute früh Abteilungen des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 10 eine russische Vorfeldstellung, eroberten sie im Handgemenge, warfen die russischen Gräben zu und führten einen großen Teil der Besatzung als Gefangene ab.

29. Januar.

Nordwestlich des Gehöftes La Folie (nordöstlich von Neuville) stürmen unsere Truppen die feindlichen Gräben in 1500 Meter Ausdehnung, bringen 237 Gefangene, darunter einen Offizier, und 9 Maschinengewehre ein. — Vor der kürzlich genommenen Stellung bei Neuville brachen wiederholte französische Angriffe zusammen. Im Westteil von St.-Laurent (bei Arras) wurde den Franzosen eine Häusergruppe im Sturm entrissen. — Südlich der Somme erobern wir das Dorf Frise und etwa tausend Meter der südlich anschließenden Stellung. Die Franzosen ließen unverwundet 12 Offiziere, 927 Mann sowie 13 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer in unserer Hand.

Die Brückenschanze nordwestlich von Uscieszko am Dnjestr wird heftig angegriffen. Die tapfere Besatzung schlug den Feind zurück; das Vorfeld ist mit russischen Leichen besät.

Oesterreichisch-ungarische Truppen besetzen Alessio und den Adriahafen San Giovanni di Medua.

In Montenegro wurden bisher an Waffen eingebracht: 314 Geschütze, über 50000 Gewehre und 50 Maschinengewehre. Die Zählung ist noch nicht abgeschlossen.

30. Januar.

An und südlich der Straße Vimy-Neuville dauern die Kämpfe um den Besitz der von uns genommenen Stellungen an. Ein französischer Angriff wird abgeschlagen. Die südlich der Somme eroberte Stellung hat eine Ausdehnung von 3500 Meter und eine Tiefe von 1000 Meter.

Die Russen wiederholen ihre Angriffe gegen die Brückenschanze nordwestlich von Uscieszko. Alle Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, scheitern an der Tapferkeit der Verteidiger.

31. Januar.

In Erwiderung des Bombenabwurfs französischer Luftfahrzeuge auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg haben unsere Luftschiffe in den beiden letzten Nächten die Festung Paris mit anscheinend befriedigendem Erfolge angegriffen.

◇ ◇ ◇

Die Stoffbeschlagnahme.

Von Dr. O. Goebel.

Es muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die ungeheure Arbeit zu würdigen, die in diesem Krieg von Deutschland auf kriegswirtschaftlichem Gebiet geleistet worden ist. Wir stehen noch mitten im Wandel dieser Entwickelungsreihen und können das Endergebnis noch nicht buchen. Eins aber ist klar: Von der Entschlossenheit, Schnelligkeit und Richtigkeit der wirtschaftlichen Entscheidungen hängt Deutschlands Sieg in diesem größten Krieg der Weltgeschichte ebenso ab wie von den Leistungen unserer Heere. Ohne Waffen und Munition, ohne Ausrüstung und Verpflegung läßt sich ein Krieg nicht führen. Wie eine belagerte Festung kapitulieren muß, wenn es mit den Vorräten zu Ende geht, so müßte uns, ringsum abgeschnitten, wie wir sind, ein Versagen auf kriegswirtschaftlichem Gebiet um die Früchte unserer militärischen Erfolge bringen.

Diesem Gesichtspunkt gegenüber müssen alle Einzelinteressen bedingungslos zurücktreten. Ob wir an eine lange Dauer des Krieges glauben oder nicht, wir müssen jedenfalls auf jede mögliche Dauer vorbereitet sein. Mit der Erkenntnis von der Möglichkeit einer langen Kriegsdauer haben sich die wirtschaftlichen Aufgaben des Kriegsministeriums ungeheuer erweitert. Es ist notwendiger-

weise zu der Stelle geworden, von der aus die wichtigsten Regelungen des ganzen deutschen Wirtschaftslebens ausgehen und umsomehr ausgehen müssen, je mehr die Notwendigkeiten des Kriegs in alle Verhältnisse hineingreifen.

Wer die einzelnen Vorgänge unserer wirtschaftlichen Kriegführung kennt, weiß, daß unsere Gegner auf kriegswirtschaftlichem Gebiet die wichtigsten Schlachten schon endgültig verloren haben. Auf dem entscheidenden Gebiet der Munitionserzeugung, auf dem wir nach unserer Gegner Rechnung und nach unserer eigenen Befürchtung nach einem Jahr am Ende sein mußten, ist es gelungen, durch Sparwirtschaft in den zur Herstellung nötigen Grundstoffen, durch Steigerung der inländischen Erzeugung und vor allem durch Ausfindigmachung neuer Stoffe und Arbeitsverfahren uns, selbst für den ungeheuren Munitionsverbrauch dieses Krieges, ganz auf eigene Füße zu stellen. Was die erreichte Unabhängigkeit, in der Stickstofferzeugung z. B., zugleich an Ersparnissen für die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege bedeutet, sei hier nur nebenher erwähnt.

Sind wir auf den entscheidendsten Gebieten heute jeder Gefahr enthoben, so mahnen die Verhältnisse auf andern, weiter alle Kräfte anzuspannen, dasselbe Ziel zu erreichen. Am schwersten ist das da, wo eine Steigerung der Erzeugung neuer Rohstoffe im Inland beschränkt oder gar nicht möglich ist und eine Ausfindigmachung von Ersatzstoffen jedenfalls noch nicht in dem Umfang gelungen ist, um Zugang und Verbrauch auszugleichen. Hier muß daher die Sparwirtschaft in den Vordergrund treten. Wo aber die Sparwirtschaft für das Auskommen entscheidend ist, erfordert sie letzten Endes eine Regelung aller volkswirtschaftlichen Betätigungen auf dem Gebiet überhaupt, d. h. ein Hinübergreifen in die Halb- und Fertigfabrikate, in den Arbeitsgang der Betriebe und in den gesamten Handel.

Das typische Gebiet, wo das Ziel des Durchhaltens in weitem Umfang mit der Sparwirtschaft erreicht werden muß, ist das der Bekleidung. Um mit unseren Bekleidungsvorräten für jede mögliche Kriegsdauer auszukommen und dieses Auskommen nicht durch den Unverstand einzelner Bevölkerungskreise zu gefährden, hat man sich jetzt entschlossen, die Hand auf die Bekleidungsvorräte zu legen, die irgendwie für militärische Zwecke in Frage kommen können. Die Bekanntmachung vom 1. Februar 1916, betreffend Beschlagnahme und Bestanderhebung von Web-, Wirk- und Strickwaren, stellt zweifellos einen starken Eingriff in die Einzelwirtschaften dar. Unsere Gegner mögen und werden diesen tiefen Eingriff für ein Zeichen erklären, daß es mit Deutschlands Hilfsmitteln zu Ende geht. Die Behörden, die die Verantwortung tragen, scheuen im Bewußtsein der bisher erzielten Erfolge diese Auslegung nicht. Sie sind des sicheren Glaubens, daß auch hier wieder die Hoffnungen und Berechnungen der Gegner an unserem Willen zum Sieg scheitern werden. Sie fühlen sich sicher, daß das deutsche Volk die Einschränkungen und Unbequemlichkeiten, die von behördlicher Regelung des Wirtschaftslebens nicht zu trennen sind, nicht nur mit diesem Willen zum Durchhalten tragen, sondern seinen Stolz darein setzen wird, sich auch auf diesem Gebiet nicht niederzwingen zu lassen.

Dringt man näher in die Dinge ein, so sieht man, daß für die Wahl des Zeitpunktes des Eingriffs in das Bekleidungsgewerbe nicht etwa eine schon drohende Knappheit der Heeresversorgung maßgebend war. Die Heeresversorgung an sich hätte noch auf lange hinaus einen so tiefen Eingriff nicht erfordert. Daß es sich vielmehr um lang vorausblickendes, vorsichtiges Haushalten handelt, zeigt schon die Tatsache, daß die Verfügung in dem Zeitpunkt kommt, in dem wir uns eben den Weg nach dem Orient geöffnet haben, nach Gebieten, die gerade in der Woll- und Baumwollerzeugung eine Rolle spielen. Unsere vorsichtige Heeresleitung hat ungeachtet dessen, was von dort zu erwarten ist, es für richtig gehalten, zu handeln, als seien wir ganz auf uns selber gestellt. Maßgebend für den Zeitpunkt waren wesentlich folgende Erwägungen. Einmal gebot es sich, die Beschlagnahme zu einer Zeit vorzunehmen, zu der noch gewaltige Vorräte erfaßt werden konnten, und dann verfolgte man mit dieser Beschlagnahme zugleich den wichtigen Gesichtspunkt der Erhaltung der Industrie. Es galt Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands für die Zeit nach dem Krieg und Aufrechterhaltung von Verdienst und geordneten Verhältnissen bei der Bevölkerung. Der Arbeiterschaft ist nicht gedient mit einer kurzen Zeit starker Beschäftigung, der bei langer Kriegsdauer notwendig Arbeitslosigkeit folgen müßte, sondern sie hat das größte Interesse an dauernder, wenn auch verringerter Beschäftigung. Dieser Gedanke war ausschlaggebend. Wollte man bei den knappen Mengen an Rohmaterial denjenigen Betriebsumfang der Fabriken, bei dem sie gerade noch lebensfähig sind und ihre Arbeitskräfte durchhalten können, ungestört und gleichmäßig, damit zugleich unter größter Schonung von Rohmaterial und Betriebstoffen durchführen, so mußte man die Fabrikation unabhängig machen von oft plötzlich auftretenden Bedarfssteigerungen, wie sie geänderte Kriegslage, der Wechsel der Jahreszeiten, auch der der Mode mit sich bringen. Gewissermaßen als Puffer zwischen Erzeugung und Verbrauch schob man die Fertigbestände ein. Daß diese Bestände eine gewaltige, bei sparsamster Verwendung jeder möglichen Kriegsdauer gewachsene Höhe erreichen, dafür bürgt der Reichtum, in dem unser Volk sich in den letzten Jahren vor dem Krieg hat sonnen können. Dieser Puffer liegt nicht nur in den großen Vorräten an fertigen Stoffen, die die Lager unseres Handels füllen, sondern auch in der Einschränkung der Neuanfertigung von Kleidungstücken, die eine notwendige Folge der Verordnung ist, und die die Bevölkerung veranlassen soll, die in den Familien vorhandenen Bestände aufzutragen.

Daß darin für weite Kreise ein Aufgeben bisheriger Gewohnheiten liegt, daß Mode und Gutgekleidetsein vorübergehend etwas von ihrer bisherigen Wertschätzung verlieren müssen, ist unvermeidlich. Wir haben aber wohl schon jetzt gelernt, uns wieder darauf zu besinnen, daß es nicht die äußeren Dinge allein sind, die das Leben lebenswert machen, sondern der innere Gehalt des Lebens, den die äußeren Dinge nur schmückend ergänzen, aber nie beherrschen sollen. Die Umkehrung tritt erst da ein, wo der Mangel an äußeren Dingen zur Not wird. Auch hieran mußte gedacht werden, daß für manche Bevölkerungsklassen die Folge der Maßnahmen ein Notstand in der Versorgung mit Bekleidung sein konnte. Tatsächlich sind schon jetzt Erwägungen im Gange, wie der minderbemittelten Bevölkerung, die ihre geringen Vorräte an Kleidung bald verbraucht haben könnte, eine ausreichende und nicht zu teuere Neueinkleidung zu ermöglichen ist.

Um einen vollen Ueberblick über die verfügbaren Mengen zu gewinnen, ist mit der Beschlagnahme eine Bestandaufnahme verbunden, die fast das ganze Gebiet der Bekleidungstoffe einschließlich der fertigen Waren umschließt. In 8 Gruppen erfaßt sie alles, was für militärische Bedürfnisse in Frage kommen kann:

Männerkleiderstoffe, Decken, Mämnertrikotagen, Wäschestoffe, Futterstoffe, Segeltuche, Sandsackstoffe usw. Die gemeldeten Bestände sollen möglichst bald auf ihre Verwendbarkeit geprüft werden. Was brauchbar befunden wird, will die Heeresverwaltung ankaufen und bar bezahlen.

Zu dieser käuflichen Uebernahme durch den Staat, einer bei den in Millionen gehenden Werten großzügigen und verantwortungsvollen Maßnahme, hat sich die Heeresverwaltung vor allem deshalb entschlossen, damit klare Verhältnisse geschaffen werden und dem Handel in kürzester Zeit die möglichste Bewegungsfreiheit wiedergegeben wird. Der Handel erhält auf diese Weise bald einen Ueberblick über das, was ihm zum Weiterbetrieb seines Geschäftes bleibt, und er erhält für die militärbrauchbaren Waren den entsprechenden Gegenwert, er ist also imstande, sich darüber klar zu werden, ob er seinen Betrieb in der bisherigen Form weiterführen kann, sich umstellen muß auf neue Artikel, oder ob es für ihn geratener ist, seinen Betrieb zu schließen. Darin darf man sich natürlich nicht täuschen, eine so tief eingreifende Maßnahme ist nicht denkbar ohne Schließung des einen oder anderen Geschäftes, selbst nicht ohne Vernichtung einzelner wirtschaftlicher Existenzen. Es hieße den Kopf in den Sand stecken, solchen möglichen Folgen in einem Krieg um Sein und Nichtsein nicht klar ins Auge zu blicken. Die Aufgabe kann nur sein, die Verluste auf der geringsten Höhe zu halten.

Was die Inhaber der Betriebe betrifft, so haben viele derselben im bisherigen Verlauf des Krieges gute Verdienste gehabt und Kapitalien aufgehäuft. Wo sich ihre bisherigen Geschäfte nicht weiterführen lassen, sind sie zumeist imstande, irgend eine andere Art der geschäftlichen Betätigung zu ergreifen. An geschäftsgewandten Persönlichkeiten herrscht kein Ueberfluß. Schwieriger kann sich da und dort die Lage für die Angestellten und Arbeiter, vor allem auch für die zahlreichen Heimarbeiterinnen gestalten. Besondere Bestimmungen für Konfektionsbetriebe und Nähstuben helfen die Lage der Heimarbeit erleichtern; hier muß auch das opferwillige Eingreifen der privaten Liebestätigkeit erwartet werden. Es gilt, auch die zahlreichen verschämten Armen ausfindig zu machen, die als Heimarbeiterinnen im Konfektionsgewerbe ihren Lebensunterhalt suchten. Man wird sich ihrer Verpflegung annehmen müssen und ihnen Nähstuben einrichten. Eine starke Hilfe kann bei diesen Bestrebungen werden, daß bei der verminderten Herstellung neuer Kleidungstücke Umänderungen und Ausbesserungen einen breiteren Raum einnehmen werden als sonst. Diese Arbeiten den Bedürftigsten zuzuwenden, ist eine wichtige Aufgabe. Des weiteren sind die Bekleidungsämter angewiesen, soweit als möglich Konfektionsarbeit zu vergeben. Außerdem sollen große Aufträge im Nähen von Sandsäcken vergeben werden. Der Staat ist vor allem aber auch in Verbindung mit Gemeinden und Privaten bereit, mit allen Mitteln einen Uebergang beschäftigungsloser Arbeiter und Arbeiterinnen in andere Berufe zu fördern und unverschuldet Arbeitslose über Wasser zu halten.

Man darf sich den Eingriff, den die Verordnung vom 1. Februar 1916 gebracht hat, aber auch nicht tiefer vorstellen, als er wirklich ist. Zunächst sind gewisse Mindestmengen zur weiteren Verarbeitung freigeblieben. Sind sie verbraucht, so sollen aus den inzwischen als militärunbrauchbar ausgeschiedenen Beständen weitere Mengen freigegeben werden. Die Frauen- und Kinderbekleidung ist verhältnismäßig wenig betroffen, und auf dem Gebiet der Herrenkleiderstoffe sind es auch nur die einfarbigen in Grau, Schwarz, Blau, Braun und Grün usw., die von der Militärverwaltung erworben werden dürften, so daß die Bestände an gemusterten Stoffen weiterhin für den Privatbedarf verwendbar bleiben werden.

Wie dem aber auch sei, an der Bekleidungsfrage kann und wird der Sieg Deutschlands so wenig scheitern, wie er an der Munitionsfrage gescheitert ist. Halten wir uns immer vor Augen, daß es um Sein oder Nichtsein unseres Volkes geht und daß die Gegner das Rennen erst aufgeben werden, wenn sie uns, wie auf militärischem, so auch auf wirtschaftlichem Gebiet für unbesiegbar halten. In diesem Sinne werden wir willig, wohl gar mit Humor, uns die Einschränkungen in der Kleidung auferlegen, die uns die Verordnung vom 1. Februar in ihren Folgen bringt.

Hilfe für den städtischen Grundbesitz.

Von Dr. Otto Arendt M. d. R. u. d. H. d. Abg.

Dem preußischen Landtag ist der Entwurf eines Schätzungsamtsgesetzes vorgelegt, ein zweiter Gesetzentwurf steht in Aussicht, der zehn Millionen Mark zur Förderung der Errichtung von Stadtschaften anfordern soll. Beide Gesetze stehen in innerem Zusammenhang miteinander und bedeuten den ersten und grundlegenden Schritt zur Organisation des städtischen Grundkredits und zur staatlichen Hilfe für den in schwerer Notlage befindlichen städtischen Hausbesitz.

Während die Landwirtschaft in Preußen die hinter ihr liegenden schweren Notstandsjahre wesentlich auch dank der ausgezeichneten, von Friedrich dem Großen geschaffenen Kreditorganisation der Landschaften glücklich überwunden hat, war für den städtischen Realkredit bisher entweder gar nichts oder ganz Unzulängliches geschehen. Es läßt sich dies dadurch erklären, daß die Zeit des großen Aufschwungs des deutschen Städtewesens zusammenfällt mit dem großen allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung. Der Wert des Grundbesitzes und sein Ertrag — die Mieten — steigen beständig, während die gleichzeitige großartige Entwicklung des Geld- und Kreditwesens das Anlage suchende Kapital stark vermehrte und der Zinsfuß dauernd im Sinken war. So fand jeder Hausbesitzer leicht und billig Hypothekenkredit, und der Ablauf einer Hypothek war für ihn zunächst ein erfreuliches Ereignis, das ihm die Erleichterung seiner Zinslast ermöglichte. Durch möglichst weitgehende Beleihungen suchte das Kapital im Wettbewerb der Hypotheken sich diese zu verschaffen und zu sichern. Die immer zahlreicheren Hypothekenbanken konnten um so entgegenkommender sein, als der Rückgang des Zinsfußes ihnen den Absatz ihrer Pfandbriefe zu immer günstigeren Bedingungen sicherte.

Vor etwa zwanzig Jahren trat dann eine Aenderung ein. Die dreiprozentige Reichsanleihe, die den Nennwert überschritten hatte, begann im Kurse zu sinken. Seit dem Burenkrieg ging in allen europäischen Ländern der Zinsfuß nach oben. Schon vor dem

Weltkrieg war der Kurs dieser dreiprozentigen Reichsanleihe auf etwa 75% zurückgegangen. Mußte das Deutsche Reich 1% mehr Zinsen aufbringen, so war es selbstverständlich, daß alle anderen Schuldner, vor allem die Hypothekenschuldner, erhöhte Zinsen zu zahlen hatten. Nun änderte sich die Lage der städtischen Hausbesitzer. Läuft die Hypothek ab, so kündigte der Gläubiger und verlangte nicht nur höhere Zinsen, sondern oft auch hohe Provisionen und Teilrückzahlungen des Kapitals. Der Wert der Grundstücke mußte sich durch die Zinssteigerung vermindern, denn er beruht auf dem Ertrag, der sich naturgemäß vermindert, wenn vermehrte Zinszahlungen die Ausgaben vermehren. Dazu kam namentlich in den Großstädten vielfach ein Ueberangebot von Wohnungen, so daß Mietausfälle und Mietrückgänge zur Regel wurden.

Schon vor Ausbruch des Krieges befand sich der städtische Grundbesitz in schwerer Notlage. Der Krieg hat diese außerordentlich verschärft. Der Hausbesitz hat durch die gesetzlichen und unbedingt notwendigen Schutzmaßregeln für die Kriegsteilnehmer und ihre Angehörigen schwere Lasten zu tragen. Dazu kommt ein vielseitiges, allerdings ganz ungerechtfertigtes Streben, die Kriegslage zur Mietherabsetzung auszunutzen. Andererseits kamen die 5% Kriegsanleihen. Soweit jetzt Hypotheken gekündigt werden, ist der Grundbesitzer dem Gläubiger auf Gnade und Ungnade übergeben. Die vom Bundesrat eingeführte Stundung der Zahlungen ist ganz unzureichend, namentlich nachdem eine irrige Auslegung durch die Gerichte ihre Wirkung nahezu in ihr Gegenteil verkehrt hat. Auch die Abmachungen des Schutzverbands für das Grundeigentum haben das Uebel nicht vermindert, sondern vermehrt. Es war ein schwerer Fehler, eine Steigerung des Zinsfußes bis 4¾% als berechtigt zu bezeichnen bei einer Verlängerung der Hypothek bis 3 Monat nach dem Frieden. Kein Hausbesitzer wird bis dahin imstande sein, Kapitale zu beschaffen. Diese Abmachung lag im Interesse der Banken, aber nicht im Interesse des Grundbesitzes.

Es ist nicht eine Interessenfrage der Hausbesitzer, um die es sich hier handelt, sondern eine Frage von allgemeiner und größter wirtschaftlicher Bedeutung. Neben Nahrung und Kleidung ist die Wohnung das unentbehrlichste Bedürfnis des Menschen. Bricht eine Krisis über den städtischen Grundbesitz herein, so muß die Gesamtbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen werden. Zunächst hat bereits der Neubau von Wohnhäusern so gut wie aufgehört. Er wird durch das Steigen des Zinsfußes ebenso verhindert wie durch das Steigen der Löhne und aller Preise. Das Angebot an Wohnungen wird dadurch ständig vermindert, und nach dem Krieg droht deshalb Wohnungsnot und starkes Steigen aller Mietpreise.

Die Einschränkung des Wohnungsbaus bedeutet aber auch eine bedenkliche Verminderung der Tätigkeit des Baugewerbes. Industrie, Handwerk und Arbeiterschaft werden in Mitleidenschaft gezogen, verlieren Beschäftigung und Brot. Bei der Mietsteigerung ist das Gewerbe doppelt beteiligt, da es nicht nur für Wohnzwecke, sondern auch für Arbeit- und Verkehrzwecke Mieträume braucht. In der Klein- und Mittelstadt ist es der Handwerker und Gewerbetreibende, der Beamte und kleine Rentner, also der ohnehin schwer um seine Existenz ringende Mittelstand, der den städtischen Hausbesitz bildet und also von dessen Not schwer betroffen wird. Welche Steueraussichten überdies die Zukunft in sich birgt, sei hier nur gestreift.

Es ist deshalb ganz unumgänglich nötig, daß Reich und Staat, Provinz und Gemeinde schleunigst zusammenwirken, um der drohenden Katastrophe des städtischen Grundbesitzes entgegenzuwirken. Ein Abwarten bis nach dem Kriege ist nicht angängig, die Hilfe käme dann zu spät. Deshalb hatte die preußische Regierung recht, daß sie während des Krieges die ersten und grundlegenden Gesetze für den städtischen Grundbesitz in Angriff nahm.

Die Einführung öffentlicher Taxämter ist die Voraussetzung, ohne welche eine Organisation des städtischen Realkredits auf gesunder Grundlage unmöglich ist. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sie, wenn ich nicht irre, einstimmig gefordert. Es soll damit das Vertrauen für die Kreditwürdigkeit des Grundbesitzes zurückgewonnen und eine Grundlage geschaffen werden, auf der der städtische Grundkredit sich ehrlich entwickeln kann wie längst der ländliche. Auf der Grundlage der öffentlichen Taxämter sollen und müssen sich Stadtschaften nach dem Vorbilde der Landschaften entwickeln.

In Hausbesitzerkreisen sieht man vielfach den Taxämtern nicht ohne Sorge entgegen. Man fürchtet, daß ihre Schätzungen namentlich jetzt erheblich niedriger ausfallen könnten als die Schätzungen, auf Grund deren die bestehenden Hypotheken gegeben sind, so daß bedeutende Krediteinschränkungen die Folge sein müßten. Diese Befürchtungen wären durchaus begründet, wenn die Taxämter sogleich zu einer Zwangseinrichtung gemacht werden, und wenn nicht gleichzeitig mit ihrer Einführung Stadtschaften mit ausreichender Beleihungsgrenze in Tätigkeit treten. Es wird Aufgabe des Landtages sein, hierfür genügende Bürgschaften in das Gesetz hineinzubringen. Das Gesetz würde nicht für ganz Preußen, sondern provinzweise in Kraft zu setzen sein und früher Geltung erlangen, als bis für sein Geltungsbereich Stadtschaften bestehen.

Die Bedeutung der Stadtschaften für den Grundbesitz besteht darin, daß er hier unter allen Umständen eine Beleihung erhält. Diese Beleihung ist zugleich die seinen Interessen zuträglichste. Die Stadtschaft gibt nur unkündbare Tilgungsdarlehne. Der Hausbesitzer ist also gegen Kündigung und gegen jede künftige Zinsfußerhöhung geschützt. Dagegen kann er selbst sein Darlehn jederzeit zurückzahlen. Er kann also eine Ermäßigung des Zinsfußes für sich ausnutzen. Wenn trotzdem bisher in Hausbesitzerkreisen, namentlich bis zu den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre, die Tilgungshypotheken teilweise unbeliebt waren, so liegt das daran, daß einerseits die geforderten Tilgungen oft zu hoch waren, und daß andererseits die gesetzlichen Bestimmungen die Pfandbriefanstalten hinderten, auch nur annähernd in den Beleihungen so weit zu gehen wie Hypothekenbanken und andere Kreditinstitute.

Diese Erfahrungen müssen jetzt ausgenutzt werden, wenn die neu zu begründenden Stadtschaften eine wirkliche Hilfe für den städtischen Grundbesitz werden sollen.

Die Tilgungsätze dürfen nicht zu hoch werden, sonst übersteigen sie die Leistungsfähigkeit des ohnehin schwer um seine Existenz ringenden Grundbesitzers. Nicht die Gesamttilgung der Schuld soll das Ziel sein, denn Grund und Boden behalten immer Wert, sondern die allmähliche Schuldverminderung, hierfür genügt die kleinere Tilgungsrate. Es muß aber auch dem Hausbesitzer ein schnellerer Vorteil von der Schuldverminde-

rung gegeben werden, als dies bisher bei den Tilgungshypotheken der Fall war. Die Hausbesitzer klagen nur zu oft, daß die Tilgung nicht ihnen, sondern erst ihrem Nachfolger oder Erben Vorteil bringt. Das kann dadurch geändert werden, daß bei höheren Beleihungen nur für die ersten 50 % eine Tilgung, für die darüber hinausgehende Schuld aber eine Abzahlung zugelassen wird. Der Unterschied liegt darin, daß bei der Tilgung die Zahlung bis zur völligen Rückzahlung die gleiche bleibt, bei Abzahlungen dagegen die Zinslast mit jedem Vierteljahr sich um die Zinsen der Abzahlung vermindert, so daß der Schuldner schnell und steigend eine Erleichterung seiner Zahlungen findet.

Die Abzahlung ist ferner für Versicherungsgesellschaften, Sparkassen und Private eine viel zuträglichere Form als die Tilgung, sie macht die Hypothek übersichtlicher und daher beweglicher. Bei den Landschaften kann eine Rückzahlung der Tilgungen eintreten, weil Grund und Boden den Beleihungswert nicht ändern. Beim Hausbesitz ist das anders. Hier tritt durch Abnutzung eine Entwertung ein, die Tilgungsraten müssen deshalb bis zur vollen Tilgung der Schuld festgehalten werden. Dem Schuldner kann nur durch Zulassung der Abzahlung eine Erleichterung gegeben werden.

Die Hauptsache aber ist, daß die Stadtschaften nur dann zu einer wirklichen Hilfe für den städtischen Grundbesitz werden können, wenn ihre Beleihungen ausreichend weit gehen. Hier ist die erste Voraussetzung, daß die von den Stadtschaften auszugebenden Pfandbriefe mündelsicher sein müssen. Nur dadurch ist ihnen ein Zinsfuß gesichert, der dem Eigentümer die Möglichkeit der Tilgung und der Abzahlung beläßt. Mündelsicher sind Pfandbriefe bis zu 50 % des Wertes. Die Bestrebungen, eine Erhöhung der Mündelsicherheit für den städtischen Grundbesitz zu erreichen, sind aussichtslos. Es muß anerkannt werden, daß landwirtschaftliche Grundstücke eine höhere Sicherheit bieten. Eine Beleihung bis 90 % ist aber völlig unzureichend. Dies ist der Grund, weswegen bisher städtische Pfandbriefämter, wie das in Berlin, eine wirklich praktische Bedeutung nicht gewinnen konnten.

Nur auf einem Wege ist hier zu helfen, und dieser soll jetzt beschritten werden. Die Mündelsicherheit muß erhöht werden durch öffentlich rechtliche Sicherheitsleistung. Hierzu sind zunächst die Provinzen bestimmt, welche die Stadtschaften ins Leben rufen. Ihnen würde die Erhöhung und Unterhaltung bis 60 % zufallen. Dabei würden sie gar keine Gefahr laufen, denn ihnen wären die Tilgungzahlungen als Sicherheitsmasse zu verpfänden, so daß tatsächlich die Schuldner für etwaige Ausfälle hafteten. Aber auch mit 60 % einer öffentlichen Taxe ist das gesunde und berechtigte Kreditbedürfnis, namentlich für die Uebergangzeit, nicht befriedigt. Die jetzigen e r s t e n Hypotheken dürften zumeist mit 70—80 % des künftigen Taxwertes auslaufen. Will man also die Stadtschaft wirklich erfolgreich in Wettbewerb treten lassen, so müssen die Kommunalverbände und Gemeinden die Bürgschaft bis 75 oder 80 % übernehmen. Auch sie werden hierbei keine Gefahr laufen, wenn auch ihnen die Tilgungszahlungen an zweiter Stelle als Pfand dienen, und wenn sie sich durch Banken (Schutz- oder Ausbietunggenossenschaften) oder Grundbesitzorganisationen Deckung verschaffen. Ohne diese Mithilfe der Gemeinden wird die Stadtschaft keine Lebenskraft erhalten. Wird diese aber erreicht, so ist wirkliche Hilfe geleistet.

Denn dann ist die Lage eine völlig veränderte. Der Hausbesitzer hat eine unbedingt sichere Beleihungsmöglichkeit. Sein bisheriger Gläubiger wird sich bemühen müssen, die Stadtschaft entweder in der Beleihungsfrist oder im Zinsfuß auszuzahlen, während er jetzt tatsächlich seine Bedingungen ohne jeden Wettbewerb aufstellt.

Für die Übergangzeit wird festgesetzt werden müssen, daß bei Verlängerungen bestehender Hypotheken die öffentlichen Taxämter noch nicht angerufen werden müssen. Dadurch wird namentlich für die Hypothekenbanken die Verlängerung der Hypotheken sehr viel vorteilhafter als deren Ablösung, da für Neubeleihungen die öffentlichen Taxen eintreten, die zur Beschränkung der Beleihungen führen werden. Ist das für die Zukunft ein im Interesse der Gesundung unseres Realkredits wünschenswertes Ziel, so muß doch eine Durchführung bei der jetzigen Notlage unbedingt verhindert werden, sonst werden die Taxämter aus einer Hilfe eine Gefahr.

Man hört oft den Einwand, woher die Stadtschaften die Mittel nehmen, und wie die Pfandbriefe abgesetzt werden sollen. Hierbei ist zunächst zu bemerken, daß es sich gar nicht um neues Kapital handelt, sondern nur um eine Kapitalverschiebung. Die Beleihung führt zur Bezahlung einer bestehenden Hypothek. Der Gläubiger muß das Geld wieder anlegen, es fließt also dem Kapitalmarkt sofort wieder zu.

Die Stadtschaft hat den Absatz der Pfandbriefe selbst zu besorgen, dem Hauseigentümer muß sie die erforderlichen Barmittel geben. Besteht zwischen Nennwert und Kurs der Pfandbriefe ein Unterschied, so wird der Eigentümer hierfür aufzukommen haben, es ist dies aber eine Schuld, die nicht nach den Regeln des Realkredits, sondern die als Personalkredit zu erledigen ist.

Angestrebt muß werden, daß für die Ausgestaltung des Pfandbriefmarktes eine besondere Bank errichtet wird. Hier hätte Reichshilfe einzusetzen. Bei der Wechselbeziehung zwischen Pfandbriefkurs und Kurs der Staatspapiere hat das Reich hier auch wichtige Eigeninteressen wahrzunehmen. Eine Reichsstadtschaftsbank, etwa auf die Darlehnskasse aufgebaut und wie diese an die Reichsbank angelehnt, würde am zweckdienlichsten die für die Stadtschaften nötigen Mittel beschaffen. Alle diese Einrichtungen müssen so schnell wie möglich ins Leben gerufen werden, damit sie vielleicht noch während des Krieges, jedenfalls aber sofort bei Friedenschluß ihre segensreiche Wirkungen ausüben können. Bis dahin aber sollten gesetzliche Schutzmaßnahmen den Ruin des städtischen Hausbesitzes abwehren.

Es war für Deutschland von unberechenbarem Wert, daß es den Weltkrieg ohne Moratorium überstehen konnte. Auch für den Hausbesitz ist kein Moratorium anzustreben. Hat ihm aber die Gesetzgebung besondere Kriegslasten auferlegt — er muß den Kriegsteilnehmern ohne Entschädigung die Wohnung belassen — so sind auch Kriegsmaßnahmen zu seinem Schutze am Platze. Hierhin gehört ein Schutz gegen Hypothekenkündigung bei pünktlicher Zinszahlung bis zur Durchführung der jetzt geplanten Taxämter und Stadtschaften, also die Verlängerung der Aussetzung der Zahlungstundung von jetzt 6 Monate auf zwei Jahre unter Zulassung eines Rechts des Gläubigers, unter besonderen Verhältnissen auf frühere Zahlung zu klagen. Wird nach diesen Vorschlägen von Reich und Staat, Provinz und

Gemeinde das Nötige getan, so wird der städtische Grundbesitz nicht nur die schwere Krisis überstehen, sondern auch dauernd gesunden, manche schwindelhaften Auswüchse werden verschwinden, denn die öffentlichen Taxämter dürften auch den Bauschwindel einschränken, die städtische Hypothek wird wieder ein mit Recht bevorzugtes Anlagepapier werden, und der Gesamtbevölkerung wird das Wohnungsbedürfnis in einer dem Allgemeininteresse entsprechenden Weise gewährleistet Aber Gefahr ist im Verzuge — es darf nicht gewartet werden, bis die Hilfe zu spät kommt. Es ist ein allgemein bekanntes Wort: Doppelt gibt, wer schnell gibt. Der Worte sind wahrlich jetzt genug gewechselt, lassen wir nun endlich Taten sehen.

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Lyon wird „Leipzig".

Unterm hohen Patronat
Poincarés, des guten Dicken,
Wagt sein Staat zu einer Tat
Die — Prospekte zu verschicken.

Der Prospekt sagt unverblümt:
„Leipzig" macht den Herrn Beschwerden,
Weil's als Meß-Stadt zu berühmt,
Kurz: Lyon soll — „Leipzig" werden.

. . . Wenig fehlt, daß blüht und wuchs
Leipzigs Messe tausend Jahre;
In drei Tagen macht das flugs
Poincaré, der Unfehlbare.

Er verfügt ganz knapp: „Lyon
Hat von heut den Ruf Alt-Leipzigs" —
Er verfügt's und damit „bon",
Er befiehlt's, und dabei bleibt sich's.

Wer noch etwas auf sich hält,
Hat zu Fuß, zu Schiff, zu Wagen
Einmal jährlich nun sein Geld
Nach der Stadt Lyon zu tragen.

Jeder Kaufmann, fern und nah,
Eilt herbei mit flinken Waden.
Der Nikita ist schon da,
Hat der auch schon einen Laden?

* * *

Aus Greys Tagebuch.

Das mit der Nichtverschärfung unserer Blockade gegen Deutschland — das hab ich wieder mal glänzend gemacht! Habe im Parlament einfach erklärt: „Wozu Blockade verschärfen!? Ist ja schon scharf genug! Kann überhaupt nicht schärfer sein!!"

Wenn sich nun die Friedenspartei bei mir beschwert, kann ich sagen: „Aber was wollt ihr denn von mir! Ich habe im Parlament ausdrücklich erklärt, daß die Blockade nicht verschärft werden soll!"

Und wenn sich die Kriegspartei bei mir beschwert, kann ich sagen: „Aber was wollt ihr denn von mir! Ich bin im Parlament ausdrücklich eingetreten für eine Blockade, die so scharf ist, daß sie überhaupt nicht mehr schärfer sein kann!"

* * *

Spreetunnel.

Die neue Schnellbahn in Berlin
Ist wieder ein gut Stück weiter gediehn.
Nach großentworfnem, kühnem Plan
Ward dieser künftigen Untergrundbahn
Tief unter der Spree ein Weg geschaffen — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und draußen starrt die Welt in Waffen.

Zählt das nicht auch zum Wunderbaren?
Nun führen wir Krieg seit anderthalb Jahren.
Die Feinde verkünden Lug und Trug,
Doch wir — wir haben Hände genug,
Daß draußen wir an allen Fronten
Siegreiche Kämpfe führen konnten,
Und schafften daheim zur gleichen Frist
Ein Werk, so stattlich wie dieses ist.

Berlin baut, wie im Frieden rege,
Dem künftgen Verkehr die neuen Wege;
Die Technik, die Künste, die Wissenschaft,
Sie blühen uns Deutschen in alter Kraft;
Wir wirken und walten unverdrossen.
— — — — — — — — — — — — — —
In London sind die Museen geschlossen.

* * *

Italienische Schwierigkeiten.

Aus Rom wird den „Times" gemeldet, daß Italien seine Schwefelgruben schließen muß, weil der Preis der zum Maschinenbetrieb nötigen Steinkohlen zu hoch geworden ist.

— —

Ernstliche Schwierigkeiten stehen nun bevor.

Wenn die Schwefelgruben geschlossen sind — woher wird dann die italienische Heeresleitung den . . . Stoff für ihre Kriegsberichte nehmen!

* * *

Peter im Achilleion.

Seht, da geht er,
Serbiens Peter,
Durch des Achilleions Hallen!
Macht sich wichtig,
Bläht sich richtig,
Ja, das kann ihm so gefallen.

Seht, da steht er,
Serbiens Peter,
Und er fühlt sich als Gebieter . . .
Arme Posse!
Auf dem Schlosse
Wohnst du nur als „kurzer" Mieter!

Kein Gebieter!
Nur ein Mieter,
Trotz der spreizenden Gebärden.
Peter, Peter!
Das wird später
Eine teure Miete werden!

* * *

Skutari.

In Albaniens Küstengebirge blaut, tief eingesunken, der Skutarisee. Ein kleines albanisches Meer neben dem Adriatischen, breitet er seine Fluten, die an den flacheren Ufern in schilfigem Sumpfgelände verseichten, vom Absturz der „Schwarzen Berge" bis zum Südfuß des Maranaj aus, nährt sich von den Alpenströmen des Hinterlandes und ergießt durch die Bojana den Überschuß seiner Gewässer in die Adria. Hier am Ausfluß der Bojana ist eine jener Stellen, die mit Schicksalsgewalt zur Besiedelung drängen. Solche Punkte verbürgen den Geschlechtern, die hier ihr Dasein auswirken müssen, Macht und Wohlstand, aber sie setzen sie auch ewig den Gelüsten aus, die eine beherrschende Lage beim landbegierigen Nachbar zu erregen pflegt.

Skutari oder Skodra hat schon im Altertum eine Rolle gespielt. Wir lesen von ihr in der vierten Rede des Cicero gegen Verres, und Livius hat ihrer in seiner Schilderung der Römisch-Illyrischen Kriege mit Ausführlichkeit gedacht. Der See scheint damals noch viel sumpfiger gewesen zu sein als heute. Er wird der „labeatische Sumpf" genannt nach den Labeaten, eben jenem Stamme der Illyrier, deren König Gentius hier seine Hauptstadt hatte. Die Barbanna, die heutige Bojana, scheint dazumal breit genug gewesen zu sein, um den Seeräuberschiffen der Labeaten den Rückzug nach Skodra zu gestatten, wenn die Flotte der Römer ihnen auf den Fersen war. Denn Skodra war die Hauptstadt eines Piratenstaates. Wild, gewalttätig, treulos erscheint in den Berichten der Historiker auch die Königin Teuta, deren Name uns so germanisch anheimelt, ebenso wie der des Teuticus, eines Vasallen des Gentius. Die Niederwerfung des Seeräuberstaates war eine Notwendigkeit für die abendländische Gesittung. Griechenland, das am schwersten unter den Raubzügen der Illyrier gelitten hatte, dankte Rom durch besondere Ehrenbezeugungen.

Die Sage hat sich der Gründung Skodras angenommen; eine grausame urtümliche Einmauerungsgeschichte, die uns in ihrer serbischen oder morlakischen Form erhalten ist, mahnt an die furchtbare Wichtigkeit, die man dem festen Punkt an der Südspitze des Skodrasees schon in grauer Vorzeit beilegte. Die Sage vermengt zwei Fassungen; nach der einen sind es zwei Geschwister, Stojan und Stojana, die in dem Unterbau des Kastells eingemauert werden sollen; nach der anderen ist es eine junge Frau und Mutter, die nur noch den Wunsch hat, durch eine Lücke in den Quadern ihrem Kinde die Brust reichen zu dürfen. Diese Sage hat die Aufmerksamkeit Goethes erregt.

Zu Anfang des Mittelalters bemächtigten sich die Serben Skutaris, mußten es aber infolge des Niederganges ihrer Macht und der Zersplitterung des Serbenvolkes an Venedig abtreten. 1396 besetzten die Venezianer Skodra, das Skadar der Slawen. Doch schon nach hundert Jahren erwuchs ihnen im Türken ein übermächtiger Gegner. Zwei schwere Belagerungen erlebte Skodra, ohne sich ergeben zu müssen. Hunderte von Einwohnern sollen dem Hunger erlegen sein, aber der tapfere und rücksichtslose Loredan erzwang den Aufschub der Übergabe bis zum Abzug des Feindes. Doch die Republik hielt es für besser, durch das Opfer Skutaris den Frieden mit dem Osmanenreiche zu erkaufen. Von 1497 bis nach dem Balkankriege 1913 ist Skutari (Schkodra, Ischkodra) die Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets und eine türkische Festung gewesen.

Die letzen Geschicke Skutaris sind zu bekannt, als daß hier näher darauf eingegangen werden müßte. Der Berliner Vertrag gab 1878 den Montenegrinern ein großes Stück des Skutarisees und seiner Ufer: die fruchtbare Niederung abwärts von Podgoritza, einen Teil des Rumijagebirges und dazu noch das rechte Ufer der Bojana bis zur Adriaküste. Im Balkankrieg wurde nunmehr das Bestreben Montenegros offenbar, Skutari zu nehmen und zur neuen Hauptstadt des Landes zu machen. Unterstützt durch Serben und Malischoren belagerte König Nikita die alte Stadt der Teuta und des Gentius. Der heldenmütige türkische Kommandant Hassan Risa-Pascha wurde ermordet; Essad-Pascha übergab den Belagerern Skutari. Man erinnert sich wohl, wie nach Nikitas Einzug die Welt in Atem gehalten wurde, wie schon damals Krieg oder Frieden von der größeren oder geringeren Halsstarrigkeit dieses Mannes abzuhängen schien. Noch einmal wurde Europa einig: die Londoner Konferenz bestimmte, daß Skutari von Albanien nicht zu trennen sei. Nikolaus gab endlich nach. Es folgte die gemeinsame Besetzung Skutaris durch die Mächte. Als damals ihre Flaggen gemeinsam von der Zitadelle wehten, hätte man es nicht für möglich gehalten, daß ein Jahr später Deutschland-Österreich sich des längst geplanten Überfalles durch die Entente im blutigsten aller Kriege zu erwehren haben würde.

Die ungeheuren Ereignisse des Weltkrieges, deren Maß alles, was in den letzten Jahrhunderten geschehen, zusammenschrumpfen und schattenhaft werden hieß, warfen auch über Skutari alsbald den Schleier des Vergessens, und dieser lüftete sich eigentlich erst wieder, als die flüchtigen Serben nach Albanien hinüberzufluten begannen. Peter, der schuldbeladene Serbenkönig, erscheint wie ein Gespenst in Skutari, und zuletzt sehen wir abermals Nikita von Montenegro von diesem lang umkämpften nunmehr letzten Posten aus vor Österreich nach Italien fliehen.

Der Ort selbst und seine Umwelt mögen uns noch ein paar Augenblicke in Anspruch nehmen. See und Berge verleihen der Stadt ihre eigentümliche Schönheit. Aus ganz weltentrückter Ferne leuchten die Schneehäupter der skordischen Alpen. Wie so manche uralte Stadt enttäuscht Skutari den Reisenden, der die Spuren einer großartigen Vergangenheit suchen möchte. Zu oft hat die Pflugschar des Krieges diese Landschaft bis auf den Grund durchwühlt. Am altertümlichsten erscheinen das ehemalige Türkenviertel und die Zitadelle, von deren Felsen sich ein wundervoller Ausblick bietet. Die Stadt erscheint viel größer, als sie tatsächlich ist — sie zählte vor dem Balkankrieg ungefähr vierzigtausend Einwohner — und wirkt mit ihren Gärten, den schlanken Minaretten aus Holz und Steinen, dem stattlichen katholischen Dom und dem dunklen Labyrinth des Basars erstaunlich, besonders wenn man sie mit den Hafenstädtchen Montenegros und Albaniens vergleicht. Sie ähnelt einer Märchenstadt des Oriens und ist doch europäischer als alle Ortschaften im Umkreis. Weit blickt man über den leuchtend blauen See, in den das Rumijagebirge steil abstürzt; sein letzter Ausläufer seewärts ist der befestigte Tarabosch, umstrahlt von türkischem Heldenruhm. Im Nordwesten heben sich die Berge des Moratschatales, dort geht es nach Podgoritza und ins Reich der Schwarzen Berge, von Morgen her aber glänzen in ewiger Reinheit die geheimnisvollen Häupter des albanischen Hochgebirges.

Der Weltkrieg.

(Zu unseren Bildern.)

Eine lebhafte Gefechtstätigkeit im Westen legte nachdrücklich Zeugnis ab von der Schlagfertigkeit unserer Mannschaft, die stets bereit ist, sobald es geboten scheint, vom Stellungskampf zum Angriff überzugehen. Es war vornehmlich die Gegend von Neuville, wo der andauernde Schützenkampf von Graben zu Graben durch beherzte Unternehmungen zum Schaden des Feindes unterbrochen wurde. Die Meldungen sprechen von mehrfachen Angriffen, bei denen das Bajonett den Ausschlag gab, von geschickter Benutzung erfolgreicher Minensprengungen und feindlichen Verlusten an Gelände, an befestigten Stellungen, an Hunderten von Gefangenen und Kriegsgerät. Besonders das Gehöft La-Folie war der Schauplatz unwiderstehlicher Sturmangriffe. Vergebens versuchten die französischen Offiziere, ihre kläglich versagenden Leute zu Gegenangriffen vorzutreiben. Ferner wurde das Dorf Frise an der Somme und im Zusammenhang damit befestigte Stellungen über einen Kilometer hin im Sturm genommen; abgesehen von Toten und Verwundeten verloren die Franzosen über tausend Mann an Gefangenen, 12 Offiziere und zahlreiche Maschinengewehre. Die Kathedrale von Nieuport und der Templerturm, beides wichtige feindliche Beobachtungsposten, wurden umgelegt. Auch von anderen Teilen der Front, so von Lihons und der Combres-Höhe, kamen ähnliche Nachrichten, wenn sie auch nicht von der Bedeutung waren wie die ersterwähnten.

So erinnern die Ereignisse in diesen Tagen, unter welchen der 27. Januar als der Geburtstag unseres Kaisers auf so manchen leitenden Gedanken in dieser großen Zeit hinwies, an die kühnen Worte, die er zu Beginn des Krieges sprach, als er sich auf den kriegerischen Geist des deutschen Volkes berief.

Franzosen und Engländer hadern untereinander wegen der Unzulänglichkeit ihres militärischen Flugwesens. Neue Fliegerkämpfe über Land und Meer haben neuerdings mit wuchtigem Nachdruck unsere Überlegenheit auch auf diesem Kampfgebiet erwiesen. In der Nacht vom 22. zum 23. und im Laufe des folgenden Tages wurden von unseren Wasserflugzeugen der Bahnhof, der Hafen und Kasernen in Dover bombardiert, ebenso die Luftschiffhallen in Hougham. Natürlich leugnet England mit dreister Stirn, hofft auch diesmal wieder, indem es Aussage gegen Aussage stellt, die ungünstige Sachlage abschwächen zu können, während doch zuverlässige Angaben über die Einzelheiten vorliegen. Auch Paris wurde durch Luftbomben überrascht und erlebte die Sensation eines Zeppelinangriffes.

Ganz abgesehen davon, welche Dienste unsere Flieger durch Erkundungsfahrten leisten, bezwecken und bewirken sie mit ihren Kampfmitteln nur Schädigungen im militärischen Sinn und gehen aus Luftkämpfen durchschnittlich als Sieger hervor. Um ihrerseits auch etwas melden zu können, haben die feindlichen Flieger zwecklose und ruhmlose Angriffe auf das harmlose Freiburg und auf ein Lazarett und den Bischofsitz in Metz verübt. Zu diesem Zeitpunkt bringt unsere Oberste Heeresleitung einen Überblick über die Zahlen feindlicher Flugzeuge, die in den letzten vier Monaten im Westen in unsere Hand fielen. Danach verloren unsere westlichen Gegner in dieser Zeit 63 Flugzeuge. Wir büßten 16 ein. Aus den Einzelangaben dieser unanfechtbaren Statistik ergibt sich, daß die Erfolge unserer Flieger im Luftkampf zu denen der Gegner im Verhältnis von vier zu eins stehen.

Das erwünschte Ereignis im Irak ist eingetreten. Die Türken haben die englische Armee, die zum Entsatz ihrer bei Kut el Amara eingeschlossenen Truppen anrückten, geschlagen. Der Schlag fiel am 21. etwa 35 Kilometer östlich von Kut el Amara bei Menlahie. Nach sechsstündigen Kämpfen auf beiden Seiten des Tigris, bei denen auch die Flußkanonenboote der Engländer eine Rolle spielten, wurde der Feind vertrieben und mehrere Kilometer weit nach Osten verfolgt. Auf dem Schlachtfelde wurden dreitausend tote Engländer gezählt. Ebenso hoch belaufen sich die englischen Verluste in den vorgehenden Kämpfen bei Scheik Said. Eine andere englische Kolonne wurde gleichzeitig bei Korna zum Rückzug gezwungen. Durch diese schwere Niederlage ist zugleich auch der Zusammenhang mit den russischen Versuchen zerrissen, die Türken in ihrer Bewegungsfreiheit nach Persien hin zu hindern.

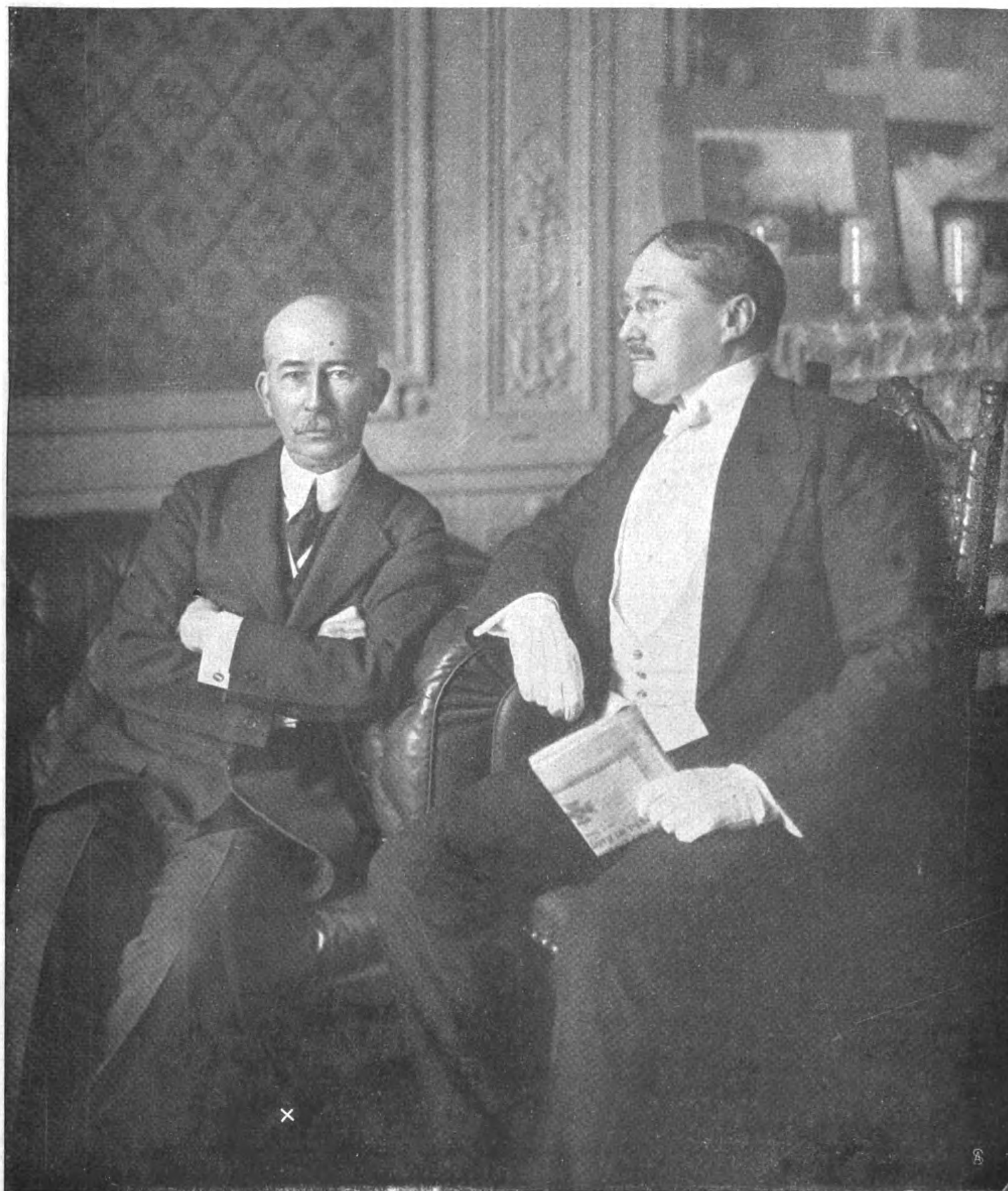
Die Lage der Engländer im Orient einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, ist der Zeitpunkt noch nicht da. Zwar handeln die Engländer und ihre Verbündeten nicht nach unserem Grundsatze, die Ereignisse für sich selbst sprechen zu lassen. Sie ergehen sich in Beteuerungen der Harmlosigkeit aller noch so ungewöhnlichen inneren Vorgänge in Indien. Sie rühmen ihre Verteidigungsmaßnahmen am Suezkanal, bei denen höchst praktische Drehbrücken zur Erleichterung des Rückzuges von Ufer zu Ufer ihnen besonders wichtig gelten. Wer es für nötig hält, beunruhigende Erscheinungen als ungefährlich darzustellen, wer die Mittel, die er anwenden will, um einen Erfolg zu erzielen, auf offenem Markt ausschreit, erweckt nicht gerade Zutrauen.

Lange ist auch schon von einem Angriff der feindlichen Truppen, die sich in Saloniki breitmachen, gegen Bulgarien die Rede. Bis jetzt sieht es nicht so aus, als ob ein zielbewußter Wille dahinter steht, vielmehr dringt ein verworrenes Geräusch aus den verschiedenen feindlichen Lagern, das nicht sehr einstimmig klingt. Besonders heben sich daraus italienische Mißtöne hervor.

Den zuletzt erwähnten Meldungen über die Vollziehung der Waffenstreckung Montenegros in Abwesenheit des bisherigen Herrschers dieses Landes ist Wesentliches nichts hinzuzufügen. X.

Wie die Franzosen Europa verteilen!

Darüber gibt ein im Sommer 1915 in Paris erschienener Uebersichtsplan nebst Erläuterungen ausführlich Aufschluß. Dieses interessante Machwerk, das einen weiteren Beleg für die Ueberhebung unserer Feinde abgibt, gelangte in der Kriegskarte Nr. 68, die von der Kriegshilfe München herausgegeben wird, nebst dem dazugehörigen Text zum Abdruck. Danach wird Deutschland zerstückelt, in sechs unabhängige und neutrale Staaten geteilt, das verkleinerte Oesterreich wird von Ungarn getrennt, das linke Rheinland fällt an Frankreich und Belgien usw. Die sechsfarbige Kriegskarte enthält außerdem, wie allwöchentlich, in graphischer und textlicher Darstellung die militärischen Ereignisse auf allen Kriegschauplätzen vom 17. bis zum 24. Januar sowie eine Uebersichtskarte der gesamten Kampfgebiete und ist zum Preise von 25 Pf. frei ins Haus zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt von der Kriegshilfe München NW 19, in Großberlin auch durch die Geschäftsstellen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und den „Hilfsbund für Frauen und Mädchen", W 50, Augsburger Straße 24. Von der wöchentlichen Kriegskarte der Kriegshilfe München wurden bisher weit über sechs Millionen abgesetzt



Spezialaufnahme der „Woche".

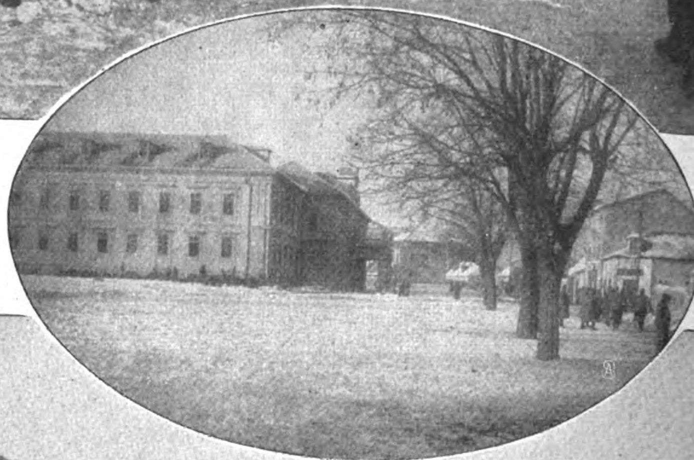
Der Sondergesandte des Präsidenten Wilson in Berlin:

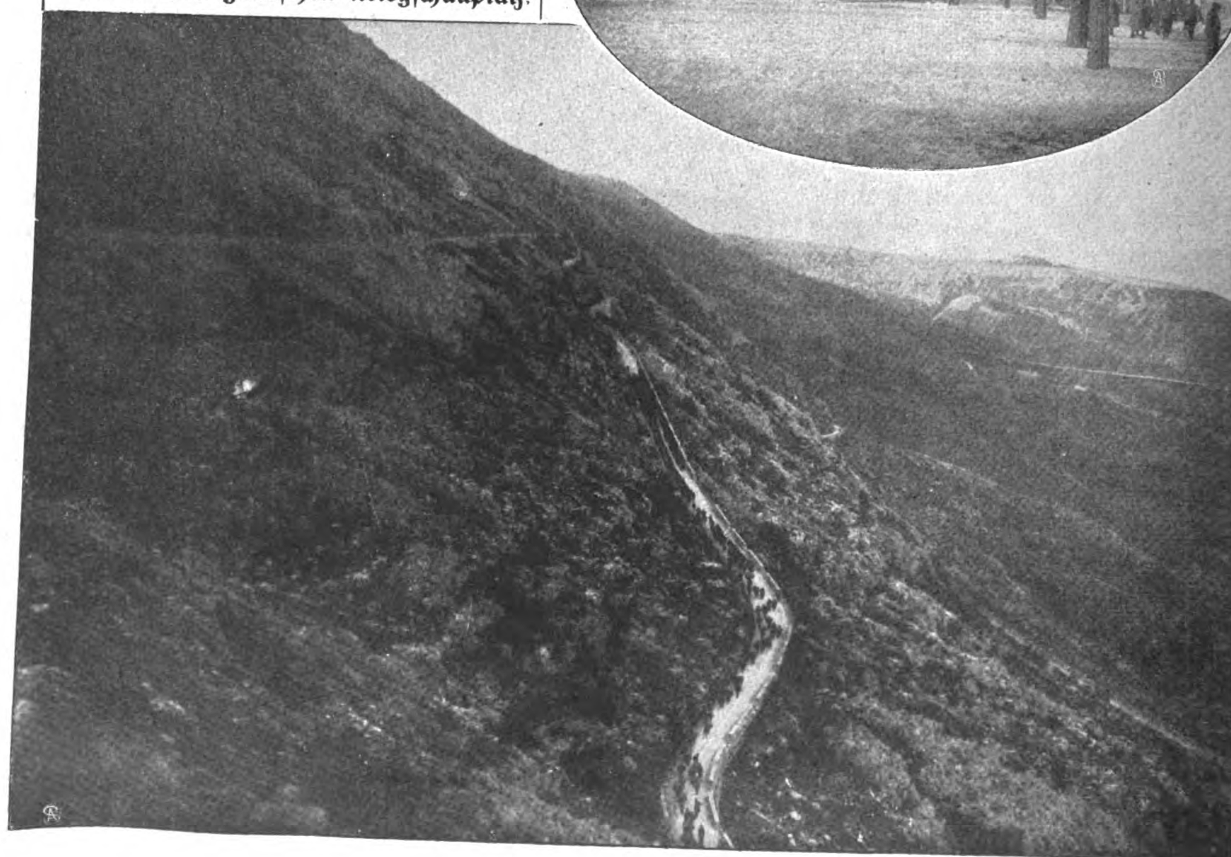
Oberst House (×) und der amerikanische Botschafter Gerard.



Oberes Bild: Waffenstreckung montenegrinischer Soldaten.
Mittleres Bild: Das montenegrinische Parlamentsgebäude und Ministerium des Aeußern nach Einmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen in Cetinje.
Unteres Bild: Das siegreiche Vordringen der Truppen am Serpentinweg des Lovcen
Phot. Az Est.

Vom montenegrinischen Kriegschauplatz.







Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich und
Chef des Generalstabs Generaloberst Frhr. Conrad von Hötzendorf.



Spezialaufnahme.

Festakt am Geburtstag des Kaisers in der Berliner Universität:
Geheimrat Professor Dr. Troeltsch hält die Festrede.



Nilophot.

Vom Balkanfeldzug: Gebirgsartillerietransport im Ibartal.


Leutnant Wittich


Phot. C. Brasch.
Major Ernst Barchewitz.


Rittmeister Wilh. v. Kalckreuth.


Oberarzt Dr. Rühsen.


Phot. Jakobi.
Oberleutnant Walter Schwabe.


Leutnant Julius Ludwig.


Leutnant Kurt Großheim.


Leutnant Suren.


Off.-Stellvertreter Wink.


Sergeant Winder und Leutnant Henger


Vizewachtmeister W. Ullrich.


Vizefeldwebel Dreitzner.


Vizefeldwebel Johann Bovens.


Phot. Schleffer
Unteroffizier Schmitz.


Phot. Schieffer.
Unteroffizier Jakob Esser.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



Frau Ana Maria Polo de Bernabe,
Gemahlin des spanischen Botschafters.



K. u. k. Hofatelier Kosel, Wien.

Henriette Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst,
Gemahlin des österreichisch-ungarischen Botschafters.



Phot. Jüptner-Stuhr.

Frau Mary Gerard,
Gemahlin des amerikanischen Botschafters.



Hofphot. Erich Sellin.

Ella Gräfin Taube,
Gemahlin des schwedischen Gesandten.

Zur Verleihung der Roten Kreuzmedaille erster Klasse an die Damen des diplomatischen Korps in Berlin.



Dragonerpatrouille im Osten.



Kraftwagenverkehr auf Rußlands schlechten Wegen.

Vom östlichen Kriegschauplatz.

Frontbriefe. Von Georg Frhrn. v. Ompteda.

Vorbemerkung.

In diesem gewaltigsten Kriege, den wir je durchkämpft, sind alle deutschen Stämme durcheinandergeschüttelt. So stehen auch Sachsen allerorten. Nun tut es jedem wohl da draußen, zu wissen, man kümmert sich um ihn. Darum sollte nach den an der ganzen Front verstreuten Sachsen einmal gesehen und denen zu Haus etwas von ihnen erzählt werden: beiden, den Kämpfern wie jenen daheim ein Band. Aus Gründen des Dienstes, der Kameradschaft wie der Notwendigkeit, die Leute in der Kampffront selbst zu sehen, schien hierzu ein Soldat erwünscht, und zwar einer, von dem man annehmen durfte, er könne auch die Feder führen. So wurde ein alter Offizier aus dem Westen gerufen, wo er durch die Gnade eines hohen Herrn den Krieg in Stab wie Front hatte erleben dürfen.

Unter Zustimmung Seiner Majestät des Königs von Sachsen erhielt Rittmeister Georg Freiherr von Ompteda, zugeteilt einem A.O.K., vom Königlich Sächsischen Kriegsministerium den Befehl, sächsische Truppen in Ost und West in der Front zu besuchen.

Ausreise.

Winter in Rußland! Steigt nicht allein schon bei dem Klang etwas auf wie endlose Schneebreiten, blinkendes Eis, Kälte durch Mark und Bein? Eine fremde Welt jenseit des Hoheitzeichens, das jetzt aus dem roten Winternebel taucht! Hier ist noch Ostpreußen, drüben Litauen, die gleiche Luft, die gleiche Erde, Zufälle der Grenze nur, und dennoch anders: Rußland! Wenige Werst . . . mit dem einen Wort schon ist es da, das uns Wesensfremde, das Asiatische, das man abwehren, abschütteln möchte, und man faßt plötzlich Hebbels Worte aus den Nibelungen in ihrer Tiefe: „Mir deucht, ich hätt hier nicht geboren werden können und soll hier leben!"

Ein mattes Grabtuch lag über dem Land, soweit bei dem trüben Winterlicht das Auge reichte. Hatten bisher schon die ewiggleichen Schatten russischer Gefangener am Wege gestanden, gleich Lemuren in ihren braungelben Mänteln, so schienen sie nun als Sinnbild von ihres Landes Endlosigkeit zu ganzen Armeen anzuschwellen, gefangen, um die grausigen Straßen ihrer verwahrlosten Heimat zu säubern. Menschenmassen, wertlos der einzelne, nur eine Zahl, eine Arbeitskraft, wie einst jene Sklavenmengen, die im heißen Pharaonenland die Pyramiden getürmt. Zu einem Gefangenenlager verdichteten sie sich jetzt, das bei lila Bogenlampenschein vorüberglitt. Baracken dämmerten, ein weißer, schneegestampfter Platz, darauf Russen, Russen, Russen, bewacht von bärtigem deutschem Landsturm.

Frühzeitige Winternacht war bereits hereingebrochen, doch bei dem aufhellenden Schnee aller Weiten rundum erkannte man die veränderte Gestalt der Häuser: Holzwände und Vorbauten, diese kleinen Vorbauten, bisweilen an den Enden der Schauseite gedoppelt, wohl um Kälte wie Hitze den Zugang zu wehren.

Wald drohte finster zu den Seiten. Schneeflächen leuchteten. Immer wieder huschten kleine Tempel vorüber mit säulengetragenem Dach. Der Tag hatte sie wohl in brennendem Rot gemalt. Irgendwo in einer Senkung schlief ein armseliges Holzhüttendorf, daraus trübe einsamer Lichtschein fiel. Am Himmel standen Gewitterwolken, durch die ein früher Mond schimmerte auf die litauische Ebene, voll öder Wintertrauer, wie sie nun über dem weiten russischen Reiche so lange liegt. Alles schien gebannter Märchen voll: in den Ortschaften, durch die der Kraftwagen glitt, tief vermummte Gestalten in hellen, seitenverkehrten Pelzen, die Lammfellmützen über den Ohren. Frauen und Mädchen, den Kopf mit Tüchern wie im Orient verhüllt. Waren es junge Schöne? Verbargen trauernde Alte ihr Angesicht? Vorbei die huschenden Schatten! Das weite Schneeland dehnte sich wieder um den eilenden Wagen. Die todeinsame Straße lief gerade, ewig gerade in die nächtliche russische Winteröde hinaus. Die strenge Kälte der sinkenden Nacht schoß dem Wagen als eisiger Luftzug entgegen, und hinter den vom prickelnden Schneewind schmerzenden Lidern stiegen Traumbilder auf: Französische Parke mit Gartenherrlichkeit und Wasserkunst, seltenen Gewächsen, vierreihigen Riesenulmenreihen, von ewigem Westwind schief geweht. Dazu die alte Gesittung einer freundlicheren Himmelsbreite: zierliche Goldmöbel, Tapisserien, Statuen und Bilder. Und beim regelmäßigen Gang des Motors war es, als schlüge immer im Takt, ganz lässig und ganz regelmäßig, eine Granate ein, mit Erdsäule, Blitz und Donner. Aber fern im Wirtschaftshof, daß die roten Ziegel dampften, fern im Park . . . irgendwo . . . irgendwo . . .

Das Land begann hügelig zu werden. Am Wege dämmerten Steinhaufen von abenteuerlichen Abmessungen, Holzlager, um Knüppeldämme zu legen: alles für Wegebauten vorgesehen. Hier und da stand ernst ein Kreuz im Felde, und die Überbleibsel verschneiter, zerfallener Schützengräben zogen gezackt hinaus. Lichter blinkten, schlossen blinzelnd die Augen, lachten hell. Schatten huschten wieder hin: gefangene Russen, die von der Arbeit zurückkehrten. Dann ging es vorüber an verbrannten Häusern, die das Soldatenauge nun seit Jahr und Tag empfindet, als gehörten sie unweigerlich dazu, etwa wie ein Friedhof neben die Kirche. Der Wagen hielt vor einem hellgebliebenen Gebäude: dem Offiziersheim zur Unterkunft für von der Front kommende oder zur Front gehende Offiziere. Behagliche Wärme durchströmte das Zimmer aus einer im ersten Augenblick unsichtbaren Wärmequelle: einem Riesenofen, in den Winkel dreier Zimmer eingebaut. Eine Bettstelle mit wilder, sehr abscheulicher Prunkschnitzerei lud bei kahler Matratze zum Schlafsack förmlich ein. Schwarzlackiert zeigte ein Armsessel russischen Geschmack.

Der dem Besitzer solcher Herrlichkeiten zugeteilte Leutnant Graf H., im Friedenstand sächsischer Fideikommißherr, ein großer, schlanker Ulan, überbrachte eine Einladung des Führers der Njemen-Armee, und wenige Minuten darauf war der Schauplatz verändert: Speisezimmer im Schloß.

Ein alter Reitersmann, der im Kameradenkreis oft genug mitlachte über jene Art Berichterstattung mancher Herren, von Heerführerliebenswürdigkeit zu Tisch gezogen, die an der Front spöttisch „Ich und Hindenburg" genannt wird, möchte weder erzählen, was gegessen noch was gesprochen wurde. Eins aber darf wohl gesagt sein, daß wir es dem General von Below nicht vergessen wollen, daß er der Ausführende der Masurenschlacht gewesen ist. Bleibe dessen eingedenk, deutsches Volk!

An der Wand hing ein Bild des Großen Friedrich, wie denn hier, im Gegensatz zum Westen, fast nirgends vorgefunden, sondern zusammengetragen und mitgebracht wird, will man überhaupt wohnen können. Über dem Bett im Offiziersheim dagegen trauerte Prophet Jeremias. Auch unter ihm ruhte es sich sanft die erste Nacht auf russischer Erde.

Am andern Morgen zeigte ein Gang durch die Stadt das Kennzeichnende solcher Orte, bei denen man oft nicht weiß, ist all der Jammer Kriegsbeschädigung oder Verwahrlosung. Ausgebrannte Häuserzeilen, darin fast allein (bis auf zerplatzte Kacheln) die Öfen der von den Russen beim Abzug gelegten Glut des Feuers widerstanden hatten, waren von Juden belebt, mit jener unbegründeten Barbierhöflichkeit, die jahrhundertelangem Bedrücktsein oder Furcht vor dem Sieger entspringt. An den Straßenecken warteten vermummte litauische Weiber frierend auf irgendein ungewisses Schicksal. In der römisch-katholischen Kirche kauerten sie, Gebete murmelnd, auf dem kalten Steinboden, ein Gemisch von Schmutz, Jammer, Klappern, Langweile, schwer zu deuten, ob Ergebnis der Natur oder von Kriegselend, vielleicht gar die Quersumme von beiden.

Die Kirche, ein weißgetünchter einfacher Bau, nicht ohne Reiz, mit Holzumgang unter einem Gurtengewölbe und eigentümlicher Muschelverzierung über der Tür zur Sakristei, zeigte keinen russischen Einfluß, es sei denn ein paar zu flachgehaltene vergoldete Heilige. Die dachlosen Beichtstühle erschienen einem Auge, das die reichgeschnitzten, mystisch dunkeln „Häuser im Gotteshaus" Flanderns und Frankreichs gewohnt war, erstaunlich mit ihrer nüchternen Offenheit, darin der Büßerin: „C'est ma faute, c'est ma faute, c'est ma très grande faute" unbarmherzig vor aller Augen schier zu schwer werden müßte.

Erstaunlich bleibt dieses: wie alle Kirchen hier steht diese auf weit ausschauender Stelle, ist daher der Beobachtung verdächtig und natürlich auch von Artillerie beschossen worden. Aber kaum mit Erfolg: Granattrichter rundum zeugen von vergeblichen Mühen. Um so gründlichere Arbeit haben die Russen beim Tempel auf der anderen Seite des Platzes geleistet: dem Judeneigen wie dem deutschen Besitz ist hier das gemeinsam: soweit der Russe noch irgend Zeit hatte, fiel er über beide her. War noch längere Frist, so wurde auch wohl einmal ein Griff in die Habe „echt russischer Leute" getan.

Als dürfe keine Seite russischen Lebens an diesem ersten Tage fehlen, war auf dem Hauptplatz Wochenmarkt. In Reihen standen die Schlitten und Wagen der litauischen Bauern, armselig, nie gereinigt, davor kleine, ungeputzte, struppige Pferde mit unverkennbarer Eselsverwandtschaft, den Kopf unter dem seltsamen Holzbügel, die Gabeldeichsel krönend und bindend. Der niegekämmten, unrasierten Männer, der verschlissenen, vermummten Weiber Getue und Gewand schien laut zu künden: „Dreck hält warm!" Schmierige Butter, Wurst, gedörrtes oder gefrorenes Fleisch boten sie feil: Armseliger armselige Armseligkeiten.

Bei solchem Anblick war es, als stiege vor erschreckten Sinnen sehnsüchtig das ferne Deutschland auf: Blitzblank an Kleid und Ehre. Liebe, herrliche Heimat!

Auch auf der schnurgeraden Straße nach Mitau, die der Kraftwagen bald eilend flog, kamen Erinnerungen an Daheim: neben Zügen dahindonnernder Lastautos, neben endlosen Reihen kleiner Schlitten, geführt von Feldgrauen — lieber Gott der Deutschen, wo kommen sie nur alle her? — tauchten Einkehrgasthäuser am Wege auf wie etwa an der alten deutschen Brennerstraße. Windmühlen grüßten, als öffne Friesland seine weiten, vom Seehauch überbrausten Flächen. Ja bald bekam sogar die Landschaft deutschen Anstrich, nicht anders als etwa in Ostpreußen. Russischer Vandalismus zeigt hier Schritt um Schritt, wo etwas deutsch ist: die Landgüter der Deutschen liegen in Trümmern. So dicht an der Straße das schöne Schloß Ellei des Grafen Medem. Bis nach Mitau hinein setzt sich die Zerstörung fort. Deutsch ist es hier, Deutsch wird gesprochen. Auf der Palaisstraße grüßt von einem Hause der Name der Stifterin: v. Bismarck.

„Wanderer, hemme den Schritt. Du stehst auf . . . deutschem Boden!"

Wer hier zum erstenmal weilt, fühlt sich wie von einem Hauch der Heimat umweht. Die Feldgrauen aus allen deutschen Gauen, denen Mitau, die deutsche Stadt, Hinterland ist, wo man nach all den Märschen durch Polen und Litauen wieder Deutsch als Muttersprache redet, sagen es wie ein stilles, sicheres Glück: Deutsch!

In der Tat: Hier stehen wir auf uraltem deutschem Ordensboden, ist doch dieses Land erst vor nicht sehr viel länger als einem Jahrhundert russisch geworden. Und wie treu hat sich hier deutsches Blut, deutsche Gesittung und Gesinnung gegen das Slawentum gewehrt. Hier ist alles russisch Erscheinende nur eine Tünche, darunter in Wirklichkeit überall deutsches Wesen liegt. Noch sind die Eindrücke zu neu, zu verwirrend, sie müssen sich erst ordnen in Hirn und Herzen, dann steigt einmal das deutsche Kurland fest umrissen, nicht als ein dunkler Begriff, nein ein Land im Lande empor.

Zum zweitenmal neigte sich die Sonne auf russischer Erde, aber es war doch wie in der Heimat, wenn auch einer noch nicht ganz vertrauten, einer, die erst allmählich erkannt werden muß, wie man einer Frau, die man sein Eigen nennen möchte, nicht gleich stürmisch um den Hals fällt, sondern sie erst still betrachtet und belauscht, ihren Herzschlag zu vernehmen, um dann eines Tages ihre kleine Hand in der großen deutschen zu halten zum Bunde, der nicht mehr endet.

An diesem Abend auch klang nach langem, friedlichem Schweigen zum erstenmal wieder dumpf in der Ferne ein Rollen: Kanonendonner, vom weiten Riga her, von der fernen Düna, von der Front. Ein Gruß jener draußen in den endlosen Stellungen von Meer fast wieder zum Meer, denen diese russische Winterreise galt.

Morgen sollte der Weg hinausführen.

Der „Duc de Valembourg" und seine Leute.

Es ist ein wunderbares Waldland, ein Staatsforst, nicht von unredlicher russischer Wirtschaft betrieben, nein, gut durchforstet, darin Sachsen steht. Bis ans Meer halten sie die Nordwacht, die aus der Lommatzscher Pflege, die vom Erzgebirgskamm, „Siaker" aus der Lausitz wie Pleiße- und Elbstadtkinder. „Mir Sachsen sein ieberall" sagte mal einer, nun schon vor Jahr und Tag, bei Château-Salins, der sich bei braven Bayern angebiedert hatte, weil er bei der „ewigen Schießerei seinen sächsischen Truppenteil nicht herausheeren könne." Und wieder einer meinte in Zeebrügge auf dem U-Boot: „Fufzg m unterm Seespiegel kann man bei dem Skandal von den Maschinen in son kleenen Kahn nich heeren, ob eener aus Klotzsche is oder aus Harvestehude!"

Und dieses wunderbare Waldland, wo die heute

wimmelten, schanzten, gruben, fällten, bauten, hatte noch dazu das herrlichste Winterkleid angetan. Im Rauhreif standen da unwahrscheinlichste Baumgebilde, bepudert und bestäubt in glitzernder Pracht. Baumriesen ragten in Bataillonen und Regimentern mit leuchtenden roten Stämmen. Arbeit machten gerade sie genug, denn aus ihnen wurden Blockhäuser gebaut und Unterstände, Brustwehren mußten sie halten, Decken schützen gegen etwa einschlagende Russengrüße, zum Heizen und Kochen waren sie da, hieß doch in diesem Waldlande Holz die Losung. Dem russischen Staate soll es jährlich 5—6 Millionen Rubel eingebracht haben, trotz beschränkter Abfuhr, wo Eisenbahnen und Wege fehlen und in dem dünnbevölkerten Land oft die Arbeitskräfte dazu. Ein Tharandter Forstmann meinte, es müsse leicht sein, ohne Raubbau den Ertrag zu verdreifachen.

Das Frontbild ist hier ganz eigen, fehlt doch gegenüber die feindliche Linie, wie man sie in solchen Stellungen drüben in mehr oder weniger großer Entfernung zu sehen gewohnt ist. Vorwärts zum Feinde liegt nämlich ein Sumpfwald zwischen einem halben und einem ganzen Dutzend Kilometer Tiefe, der, wenn nicht Kanonen mit unendlicher Mühe und Gefahr, steckenzubleiben und überrumpelt zu werden, hineingebracht würden, für gewöhnlich der Reichweite der Feldartillerie entzogen ist. So gewinnt der Krieg hier eigene Gestalt: die Gegner berühren sich fast nur durch Patrouillen, wenn stark: „Jagdkommandos" genannt, die in dem Sumpfwalde vorpirschen wie in amerikanischem Urwald. Hier wachen Indianerinstinkte auf, Waldläufergeist und Trapperwesen: Erkundung, Abschuß, Kampf Mann gegen Mann. Manch Bravem hat es ein buntes Band eingebracht, mehr aber noch: die Hochachtung der Kameraden, das stolzeste Gefühl für einen Deutschen: seine Pflicht getan zu haben für sein Vaterland.

Stumm steht man da im ersten Augenblick vor diesem eigenen Bilde: dem geheimnisvoll schweigenden verwunschenen Wald da vorn, der allerlei fremde Welten emporzaubert: indische Dschungeln, korsische Makis, orchideenbehangene Wälder am Amazonenstrom. Die Drahthindernisse sind weit hinausgeschoben, dahinter liegen die Gräben mit stark ausgebauten Stützpunkten, auf deren Verstärkung und Verbesserung die Leute unausgesetzt bedacht sind.

Um freies Schußfeld zu erlangen, ist ein breiter Streifen Wald gefällt. Das gibt Bauholz, bisweilen auch Verhack und Verhau. Ein Bachlauf ist nicht nur ein böses natürliches Hindernis, sondern weist in seinen Windungen auch reizende Landschaftsbilder auf, die zur ernsten Pracht des Waldes noch das Winteridyll fügen. Hinter der Front, gleichsam eigens zur Unterkunft hingestellt, liegen wie aus des seligen Lederstrumpfs Zeiten Blockhäuser, die einst lettischen oder auch deutschen Bauern gehört haben. Nur aus Büchern, die man findet, ist darauf zu schließen. Dort spielt sich das Waldläuferleben sächsischer Trapper ab. Wie Robinson Crusoe, dessen Geschichte man als Kind verschlang, alles selbst verfertigen mußte, so wurden auch hier Bänke und Tische gebaut, Bettstellen gezimmert, Matratzen genäht, gestopft, Decken aus Stoffvorräten geschnitten. In Nebenräume, in Ställe wurden Öfen eingebaut voll seltsamer Kriegserfindung: nicht allein die Kochgeschirre zum Kochen, nein, auch als Wasserschiff zu verwenden. Ein Ungewohntes fand sich hier vor: in den Küchen ist, dicht am Herd, der Brunnen. Der es zeigte, sagte: „Wenn ich nach Haus mache.... ich hab mir sowieso ee Häusl baun wollen... dann bau ich mir's ooch gleich ieber der Pumpe. Uff Reisen muß man lernen!"

Reise nannte er den Krieg!

Es waren prächtige Gestalten unter diesen Reisenden: wettergebräunte, starke Leute mit jener Sicherheit, wie sie der Krieg seinen Jüngern verleiht, jenem tiefen Ausdruck, der zu sagen scheint: „Was soll mir noch mehr geschehen, mir ist alles schon widerfahren, was vorkommen kann!"

Sie sind nicht immer hier in dem Sumpfwalde gewesen, der ihnen wie eine Ruhestellung nun fast erscheint. Beim Vormarsch ging es anders zu, und an der Düna, von wo sie kaum gekommen waren, war's „kee Ostereiersuchen", wie der „Duc de Valembourg" sich auszudrücken geruhte. „Geruhte", ja, so muß man bei einem Herzog sagen. Bei einem Herzog! und einem französischen noch dazu? Gott, das ist eine krause Geschichte mit dem Herzog! Aber was steht eigentlich auf unserer Erde wirklich fest? Und wie wäre es, wenn in dem schweren Ernst dieses gewaltigen Krieges auch einmal Scherz und Kurzweil zu unterdrücktem Rechte kämen?

Mit seiner ewig gleichen, sicheren, frohen Laune hat der „Duc de Valembourg" oft genug seine Leute emporgerissen, in Augenblicken, wo es nichts zu lachen gab.

Daß wir ihn nur gleich recht kennen lernen, den „Duc de Valembourg": Im Grunde kein anderer als Major von S., einer jener alten Offiziere — Gott erhalte sie für alle Zeiten unserm Vaterlande — die „vor grauen Jahren" (so wäre ja wohl sein Stil) einmal des Königs Rock ausgezogen haben, am Tage der Mobilmachung aber wieder dastanden, als hätten sie gestern noch kommandiert, und sprachen: „Ist Verwendung für mich? Sonst. . . Kriegsfreiwilliger!" Der Duc ist nur „beurlaubt" gewesen — so behauptete er wenigstens — das Dutzend und mehr Jahre, die er das Bürgerkleid angezogen. Warum einst? Vielleicht weil im Herzen eines alten Soldaten, der nur immer Dienst und Dienst gekannt, jäh der Gedanke aufgestiegen ist: Ehe ich ins Gras beiße, will ich auch einmal die Schönheit dieser Welt sehen. Vielleicht auch hat ihn eine Krankheit niedergeworfen, längst überwunden nun, oder wegen eines, der über ihm stand (ist nämlich dunnemals mit nichten Herzog gewesen, wie denn einer Feldmarschall auch erst im Felde wird), mag ihm etwa eine Laus über die Leber gelaufen sein, und er hat gesagt: „Kinners. . . soll ich mich ärgern lassen. . . ich mache Platz... wenn das Vaterland mich braucht, bin ich wieder da!" Wer soll wissen, was auf dieser Erde in Seelen alles vor sich geht! Hartem Menschenschicksal unterliegt der Soldat wie jeder andere, nur daß er es gebändigter nimmt.

Da steht er, der „Duc de Valembourg", kein Jüngling mehr, aber der Krieg hat ihn wieder frisch und fröhlich gemacht, und stellt mit unnachahmlicher Gebärde einen jungen Offizier vor: „Mein Flügeladjutant." Mit dem gleichen Stolz spricht er auch von seinen Leuten, ihrem Wert wie seiner Stellung entsprechend, nie anders als von der „Kurischen Garde". Wenn er aber von ihnen redet, schimmern seine Augen feucht. Er sagt, der schönste Moment seines Lebens sei gewesen, als er einmal eine Anzahl Auszeichnungen erhalten habe, sie unter die Tapfersten und Würdigsten seiner Leute zu verteilen. Ihm sei ein Glückschauer über den Leib gelaufen, wie seine Garde die ersten Hundert Russen gefangengenommen habe, sozusagen als heimlicher König, zu einem sagen zu dürfen, der ein Maschinengewehr genommen hatte: „Machen Sie den zweiten Knopf auf, unser König dankt

Ihnen!" Einer mit zwei Schuß im Leibe habe sich geweigert, sich verbinden zu lassen, mit den Worten: „Erscht müssen die Russen aus 'n Dorfe naus sein!" Auf des Arztes Mahnung: „Dann kriegen Sie noch 'n dritten Schuß!" habe er geantwortet: „Das is nu ee Aufwasch!" Für den Aufwasch mußte auch er den zweiten Knopf aufmachen.

Aber auch die anderen von der Kurischen Garde stehen den beiden nicht nach. Beim Vormarsch hat einer trotz 39 Fieber es als Kränkung empfunden, zurückbleiben zu sollen, bis er liegenblieb, weil ihn eine Kugel niedergestreckt. Leute hat es gegeben, als es galt, den Gegner totzumarschieren, die nicht einen Millimeter Fleisch mehr unter der Sohle hatten. Der Duc erzählt es, wieder glänzten seine Augen, und die Rührung zu verbergen, scherzt er: „Ich hatte es ja besser auf meinem historischen Schimmel. Historisch, jawohl, denn wenn einmal in tausend Jahren in Kurland die baltischen Barone dem Duc de Valembourg das Denkmal setzen werden, so sollen sie nur ja nicht vergessen, daß es ein Schimmel gewesen ist. Ich kann historische Irrtümer nicht leiden!"

Man muß den Duc nur selbst sprechen hören, wie er auf dem Wege zu einer seiner Kompagnien, die an bevorzugter, das heißt besonders brenzliger Stelle steht, erzählt: „Als wir den Befehl bekamen: Nach ‚Rußland', denke ich doch natürlich, nun geht's mindestens gleich bis zum Ural. Ich frage: ‚Wie weit ist denn der erste Marsch?'

„Zwei Kilometer bis Russisch K."

„Ich hatte natürlich erwartet, sobald die Kurische Garde die Grenze überschritte, würde der Gouverneur von Kurland, wenn auch gefangen, zum Empfang da sein, mindestens aber weißgewaschene Jungfrauen an umkränzter Ehrenpforte. Und was erscheint? Ein Gefreiter, der fragt: ‚Sind Sie das Bataillon M?'

„Ich antworte entrüstet: Das heißt, ich habe es ruhig, aber entschieden verneint. Er, der Gefreite, sagte sehr gnädig, dann sollten wir sehen, wie wir unterkämen. Als meine Leute untergebracht waren, habe ich mir selbst ein Quartier gesucht bei einem Brennereibesitzer; vermögend, dazu wird man ja in Rußland Brennereibesitzer. Ich bezog das gemeinschaftliche Ehegemach und sah über dem Bett die Photo einer berückend schönen Frau, ohne Zweifel die junge Gattin. Ein Zopf lag über dem Busen, das heißt auf dem Bilde. Nun habe ich immer Sinn für schöne Frauen gehabt. Ich betrachte also so richtig traumverloren den Zopf über dem Busen, das heißt auf dem Bilde, und frage mich, ist ihr Haar nun weizenblond, ist es kastanienbraun oder gar wie ein Rabenfittich? Schon war ich zum Rabenfittich entschlossen, als der Stabsarzt, heute natürlich mein Leibarzt, hinter mir steht. Ich frage: Hat sie nicht herrlich blauschwarzes Haar? Mein Leibarzt aber, ein unerbittlicher Forscher, meint: Vielleicht in jüngeren Jahren, ich habe nämlich nebenan etwas gefunden, das sie offenbar bei der eiligen Flucht zurückgelassen hat: ihr ausgekämmtes Haar. Es ist grau!

In Rußland ist eben alles nicht, wie es sein sollte!

„Na, wir wurden bald entschädigt: Am 25. Mai, am Geburtstage des Königs, kamen wir bei P. ans Meer. Meine Sachsen .... ich meine die Kurische Garde am Meer! Bitte! Wie der selige Xenophon: ‚Thalatta'. Das haben sie nun zwar nicht gerufen, denn sie sprechen Sächsisch und kein Griechisch, aber am Abend gab es Libauer dünnes Bier .... am Meer. Die Königsgeburtstagsfeier hat keiner vergessen. Ich stand mit meiner Ordonnanz am Meer und sagte: Haben Sie schon mal 's Meer gesehen? Nee. Na, also nu denken Sie, heute am 25. stehen wir am Meer, und es gibt Libauer dünnes Bier! Monsieur Schneedeèr' .... Sie wundern sich? Ja, Monsieur Schneedeèr. Der getreue Leiter meines Marstalls, übrigens aus Großenhain in Sachsen, hieß in Frankreich, wo, nebenbei erzählt, meine Garde, ehe sie die Kurische war, auch mal focht, nie anders als Monsieur Schneedeèr. So nannte den Leibbereiter und Stallmeister Schneider aus Großenhain unsere Quartierwirtin Madame Bonnieux. Wir lagen nie bei profanen Leuten im Quartier. Nie! Madame Bonnieux war nämlich keine andere als die Tochter des großen Malers Millet, von dem, neulich erst las ich's, ein Bild für 1 400 000 Mark verkauft wurde. Davon hatte sie natürlich nichts. Sie war die Frau eines armen Landarztes. Aber etwas anderes hatte sie geerbt: sie besaß künstlerisches Blut! Sie sang. Zu Weihnachten bekam Monsieur Schneedeèr Liebesgaben. Er ist nämlich Mitglied eines Gesangvereins. Da hatten die daheim gebliebenen Sänger ihrem Heldenmitglied allerlei geschickt. Und nun sangen sie beim brennenden Tanneboom ‚Stille Nacht', Monsieur Schneedeèr und Madame Bonnieux, die Tochter des großen Millet.

„Wegen der gewaltigen Stimmittel sprach übrigens Monsieur Schneedeèr immer sehr laut. Jeden Morgen schrie er nach warmem Wasser: ‚Teloschott Mattamm!' (‚De l'eau chaude Madame') Madame Bonnieux verstand, sagte aber artig: ‚Mais il faut toujours ajouter: s'il vous plaît Madame. Du reste ne criez pas tant, Monsieur Schneedeèr!' (‚Sie müssen aber immer ‚bitte Madame' hinzufügen. Übrigens, schreien Sie nicht so, Monsieur Schneedeèr.') Eigentlich hätte sie meinen Kammerdiener, damals noch Burschen, rufen müssen, aber der hieß Schmidtgen. Das ist zu niedlich. Schmidtgen? Rufen Sie einmal Monsieur Schmidtjeèn! Nee, da klingt denn doch Monsieur Schneedeèr anders! Dafür ist mein Kammerdiener sozusagen an der Standeserhöhung, die mir dieser Feldzug gebracht hat, schuld. Verwöhnt ist man ja bekanntlich im Osten bei uns nicht. Man schläft auf Stroh, einen gedeckten Tisch bekommt man nicht zu sehen. Na, und nun denken Sie sich, wir liegen in einem Örtchen, das nur auf den allergenauesten Karten zu finden ist: Walenburgen. Nichts zu essen und dazu Gäste: preußische Kameraden, die noch weniger an dem Tage hatten. Ich rufe also nicht Monsieur Schneedeèr, nein, ganz süß: Schmidt .. ch .. en und sage: ‚Heute heißt's die Ehre Sachsens retten!' Der meint: ‚Mir ham ja nischt, Herr Major!' Ich aber blicke ihn finster an ... ich kann nämlich auch finster blicken ... und wie wir uns setzen, liegt auf dem Tisch zum erstenmal im Kriege weiße Wäsche (übrigens ältere jüdische Bettwäsche, aber vielleicht von einem jener Mädelchen, die wir sooft getroffen hatten, so 14 bis 16 mit nassen blassen Wangen, rehbraunen, mandelförmigen, traurigen Augen). Auf einer richtiggehenden Tischkarte, darauf Nixchen im baltischen Meere spielten, stand:

Sardines à l'huile	Wodka
Potage aux choux	Krimwein
Milchschokolade	Abgekochtes Wasser
Kakes	

Nun sollte ja Französisch verbannt werden, aber mein Kammerdiener kannte das eben von unseren Reisen in Frankreich nicht anders. Kurz und gut, die Gäste wurden erschrocken inne, an wessen Tisch sie eigentlich gesessen hatten, und da nun auch der Nachbarort ausge-

rechnet einen französischen Namen trug, nämlich ‚Mon Asil', so wurde ich denn einstimmig zum ‚Duc de Valembourg' ernannt. Walenburgen hätte ja gewiß Madame Bonnieux nicht aussprechen können.

„Und die Kurische Garde, von der füglich ja nur noch die Rede sein konnte, war es wert."

Durch die Stämme des riesigen wundervollen Forstes schimmerte in der Ferne etwas Helles. Der Herzog verhielt und blickte sich um. Ein herrlich eigenes Landschaftsbild tat sich auf: jenseit einer breiten, schneebestäubten Holzung, ein Maulwurfshügelland mit einzelnen stehengebliebenen Bäumen, lag wieder in seinem geheimnisvollen Zauber der Sumpfwald. Vorn aber wurden nun Drahtverhaue sichtbar, zurück Schützengräben und Erdhöhlen mit gewaltigen Decken an Balken, Erdschüttung und wieder Balken, an Erde und Schnee, wie sie ein an der Front bewandertes Auge nur selten erblickt. Dort wurde gebaut, gehackt, gegraben, gesägt, Stämme behauen und gerichtet.

Der Duc rief einen der Leute, dem aus dem zweiten Knopfloch ein grünweißes Bändchen schimmerte, er solle mal von der Kurischen Garde an der Düna erzählen. Dann schritt er weiter, durch seine Gegenwart dem Mamm die Unbefangenheit nicht zu nehmen. Schien aber kaum nötig, denn der fing sofort an, mundartig gefärbt, aber bildkräftig genug:

„Wir lagen damals an der Düna. 120 bis 150 Meter is se dort breit. Graugelb fließt se dahin so wie die Elbe bei Dresden. Das russische Ufer is höher. Mir lagen in Häusern, 's war aber nischt mehr davon da. Nur noch 's Siechenhaus mit lauter alten Weiblein. Die Russen hatten e kurioses Glick, egal Siechenweiber abzuschießen. Da sagt unser Herr Major, der so richt'g e Herz hat, das ginge doch nich, daß die Russen alle ihre alten Weiber abschießen, man mißte ihnen doch e paar wenigstens lassen. Nun wachsen die ja zwar nach, aber scheen war's doch von Herrn Major, und was befohlen is, wird eben gemacht, also ran. War das e Gewärje und e Gefiepse. Man faßt se nich gern an, die Weibsbilder, noch dazu, wenn se so verlaust sein, daß man die Viecher richt'g Kompagnieschule machen sieht. Mir haben gesagt: ‚Ihr kommt retour. Ihr macht nur ne Sonntagsfuhre!' Auf ner Liniendroschke, wie se hier die weggebracht. Auf ner Liniendroschke, wie se hier die Jagdwagen närrisch nennen tun, rumgondeln, da warn se gleich dabei! Das gloob ich! Wie wir Männer nu unter uns waren in dem verfluchten Nest, eene Kompagnie nur, aber Sachsen, fing bei die Russen e kolllosssaler Betrieb an. Was die da fier Dinger formiert ham! Strohpuppen, richt'g angezogen als Dragoner, ham se da an Stricken Kahn fahren lassen, als ob die was davon gehabt hätten, und dann ham se sich diebisch gefreit, wenn mir's nich sein weise geworn, und ham druff geschossen. Aber eemal bei 14 Grad Kälte, denn 's wird bisweilen ganz hibsch kalt in der Gegend, daß man werklich nich weeß, fiehlt man 'n Abzug, oder is's schon der Druckpunkt, in 'ner Nacht so finster, daß man kee Korn nich mehr sehen tut, da sei sie uf Kähnen riebergemacht: 2 Offiziere, 8 Unteroffiziere und Sticker 30 Mann. Sibirische Schitzenbrieder. Verhauen ham se gemacht. Handgranaten ham se geschmissen. Mir aber ooch nich dumm, ham se ganz boomeele (sachte) rankommen lassen, dann aber los. Zwei hab'ch erwischt, darunter 'n Regimentsschreiber, daß der Adjutant drieben wird wohl ham sein Kitt derweilen alleene machen missen!"

„Und die anderen?"

„Die ham nich mehr meff gesagt. Alle hin und sein im Kahn gleich die Düna runter ins Jenseits gemacht. Ich hab mal 'ne Abbildung gesehn, wie bei die Griechen der mit'n langen Bart gerudert hat. E Baron is es gewesen. . ."

„Charon!"

„Nee, nee, e Baron, Herr Rittmeester!"

Der „Duc de Valembourg" winkte. An den Stellungen ging es hin, wo unlängst erst die Kurische Garde einen russischen Angriff so kräftig abgewiesen hatte, daß jenes ganze Schneefeld da vorn erdbraun geworden war von russischen Mänteln, als sei plötzlich Tauwetter eingetreten. Hell schimmerte es durch die schönen roten Kiefern, und mit einem Mal tat sich der weite, unbewegte Spiegel der Ostsee vor erstaunten Augen auf. Das Meer! Bis an das steil abfallende Ufer wuchs der stolze Hochwald. Lange, gleich einem Wunder, weilten die Blicke auf der in nebligem Winterduft ruhenden Flut, die nur hier und da weit draußen, von irgendeinem rätselhaften Licht getroffen, spiegelnd aufzuckte. Nichts rührte sich hier. Alles lag wie im tiefsten Frieden, nur am Grabenrand stand ein bärtiger Mann mit wettergebräunten Zügen: der deutsche Posten, und blickte hinaus auf Land und See.

Ein leises Zwiegespräch zitterte durch die kalte Winterluft: „Gott zum Gruß, Landsmann! Ihr Name?"

„Haupt, Herr Rittmeister." — „Von Beruf?" — „Bierfahrer." — „Woher?" — „Aus dem Vogtlande, zuletzt in Chemnitz."

„Wissen Sie auch, wo Sie hier stehen? Wir halten die eiserne Wacht von der Nordsee bis an den Fuß der Alpen. Im eroberten Serbien. Mit unsern Freunden an den Dardanellen. Und dann wieder über ganze eroberte russische Provinzen hinauf bis an die Ostsee. Und der äußerste Punkt der deutschen Linie, der letzte deutsche Posten, sind zu dieser Stunde Sie: Landwehrmann Haupt aus dem Vogtlande, einst Bierfahrer in Chemnitz. Schreiben Sie mal das nach Haus. Grünweiß überall. Schwarzweißrot Sieger auf den ganzen tausend und tausend und tausend Kilometer Fronten. Vergessen Sie in Ihrem Leben nicht, wo Sie für Ihr Vaterland heute standen. Leben Sie wohl, kommen Sie gut und gesund heim nach dem alten lieben Sachsen!"

Der Posten nickte nur immer, die Augen groß, stolz zum Feinde hinausgewandt.

Nach langem Wege durch den Wald, dessen Stämme hier und da unschädlich zersplittert lagen von einer Flottenbeschießung, die aber jäh aufgehört, als unsere Batterien ihnen einen Schornstein, einen Admiral und andere vermeintlich notwendige Gegenstände weggeputzt hatten, schimmerte das herzogliche Hauptquartier durch die Zweige. Hoftafel gab es dort: für alle eine einzige, die letzte Flasche Wein. So leben sie im Osten! Aber sie reichte wie einst bei der Speisung der Tausende in der Heiligen Schrift. Reichte, um das Glas zu erheben auf das, was in jedem deutschen Herzen an der ganzen Front so als Gewißheit lebt, daß keiner länger leben möchte, wenn es nicht geschähe: den endgültigen, den ganzen Sieg. Dann wird auch die Kurische Garde heimziehen und erzählen, wo sie einst kämpfte und stand: in Eis und Schnee, am äußersten Punkt der von den Deutschen besetzten Erde.

Da winkten sie Abschied, der „Duc de Valembourg" und seine Leute: der Flügeladjutant, der süße Schmidtgen und Monsieur Schneedeër. Im Hintergrund aber die Garde. Nur der Schimmel fehlte, aber der kommt ja später einmal aufs Denkmal der baltischen Barone.

Eisenbahnminister Frhr. v. Forster und der Chef des Feldtransportwesens Oberst Straub an der Südfront.



Das heiß umstrittene Krngebiet.

Von der Südfront.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

11. Fortsetzung.

Frau Lambert, die Pariserin, wiederholte kopfschüttelnd: „Madame la Princesse de Schjelting . . .“

Der Alte lachte.

„Vielleicht ist es nur ein Bonmot, meine Tochter! Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich nicht mehr dabei, wenn die Welt verteilt wird. Aber ein guter Brocken fällt für jeden ab, der den Mut hatte, sie aus den Angeln zu heben. Das ist sicher. Nun: Ihr wischt euch den Mund! Ihr verzichtet. Ich bemitleide euch! Oder vielmehr dies verblendete Kind! Ja, dich meine ich, meine Enkelin Ghislaine!“

Zwischen den auseinandergeschlagenen Falten des Vorhanges zum Nebenraum stand Ghislaine de Schjelting.

„Ist er in Brüssel?“

„Ich traf ihn vorhin beim Rechtsanwalt!“ sagte ihr Vater. Und ihr Großvater: „Und ich eben im Hotel!“

„Ich möchte ihn sprechen!“

„Du weißt schon . . .“

„Mein Gott . . . Ich war hier im Nebenzimmer. Sie reden laut genug, Großpapa, wenn Sie erhitzt sind!“

„Um so besser! Es spart mir nur Worte, die ich sonst an dich gerichtet hätte, mein Kind! Ermahnungen wegen deines Mannes!“

„Er soll zu mir kommen!“

„Von selbst kommt er nicht!“

„So holen Sie ihn!“

„Und dann?“

Ghislaine von Schjelting hob nachdenklich die schmalen Schultern. Ihre weißen Zähne nagten an der Unterlippe. Sie sah aus wie ein ratloses Kind.

„Sie haben mich verwirrt, Großpapa, mit dem, was Sie vorhin durch das Haus schrien!“

„Aha!“

„Vielleicht ist es nicht die Zeit zu überstürzten Entschlüssen!“

„Das meine ich auch!“

„Er wird mich besuchen! Man wird sich unterhalten!“

„Gut so!“

„Ich möchte keinen falschen Schritt tun! Die Reue kommt zu spät! Helfen Sie mir, Großpapa!“

„Ich werde sehen, was sich tun läßt!“ sagte der Greis. Er fuhr nach dem Hotelpalast am Nordbahnhof zurück. Es schien ihm unterwegs, als fiebere dies ewig heiß brodelnde Brüsseler Gassengewühl in den letzten Stunden noch mehr wie sonst. Die nach vorn offenen Kaffeehäuser waren überfüllt. Zwischen erregten Gebärden und lebhaftem Mienenspiel unter Zylinderhüten blinkte an den Straßenecken das Weiß der neuesten Zeitungsblätter. Und doch war dieser alte französische General, der da durch die Straßen der belgischen Hauptstadt fuhr, vielleicht der einzige Mensch, der tiefernst dreinschaute. Die Brüsseler selber — ah bah — das Leben floß leicht dahin . . . man würde ja sehen . . . morgen war auch noch ein Tag . . . Es gab an den Kursstürzen der Börse zu verdienen . . . Herr von Rigolet sah ärgerliche, unruhige, neugierige, selbst belustigte Gesichter — aber keins unter den Tausenden, auf dem das Gefühl der Verantwortung für das große Ganze lag. Kein Belgier hätte ihn auch, wenn er ihn befragt hätte, begriffen. Jeder für sich und Gott für alle! Wer dachte an die Folgen der Dinge? Man war doch frei! Und England schützte diese Freiheit . . .

General du Rigolet kam gerade noch zurecht. Die beiden, der Russe und der Brite, waren eben im Begriff, das Hotel zu verlassen, ein Paar, in dessen Eintracht sich der Wille von drei Viertel der Erdoberfläche verkörperte. Wer von den Staatsmännern, den Deputierten, den Notabeln, den Redakteuren des kleinen Landes Belgien wagte noch zu atmen, wenn das Zarenreich und das britische Imperium Arm in Arm leutselig lächelnd bei ihm eintraten? Zum Erstaunen des alten Franzosen war Nikolai Schjelting sofort bereit, seine Frau zu besuchen. Es war nur die Frage, ob Sir William geneigt sein würde, hier noch eine Viertelstunde zu verziehen?

Oh — mit wahrem Vergnügen! Der sehr ehrenwerte Higgins war jetzt gegen Ausländer die aufrichtige und schlichte Liebenswürdigkeit selbst. England brauchte in dieser Stunde alle Völker des Erdballs. Und nun gar den Arm der dritten Republik. Nichts konnte ihm angenehmer sein, als von Herrn von Rigolet, diesem hervorragenden Militärtheoretiker Frankreichs, Aufschlüsse über den Aufmarsch gegen den Rhein zu gewinnen. Sie ließen sich beide in der Wandelhalle des Hotels an einem Tischchen nieder. Der General war Feuer und Flamme. Seine zittrige Greisenhand malte mit einem Bleistift rasch und geübt die Ostgrenze auf die Marmorplatte. Er dämpfte seine Stimme, damit die ringsherum sich räkelnden Yankees und nägelkauenden Misses aus Arizona nichts hörten. Pah . . . keine Sorge! Hier-

her kamen die Deutschen nicht. Hierher nach Belgien nicht! . . .

„Täten sie denn von Ihrem Standpunkt nicht weise, nach Belgien zu gehen?"

„Sie müssen! Sie müssen! Ihre Generale begingen ein Verbrechen, wenn sie die Blüte ihrer Mannschaft vor unseren Sperrforts niedermähen ließen, während der Weg nebenan in seiner ganzen Breite von Trier bis Aachen frei ist!"

„Nun also . . ."

„Haha — — wenn sie nicht, zum Glück, Doktrinäre wären — diese Teutonen. Ihre Professoren werden sich den Kopf zerbrechen, ob es auch erlaubt ist, durch Belgien zu gehen! Sie werden es sich so lange überlegen . . ."

Bis wir von der anderen Seite kommen! dachte sich der Brite. Er brauchte es nicht erst zu sagen. Er und der Franzose verstanden sich schon. Der Alte kritzelte eifrig auf dem Marmortischchen den Süden seiner Schlachtlinie.

„Oh — wir werden nicht müßig gehen unterdessen . . . wir Franzosen! Hier die Trouée von Belfort! . . . Der Rhein . . . Der Isteiner Klotz . . . die Hüninger Linien . . . man wird sie überwinden!"

„Und dies hier?"

Der General war entsetzt über diese bodenlose, britisch-insulare Unwissenheit in militärischen Dingen. Eine Sekunde stutzte er in dem Gedanken: Und dabei fangen sie einen Weltkrieg an! . . .

„Dies hier, Mylord, ist die Grenze der Rheinpfalz! Die große Lücke zwischen Hardt und Vogesen! Von hier geht der Stoß bis Stuttgart. Dort werden unsere Braven sich verschnaufen und auf den russischen Kanonendonner von Wien her warten!"

„In der Tat . . . sehr interessant!" sagte der Londoner Zeitungsmann kalt. Beide beugten sich wieder über die zukunftschweren Bleistiftlinien. Nikolai Schjelting stieg inzwischen die Treppe im Hause seiner Schwiegereltern empor. Den Weg zu dem kleinen Boudoir seiner Frau. Er kannte diese seelenlosen, weißgoldenen Empiremöbel. Er haßte sie, während er auf Ghislaine wartete. Er dachte sich: Werden sie in dieser Familie einmal nicht eine Pendüle unter einem Glassturz auf den Kamin stellen? Eher stürzt die Welt ein. Sie sind tötend für einen Mann von Geist, diese Krämer! Langweilig. Einer dem anderen gleich wie die Heuschrecken! Ihre Frauen auch. Drahtpuppen ohne Seele. Kein Wille. Kein Widerstand. Ah . . . genug davon . .

Er schnopperte in der Luft . . . dies wohlbekannte Parfüm . . . das hatte sie immer noch . . . Es war, als atmete man Paris . . . süßlich . . . ein wenig welk . . . da lag der „Gaulois" . . . Alles Paris . . . auch sie selbst, wie sie in einem flüsternden Froufrou von weißer Seide, beinahe lautlos, eintrat — dieser weiße Puderhauch auf dem schönen Kindergesicht mit den leise bewegten Nasenflügeln, diese schwermütigen Augen, deren dunkle Tiefe so viel versprach und so wenig hielt. Diese müden und weichen Bewegungen einer Schauspielerin vom Gymnase oder Vaudeville. Sie hatte das Seelenvolle eines leidenden und schmerzlichen Lächelns an sich. Sie blieb mitten im Zimmer stehen, da, wo sie das Licht der Fenster am besten auf sich ruhend wußte, und sagte sanft: „Ich danke Ihnen, mein Freund, daß Sie gekommen sind!"

Schjelting schwieg, mit einem boshaft geschmeidigen Gesichtsausdruck. Asien war in seinem Blick.

„Nun, Nikolai, warum sehen Sie mich an?"

„Ich bin erstaunt und betrübt: Sie sind doch sonst eine Frau von Geschmack. Dies Schwarzweiß steht Ihnen nicht . . . Erstens sind es die Farben Preußens! Nun, wir werden Wilhelms Schilderhäuser verbrennen . . ."

„Aber: dies Kleid ist doch rein weiß!"

„Nicht von ihm spricht man. Sondern von dem Automantel . . ."

„Welchem Automantel?"

„Den Sie vorhin in dieser lackierten Eierschale trugen. Es ist schlechter Geschmack . . . Man merkt, daß ich nicht mehr da bin! Es ist alles schlechter Geschmack . . . Auch dieser Windhund selber . . . Nun, meinetwegen, Madame! Wie's beliebt!"

„Sie erschrecken mich . . ."

„Warum denn? Ich tue Ihnen nichts. Sie wissen, ich bin ein Mensch wie ein Kind . . ."

„Sie sind mir unheimlich!"

„Wieso, meine Liebe? Sie sehen, ich lächle. Ich bin Philosoph!"

„Sie spielen mit mir! Das dulde ich nicht!"

„Ich spiele noch mit ganz anderen Leuten!" sagte Nikolai Schjelting schroff, setzte sich und drehte sich gleichmütig eine Zigarette. „Mit Ihnen ist es kein Kunststück. Denn Sie waren unvorsichtig, viel zu unvorsichtig . . ."

„Sind Sie nur erschienen, um mir das zu sagen?"

„Da Sie es offenbar hören wollten — ja!"

„Und Sie wagen es, den Sittenrichter zu spielen — Sie?"

„Nicht wahr — es ist gegen meine Art? Ich war immer gegen Sie zu nachsichtig!"

„Gegen sich! O ja — ich gestehe es! Wann waren Sie denn zuletzt in Wiesbaden?"

„Wiesbaden?" sagte Nikolai Schjelting mit einem kühlen und überlegenen Lächeln. „Wie kommen Sie gerade auf Wiesbaden, meine Teure?"

„Wir unterhielten uns schon einmal über diesen Gegenstand! Glauben Sie, daß ein solcher Badeort nicht tausend Augen und Ohren hat? Inzwischen habe ich Näheres erfahren. Die Beaufords erzählten es mir. Sie hörten es von Holländern, den de Vries —"

„Die Welt ist klein!"

„Sie lächeln? Nun: Sie haben ja allen Grund! Ich beglückwünsche Sie zu Ihren Erfolgen . . ."

„Wollen Sie mir nicht erst diese Erfolge selbst nennen?"

„Spielen Sie den Unschuldigen? Man sagt, daß diese Dame bereits verlobt war, als Sie auftauchten! Daß sie Ihretwegen diesen preußischen Offizier verabschiedete. Er soll sich nach der Türkei gewandt haben. Aha . . . nun röten sich Ihre Wangen . . ."

Nikolai Schjelting fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er fühlte das Blut heiß zu Kopf steigen. Diese Worte, die wie Nadelstiche von den geschminkten Lippen dort kamen, diese Worte schenkten ihm ein Atemholen befriedigter Eitelkeit, wie sie selbst er, der Selbstbewußte, der Petersburger, noch kaum empfunden. Es war vielleicht nicht wahr. Er hatte sich in seinen eigenen Träumen nicht so weit verstiegen. Aber wenn es anderen schon so schien . . . Zum erstenmal in seinem Leben dachte er sich: Gut . . . — ich war vielleicht zu bescheiden . . .

„Sie schweigen . . .?" sagte seine Frau spöttisch nach einer Weile.

Er machte eine Kopfbewegung, als wehrte er einer Fliege ab. Alles zitterte in ihm. Er sagte sich: Noch hat der Kampf nicht begonnen, und ich habe für meinen Teil schon gesiegt! Den Deutschen aus dem Feld geschlagen! Ein Glück, wenn man abergläubisch ist! Da geben einem solche Schicksalzeichen Mut!

„Also: Wann reisen Sie denn wieder nach Wiesbaden?"

„Sie bringen mich auf eine gute Idee: Morgen!"

„Ah — das ist stark!"

„Was wollen Sie? . . . Man muß die Zeit nutzen!"

„Und das sagen Sie mir leichten Herzens ins Gesicht?"

„Ich weiß Sie ja hier in guter Obhut. Sie haben Ihre Freunde. Oder — Ihren Freund!"

„Und Sie dort! In dieser tragischen Zeit? Hat diese Deutsche Sie verhext? Sie, der Sie sonst noch nicht eine Birne ohne Berechnung schälen."

Nikolai von Schjelting stand mit einem grausamen und triumphierenden Gesichtsausdruck auf.

„Vielleicht habe ich mir auch einmal den Luxus gestattet, mich zu verlieben!" sagte er.

„Ah . . ."

„Warum soll das nur Ihr Vorrecht oder des anderen sein? Belieben Sie: Auch ich bin ein Mensch!"

„Unerhört . . ."

„Mit Dank gegen Gott kann ich mir das jetzt erlauben!"

„Sie wagen auch noch zu spotten . . ."

„. . . weil ich euch alle nicht mehr brauche! Ich brauche euer Geld nicht mehr!"

„Man wird Sie davon befreien . . ."

„Ihr habt mir euren Dienst getan! Genug davon! Grüßen Sie mir diesen beschränkten Papa Léon! Auch Mama! Die beiden haben Ihnen einen schlechten Gefallen erwiesen, meine arme Ghislaine! Klagen Sie Ihre Eltern an und Ihre ganze Umgebung!"

„Ich weiß selbst, was ich tue!"

„Wozu denn die Tränen in Ihren schönen Augen? Dämmert es Ihnen jetzt, daß Sie Einsatz und Gewinn Ihres Lebens zugleich verlieren? Seien wir offen: Es war nicht klug! Man erhebt sich nicht vom Spieltisch eine Minute, bevor Zero schlägt!"

„Gehen Sie . . ."

„Ich bestimme den Zeitpunkt selbst, an dem ich mich von Ihnen verabschiede und vor meinem Nachfolger verneige! Vielleicht gewinnt er doch einmal einen dritten Preis in einer Automobilwettfahrt irgendwo da unten unter diesen guten Leuten der Provinz! Ich werde das leider nicht verfolgen können. Meine Zeit werden nach dem Krieg die mir anvertrauten Geschäfte des Ministeriums oder der Botschaft allzusehr in Anspruch nehmen!"

„Pah . . ."

„Und mein einziger Schmerz wird sein, daß ich diese Ehren nicht mehr mit Ihnen teilen kann! Aber Sie haben es so gewollt. Sie sind eine schlichte Natur. Allem Äußerlichen abhold! Der Glanz des Hofes von St. James würde Sie als Botschafterin verwirren!"

„Hören Sie auf . . ."

„Hören Sie auf zu weinen! Es schadet dem Schmelz Ihrer Augen und hilft nichts! Ihre Reue kommt zu spät, meine arme Freundin! Senf nach der Mahlzeit! Ah — man hat nicht mehr darauf gewartet. Man ist inzwischen fortgeschritten!"

„Sind Sie zu Ende? Sie sehen, daß Sie mich ermüden!"

„Nur noch zwei Worte! Sie erwähnen mit einer bewundernswerten Beharrlichkeit das Wort Wiesbaden. Nun — Frauenwille ist Gottes Wille! Plaudern wir darüber!"

„Genug! Ah . . . diese Deutsche . . ."

„Diese Deutsche wird ernten, was Sie, meine Teure, kurzsichtig verschmähten! Sie wird auf die Stelle emporsteigen, die ich in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit für meine erste Frau vorbereitet hatte. Von da wird sie auf Sie hinabsehen!"

„Unerhört . . ."

„Sie wird an meiner Seite den Schmerz ihres Vaterlandes vergessen. Sie wird späterhin mit meiner Erlaubnis und mit zarten Händen jene Beziehungen zu ihrer Heimat wieder anknüpfen, wie sie den inzwischen geregelten Machtverhältnissen Europas entsprechen. Sie wird zwischen Siegern und Besiegten vermitteln . . ."

„Kein Wort mehr von ihr!"

„Ich fürchte, Sie werden meinen und ihren Namen noch häufig genug im Zirkel der großen Ereignisse hören und lesen! Das ist ja der Unterschied zwischen uns: Sie hören auf! Ich fange an!“

„Und nur deshalb haben Sie mich noch einmal aufgesucht . . .?“

„Ich bin untröstlich! Aber ich muß gestehen: Ja!“

„Sie sind ein Elender!“

„Jahrelang haben Sie Ihr Spiel mit mir getrieben, Ghislaine! Ich war schwach. Leider. Ich bin immer schwach gegenüber den Frauen. Oft wehrlos!“

„Man sah es in Wiesbaden!“

„Es ist ein Fehler. Ich weiß es. Aber keine Frau hat meine Schwäche so bar gemünzt wie Sie! Sie haben die zartesten Regungen meiner Eifersucht mißbraucht . . .“

„. . . in der Sie Vasen und Spiegelscheiben mit Ihrem silbernen Tulastock zertrümmerten . . .“

„Sie hatten kein Mitleid mit mir . . . Ich mußte oft abwesend sein! Wichtige Dinge, die sich jetzt erfüllen, riefen mich. Sie amüsierten sich, was ich unterwegs bei dem Gedanken an die Möglichkeiten litt, die unterdessen hier in Brüssel . . .“

„Sie wußten manches ganz genau! Sie wollten es nur nicht wissen! “

„Gut! Decken wir alle Karten auf! Wenn dem so ist, so habe ich eben mit der Vergeltung gewartet! Erlauben Sie, daß ich mich jetzt revanchiere! Ich erhebe Ihre Nebenbuhlerin zur Königin. Ich entlasse Sie wieder in die Niederungen der Kaffeeröster und Weizenwucherer zurück, aus denen Sie stammen! Glückliche Reise!“

Ein zuckender Vorstoß des hochfrisierten Kopfes drüben wie von einer Schlange: „Und das befürchten Sie nicht, daß jene Ihnen ebenso den Laufpaß gibt wie ich?“

„Mir? ! . . .“ sagte Nikolai Schjelting mit unergründlichem Lächeln.

„Nun — ich tat es!“

„Pardon! Ich habe die Brücken abgebrochen. Sie waren zur Versöhnung bereit! Und nun Schluß! Das übrige zwischen uns ordnet Maître Nikolas. Auch wegen der Erziehung der Knaben. Sie weinen noch immer? Sie erweisen mir zu viel Ehre! Nun, mit Gott!“

Nikolai Schjelting stand vor der in sich zusammengesunkenen und krampfhaft schluchzenden Pariserin mit der Beruhigung der genommenen Rache: mit den Instinkten des Ostens, wie ein Mann des Morgenlandes, der seinem Weib den Scheidebrief schrieb, um eine andere zu ehelichen. Eine brutale Verachtung: Ich verstoße dich! Nimm deine Mitgift und geh!

Vor dem Haustor drehte er sich grausam lächelnd eine Zigarette. Und doch klopfte sein Herz. Leuchteten seine Augen. Er dachte an Wiesbaden. Er dachte an die Welt. Beides verschwamm ihm im Rausch dieser Tage zu einem. Er sagte sich: Ja. Ich stehe in vollem Brand. Während er dann das Streichholz entzündete, dachte er weiter: Und so setzt man die Welt in Brand! Eines trägt das andere . . .

. . . Und heute ist die Antwort Serbiens auf das Wiener Ultimatum fällig . . .

Er kannte sie schon. Ihn beunruhigte sie nicht. Er ging zu Fuß die glänzenden Straßenzüge hinunter. Die geputzten Menschen umher erschienen ihm ahnungslos wie Schafe auf grüner Wiese. Er verachtete sie. Selbst die hübschen Frauen langweilten ihn durch ihren Anblick. Er war der Kultur und ihrer Schranken überdrüssig. Er sah Kosakenfackeln vor sich. Hörte von den Steppen des Ostens das ferne, wilde, zehntausendfache „Urrahâ!“ Eine nervöse Blutgier belebte ihn bis in die Fingerspitzen. Eine zurückflutende Welle aus grauer Vorzeit, da man den Häuptling des Feindesstammes mit der Steinaxt erschlug und seine Tochter als Siegesbeute auf starken Armen heimtrug. Er dachte sich: So hole ich mir meine zweite Frau aus den Flammen Deutschlands heraus . . .

Unten, am Platz Charles Rogier, saßen der General du Rigolet und der sehr ehrenwerte Higgins noch an den Geheimzeichen des Marmortischchens. Sie hatten inzwischen auch Budapest erobert und sich im Norden siegreich mit den durch Westfalen vorrückenden Engländern vereinigt. Hannover war bereits wieder ein Teil des Vereinigten Königreichs. Das Schicksal Bayerns noch nicht entschieden.

Die beiden, der Franzose und der Engländer, reichten dem herantretenden Russen herzlich die Hand. Sir William Higgins tauchte eine Serviette in das Wasserglas neben der Kaffeetasse und rieb sorgfältig alle Bleistiftspuren ab. Sein bartloses Antlitz, dessen steinerne und doch gesunde Falten ebensogut auf einen Mann von fünfunddreißig wie von fünfzig Jahren schließen lassen konnten, zeigte einen trockenen Ernst. Er saß, das linke Bein über das rechte Knie gezogen, die Stummelpfeife im Mund, gedankenvoll wie ein Geschäftsmann in Erwartung wichtiger Kabelkurse. Dann runzelte er die Stirn, sah auf die Uhr und versetzte plötzlich und halblaut: „Well! In kurzem bringen alle Abendblätter Europas die serbische Antwort. Ihr Wortlaut ist mir seit gestern bekannt. Ich kann ihn Ihnen jetzt mitteilen.“

Der Weißkopf des Generals senkte jäh ein Ohr gegen die dünnen Lippen des andern.

„Und was sagt die Note?“

„In allen wesentlichen Punkten: Nein!“

„Oh — dies unerschrockene kleine Serbien! Sein heldenmütiges Beispiel wird die Zögernden in dem großen Frankreich mit sich reißen!“

„Das tut allerdings not!“ sagte Higgins kalt.

„Sapristi: den letzten Mann werden wir aufbieten zur Rettung der Kultur. Wir holen unsere bewunderungswürdige, schwarze Armee über das Meer. Unsere Turkos und Senegalneger werden im Hafen von Marseille eure Sikhs und Gurkhas bejubeln . . .“

„Wir rufen von London aus alle Männer der Erde bis zu den Basutos und Maoris zu den Waffen!“

„Unsere tapferen Kosaken des Zaren werden euch nach Potsdam entgegenreiten! Das heilige Rußland verbrüdert sich mit euch zum Kampf für die Zivilisation!“

„Ja. Alles hängt jetzt von Rußland ab!“ versetzte William J. Higgins und sah Schjelting forschend an.

„An dem Willen des Zaren hängt das Schicksal der Welt!“ sagte atemlos der alte Rigolet. „An diesem einen Namenzug: ‚Nikolai‘!“

„Sie schweigen immer noch, Herr von Schjelting! Sie entsetzen mich. Sollte wirklich Ihr erhabener Herrscher noch zögern?“

Über den Platz kam rasch sich näherndes, wildes Geschrei. Die Zeitungsverkäufer rannten, ließen hinter sich einen Wirbel von Blättern in den Händen, auf dem Boden wie von Schneeflocken. In der Wandelhalle waren die Gäste aufgesprungen und rissen den Kellnern die Nummern aus der Hand. Ein Stimmengewirr: „Voilà! . . . Belgrad! . . . La réponse . . . ah . . . voyons . . .“ Nur die Yankees blieben begriffstutzig sitzen. Was wußten sie von Serbien und dem Balkan? Von Europa überhaupt, außer ihren beiden Jahrmärkten der Eitelkeit: Paris und London?

Die Antwort Serbiens auf das Ultimatum . . . Serbien leistete Widerstand. Serbien lud seine Geschütze. Woher kam ihm dieser Mut zum Spiel um Sein und Nichtsein? Nikolai von Schjelting zog ein Notizblatt aus der Tasche.

„Auch ich kannte die Antwort!“ sagte er zu dem Zeitungskönig aus Oxfordstreet. „Aber auch ihren Ursprung . . .“

„Man fragte von Belgrad aus in Petersburg an, was tun? Ich weiß . . .“

„Nun: hier die urkundliche Erwiderung Rußlands!“

William J. Higgins las: „Bitte zu mobilisieren!“

Ein Schweigen. Dann versetzte er, das Blättchen hinlegend: „Das ist der Weltkrieg!“

„Der Weltkrieg nach Rußlands Willen!“ sagte Nikolai von Schjelting. Ein unheimliches Leuchten glomm in seinen Pupillen. Im Geist sah er, fern da unten, den Strand der Donau, da, wo an der großen und kleinen Kriegsinsel die Sawe sich in sie ergießt. Es dämmerte nun wohl schon dort im Südosten über Belgrad. Mit tausend Lichtern funkelte die Teufelstadt durch die Nacht, hinüber nach Semlin und über die breite Wasserfläche nach dem ungarischen Norduser. Und in dem Dunkel dieser Nacht regte es sich vielleicht jetzt schon geheimnisvoll zu beiden Seiten der Ströme, ratterten Automobile, knarrten Räder, klirrten Waffen, raunten Stimmen. Plötzlich ein kurzer, breiter Befehl: „Erstes Geschütz Feuer!“ Eine Purpurschlange durch das Schwarz. Der Doppelkniff von Abschuß und Einschlag. In der finsteren Weite von Wasser, Luft und Land verrollte der Widerhall des ersten Schusses . . .

10.

Nie segnete die Sonne liebevoller das deutsche Land als in diesen drei letzten Julitagen des Jahres 1914. Nie war unter dem blauen Himmel mehr Fruchtbarkeit, Fröhlichkeit und Frieden zwischen Maas und Memel. Es brauste im Gewühl der großen Städte: Unser täglich Brot gib uns heute! Das Dorfkirchlein läutete hinaus ins Ackerland: Im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brot essen! Tausend Wimpel wehten in den Häfen: Mein Feld ist die Welt! Hunderttausend Treibriemen und Maschinen sangen: Rast ich, so rost ich! Und alles, was an Gütern der Gesittung täglich aus deutscher Hand entstand und über die Erde ging, blickte zurück zu den Stätten deutschen Geistes, zu den Retorten und Reißbrettern, den Kontorpulten und Kathedern: Ich bin die Tat von deinen Gedanken!

Nie war Deutschland so arbeitsfreudig, so festefroh gewesen. Feiern und Reden überall im neuen Reich. Aus den Fenstern Wiesbadens grüßten die Fahnen. Es tagte wieder ein Kongreß in der Bäderstadt. Aber die Flaggen hingen schwer und unbewegt zu Boden wie erschöpft von der bleiernen Schwüle, der unheimlichen Stille des Mittags, die nur vom Kurpark her das Jauchzen spielender Kinder unterbrach.

Gegenüber, in der Sonneberger Straße, saß der Geheimrat Tillesen nach Tisch mit seinem Schwiegersohn, dem Großindustriellen Martius, im Schatten der Veranda. Der Reichstagsabgeordnete hielt die glimmende Havanna schräg in dem mächtigen, rotbraunen Vollbart. Ein großer, schöner Mann zu Anfang der Vierzig, hatte er die starke Stimme und die ungestümen Bewegungen des Volksredners.

„Nee, Schwiegervater — ich bin doch auch nicht gerade ein Waisenknabe — nicht wahr? Ich stehe doch mitten im praktischen Leben. Ich bin, wie ich da geh und steh, täglich fünfhundert Aktionären, zweitausend Arbeitern und fünfzigtausend Reichstagswählern Rechenschaft für mein Tun und Lassen schuldig! Auch ’n Vergnügen, besonders das letztere! Na — was tut der Mensch schließlich nicht alles freiwillig, wenn er muß?“

„Wer zwingt dich denn?“

„Ich mich selber! Ich brauche Betrieb um mich!

Wo ich hinkomm, da kriegen die Leute Beine! Das ist komisch!"

Er lachte tief und stark, mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, dem das Leben durch Erfolge über Erfolge, im Hause wie auf dem Markt, recht gab.

„Die Phila, die jammert auch immer, daß ich mich wieder hab wählen lassen! Das sei so roh — unsere innere Politik! Ich sag ihr: Zum Deubel auch! Teures Weib: Ich muß mich rumschlagen, das bin ich meiner Gesundheit schuldig!"

Exzellenz Tillesen lächelte einen Augenblick. Dann wurde sein stilles, graubärtiges Gelehrtengesicht wieder tiefernst. Er hatte die Brille abgenommen. Goldene Sonnenlichter spielten durch das Buchenlaub auf seiner mächtigen, hochgewölbten Stirn. Er unterbrach den Schwiegersohn nicht. Er wußte: der hörte lieber sich selber reden als andere.

„Kampf war, ist, wird immer sein! Die Menschen sind nu mal eine verwünschte Rasse! Das hat der Alte Fritz schon richtig erkannt! Aber die Mittel, wie sie sich verkeilen, wechseln. Heutzutage führt man den Krieg im Frieden. Es braucht doch nicht ewig der olle Schießprügel zu sein, um zu ermitteln, wer der Stärkere ist. Der synthetische Indigo tut's unter Kulturmenschen schließlich auch."

„Also glaubst du wirklich nicht an die Möglichkeit eines Weltkrieges, Hugo?"

„Weißt du, was die Geschichte unter Brüdern kosten würde? — Einhundertfünfzig Millionen täglich! Fünf Milliarden Mark in einem Monat! So viel Geld gibt's ja gar nicht. Das weiß jeder Fachmann. In einem Vierteljahr ist der Erdball pleite!"

„Ja — davon verstehe ich nichts!"

„Weiter: die Menschenkräfte! Zwanzig Millionen Männer in Europa unter Waffen! Ja, zum Kuckuck! Wer pflügt denn für sie? Wer steht denn für sie am Heizkessel? Hinterm Ladentisch? In der Werkstatt? Frag die mal alle! Die wollen bei ihrer Arbeit bleiben und ihre Familien ernähren und nicht über andere herfallen!"

„Wir Deutsche gewiß nicht!"

„Und ebensowenig die übrigen! Glaubst du, daß ein Bergmann in Wales oder ein Winzer in Frankreich oder ein Bauer in Rußland Krieg will?... Die denken nicht daran!"

„Die nicht, aber andere!"

„Ja — zum Donnerwetter — verzeih, Schwiegervater, wenn ich mal auf den Tisch haue — wo stecken sie denn, diese verfluchten Kerle, diese Massenmörder, diese..."

„Bei uns sicher nicht!"

„Raus mit der Bande! ... Ans Tageslicht, daß man diese gottverlassenen Visagen mal sieht! Für die Gesellschaft würde sich ja die Verbrechergalerie in Castans Panoptikum bedanken!"

„Höre, Hugo..."

„Und endlich die Herrscher selbst! Sonst überlegen sie es sich, ob sie ein Todesurteil gegen einen Verbrecher unterzeichnen sollen! Bei der Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls handelt es sich um das Todesurteil gegen Hunderttausend, die nichts verbrochen haben! Das kann doch keiner von ihnen! Da sträubt sich ihm ja die Hand..."

„Und doch hat der Zar die Mobilmachung der russischen Armee befohlen!"

„Wer sagt das?"

„Ein Balte, einer meiner Patienten, der sich heute morgen in aller Eile von mir verabschiedet hat. Der Mann hatte Tränen in den Augen!"

„Die Mobilmachung gegen Oesterreich?"

„Nein! Das ganze russische Heer!"

„Auch gegen uns?"

„Auch gegen uns!"

Die Männer schwiegen. Aus dem Parkgrün gegenüber jauchzten die Kinder. Von fern klang der dumpfe Paukenschlag der Kurmusik. Endlich sagte Hugo Martius entschlossen: „Dein Balte in Ehren! Aber das glaub ich einfach nicht! Er hat irgend was läuten hören und nicht schlagen ..."

„Es ist ein Graf, mit vielen Beziehungen scheint's, in Petersburg!"

„Na eben! ... Was mag dort jetzt alles gemunkelt und gestänkert werden, was nachher ... nein ... ich glaub es nicht! In acht Tagen lachen wir darüber!"

„Geb es Gott!"

„Geht deine Uhr richtig, Schwiegerpapa? In fünf Minuten halb Vier? ... Na, dann wird's Zeit!"

„Du willst doch nicht wirklich heute nacht nach Paris!"

„Da unsere internationale Gruppe von Friedensfreunden sich zu Ende Juli zu einer Sitzung dorthin verabredet hat ..."

„... aber doch unter anderen Voraussetzungen."

„... so würde das Fernbleiben eines Deutschen eben jetzt doppelt mißdeutet werden! Gerade in dieser kritischen Zeit ist es meine Pflicht, nach Paris zu gehen! Ich sehe Jaurès morgen früh, gleich nach meiner Ankunft. Sein Wort ist in Frankreich eine Macht! Man muß ihn und alle vernünftigen Menschen draußen in ihrer Überzeugung bestärken, daß niemand in Deutschland den Krieg will!"

„Nun ... das weiß der Himmel!" sagte der Geheimrat. Wieder verstummten die beiden. Durch das Gebüsch blinkte von der Nachbarvilla des Generals z. D. Isebrink her ein scharlachroter Schein. Ein Diener hängte einen funkelnagelneuen Waffenrock über die Stange und begann ihn auszubürsten. Er hatte bei der Kavallerie gedient. Man merkte es daran, daß er, in seiner blauweiß gestreiften Jacke, ab-

wechselnd den Finnischen Reitermarsch und „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" vor sich hinpfiff.

„Und Phila läßt du vorläufig auch ruhig in Italien?"

„Na, du kennst doch deine Tochter, Schwiegerpapa! Die kriegen doch zehn Pferde nicht aus ihrem geliebten bel paese, wenn sie mal wieder glücklich da unten sitzt!"

„Vielleicht kommt sie von selbst auf den Gedanken . . ."

„Phila und in Italien denken! Da wandelt sie Mond mit offenen Augen. Ißt und trinkt nicht, sondern wird vom Süden satt und kriecht friedlich unter ihr Moskitonetz. Flöhe? O bitte, das ist kein Floh! Das ist una pulce! Hut ab vor dem Vieh. Es ist klassisch!"

„Nun ja . . . Schließlich ist das auch ein Stück unseres Wesens!"

„In Deutschland sollten mal in so 'nem finsteren Stinkgäßchen — mit darüber gespannten Lumpen solche schmutzige Bälge sie am Rock zupfen. Die hätten gleich eins hinterm Ohr. Aber dort . . . „Oh — questra raggazaglia! . . . Prenda! Prenda! . . . Da habt ihr, Kinder! Rein närrisch!"

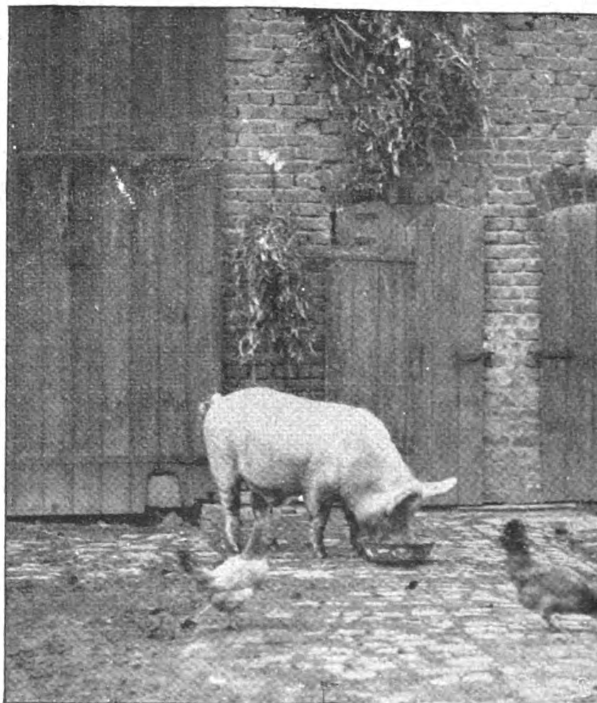
(Fortsetzung folgt.)

Das nützlichste Tier.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Bis in das späte Mittelalter hinein bildete das Schwein in Deutschland das einzige Schlachttier, den einzigen Fleischlieferanten. Die Heranzucht war äußerst einfach und billig. Man tat die Schweine in einer Gemeinde zu einer Herde zusammen und ließ sie fast das ganze Jahr hindurch im Walde auf die Weide gehen. Wenn sie ausgewachsen waren, so wurden sie geschlachtet. In manchen Gegenden Deutschlands, so z. B. im Spessart, besteht der Schweineeintrieb in den Wald noch heute, und es werden beträchtliche Einnahmen daraus erzielt, wenn auch die meisten Gemeinden das Weiderecht besitzen, so daß sie nicht einen Pfennig dafür zu zahlen haben.

Im allgemeinen aber ist man von dem Weidetrieb zum Zweck der Mast ziemlich abgekommen, nicht etwa mit Rücksicht auf den Wald, dem der Weidegang der Schweine unter Umständen sogar Nutzen bringen könnte, sondern weil man mehr und mehr zur Stallfütterung übergegangen ist. Auch in der Schweinezucht hat sich so manches geändert. Das bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemein gezüchtete Landschwein ist jetzt nahezu völlig ausgestorben. Nur in wenigen Exemplaren wird es noch erhalten, um als Zuchttier Verwendung zu finden. Da man bei der Schweinezucht keinen anderen Zweck verfolgt als den, in möglichst kurzer Zeit recht viel Fleisch und Fett zu erhalten, so sah man sich nach Rassen um, die dieses Ziel leichter zu erreichen versprechen als die bisher gebräuchlichen Arten. Die Engländer in ihrer bekannten Sportliebe nahmen sich damals der Sache an und schufen aus dem früher in Norddeutschland, Holland, Dänemark allgemein verbreiteten Marschschwein und dem in Indien, China u. s. w. heimischen indischen Schwein eine Kreuzung, der dann später, nach verschiedenen weiteren Wandlungen, der Name große weiße oder Yorkshire-Rasse beigelegt wurde. Als erster Züchter dieser Rasse wird ein Weber namens Josef Tuley in Keighley angegeben. Seine Bemühungen hatten auch einen hervorragenden „klingenden" Erfolg. Von dem Erlös aus einem einzigen Wurf seines berühmten Mutterschweins soll er sich ein prächtiges Landhaus erbaut haben. Die Vorteile dieser Rasse bestehen vor allem in der besseren Ausnutzung des Futters und dem dadurch bedingten schnellen Heranreifen des Tieres. Während ein Schwein vom alten Schlage zwei bis drei Jahre gebraucht, bis es schlachtreif ist, finden die Schweine aus dieser Rasse meist schon im Alter von sechs bis zwölf Monaten Verwendung. Sie haben dann ein Gewicht von 120 bis 150 Kilogramm.



Der Herr des Hofes.

Aus dieser Zucht ist in Deutschland allmählich eine neue Rasse hervorgegangen, die man jetzt als völlig selbständige Züchtung ansehen darf: das deutsche Edelschwein. Die Rasse hat von ihren Ureltern die Vorzüge übernommen, ohne ihre Nachteile zu besitzen. Sie zeigt nicht die unschön überbildeten Formen, ist nicht so empfindlich und wählerisch im Futter. Wohl aber mästen sich die Tiere leicht heran und sind schon im Alter von sechs bis acht Monaten schlachtreif. Wenn

man dem von diesen Schweinen stammenden Fleisch einen Vorwurf machen kann, so ist es vielleicht der, daß es allzuzart ist und sich zur Verarbeitung von Dauerware nicht recht eignet. Doch werden auch diese Schweine von dem Metzger gern gekauft, denn gerade so, wie sie das Fleisch liefern, sucht er es. An Speck und Fett ist ihm weniger gelegen. Diese Stoffe können in normalen Zeiten vom Ausland besser bezogen werden. Jetzt im Kriege ist das allerdings anders, da spielen Fett und Speck wohl ein große Rolle.



Im Bade.

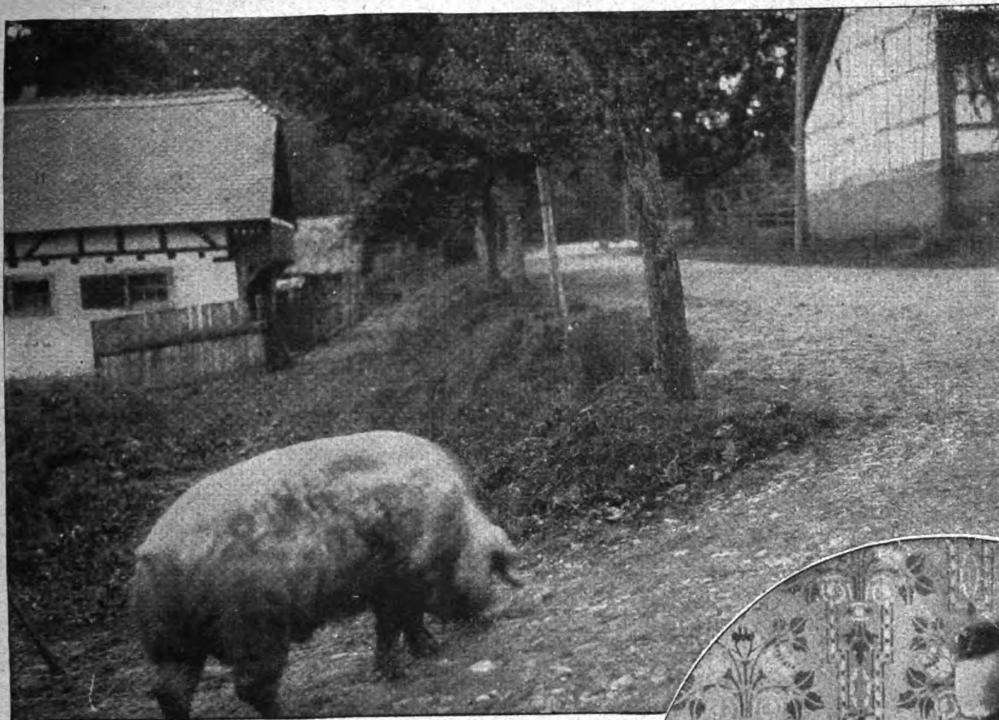
Vielleicht wären wir in der Hinsicht jetzt recht übel daran, wenn es uns nicht längst gelungen wäre, eine andere Schweinerasse auf den Markt zu bringen, die wohl etwas später schlachtreif wird als die weiße, dafür aber kräftigeres Fleisch und derben, haltbaren Speck liefert. Es ist das veredelte Landschwein, auch eine ganz eigenartige deutsche Rasse, eine Kreuzung des Jorkshireschweins mit dem Marschschwein. Das veredelte Landschwein wird namentlich in rauheren Lagen dem deutschen Edelschwein vorzuziehen sein, da es eine noch größere Widerstandsfähigkeit besitzt als jenes. Es hat ziemlich hohe, kräftige Beine, kann deshalb gut und andauernd gehen und auch ferner gelegene Weideplätze wohl ausnutzen. Das veredelte Landschwein hat gerade in den letzten Jahren in Deutschland eine große Verbreitung gefunden.

Bewegung auf guter Weide ist namentlich für junge Schweine von größter Wichtigkeit. Nur die Bewegung erhält die Tiere gesund und sichert eine gute Ausbildung des Muskelfleisches. Ganz besonders günstig wirkt auf junge Schweine der Auftrieb auf einen Kleeacker. Nicht, als ob der Klee ganz besonders nahrhaft wäre, aber die Schweine fressen ihn sehr gern.

Ein mindestens ebenso wichtiges Erfordernis wie die Gelegenheit zur Bewegung ist das Vorhandensein von Wasser auf der Weide oder im Schweinehof. Die Tiere baden sehr gern und scheuern sich dann an einem Baum, einem Pfahl oder dgl. Davon bekommen sie eine glänzende, geschmeidige Haut und eine kräftige, seidenglänzende Behaarung. Andernfalls, wo die Bade-



Schlachttag auf dem Lande: Der Dorfmetzger bei der Arbeit.



Der Zuchteber.

Die eigentliche Mastzeit der Schweine verlegt man, wenigstens auf den Dörfern, meist in die Zeit vom Nachsommer bis vor Weihnachten. In dieser Zeit ist die Nahrung am reichlichsten vorhanden, dann macht auch die Winterkälte noch keine Schwierigkeiten in der Haltung. Denn man darf nicht glauben, daß die Schweine gegen Kälte unempfindlich seien. Unter zehn

gelegenheit fehlt, wird die Haut leicht spröde und rissig, die Haare fallen aus, es bildet sich Schorf, und Ungeziefer siedelt sich an. Nicht vergessen wollen wir, daß das Schwein als echter Dickhäuter gern im Schlamm wühlt und auch viel feuchte Erde frißt. Ein berühmter erfahrener deutscher Schweinezüchter sagte mir einmal, daß er gerade den Erdschlamm als ein Allheilmittel gegen alle Gebrechen des Schweines ansehe.





Faselschweine auf dem Kleeacker. Oben: Der Fleischbeschauer



Schlachttag auf dem Lande: Beim Wurstmachen.

Grad sollte die Wärme in den Schweineställen nie herabsinken, sonst könnten sich leicht recht bösartige Krankheiten einstellen.

Um die Weihnachtzeit findet der Dorfmetzger alle Hände voll zu tun, gar manchmal muß er bei dem gegenwärtigen Leutemangel die Sonntage mit zu Hilfe nehmen. Auch der Fleischbeschauer ist den ganzen Tag beschäftigt. Er wacht darüber, daß nicht etwa finniges oder trichinöses Fleisch zur Verarbeitung gelangt, denn deren Genuß könnte große Gefahr bringen. Wir können froh sein, daß trotz des Krieges und trotz des Futtermangels der Schweinebestand in Deutschland nicht abgenommen hat, sondern gegen das Vorjahr sogar einen sehr erheblichen Zuwachs aufweist.

Pulswärmer.

Skizze von Alice Berend.

Wolle wärmt. Je mehr wollene Fäden, um so wärmer. Kein Wunder also, daß Walter Lehmann ganz heiß wurde, als er inmitten des großen Wollagers eines Warenhauses stand und von dem schmalen, schmiegsamen Fräulein einen wärmenden Gegenstand nach dem andern vorgelegt bekam.

Schon beim ersten Pulswärmer hatte es angefangen. Das Fräulein hatte ihn, probeweise, auf sein Handgelenk gestreift. Es war erstaunlich, was für entzückend feine, weiße Hände mit spitzen, wohlgepflegten Fingerchen die junge Dame hatte. Kolossal warm machte schon solch einziger Pulswärmer.

Das Fräulein meinte, daß es draußen im Feld kälter sein würde als im geheizten Warenhaus.

Und dabei lachte sie. Der Mund war nicht groß, aber dunkelrot, und die Zähne saßen wie zwei Reihen Perlen darin.

Walter Lehmann suchte weiter nach wärmender Ausrüstung. Fünf Paar Handschuhe hatte er sich anprobieren lassen. Sie hatten alle gepaßt. Aber Walter Lehmann hatte immer einen Grund gefunden, um ein anderes Paar zu versuchen.

Das Fräulein wunderte sich. Der Mann war beinahe übertrieben höflich zu ihr, und doch schikanierte er sie mit dem unermüdlichen, nutzlosen Anprobieren.

Jetzt wollte er sogar den Kopfschoner von ihr angelegt haben.

Das Fräulein sagte, daß die Herren das meist allein zustande brächten.

Walter Lehmann sagte, daß er bei allen Dingen, wo etwas anzubinden wäre, sehr ungeschickt sei.

Und verwickelte sich feuerrot in das Wollgebilde.

Das Fräulein hatte Mitleid.

Sie zupfte mit ihren leichten, schmalen Händen um Lehmanns starkknochigen, blonden Schädel herum, und bald saß der Kopfschoner, wie er sitzen sollte.

Walter Lehmann war rot wie ein Krebs.

„Heiß, zum Ersticken", sagte er.

Das Fräulein wickelte ihn wieder aus. Gerade als ihre Finger den Schal fortziehen wollten, hatte Lehmann einen Kuß darauf gedrückt.

Er war selbst darüber erschrocken. Er hatte es eigentlich nur in Gedanken tun wollen.

„Die verdammte Hitze", sagte er.

„Aber — aber", sagte das kleine Fräulein und strich den Handrücken säubernd über die kleine, schwarze Seidenschürze. — „Wenn Sie kein Feldgrauer wären . . ."

Lehmann fühlte plötzlich Eifersucht. Dieses Laster fragt nicht nach Grund und Berechtigung.

Er sagte stirnrunzelnd, daß es sehr viele Feldgraue gäbe.

„Das ist richtig", antwortete das Fräulein. Und lachte verlegen auf.

Dabei sah sie, daß der Käufer auffallend treuherzige Augen hatte.

Und Lehmann bemerkte, daß das Fräulein große graue Augen mit Achatpünktchen hatte. Bei kleinen Kätzchen hatte er einmal Ähnliches bemerkt. Aber häßlich war das nicht.

„Kann ich sonst noch mit etwas dienen?" fragte das Fräulein.

Sie beugte sich über den Tisch und schrieb die Rechnung.

Dabei fiel es Lehmann auf, daß sie eine Masse seidig glänzendes Braunhaar besaß.

Er seufzte.

Sie hob den Kopf.

„Gehen Sie nicht gern hinaus?" fragte sie.

„Freiwillig sogar", antwortete er.

„Aber der Abschied" . . .

„Ich habe niemand, der mir besonders nahe steht."

„Oh." —

„Das ist doch gut, in diesem Fall". . .

„Vielleicht — wie man's nehmen will". . .

Sie addierte jetzt die Summe, schrieb ihren Namen auf den Kontrollzettel und reichte dem Käufer die Rechnung.

„Kasse gleich links", sagte sie gewohnheitsmäßig.

„So — so — gleich links", wiederholte er, ohne sich zu rühren.

Und dann fragte er, ob das Fräulein glaube, daß er nun auch alles gekauft habe, was er benötige.

„Ich wüßte nichts weiter", sagte das Fräulein. Und fügte hinzu, daß er auch alles aus dem Felde nachbestellen könne.

„Das ist ein großartiger Gedanke", rief Lehmann erfreut.

Er entzifferte den Namen auf der Rechnung.

„Fräulein Hammer, nicht wahr?" —

Das Fräulein sagte, daß Bestellungen von der Expedition aus erledigt würden.

„So — so", sagte Lehmann. Meinte aber, daß es der Ordnung wegen doch besser wäre, wenn er den Namen der Verkäuferin wisse. Zum Beispiel bei Umtausch. Das wäre doch nicht ausgeschlossen.

Das Fräulein meinte, daß er doch alles gründlich probiert habe. Aber sagte der Ordnung halber, daß sie Meta Hammer heiße.

„Walter Lehmann", erwiderte der Käufer darauf mit Hackenverbeugung.

Das Fräulein nahm noch einmal den Bleistift und sagte: „Ach so — Sie wünschen die Waren zugeschickt."

„Nicht gerade das", sagte Lehmann.

„Kasse gleich links", mahnte das Fräulein aufs neue.

Der Lagerchef hatte sich schon zweimal geräuspert. Fixe Bedienung war beim Wollwarenlager erste Bedingung. Die Käufer drängten sich.

Endlich war Lehmann gegangen. —

Wolle wärmt.

Wenn auch die Pulswärmer auf den Patrouillengängen in Polen nicht so hitzten wie beim Einkauf, sie taten Lehmann doch wohl. Auch die anderen Wollsachen leisteten ihm gute Dienste. Es war kein Wunder, daß er öfters an Meta Hammer dachte.

Wenn er als Wache im Schnee stampfte, hoffte er Fräulein Hammer wohlgeborgen in einem warmen, hellen Stübchen. Einer grauhaarigen Mama gegenüber. Die sehr auf strenge Zucht hielt. Er wünschte Fräulein Hammer gewiß nichts Böses. Aber diese strenge Mama war nötig. Bei einem Mädchen, das unbeschützt im Leben stand. Und so auffallend hübsch war. Und dem schließlich jeder Feldgraue unvermutet die Hand küssen konnte. Der Kopfschoner hitzte plötzlich sehr. Trotz Polens Schnee und nächtlicher Kälte.

Es fiel Lehmann beim einsamen Auf- und Abmarschieren wieder ein, wieviel Feldgraue es gab. Und wieviel von ihnen Botschaften von Damenhand erhielten. Fräulein Meta Hammer sandte vielleicht auch jemand Grüße und Paketchen ins Feld? Ohne Erlaubnis der strengen Mutter. Oder vielleicht sogar mit ihrem Wissen. An einen Verlobten?

Die Wollsachen waren miserabel dünn. Walter Lehmann fror bis auf die Knochen. Lächerlich, dergleichen in überhitzten Räumen auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen.

Er beschloß, sich noch ein Paar Pulswärmer kommen zu lassen. Und sah sich also gezwungen, an Fräulein Meta Hammer zu schreiben. Ein Kamerad gab ihm eine Karte, auf der zwei Tauben auf einem Rosenbusch saßen. Er hatte ein Dutzend solcher Karten als zum eisernen Bestand gehörig von Haus aus mitgenommen. Lehmann gab ihm dafür etwas hier sehr Kostbares, ein Päckchen Zigaretten.

Und auf die Karte schrieb er als Absender: Käufer Lehmann.

Es gibt deutlichere Erkennungzeichen.

Fräulein Meta wiegte die Karte nachdenklich in der Hand.

Man weiß nachher nie, wieso man ein Rätsel geraten.

Aber plötzlich wußte Fräulein Meta, daß der Käufer Lehmann nur der Feldgraue mit den treuherzigen Augen und dem kühnen Handkuß sein konnte.

Fräulein Meta nahm die Karte nach Hause.

Die Mutter betrachtete die Rosen und Tauben durch die Brille.

„Eine flotte Handschrift", sagte sie.

Dann meinte sie, daß eine Aufmerksamkeit der anderen wert sei.

Meta konnte gern den Gruß erwidern.

Und da Meta gerade selbst ein Paar Pulswärmer fertiggestrickt hatte, fand sie, daß sie diese ebensogut wie einem ganz Unbekannten Herrn Walter Lehmann senden konnte.

Sehr bald darauf kam wieder eine Karte vom Käufer Lehmann. Diesmal waren es Schwalben auf Veilchen und Telegraphenstangen. Sie enthielt einen Dank, warm wie selbstgestrickte Pulswärmer.

Die Handschrift war wieder sehr flott.

Die Mutter meinte, Meta könne bei ihrer höflichen Erwiderung des Grußes einmal anfragen, was Herr Lehmann im Zivilleben sei. Es würde doch mit Gottes Hilfe auch wieder einmal Frieden werden.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Walter Lehmann schrieb, daß er zuzeiten, wo nicht die Kanonen die Musik machten, Klavierbauer wäre und sein gutes Auskommen hätte. Und dann fragte er, für wen die Pulswärmer denn eigentlich bestimmt gewesen.

Da sie doch schon fertig waren, als sein unvermuteter Gruß gekommen. Ob Fräulein Meta einen Bruder habe? Oder am Ende gar noch etwas Näheres?

Fräulein Meta antwortete, daß sie sich nichts näherstehend denken könne als einen Bruder. Sie habe sich immer einen gewünscht. Aber sie war das einzige Kind. Was gewiß auch sein Gutes hatte. Denn es war der Mutter, die in jungen Jahren Witwe mit einer kleinen Pension wurde, nicht leicht geworden, sie groß zu ziehen.

Darauf kam eine Karte ganz voll Vergißmeinnicht. Mit wenig Worten. Denn es waren Tage, wo man nicht viel Zeit zum Nachdenken hatte. Als man sich einige Tage darauf einen tüchtigen Sieg geholt hatte, bekamen Lehmann und einige andere Tüchtige einige Tage Urlaub. Lehmanns erster Gang war zum Barbier. Sein zweiter ins Warenhaus.

Es war nun Frühling geworden. Wollene Sachen waren jetzt nicht das Notwendigste, was der Mensch bedurfte. Das Wollager war daher in eine stiefmütterliche Ecke des Warenhauses gesteckt worden.

Als es Käufer Lehmann endlich entdeckt hatte, fand er dort ein griesgrämiges älteres Fräulein vor, das gelangweilt gähnte. Ein Fräulein Hammer kannte sie nicht. Möglich, daß er die Dame meinte, die am Batistlager war.

Käufer Lehmann fragte sich zum Batistlager durch. Was sich hinter dem Wort Batist verbarg, war ihm nicht recht klar. Aber als er an Ort und Stelle war, merkte er es. Denn er sah Fräulein Meta. In einer lichten Frühlingsbluse schien sie ihm so hübsch, daß er in einiger Entfernung haltmachte. Sie bemerkte ihn nicht. Sie pries einer Dame lächelnd ein spitzenbesetztes Etwas an.

Lehmann musterte vorsichtig den Geschäftstisch. Offenbar handelte es sich hier um Damenwäsche. Mit Feldgrauen hatte sie also nichts zu tun. Das war ihm nicht unangenehm. Was aber konnte er hier kaufen?

Zögernd trat er näher. Fräulein Meta errötete. Sie hatte ihn also bemerkt. Er begrüßte sie. Das Fräulein bedankte sich für die Vergißmeinnichtkarte.

Lehmann beeilte sich zu sagen, daß sie nur ein fauler Scherz gewesen sei.

Das Fräulein fragte höflich, womit sie dienen könne.

Er sah unruhig über den weiß getürmten Tisch und sagte, daß er etwas recht Hübsches haben möchte.

„Für eine junge Dame?“ fragte das Fräulein.

„Ja“, sagte Lehmann gehorsam.

Das Fräulein schlug einen Frisiermantel vor und fragte nach der Größe der jungen Dame.

„Von Ihrer Größe,“ sagte Lehmann, „eine reizende Figur.“ Das war ein Kompliment, das sogar zwei Damen hätte gelten können. Aber auch bei Komplimenten sind die persönlichen die wertvollsten.

Fräulein Hammer bediente mit krauser Stirn.

Lehmann hatte gedacht, daß ihr das Wiedersehen Spaß machen würde. Er war bestürzt.

Fräulein Meta hing sich eine der Spitzenhüllen um die Schultern.

„Entzückend, entzückend“, stotterte er.

„Also diesen“, sagte das Fräulein, schrieb rasch den Zettel aus und ging mit dem Spitzenbündel zur Kasse.

Ehe sich's Lehmann versah, stand er mit seinem Paket auf der Straße.

Am andern Morgen war es ihm klar, daß er noch etwas aus Batist kaufen mußte. Wenn diese geheimnisvollen Dinger nur nicht so verteufelt teuer wären.

Endlich fand er einen Ausweg. Er wollte den gekauften Gegenstand umtauschen.

Das Warenhaus war kaum geöffnet, als Walter Lehmann schon vor dem Fahrstuhl stand. Fräulein Meta zupfte sich noch die Löckchen zurecht, als Käufer Lehmann sich lauten Schrittes ihrem Revier näherte und sagte, daß der jungen Dame der Einkauf nicht gefalle.

Fräulein Meta wickelte das Paket aus.

„Die Dame ist wohl sehr anspruchsvoll“, sagte sie.

„Ich glaube“, antwortete Lehmann.

„Aber gut, daß Sie nun nicht mehr allein stehen“, sagte Fräulein Meta, bat eine ältere Verkäuferin, den Umtausch zu übernehmen, und schlüpfte fort.

Das ältere Fräulein hing sich einen Frisiermantel nach dem andern um. Der Käufer kam zu keinem Entschluß. Das Fräulein machte ein beleidigtes Gesicht. Endlich war er gegangen. Er hatte noch fünf Mark zugezahlt.

Lehmann sah, daß sogar Umtausch Geld kostete. Aber trotzdem stand er am Nachmittag mit seinem Paket am Batistlager. Fräulein Meta lächelte spöttisch. „Die junge Dame quält sie aber arg“, sagte sie. — „Vielleicht versuchen Sie's mit etwas anderem — einer Bluse.“ —

Sie winkte einer ganz jungen Verkäuferin, die Lehmann den Weg zeigen sollte. Lehmann aber blieb stehen. Er sagte, daß er nur hier vom Lager etwas wünsche.

„Zum Teufel, begreifen Sie denn nicht?“ schrie er plötzlich laut und heftig. Ihm war eingefallen, daß sein Urlaub übermorgen abgelaufen war.

Der Lagerchef kam. Er fragte, ob der Herr mit der Bedienung unzufrieden wäre.

Fräulein Meta hatte Tränen in den Augen.

„Der Herr sucht für eine junge Dame, die —“

„Unsinn, die junge Dame gibt's gar nicht,“ unterbrach sie Lehmann — „begreifen Sie's doch endlich.“ —

Der Lagerchef zog Fräulein Meta etwas beiseite.

„Kriegsnerven“, flüsterte er. „Versuchen Sie, den Mann bald abzufertigen.“

Fräulein Meta lächelte. Sie hatte verstanden. Aber ganz etwas anderes, als was ihr der Lagerchef gesagt.

Sie fertigte den Mann auch bald ab.

Sie schlug ihm vor, einfach das zu wählen, was ihm am besten hier am Lager gefiele.

Er sagte, daß das gar nicht einfach wäre.

Fräulein Meta seufzte.

„Ich bin Ihnen natürlich widerlich“, stieß Lehmann hervor.

Fräulein Meta sagte, daß ein tapferer Soldat niemand widerlich sein könne. Auch ihrer Mutter habe seine kühne Handschrift gefallen.

Lehmann wollte das nicht glauben.

Fräulein Meta sagte, daß er die Mutter selber fragen könne. Morgen, Sonntag. Und sie nannte eine Adresse.

Der Lagerchef kam vorbei und räusperte sich.

„Ich komme“, flüsterte Lehmann und rannte davon, Umtausch wie Einkauf zurücklassend.

Der Lagerchef versuchte ihm nachzueilen. Vergeblich.

„Kriegsnerven“, wiederholte er und schüttete das herrenlose Gut zur Fundstelle. —

Ganz früh am andern Morgen, als die alte Frau Hammer nur den Briefträger vor der Tür vermuten konnte, stand Käufer Lehmann da, um zu fragen, ob es wahr sei, daß ihr seine Handschrift gefallen. . . .

Kurz vor Ablauf des Urlaubs holte Lehmann seinen Einkauf von der Fundstelle. Aber da hatte er inzwischen noch etwas anderes gefunden, was ihm das Richtige schien und von jedem Umtausch ausgeschlossen war.

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Franz Hanfstaengl.

Karl von Faber †
bekannter Großindustrieller.





Frau M. Bachem-Sieger, Vors. Frl. Hedw. Dransfeld, 1. Vors.
des katholischen Frauenbundes.



Ludomir v. Rozycki,
junger erfolgreicher Komponist.



Die Zigeunerjugend auf der Dorfstraße: Hurra, die Militärmusik kommt! Phot. Berl. Ill.-Ges.
Der preußische „Militarismus" in Feindesland: Aus einem serbischen Zigeunerdorf.



Polnische Bettler an den Straßenecken.



Der kleine Angler.

Kleine Bilder aus dem eroberten Polen.



Von unseren Gegnern: Eingeschneiter französischer Befehlsposten mit weitverzweigtem Fernsprechnetz.

Winter in den Vogesen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 7. Berlin, den 12. Februar 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 7.



Die sieben Tage der Woche.

1. Februar.

Der Chef des Admiralstabes der Marine meldet, daß eins unserer Marineluftschiffgeschwader in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar Dock-, Hafen- und Fabrikanlagen in und bei Liverpool und Birkenhead, Eisenwerke und Hochöfen von Manchester, Fabriken und Hochöfen von Nottingham und Sheffield sowie große Industrieanlagen am Humber und bei Great Yarmouth mit Spreng- und Brandbomben belegt hat.

Eins unserer Luftschiffe griff Schiffe und Depots der Entente im Hafen von Saloniki mit beobachtetem, gutem Erfolge an.

Anläßlich seines Geburtstages hat der Deutsche Kaiser den Sultan zum Feldmarschall ernannt. — Der Thronfolger Prinz Jussuf Izzeddin Effendi hat sich infolge einer Krankheit, an der er seit einiger Zeit litt, das Leben genommen, indem er sich die Adern des linken Armes aufschnitt.

2. Februar.

Der als verloren gemeldete englische Dampfer „Appam" ist unter deutscher Kriegsflagge mit Bemannung und Passagieren von sieben anderen versenkten englischen Dampfern in Newportnew in Amerika eingetroffen. Das Schiff ist auf der Höhe der Kanarischen Inseln einem deutschen Hilfskreuzer zum Opfer gefallen. Die deutsche Bemannung besetzte den Dampfer „Appam", hißte die deutsche Kriegsflagge und setzte die Fahrt nach Newportnew fort. An Bord des Dampfers „Appam" befanden sich die Mannschaften von folgenden von dem deutschen Schiff versenkten Dampfern: 1. „Corbridge", 2. „Arthur", 3 „Ariadne", 4. „Trader", 5. „Dromonby", 6. „Faringdon", 7. „Glen Mac Tavish". Der „Appam" trug eine Ladung von sehr hohem Wert.

Der russische Ministerpräsident Goremykin ist auf sein Ersuchen hin von seinen Obliegenheiten als Ministerpräsident enthoben worden. Das Mitglied des Reichsrates Stürmer ist zum Ministerpräsident ernannt worden

3. Februar.

Die in Albanien vordringenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben mit ihren Vortruppen die Gegend westlich von Kruja gewonnen. In Montenegro nichts Neues.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, daß am 25. Januar fünf, am 27. Januar zwei und am 1. Februar drei seiner Seeflugzeuge Durazzo und namentlich die Zeltlager nächst der Stadt mit verheerender Wirkung bombardiert haben. Am 2. Februar wurde Valona von drei Seeflugzeugen bombardiert, dort Hafenanlagen, Flottanten und Zeltlager mehrfach getroffen.

4. Februar.

Der Chef des Admiralstabes der Marine meldet: 1. Am 31. Januar und 1. Februar hat ein deutsches Unterseeboot in der Themsemündung einen englischen armierten Bewachungsdampfer, einen belgischen und drei englische zu Bewachungzwecken dienende Fischdampfer versenkt.

2. Das Marineluftschiff „L. 19" ist von einer Aufklärungsfahrt nicht zurückgekehrt. Das Luftschiff wurde nach einer Reutermeldung am 2. Februar von dem in Grimsby beheimateten englischen Fischdampfer „King Stephen" in der Nordsee treibend angetroffen. Die Bitte um Rettung wurde von dem englischen Fischdampfer abgeschlagen, unter dem Vorgeben, daß seine Besatzung schwächer sei als die des Luftschiffes.

5. Februar.

Eins unserer Luftschiffe greift die Befestigungen von Dünaburg an.

6. Februar.

Beim letzten Luftangriff der deutschen Zeppeline ist der englische kleine Kreuzer „Caroline" auf dem Humber durch eine Bombe getroffen worden und mit großen Menschenverlusten gesunken.

7. Februar.

Heftige Artilleriekämpfe zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras sowie südlich der Somme. Die Stadt Lens wurde in den letzten Tagen vom Feinde lebhaft beschossen.

Aus Madrid wird gemeldet, daß 900 Deutsche und 1400 Eingeborene aus Kamerun nach Spanisch-Guinea übergetreten sind und entwaffnet und interniert wurden.

Die Kriegsentwicklung im Mittelmeer.

Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter.

Das Mittelmeer, das so lange ein Brennpunkt der Weltgeschichte war, dann aber von der großen Bühne verdrängt wurde, ist erneut berufen, ein Brennpunkt dieses Weltkrieges zu sein; an seinen Ufern und auf seinen Gewässern vollziehen sich Kriegshandlungen, die zu Teilentscheidungen schon geführt haben, und deren Tragweite für die Hauptentscheidung groß werden kann, aber noch nicht abzuschätzen ist.

Gleich mit Beginn des Krieges wurden aller Augen dorthin gelenkt, als unsere Kreuzer „Goeben" und „Breslau" in kühnem, blitzschnellem Vorstoß Häfen der französischen Nordafrika-Küste beschossen, dann nach Messina zurückkehrten, das im Norden von französischen, im Süden von englischen Seestreitkräften eingeschlossen wurde, und der Feinde spottend durch die englischen Streitkräfte nach Konstantinopel durchbrachen. Die beiden Schiffe haben unzweifelhaft einen Keim für die spätere Entwicklung der Dinge im östlichen Mittelmeer gelegt, der nicht nur lebensfähig war, sondern auch einen durch die natürlichen Verhältnisse vorbereiteten fruchtbaren Nährboden fand. Der Dreiverband war doch nur im Vertrauen auf Englands Seemacht, deren Gebrauch zur Absperrung Deutschlands ohne Rücksicht auf die Grundsätze des Völ-

kerrechts von vornherein zugesagt gewesen sein muß, zum Krieg geschritten. Damit mußte Rußland das, was ihm Englands Seemacht als Wichtigstes geben konnte, in den Vordergrund schieben, d. h. die Sicherung der Zufuhr von Kriegsmaterial durch Dardanellen und Bosporus und die Abfuhr seines Getreideüberflusses aus Südrußland als Gegenwert auf dem gleichen Wege. Eine solche Sicherheit war nur gegeben, wenn die Türkei entweder sich freiwillig dem Dreiverband derart anschloß, daß er an den Meerengen befehlen konnte, oder wenn sie bezwungen wurde. Vor dieser Wahl stand also die Türkei. Der alte türkisch-russische Gegensatz, das Streben Rußlands nach der Beherrschung der Meerengen, und der historisch selbstverständliche Wunsch Englands nach jeder meerbeherrschenden Stellung kamen hinzu und hatten den Boden fruchtbar vorbereitet. Immerhin blieb zunächst noch im Mittelmeer nach dem genannten ersten Ereignis alles still. Frankreich, von dem man eigentlich nach der Entwicklung der Dinge vor dem Kriege hätte annehmen können, daß es mit seiner in ganzer Stärke im Mittelmeer versammelten Flotte, mit seinen eigenen zahlreichen Stützpunkten, zusammen mit der englischen die Entwicklung des Seekrieges in die Hand nehmen werde, hat es nicht vermocht, sich zu einer selbständigen oder auch nur in bemerkenswerter Weise von französischen Seestreitkräften wenigstens in der Hauptsache ausgeführten Unternehmung aufzuschwingen. Es war besorgt um seine Truppentransporte aus Nordafrika, mit denen es die Neger zum Kampf auf den europäischen Kriegschauplatz brachte, verzettelte dort wohl einen Teil seiner Streitkräfte und ging im übrigen nicht über eine Bewachung des südlichen Ausgangs der Adria, der Straße von Otranto, hinaus, wo es denn auch im Verlauf des Krieges einige Verluste erlitt. Von irgendwelcher Offensive verlautet nur ein Versuch eines Unterseeboots, nach Pola zu kommen, bei dem es verloren ging. Später am Dardanellenunternehmen hat sich Frankreich ja auch beteiligt, aber immer nur als Gefolgsmann Englands, unter englischem Oberbefehl, mit älteren Schiffen oder mit Unterseebooten, denen der gute Stern fehlte. Alle, die den Durchbruch durch die Meerengen versuchten, gingen dabei zugrunde, und das erste, das durchkam, fiel in türkische Hände und dient jetzt der türkischen Flotte. So kann denn hier gleich vorweggenommen werden, daß Frankreichs Rolle als Seemacht im Mittelmeer eine so unbedeutende war, daß von ihr besonders gar nicht mehr gesprochen zu werden braucht.

In der Adria geschah zu Kriegsbeginn unter diesen Umständen nichts. Oesterreichs Aufgabe konnte es nicht sein, einen vielfach überlegenen Gegner unten bei der Straße von Otranto zu suchen.

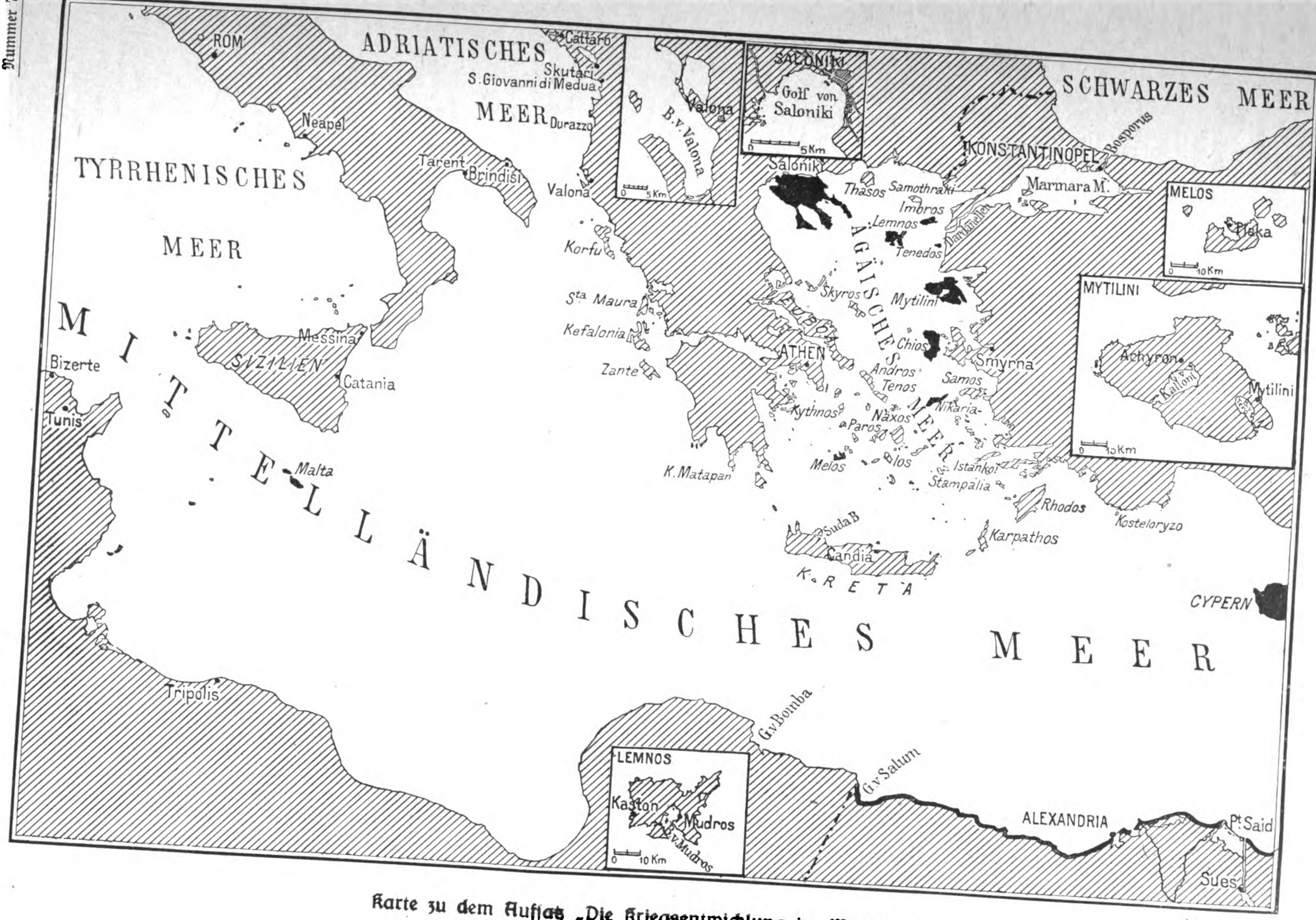
Vor den Dardanellen fand zunächst nur eine Ueberwachung statt, deren Hauptzweck wohl das Verhindern des Wiederauslaufens von „Goeben“ und „Breslau“ war.

Die Dinge im Mittelmeer nahmen erst ein neues Gesicht an, als Ende Oktober 1914 die Feindseligkeiten auf dem Schwarzen Meer zwischen Türkei und Rußland ausbrachen und kurz darauf ein englisches Kriegsschiff einem türkischen auslaufenden Torpedoboot eröffnete, daß von nun ab türkische Kriegsschiffe als Feind behandelt werden würden. Die Türkei schloß darauf die Dardanellen und trat an unsere Seite. Von da ab war zunächst nur ein Beobachtungsgeschwader vor den Meerengen vorhanden, ab und zu demonstrierte ein französischer oder englischer, sogar auch ein russischer Kreuzer an der anatolischen Küste. Vom November bis Februar fanden bedeutungslose, keiner ernsten Angriffsabsicht entspringende Beschießungen des Dardanelleneingangs statt, dann beginnt der Flottenangriff, der am 18. März 1915 seinen Höhepunkt und seine verlustreiche Abweisung erleidet. Daran schließt sich die teuer erkaufte Einsicht, daß zur Bezwingung der Dardanellen ihre Eroberung auf dem Landweg unumgänglich sei, und diese wird Ende April ernsthaft in Angriff genommen. Unter dem Schutz der übermächtigen Artillerie der englischen Flotte gelingt es englischen Truppen mit einem kleinen Einschlag von französischen, festen Fuß zu fassen, und nun beginnt das erbitterte Ringen auf Gallipoli, in dem die Angreifer nur über einen schmalen Uferrand hinaus anzudringen vermochten, und das Anfang Januar dieses Jahres mit dem kläglichen Rückzug der letzten der Verbündeten sein Ende fand. Dem Tode geweiht war das Unternehmen von dem Augenblick an, als deutsche Unterseeboote vor den Dardanellen erschienen, unter der englischen Flotte aufräumten, sie zwangen, ihre schwerbestückten und dadurch für die Unterstützung der Truppen wichtigsten Schiffe in sicheren Häfen zu bergen, und den Nachschub über See, auf den die Truppen für die kleinsten Bedürfnisse angewiesen waren, bedrohten und unsicher machten. Damit war dem Unternehmen das Rückgrat gebrochen, und so hat hier der Seekrieg oder genauer der Unterseebootskrieg wesentlich die Entscheidung herbeigeführt. Warum die Verbündeten auch nach der Kriegserklärung an die Türkei so lange warteten, bis sie etwas Ernstliches gegen die Meerengen unternahmen, das wird vielleicht später enthüllt werden. Bündnisse, deren Kitt nicht gemeinsame Lebensinteressen sind, haben ja solche Schwerfälligkeit des Entschlusses meist gezeigt, und Frankreich hat ja auch nicht viel mehr getan als pro forma mitgemacht, es mußte wohl. Jedenfalls hat der Verzug den Türken, denen wir mit Rat und Tat nach Kräften beistanden in einer großen Hilfsaktion, deren Keim eben „Goeben“ und „Breslau“ darstellten, Zeit gegeben, sich auf den Empfang des Feindes vollkommen vorzubreiten. Ob die Verbündeten von der anderen Seite, vom Bosporus, auf Rußland gerechnet haben, mag dahingestellt bleiben. Englands Ziel war es ganz gewiß nicht, Rußlands Oberherrschaft an den Meerengen aufzurichten, Rußland selbst hat dieses Ziel von maßgebender Stelle verkünden lassen. So mag wohl Englands Absicht eher gewesen sein, dem Verbündeten scheinbar zu helfen und sich selbst nach Konstantinopel zu helfen. Mochte er sich vom Schwarzen Meer den Zuweg öffnen; wenn man selbst schon da war, war das wohl ungefährlich. Daß Rußlands Schwarzmeerflotte nicht zur Bezwingung des mit den vorhandenen Mitteln ernstlich verteidigten Bosporus ausreichen könne, darüber war sich England gewiß klar. Wenn es also bei dieser Bezwingung geholfen hätte, so hätte es das allerhöchstens getan, um sich Rußlands Getreidekammer zu öffnen, nachdem es am Goldenen Horn fest saß. Außerdem galt aber hier wie für die Dardanellen, daß der Durchbruch ohne Eroberung der die Engen beherrschenden Küste keinen entscheidenden Wert haben konnte. Und Rußlands Heere konnten nicht herankommen, weil sich die Kriegslage ganz anders gestaltete, als man erwartet hatte. Die ersten Niederlagen an den Dardanellen ließen die Balkanstaaten weiter vom damaligen Dreiverband abrücken, so daß keine Aussicht war, durch neutrales Land auf Konstantinopel zu marschieren, und als Italiens Verrat den Vierverband entstehen machte, zog der galizische Zusammenbruch auch das vielleicht für Konstantinopel bestimmte russische Heer mit in seinen Strudel. Über See den Angriff landend anzusetzen, danach war, ganz abgesehen von den natürlichen Schwierigkeiten, auch die

russische Flotte nicht angetan, die, ähnlich der von Port Arthur, im Schwarzen Meer weder zum Leben noch zum Sterben den Entschluß fand. Das ganze Dardanellenunternehmen trug also eine Fülle von Widersprüchen in sich und ist nur erklärlich dadurch, daß man die Türkei und den Kriegsverlauf gänzlich falsch eingeschätzt hatte; unsere Hilfeleistung war ja auch ein Faktor, der nur mit einer ganz unbekannten Größe in die Rechnung eingestellt werden konnte. England hatte sich auf die Dardanellen verbissen, einmal in folgerichtiger Fortsetzung seiner historischen Politik, sich überall mit allen Mitteln in den Besitz des Schlüssels wichtiger Wasserstraßen zu setzen, in diesem Fall der Wasserstraße, nach der sein natürlicher kontinentaler Gegner Rußland schon lange strebt, um freien Zugang zum Weltmeer zu bekommen, außerdem, um den Islam ins Herz zu treffen, als Bezwinger der Kalifenstadt. Der Islam hat den heiligen Krieg wider unsere Feinde entfacht, und England ist die größte mosleminische Macht der Welt. Als Bezwinger des Kalifen, Herr der heiligen Stadt konnte er hoffen, der Verbreitung des heiligen Krieges den Wind aus den Segeln zu nehmen, sei es, daß der Kalif sich fügte, sei es, daß der lang genährte englische Plan, einen andern Kalifen aufzustellen, Gestalt gewann. In dem Scheitern dieser beiden Pläne liegt die größte Bedeutung der Dardanellenniederlage für England, das dieses Unternehmens Seele war, das nur seinen Zwecken dienen sollte, darin liegt ihre Bedeutung für uns, weil England, des ganzen Krieges Vater und Ernährer, dadurch getroffen wird; denn der siegreiche Kalif, der Triumph des Halbmonds schürt die Flammen des heiligen Krieges, die Englands Weltthron umzüngeln, schürt den Haß gegen den Bedrücker, gegen den Räuber, der mit Kriegsbeginn Ägypten und damit die Herrschaft über die Weltstraße des Suezkanals der Suzeränität des osmanischen Reiches entriß. Das Prestige Englands im Orient ist in Scherben geschlagen.

England hat aber mit Beginn seiner Kriegsunternehmungen im Mittelmeer von vornherein mehrere Eisen ins Feuer gelegt. Bald nachdem sich die englischen Seestreitkräfte vor den Dardanellen häufiger zeigten und verstärkten, wurden Nachrichten laut, daß England die Inseln vor den Dardanellen als Stützpunkte der verbündeten Flotten benütze, ohne sich an deren Staatszugehörigkeit überhaupt zu kehren. Sachlich mag dazu bemerkt werden, daß eine systematische Flottenunternehmung gegen die Dardanellen ohne einen nahe gelegenen Hafenstützpunkt ein Ding der Unmöglichkeit ist. Über einen solchen verfügten die Verbündeten nicht. Ein eroberter Festlandhafen der kleinasiatischen Küste — etwa Smyrna — konnte nur ein unsicherer Besitz sein und nur unvollkommen den Zweck erfüllen, ein Inselhafen war immer vorzuziehen.

In der Regel gehören einer Küste unmittelbar vorgelagerte Inseln zu dem Uferstaat, und der Kriegzustand gibt die Möglichkeit der Besetzung durch den Feind. Dadurch, daß Griechenland im Balkankrieg im Oktober und November 1912 alle bis dahin noch türkischen Inseln des Ägäischen Meeres besetzte, während Italien vom Italienisch-Türkischen Kriege her die südlichen, weiter abgelegenen Sporaden noch im Besitz hatte, gab es keinen feindlichen Inselhafen, der besetzt werden konnte. So schritt denn England skrupellos dazu, den militärisch besten und am vorteilhaftesten gelegenen Hafen der Mudrosbucht und damit die ganze Insel Lemnos zu besetzen und zum Flotten- und Heeresstützpunkt auszubauen. Den Einspruch Griechenlands, des Besitzers, konnte man in den Kauf nehmen, da es ja keine Seemachtmittel hatte, ihm Nachdruck zu verleihen. Wir wollen nicht vergessen, daß also hier dasselbe England, das unser Begehren, durch Belgien zu marschieren, zum Kriegsgrund stempeln wollte, hier auf griechischem Grund und Boden sich einen Stützpunkt schuf, von dem es nicht nur den Krieg betrieb, sondern, wie wir später sehen, auch die weitere Vergewaltigung Griechenlands, dessen Neutralität und Hoheitsrechte es schon hier mit Füßen trat. Doch damit nicht genug. Die Inseln Tenedos und Imbros wurden als bequeme Beobachtungspunkte und Stützpunkte zweiter Ordnung für die Dardanellen auch besetzt; ihre Besetzung konnte man wenigstens noch mit dem Dardanellenunternehmen in Zusammenhang bringen. Mittlerweile waren die Dinge auf dem großen Kriegschauplatz fortgeschritten. Serbien drohte die Vernichtung, es heischte Hilfe von seinen Verbündeten, die man ihm nun von dem wohleingerichteten Stützpunkt Lemnos über Saloniki am bequemsten bringen konnte. Über Griechenlands Einspruch ging man auch diesmal nicht nur achtlos hinweg, sondern bedrohte es durch Beschneidung seiner Seezufuhr in seinem Wirtschaftsleben auf das schwerste, um es zu verhindern, wider die Eindringlinge die Waffen zu erheben. England und Frankreich landeten Truppen in Saloniki. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Lemnos für das Dardanellen- und Saloniki-Unternehmen gleich günstig war. Mit dem Augenblick, wo das Saloniki-Unternehmen einsetzte, wandte sich der Unterseebootskrieg gegen dieses neue Ziel, und unsere U-Boote haben Tag für Tag Truppen und Kriegsmaterial, Transportdampfer und Dampfer anderer Art, deren Ladung dem Unternehmen diente, versenkt und haben wesentlich zu der Entscheidung beigetragen, daß es in seiner Entwicklung so gehemmt wurde, daß es schließlich auch zu spät kam. Serbien war schon zu Boden gestreckt. Ob nun außerdem Uneinigkeit der Meinung unter den Verbündeten bestand, ob Uneinigkeit über die Stärke der Beteiligung, indem Frankreich nicht für England die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, ob es schließlich nur durchgeführt wurde, um wenigstens eine Gelegenheit zu geben, den Schein eines nicht ganz unfreiwilligen Rückzuges von Gallipoli zu erwecken, ja, ob überhaupt ernstlich Hilfe für Serbien beabsichtigt war, das mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls war und ist Saloniki besetzt, und seine Umgebung nicht nur, sondern auch der Zuweg auf die Halbinsel Chalkidike sind zur Verteidigung eingerichtet, damit ist also auch diese Halbinsel mit ihren geräumigen Meeresbuchten militärisch in der Gewalt der Verbündeten oder richtiger Englands, das auf dem Meer dort herrscht, soweit unsere U-Boote das zulassen, und Frankreich in diesen Dingen dort nur eine untergeordnete Rolle spielt, wie sich das in der kleinen Beteiligung der Flotte schon ausspricht. Mit dem Rückzug von den Dardanellen, die allerdings immer noch von See bewacht werden, haben nun keineswegs die Besetzungen der Inseln Tenedos und Imbros aufgehört, trotzdem militärisch gar kein Grund dazu mehr vorliegt, sondern England ist weitergegangen, es hat Lesbos (Mytilene), Chios, Nikaria und Milos auch noch besetzt und damit das Bild seines Handelns abgeschlossen. Blicken wir auf die Küsten, auf die schwarz gekennzeichneten Punkte, die zurzeit in Englands Besitz sind, so ergibt sich, daß England alle großen, brauchbaren Häfen der Ägäis in seinem Besitz hat, Häfen, von denen aus es dieses Meer beherrscht. Die Inselhäfen sind unangreifbar, und was es aus Saloniki, dem Freihafen der Zukunft, der wohl der wichtigste Umschlaghafen zwischen Europa und dem näheren Orient werden kann, machen kann, dafür hat es ja an andern meerbeherrschenden Punkten schon den Beweis geliefert. So hat sich Eng-



Karte zu dem Aufsatz „Die Kriegsentwicklung im Mittelmeer.

land von seinem Verbündeten Frankreich, gleichzeitig trotz der Niederlagen an Land, zur Herrschaft über die Ägäis helfen lassen. Der Verbündete hat dafür an Land mitbluten dürfen, auf dem Meere wird er das Nachsehen haben. Das unbedeutende Inselchen Castelorizo, auf dem Frankreich landen durfte, fällt in keiner Hinsicht in die Wagschale. Was die Besetzung von Inseln und Küsten durch England bedeutet, das sagt uns die Geschichte gerade des Mittelmeeres, es braucht ja nur an die nächstgelegenen: Ägypten, Cypern, Malta und Gibraltar, erinnert zu werden. Die Mittelmeermacht Italien hat für das Mittelmeer in diesem Kriege noch gar keine Rolle gespielt. Schon im Frieden war Italiens Blick ja hypnotisch lange Zeit immer nur auf die kleine Adria gerichtet, auf der für es doch keine großen Ziele lagen, sondern nur die Gegnerschaft gegen Österreich-Ungarn. Diese Hypnose waren seine jetzigen Verbündeten stets zu vertiefen bemüht, und so ist denn auch jetzt seine einzige bemerkenswerte Handlung im Mittelmeer die Besetzung Valonas gewesen, des einzigen militärisch brauchbaren Hafens südlich von dem österreichischen Flottenstützpunkt Cattaro. Alle andern sind flache, versandete, mehr oder minder ungeschützte Häfen, die, wie z. B. Durazzo, wohl für die Schiffahrtsverhältnisse früherer Zeit eine gewisse Rolle spielten, heute aber, wenn man nicht mit ungeheurem Aufwand künstliche Häfen schaffen will, keinen Wert haben. Und auch Valona hat diesen Wert nur für die Beherrschung der Straße von Ortranto, des Zugangs zur Adria, also mit der Spitze gegen Österreich-Ungarn. Während die Adria für Italien keinen Selbstzweck hat, da seine anderen Küsten ihm den freien Verkehr gestatten, bedeutet sie für unsern Verbündeten den Zugang zum Meer, den er sich nicht sperren lassen kann.

So haben sich im Mittelmeer die Dinge dahin entwickelt, daß England die Kriegführung dort hingespielt, seine Verbündeten dahingestellt hat, wo es ihm paßte; die Annektierung Ägyptens und die Hilfe der Verbündeten haben es zurzeit in eine Lage gebracht, in der es das Mittelmeer durch den Besitz wichtiger beherrschender Häfen vollkommener beherrscht als je. Wie die Kriegshandlungen der Verbündeten an den Küsten des Mittelmeers unter der in England selbst gezeigten Devise „Zu spät“ standen, so wird es, wenn Frankreich und Italien die Erkenntnis dämmert, wozu sie England auf dem Meere die Hand reichten, hoffentlich nicht auch „zu spät“ sein. Nicht nur für uns, für die ganze Welt bestätigt der Gang der Dinge im Mittelmeer, daß nur Englands überragende Seemacht diesen Krieg erzeugte und ihn nährt, diese selbe Seemacht von ihm benutzt wird, den Krieg über See hinzuspielen, wo es will, über die Rechte Neutraler achtlos hinwegzuschreiten, sie in den Krieg hineinzuziehen, mit dem sie nichts zu tun haben, wenn sie ihm nicht zu Willen sind. Durch diese überragende Seemacht, die sie zum Krieg brachte, sind seine Verbündeten ihm auf Gedeih und Verderb verschrieben, und während sie ohne Lohn für England bluten dürfen, müssen sie ihm dienen, diese Zwingherrschaft über das Meer auszubauen und zu festigen, bis sie eines Tages selbst unter ihr seufzen. Vielleicht wird auch für sie der Tag kommen, an dem sie einsehen, daß das Meer nie frei sein wird, ehe auf ihm ein Gleichgewicht der Kräfte hergestellt wird, nie, ehe Englands Seeübermacht gebrochen ist.

Türkei in Berlin.

Von Else von Boetticher.

„Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen!“ lauteten die Schlußworte des Vortrags, den Professor Jaeckh vor einigen Tagen im Deutschen Lyzeumklub hielt. In großen Zügen hatte er ein Bild des neuen Mitteleuropa entworfen, des Staatenbundes Deutschland-Oesterreich-Ungarn-Balkan, der den Weg in den Orient frei gemacht hat und uns wirtschaftlich sicher stellt. Seit fast einem Jahrtausend hat Deutschland diese Verbindung gesucht, schon die Hohenstaufen erstrebten sie. Nun ist der alte Kaisertraum erfüllt, Englands Umklammerung durchbrochen. Die deutschen Lande und die Türkei haben erkannt, daß sie nur in engem Bunde der feindlichen Mächte Herr werden können, die sie vernichten wollen.

Herzliche Beziehungen spinnen sich von Reich zu Reich. In Konstantinopel wurde ein Haus der Freundschaft errichtet von Deutschen und Türken. Auch in Berlin baut man einen Bundestempel, indem man sich geistig nahezutreten sucht.

Viele wallfahrten in diesen Tempel — auch die deutschen Frauen, die ja im Kriege zu zielbewußten Trägerinnen vaterländischen Wollens geworden sind. Der Lyzeumklub sah an seinem türkischen Abend so viele Besucher wie noch nie, unter ihnen den türkischen Botschafter, den türkischen Generalkonsul, Damen unserer Diplomatie und andere Ehrengäste, die von der Vorsitzenden Frau Hedwig Heyl und den Mitgliedern der internationalen Gruppe empfangen wurden. Im Takt eines Türkenmarsches klang die Feier aus, nachdem Frau von Mutius uns einen Blick in die türkische Dichtkunst gewährt hatte. Baki und Fuzuli, die persisch dichtenden Liebessänger des 16. und 17. Jahrhunderts, der moderne Türke Abdullah Hamid und jene unbekannten Volksdichter, deren Weisen noch heute am Bosporus gesungen werden, sprachen zu uns.

Wir haben viel Verständnis für die Schönheit dieser farbenreichen und formenschönen Poesie; hat uns alle doch stets geheime Sehnsucht in den Orient gezogen. Hat doch schon Goethe die Lieder des Hafis nachgedichtet und Mozart türkische Opern und Märsche komponiert. War doch das Märchen der Orientalen mit seiner bunten Phantastik allzeit eine Fundgrube von Einfällen für unsere Maler und Dichter.

Die Kunst bildet eine Brücke des Verstehens, auf der wir unseren Bundesgenossen nahen. Wir öffnen ihr prächtig geschmückte Ehrenpforten und führen sie in großem Stil bei uns ein. Die ersten Kreise unserer Gesellschaft sind dabei tätig. Unsere besten Künstler werden zu Vermittlern des fremden Geistes und verleihen ihm so viel von ihrer eigenen Wärme, daß sie uns zu heller Begeisterung hinreißen.

Wir jubeln dem Schauspiel zu, das im Zirkus Schumann mit aller Feierlichkeit und allem Glanz eines großen gesellschaftlichen Ereignisses am 7. Februar zum erstenmal aufgeführt wurde, und das eine türkische Sage in sein durchgeistigter und dennoch bühnenwirksamer Weise zur Darstellung bringt.

Maria von Hobe, die Gemahlin des bekannten

Herzliebe Frau Marie . . .!

Nun endlich, endlich hebt es an!
Der Marschallstab regiert,
Und unter seinem Zauberbann
Die Grabenschlacht marschiert.
Der Tag des Herrn liegt um uns her
So strahlenblank wie nie —
Und doch, wie wird's mir heute schwer,
Herzliebe Frau Marie!

So ahnungsbang, so todesbang
Liegt rings die weite Bahn!
Die Trommel gibt so andern Klang,
Als sie es sonst getan.
So blutig lag auf dem Gewehr
Das Morgenrot noch nie —
Ach Gott, wie wird's mir heute schwer,
Herzliebe Frau Marie!

Was wir ersehnt, was wir gewollt,
Nimmt endlich seinen Flug;
Die heilge Fahne wird entrollt,
Und siegreich weht ihr Tuch.
Ja — vorwärts geht's in voller Wehr,
Wonach die Seele schrie —
Und doch, wie wird's mir heute schwer,
Herzliebe Frau Marie!

Mein Blut dem kaiserlichen Herrn,
Die Brust dem heißen Blei!
Das alles, alles geb ich gern,
Wird nur mein Deutschland frei.
Schon harft ein Cherub, licht und hehr,
Die Siegesmelodie —
Und doch, wie wird's mir heute schwer,
Herzliebe Frau Marie!

Granaten spielen auf zum Tanz,
Kartätschen wettern drein!
Das Blachfeld dort im Morgenglanz,
Es wird bald unser sein.
Und du . . . die Heimat um dich her,
O grüße, grüße sie . . .!
Herrgott, wird mir der Abschied schwer,
Herzliebe Frau Marie!

Namur, 1. Februar 1916. Joseph v. Lauff.

Generalleutnants von Hobe-Pascha, die viele Jahre in der Türkei gelebt hat und dort enge Beziehungen zum Hofe des Sultans Abd ul Hamid hatte, ist so tief in das Seelenleben der türkischen Frauen eingedrungen wie wenige Deutsche. Sie hat sich viel mit ihren Schicksalen in Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt und hat in Märchen und Sagen den Spiegel ihres hingebenden, opferbereiten Empfindens entdeckt.

Besonders angetan hat es ihr die Gestalt der anmutigen „Macboulé", jener klugen Erzählerin, die der leidenden Menschheit und ihrem Vaterland zuliebe in den Opfertod geht.

Schon vor Kriegsausbruch schrieb sie das Schauspiel, eine Art Iphigeniendrama, das die edle Menschlichkeit einer reinen Jungfrau als Sühne für alle menschlichen Gebrechen verherrlicht. Es ist ein Werk voll hohen idealen Gehaltes, ein Werk, das tiefe Sympathie erwecken muß für die türkischen Frauen, die solch stillen Heldentums fähig sind.

Wurde hier das Theater und die Kunst zur Brücke geistiger Annäherung zwischen uns und den Türken, so soll werktätige Liebe dazu führen, Bande der Zuneigung vom Bosporus in die Mark zu leiten.

Diese Bande wurden hüben und drüben angesponnen — schon als nach Kriegsausbruch die türkischen Kriegerfrauen sowie Witwen und Waisen in eine schwierige Lage gerieten. Damals wurden in Konstantinopel unter dem Schutze des Roten Halbmondes Arbeitstuben eingerichtet, in denen nach alten türkischen Haremsmustern und kleinasiatischen Motiven feine Stickereien für den Verkauf angefertigt werden. Auch zahlreiche Heimarbeiterinnen beschäftigt man. Die Gemahlin des verstorbenen Botschafters von Wangenheim hat die Arbeiten stets durch ihr lebhaftes Interesse gefördert. Deutsche Frauen haben sich auch in Berlin zusammengetan, um im Anschluß an das segensreiche Zusammenwirken von Rotem Kreuz und Rotem Halbmond dazu beizutragen, daß den türkischen Schwestern der Kampf ums Dasein erleichtert wird, und daß ihre Arbeiten dem deutschen Publikum durch Kauf und Bestellung zugänglich gemacht werden.

Frau von Tirpitz, Fräulein Helfferich, Frau von Mutius, geb. von Bethmann, und Frau Professor Sarre hatten vorige Woche zu einer Ausstellung türkischer Handarbeiten in den Wohnräumen des Reichsschatzamts eingeladen. Lebhaft gingen die Käufer ein und aus und bewunderten die ausgestellten Stickereien, von denen manch besonders schönes Stück wohl zehnmal nachbestellt wurde. Auch die Kronprinzessin widmete der Ausstellung einen eingehenden Besuch und machte große Einkäufe. Da waren Tücher, Kissen und Blusen, mit wunderfeinen, ganz zart und matt getönten Kreuz- und anderen Zierstichmustern geschmückt, unserem nordischen Farbenempfinden feinfühlig angepaßt und doch voll fremdartigen Reizes. Leinenstickereien, seidene Gewebe und duftige Spitzen. Ein Reichtum schöner und wertvoller Gegenstände, würdig der allgemeinen Bewunderung.

Möge das Werk der Bundesgenossenschaft, das hier erstand, weite Kreise gewinnen! Möge es die Freundschaft festigen zwischen türkischen und deutschen Frauen!

Sind wir auch in verschiedenen Sitten erzogen, so sagen wir uns doch: Zur Betätigung der Volksfreundschaft bedarf es nicht nur der Waffenbrüderschaft der Männer, sondern auch eines treuen Zusammenhaltens der Frauen.

Wir suchen es mit warmem Herzen und froher Tatkraft. Eifrig bauen Frauenhände mit an dem

Bunde, der die große Vereinigung herstellen will zwischen Nord und Süd.

Trennendes soll überwunden, Gemeinsames liebevoll gehütet werden. Durch Gegenseitigkeit wollen wir erstarken zu gemeinschaftlichem Friedenswerk. Denn:

„Gottes ist der Orient
Gottes ist der Okzident.
Nörd- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände."

◇ ◇ ◇

Am Scherenfernrohr der Zeit.

Von Gustav Hochstetter.

Die „Möwe".

Die kleine deutsche „Möwe"
Jagt froh im Meer den Feind,
Das doch der britische Löwe
Beherrscht — wie er vermeint.

Von jenem Geist getrieben,
Den Weddigen verspürt,
Hat sie der Schiffe sieben
Dem Gegner kühn entführt.

Und war sie rings umgeben
Von dräuender Gefahr,
Sie schonte alles Leben,
Das ihre Beute war.

Noch unsern fernsten Erben
Verkündet der Bericht:
Die Weddigens können sterben,
— Aussterben können sie nicht.

* * *

Zeppelin über Paris.

Monsieur Besnard, Befehlshaber des verschanzten Lagers von Paris, hat allen Ernstes die Flugzeugführer, die bei der letzten Zeppelinstreife nichts getroffen haben, zur Dekorierung vorgeschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Möge es diesen guten Herren vergönnt sein, daß sie noch recht oft für die gleiche Leistung belohnt werden können!

* * *

Erst jetzt . . ?

Als dieser Krieg drei volle Monde währte
Und England hatte noch nichts durchgesetzt,
Da war es Churchill, der die Welt belehrte:
„Für uns beginnt der Krieg erst jetzt!"

Wie dann ein halbes Jahr lang Krieg gewesen,
Und England war schon müd und abgehetzt,
Da konnten wir Herrn Asquiths Ausspruch lesen:
„Für uns beginnt der Krieg erst jetzt!"

Und als der Krieg ein volles Jahr gedauert,
Hat Kitchener den Schnabel keck gewetzt
Und redete (die Welt vernimmt's und schauert:)
„Für uns beginnt der Krieg erst jetzt!"

Heut währt der Krieg schon anderthalbe Jahre;
Stolz hat sich Herr Lloyd George nun hingesetzt
Und sprach das Wort, das unveränderbare:
„Für uns beginnt der Krieg erst jetzt!"

Und wenn Britanniens Kampfkraft längst zu Ende,
Sein letzter Plan zerrissen und zerfetzt,
Wird Grey noch sprechen, daß die Welt er blende:
„Für uns beginnt der Krieg erst jetzt!"

* * *

Kleines Gespräch.

„Nun ist es ans Licht gekommen, daß die Pariser Zeitung ‚Le Journal' seit langem durch serbisches Geld bestochen war."

„Wunderbar, höchst wunderbar!"

„Was denn? Daß sich eine Pariser Zeitung bestechen läßt?"

„Nein. Daß die Serben — Geld gehabt haben!"

* * *

Rußlands Vertrauen

Sasonow, der russische Minister des Aeußern, hat einem Vertreter der Petersburger Presse erklärt, die militärische und politische Lage sei so, daß Rußlands Vertrauen nur noch wachsen könne

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Stimmt!

Rußlands Vertrauen kann nur noch wachsen; kleiner werden, als es schon ist, kann das Vertrauen Rußlands nicht mehr.

* * *

Gewirktes und Gewebtes.

Von oben wünscht man weisheitsvoll,
In diesen harten Jahren:
An Wirkstoff und an Webstoff soll
Der deutsche Bürger sparen.

So nimm's denn mit der „Eleganz"
Nicht streng in Weltkriegstagen;
Zeigt auch dein Rock schon etwas Glanz,
Darfst doch ihn weiter tragen.

Es ist der Glanz des Web-Geflocks
Vergleichbar dem Juwele,
Und aus dem Schimmer solchen Rocks
Leuchtet die — treue Seele. .

* * *

Dick und dünn.

Mit grimmigem Hohn stellen die Franzosen in ihren Zeitungen die „Tatsache" fest, daß alle Deutschen jetzt — abmagern.

Mit ebenso grimmigem Hohn haben in früheren Zeiten französische Blätter die „Tatsache" festgestellt, daß alle Deutschen — viel zu dick sind.

Wir armen Deutschen Was sollen wir tun. Dicker werden oder dünner? Ach, es ist gar zu schwer für uns, den Franzosen etwas recht zu machen!

* *

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Als auffallende Einzelerscheinung prägte sich in dem verhaltenen Grollen des Krieges, das von allen Fronten her beständig zu hören wir gewöhnt sind, den aufhorchenden Sinnen das Schlagwetter ein, mit dem unsere Luftflotte die Feinde überraschte. Die gleichzeitigen Angriffe von drei Geschwadern auf Paris, auf Mittelengland von der Ost- bis zur Westküste und auf Saloniki waren sowohl im einzelnen militärisch recht wirksam wie im Zusammenhang von hoher Tragweite. In einem Fluge wurden am Humber und bei Yarmouth Industrieanlagen, in Manchester, Nottingham und Sheffield Eisenwerke und Hochöfen und bei Liverpool und Birkenhead Docks und Hafenanlagen erfolgreich mit Spreng- und Brandbomben belegt. Ein zweiter Flug zerstörte durch Besuche, die sich wiederholten, die Fabel von der Unangreifbarkeit der Festung Paris von obenher. Im Hafen von Saloniki wurden Schiffe und Depots der Entente mit gutem Erfolg angegriffen. In diesen Dreiklang hinein tönte auch aus Nordruß-

land wiederholtes Luftbombardement auf die Befestigungen von Dünaburg.

Diese neue Probe von der Stoßkraft unserer Zeppeline und der bedrohlichen Steigerungsfähigkeit ihrer Wirkungen wird vom Feind empfindlich gespürt. Das geht allein schon aus den Bemühungen hervor, den Tatbestand zu vertuschen. Der allgemeinen Urteilskraft wird die Beschränktheit zugemutet, zu glauben, es sei nur ein deutscher Demonstrationsversuch gewesen, der mit billigem Knalleffekt eindruckslos verpufft sei.

Solche neidischen Herabwürdigungsversuche sind ebenso falsch wie die künstliche Entrüstung über die Verwendung der Luftwaffe überhaupt. Sehr zu Recht erinnert da unsere Presse an den vor dem Krieg in Frankreich öffentlich besprochenen Plan, Berlin und eine Reihe großer Städte Deutschlands mit Luftbomben zu zerstören. Die angeblichen Beherrscher der Luft wollten diesen Anschlag gleichzeitig mit der Kriegserklärung oder gar ihr zuvorkommend ausführen als Handstreich einer Schar Freiwilliger, scheinbar ohne offizielle Beteiligung — aber jeder einzelne von der großen Nation würde triumphiert haben, wenn es gelungen wäre, auf diese Weise unsere Mobilmachung zu stören. Und nun dies Zartgefühl für die eigene Haut!

Auch als vergeltende Vollstreckung einer abschreckenden Strafe für die Freiburger Überfälle und so manches andere bestehen diese jüngsten Zeppelinangriffe durchaus zu Recht. Dazu sei nur an ein gewisses Wort über die Unvermeidlichkeit der Todesstrafe, solange es Mörder gebe, erinnert, das bekanntlich aus französischem Munde fiel. Die Fassung lautete: „Que messieurs les assassins commencent!" Waren denn die Bombenwürfe auf Freiburg, auf Stuttgart, auf das Schloß von Karlsruhe etwas anderes als mörderische Überfälle, für die kein Vorwand aus dem Kriegzustand herzuleiten ist?

Wir sind in der Notwehr, wie überhaupt in diesem ganzen Kriege. Nicht über uns haben die Völker zu klagen, deren Regierungen sich verschworen haben, über uns herzufallen, um uns zu vernichten. An ihre eigenen Regierungen mögen sie sich halten, von denen sie in die Irre geführt und über den wahren Stand der Dinge getäuscht werden.

Allerdings dürfte es schwer fallen, Stetigkeit und Halt außerhalb Deutschlands und der ihm verbündeten Reiche zu finden. Die mühsame Konstruktion eines künstlichen Stützpunktes soll jetzt in Paris gezimmert werden. Um eine innigere Verbindung und leichtere Verständigung zwischen den verbündeten Westmächten herbeizuführen, soll ein parlamentarischer Ausschuß von Engländern und Franzosen in Paris Vorberatungen veranstalten. Es ist aber ausdrücklich bemerkt, daß nichts Verbindliches beschlossen werden darf. Zu diesem Ausschuß soll auch Italien unverbindliche Berater beisteuern, wenigstens ist deswegen Herr Cochin von Paris nach Rom gereist. Es bleibt abzuwarten, was dabei herauskommen wird.

Den Italienern scheint es gar nicht gut zu gehen. In der benachbarten Schweiz steht es bereits in den Zeitungen, es sei ein offenes Geheimnis, daß die italienische Regierung nicht mehr weiß, wo sie Geld hernehmen soll. Auch Kohlen haben sie wenig und sind in Verlegenheit in allen Industrie- und Ernährungsfragen. Sie sollen müde sein, Salandra selber hat es gesagt. Vermutlich bereuen sie doch schon manches.

An der Isonzofront sind die Höhen südlich von Tolmein infolge der letzten Unternehmungen der Österreicher von den italienischen Truppen gesäubert. Das österreichische Flottenkommando meldete erfolgreiche Beschießung der italienischen Ostküste. In Albanien haben die österreichisch-ungarischen Truppen Kruja besetzt und sind Durazzo erheblich näher gerückt.

Im Irak harren die eingeschlossenen Engländer vergeblich auf Entsatz; ihre Einschränkungen müssen nachgerade ihren Hoffnungen auf diesem Schauplatz den Rest geben. Man geht wohl nicht fehl, daß da Pläne auf Persien scheitern, die in Zusammenhang mit den ebenfalls erfolglosen Bestrebungen der Russen an der Kaukasusfront stehen. Daß hingegen die Türken mit ihren Gegenzügen vorwärts kommen, geht aus ihren Meldungen hervor.

An der Westfront zeigen die durch unsere braven Truppen gänzlich im Schach gehaltenen Gegner durch gesteigertes Verfeuern von Munition, daß ihnen die Lage keineswegs geheuer ist. Von irgendwelchem zielbewußten Kampfgeist unserer westlichen Gegner ist nichts zu spüren.

Erst von der neuen Woche sind weitere Aufklärungen zu erwarten über das Schicksal unseres Luftschiffes „L 19". Von dem vollzählig und unversehrt aus England zurückgekehrten Geschwader hat es sich an der diesseitigen Nordseeküste abgesondert und scheint, vermutlich aus technischen Gründen, eine Notlandung auf neutralem Gebiet versucht zu haben. Holländische Grenzposten haben es aus nächster Nähe dicht über dem Erdboden beschossen. In der Nordsee treibend, zur Hälfte unter Wasser, obenauf die Mannschaft, wurde es von dem englischen Fischdampfer „King Stephen" angetroffen. Was nun geschah, ob die Engländer unseren Leuten die Aufnahme in Kriegsgefangenschaft versagt haben, und ob diese dann, der See preisgegeben, einer nach dem andern entkräftet hinabgesunken sind, ist mit allen Nebenumständen noch festzustellen.

Ebenfalls offenes Rätsel war zu Ablauf der vergangenen Woche das Schicksal der „Möwe". Die Taten dieses kleinen deutschen Kreuzers, der unbehelligt das offene Meer zum Schaden der Feinde von Erdteil zu Erdteil gekreuzt haben muß, werden ein besonderes Blatt in der Geschichte unserer Flotte bilden. X.



Sultan Muhammed V.

Phot. Sebah & Joaillier.

wurde vom Kaiser zum preußischen Feldmarschall ernannt.



Talabwärts auf dem Marsch.



Schußfertig.

Maschinengewehrabteilung einer Schneeschuhtruppe.



Phot. Otto Witte.

Oberleutnant Buddecke,
der erfolgreiche deutsche Kampfflieger an den Dardanellen, der mit der Goldenen Liakatmedaille ausgezeichnet wurde u. v. den Türken Schahin (Falke) genannt wird.



Feldmarschalleutnant Ignatz Trollmann,
österreichisch-ungarischer Heerführer, der Eroberer des Lovcen.



Phot. Bermann.

Der deutsche Gesandte Frhr. v. d. Busche-Haddenhausen und der Militärattaché Oberstleutnant Bronsart v. Schellendorff
auf der Fahrt zum König in Bukarest.



1. König Ferdinand. 2. Kronprinz Karl. 3. Metropolit Konon.



Das Aufsuchen des Kreuzes.

Das Fest der Wasserweihe in Bukarest.



Von links: König Ferdinand, Königin Maria, Prinz Nicolai, Prinzessin Elisabeth, Prinzessin Maria, Kammerpräsident Pherekyde, Ministerpräsident Bratianu, Minister des Innern Morzun, Minister Angelesco.

Phot. J. Berman.

Pfadfinderschau in Bukarest.



Kilophot.

Der Lovcen nach der Eroberung durch die österreichisch-ungarischen Truppen unter Mitwirkung der Kriegsschiffe.


Major Doehla.


Major Seelmann-Eggebert.


Hauptmann Waldow.


Hofphot. Voigt.
Oblt. Graf Wilkin v. Bredow.


Hauptmann Schleich.


Phot. A. Weghuber.
Oberleutnant Otto Erich Tschunke.


Oberleutnant Jaentsch.


Leutnant Dumont.


Leutnant Sigmund Doehlemann.


Leutnant Mölling.


Leutnant Paul Kühn.


Leutnant Hoenicke.


Vizefeldwebel Rauch.


Unteroffizier Hans Friebel.


Unteroffizier Nowak.


Gefreiter Hüsch.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 







Phot. Hunich.

Der Spreewald im Winter.



Leipziger Presse-Büro.

Der Marktplatz der in letzter Zeit vielgenannten Stadt Lens, die unter dem Feuer der Franzosen gelitten hat.



Phot. Benninghoven.

Deutsche Armierungstruppen bei Wiederherstellungsarbeiten von Festungswerken im Osten.

Aus Osten und Westen.

Dünawacht.

Weiße Mäntel im weißen Schnee,
Picke und klirrende Spaten:
An der Düna graben sie,
Deutsche Armierungsoldaten
Russen drüben — die Büchse gespannt,
Rufen und höhnen dazwischen.
Horch, wie durch die eisige Luft
Kugeln pfeifen und zischen.
Lautlos stampfen übern Weg
Die Patrouillen, die grauen.
Dünawacht — im Grabenstück
Hacken, Schippen und Bauen.
Weiter und tiefer -- die Funken sprühn
Aus dem störrigen Steine,
Hundert Spaten im Graben tief
Blinken beim Mondenscheine.

Mondscheinlicht — fast deucht es mich,
Als ob Friede hier wäre.
Drüben schlummert der Russe ein,
Schlummern die Russengewehre,
Aus dem Graben gespensterhaft
Steigen die weißen Gestalten.
Ueber die Felder aus Eis und Schnee
Heulen die Winde, die kalten.
Morgen lauert der grinsende Tod
An der Dünakette.
Morgen entscheidet der blinkende Stahl
Scharfer Bajonette.
Morgen, morgen, der Teufel weiß —
Brechen die Fichtenkronen,
Brüllen die Feuerschlünde heiß,
Donnern die Kanonen . . . .

Egon H. Straßburger (an der Düna).

Vor den Toren.

Von Hans Hyan.

Als ich in der Stadt, über die Mauer eines Lazaretts herab, die ersten Kätzchen einer Platane hängen sah, da hielt's mich nicht mehr, ich mußte ins Freie! . . . Ach welch ein schrecklicher Widersinn ist es, daß ein lebendiger Mensch, ein freies Wesen, dessen Lungen nach der herbsüßen Luft der Felder, nach dem würzigen Odem der Wälder dürsten, sich einschließt in Steinmauern und sich begnügt mit steingepflasterten Straßen, in denen ein Baum und eine Blume wie komische Wunder wirken . . . Nicht einmal die Hunde gehören dahinein, sagt man; nur der Mensch, der Mensch ist verurteilt, in dem steinernen Labyrinth zu leben und zu sterben! . . . . .

Aber der Zug pfiff, und die rollenden Räder fangen ihr dumpfes Lied auf den Schienen, und links und rechts an den Fenstern fingen die Saaten an, ihr schüchternes Grün zu bereiten, und ferne Kiefernwälder blickten mir entgegen, wie Freunde, die man lange, zu lange nicht gesehen hat . . . .

Am Bahnhof standen Soldaten . . . Der Krieg! . Wir mögen draußen kämpfen oder daheim unsere Pflicht erfüllen, der Krieg ist immer um uns . . . Ich ging unter dem Viadukt der Eisenbahn hindurch; vor mir zwei Landsturmmänner. Die kehrten heim zu ihrem Acker. auf Tage nur, aber doch so voller Sehnsucht und Freude! Ihr Weib sollten sie wiedersehen und die Kinder und ihr Land, ihr Stückchen Land, die Scholle, auf der sie geboren waren, die wahre und echte Heimat!

Krähen zogen über die Straße und krächzten, flogen hin zu den vielen anderen, die links des Weges auf gedüngtem Lande saßen. Da hob der eine mit dem Eisernen Kreuz an der Wachstuchmütze die Faust: „Aastüg! Dä hebben wie baben in Polen to dusend!"

Und der Mann nahm vom Schotterhaufen einen scharfkantigen Stein und warf ihn in hohem Schwung ins Weite. Gleich einer schwarzen Wolke stob's empor, kreischend vor Zorn, und floh in den Nebel, der über dem Bruch lag . . . Da wohnen die Bruchbauern so weit voneinander, daß sie ihre hellroten Dächer sehen können durch das Elsengebüsch der Gräben hindurch und zwischen den hohen Pappeln, die ihre Höfe hüten . . . Aber rufen kann einer, wie er will, das hört der Nachbar nur bei günstigem Winde . . . So einsam sind die Menschen hier, da müssen sie still und versonnen werden.

Im Sommer, wenn das Korn mit seinen Rispen einem Mann bis an den Kopf reicht, wenn hüben und drüben vom schmalen Pfad als ein goldener Wald rauscht, dann ist das Bruch wie ein Märchen. Dann geht man am leise rinnenden Wasser der Gräben, die das ganze Land durchziehen, und auf einmal kommt eine schwere, schwarzweiße Kuh und geht durch das Wasser zur Nachbarwiese hin, und im Ellernschatten sitzt ein barfüßiger Junge, der sich aus Kälberrohr eine Pfeife schneidet. Er blickt auf und starrt mit offenem Munde, für ihn ist der Stadtmensch mit glasbewehrtem Auge am Ende dasselbe Sehnen, wie für uns seine lautlose Einsamkeit und der lächelnde Frieden seiner Viehweide . . . Und ein Storchpaar geht, die roten Stelzbeine gravitätisch hebend, nach Fröschen stechend. Wie merkwürdig, daß die Sage in diesen spitzen Schnabel das kleine Menschenkind schob, das die Mutter zur Welt bringt, um es den Schmerzen dieser Welt auszuliefern und es zuletzt dem Tode selbst zu geben . . . . Aber dahinter, wie in der schwimmenden Ferne des Bruchs, winkt das Wunder der Auferstehung, jener Wiedergeburt, die eben jetzt in der keimenden Saat, in der aufs neue fruchtbringenden Erde ihr schönstes Abbild zeigt.

Da kommt den Ackerweg herauf ein Wagen, von Ochsen gezogen, von einem Greis geführt, den ich kenne. Ich grüß ihn, er hält seine Tiere an, die lieber weilen wie eilen. Und in seiner Tabakspfeife stochernd, erzählt er mir, daß nun auch sein jüngster Sohn, der achtzehnjährige, fort sei, zur Fahne . . . Er hatte ja längst auf seinem Altenteil gesessen, im Austragstübchen behaglich sein Pfeifchen schmauchend und manchmal über die Felder stapfend, die seiner harten Arbeit Schweiß gedüngt hatte, ein Leben lang . . . „Wer hätte das gedacht . . ." Das ist der Text seiner Rede. Er hadert nicht. Er hat den ältesten Sohn hingeben müssen, der ruht in Flandern. . . . Und stand doch — ich sehe ihn noch vor mir — so trotzig breit auf seinem Eigen. Der zweite liegt im Lazarett, wer weiß, ob der wiederkommt? . . . Und der letzte, der jüngste, der ist nun auch hinaus.

Da kommt ein Junge übers Feld; er ruft: „Großvadder, Ji möt schnell maken, wi wullen dreschen!“

Und der Alte, der sich vertan hat, sieht den Knirps und nickt: „Jo . . . jo . . . .“ Er treibt seine Ochsen an und eilt mit einem „Adschüs!“ davon. Und der Kleine, er kann kaum zur Schule gehen, rennt hurtig die Fahre hinauf, dort drüben hin, wo seines toten Vaters Hof im Nebel liegt. . . Wo die Arbeit nicht rastet, und wo das Leben sich fortsetzt über Krieg und Verderben in eine Zukunft, der wieder der Friede lacht . . .

Ich selbst muß über Wassergraben und Knüppelzaun zur Straße hinauf. . . Ein paar Rebhühner flattern vor mir auf, und die Katze, die sie beschlichen hat, flitzt in langen Sätzen über den Acker. . . Wenn's allen Räubern so ginge! — Aber wenn unsere Feinde sich zu solchem Frevel erheben, dann schreiben sie auf ihre Fahne die Gerechtigkeit und leben von der Lüge. . .

Die Straße liegt über dem Gelände; ich sehe einer Lerche zu, die sich mit leisem Triller erheben will; da kommt der Gendarm und der Förster, zwischen sich einen, der gefesselt ist an den Händen. . . Ich frage: ja, das ist der Wadskorski, ein Kriegsgefangener, der dem Bauern, bei dem er arbeitete, die Scheune in Brand gesteckt hat.

„Nie panie!“ beteuert er heulend. „Nie!“. . . Und ein Strom unverständlicher Rede kommt wie ein Schwall über mich her. . .

„Sonst wär er doch nicht ausgerissen!“ sagt der Wachtmeister, und der Förster droht ihm: „Wart man du! . . Euch Mordbrenner kennt man!“

Wo sie ihn denn gefunden haben, frage ich. — Da oben in der Heide! . . Da hat er sich ein Feuer angemacht und Kartoffeln gebraten. Aber der Rauch verriet ihn! Und will sich noch wehren, der Schlumps! Na!

Ich sah in ein fahles, verwildertes, von Gram und Angst zerrissenes Gesicht und sagte leise: „Er war's am Ende doch nicht?“

Kam aber bös an. Und eh ich mich's versah, waren die beiden mit ihrem Arrestanten davon . . .

Glockenton zog von Cubiath her, da wollt ich hin. Der Abend kam. Und am Wolkenhimmel riß der Westen auf einmal seinen Vorhang auf. Die Sonne war noch oben, man sah in eine Zauberlandschaft. Goldene Kuppeln und Türme auf silbergrünen Felsen, in die leise, wie mit überirdischen Melodien singend, glühende Tinten flossen. Dann wurden die Felsgebirge tiefdunkelviolett, und die Märchenbauten erstrahlten in hohem Feuer... Der Wald, an dem ich vorüberkam, erglühte, die Stämme brannten, und über mir sahen die Sterne aus den zersprengten Wolken. Auf einmal ward's heller, der Mond trat über die Fichten, stand groß und glänzend am entwölkten Himmel und war wie ein gutes, andächtiges Gesicht, das das Ende sieht von allem, was unser Herz noch bange sein und fürchten läßt. . .

Aus dem Theaterleben.



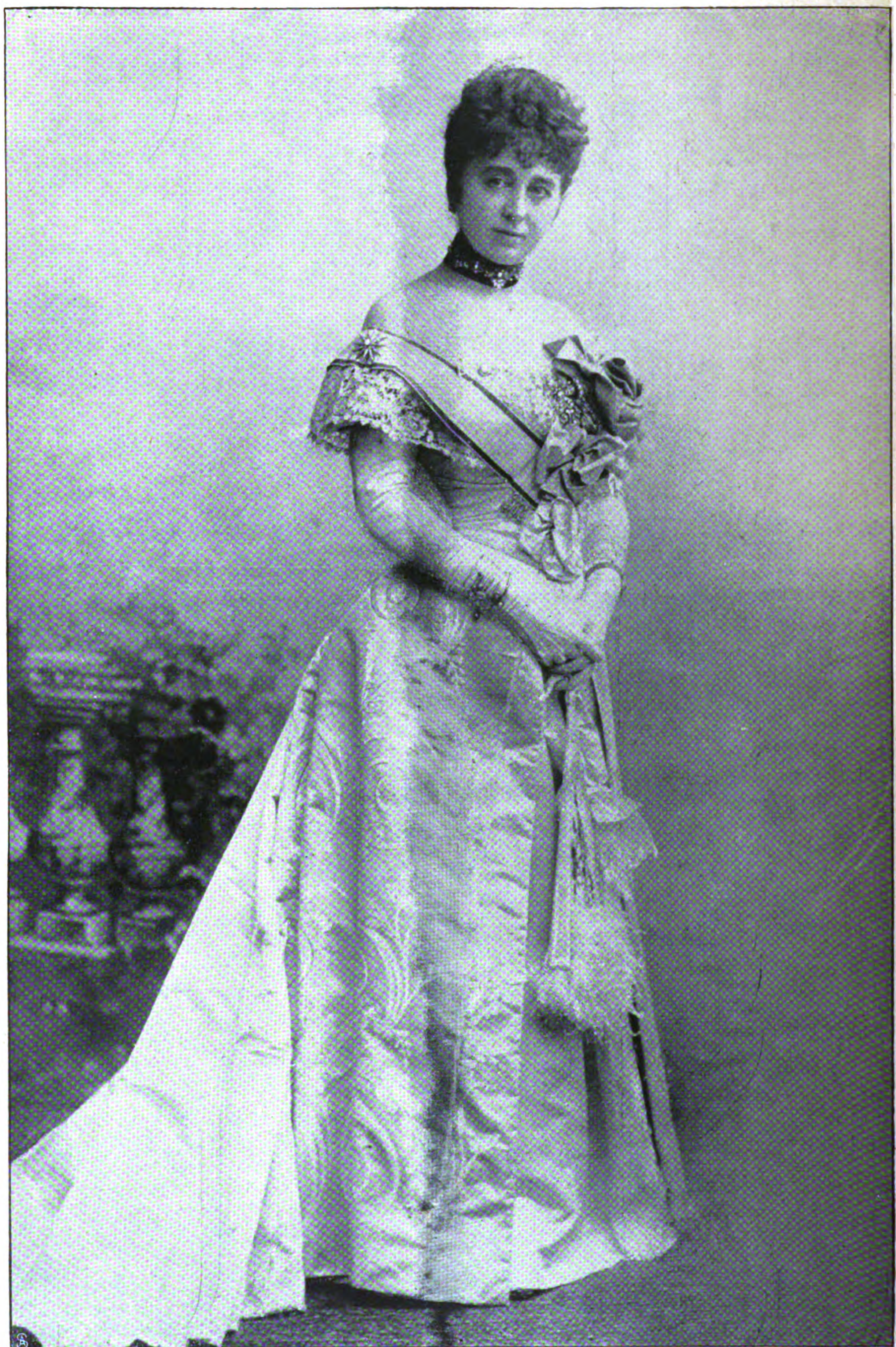
Schauspielerin Jaczinska (Fr. Grüning) und Stadtverordneter Brandstädter (Herr Bassermann).

Hermann Sudermanns Tragikomödie „Die gutgeschnittene Ecke“ im Berliner Lessing-Theater.



Marie Ivogün vom Königl. Hoftheater in München.

Zur Aufführung des „Barbiers von Sevilla" im Königl. Opernhause in Berlin zum Besten der Kriegshilfe des Vereins „Berliner Presse".



Hofphot. J. Engelmann.

Maria von Hobe, Gemahlin des Generalleutnants von Hobe-Pascha.

Verfasserin des zugunsten der Kriegshilfen der Mittelmächte in Berlin aufgeführten Schauspiels „Macboulé".



Hofphot. Heuschkel

Von links: Fürst von Arta (W. Kruse), Gaeta (Ottilie Schott), der Komponist (Herr Wendland), Ninetta (Pia von Luba), Schneider Philippo (K. Seydel).

Aufführung der Oper „Der Schneider von Arta“ im Hoftheater in Schwerin.

„Das Dreimäderlhaus“ im Raimund-Theater in Wien.

Singspiel von A. M. Willner und H. Reichert, Musik nach Franz Schubert von H. Berte.

Links: Hofglasermeister Tschöll (Herr Glawatsch) und seine drei Töchter (Frl. Rainer, Frl. Ernst und Frl Lord).

Rechts: Schubert (Herr Schrödter) und Hannerl Tschöll (Frl. Rainer) — In der Mitte: Sängerin Grisi (Frau Tautenhayn).

Phot. Gutmann.







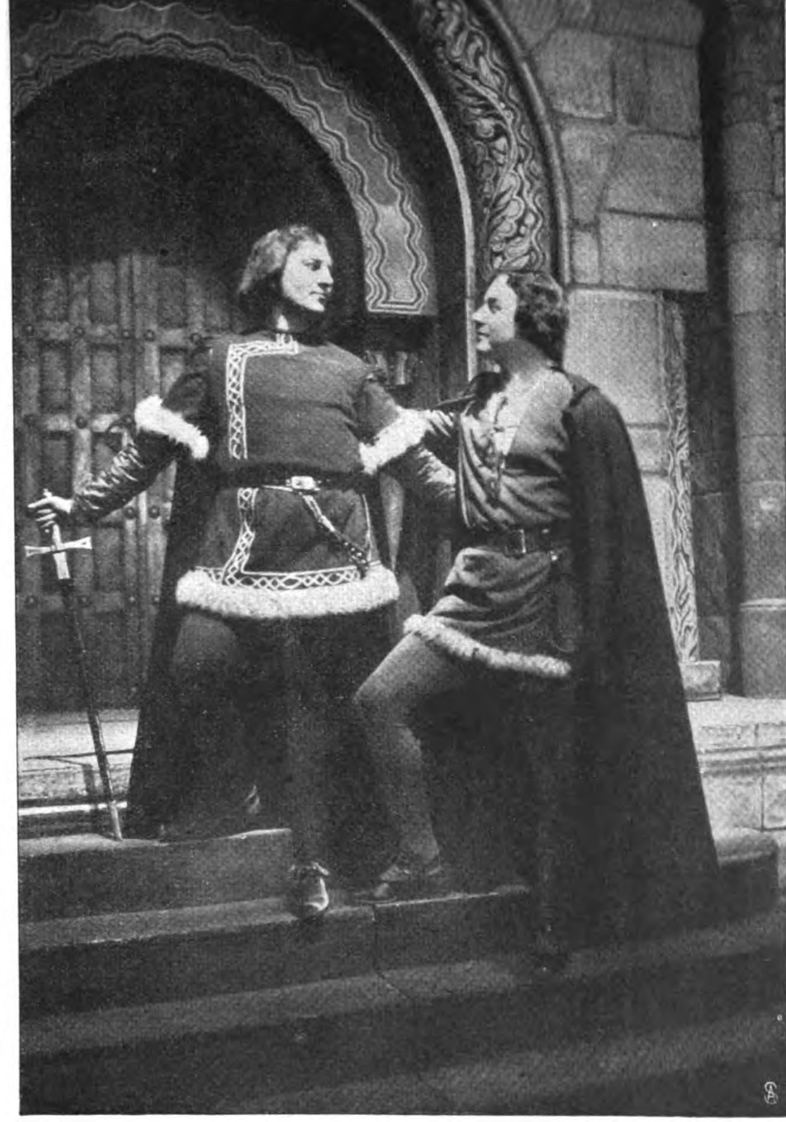


Phot. Hugo Erfurth.

Die Schmiedin von Kent (Helena Forti) und Richard II. von England (Dr. Waldemar Staegemann).

Karl v. Kaskels Oper „Die Schmiedin von Kent".

Uraufführung am Dresdner Kgl. Opernhaus.



Szene aus Victor Hahns Trauerspiel „Warbeck".

Uraufführung am Darmstädter Hoftheater

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

12. Fortsetzung.

Hugo Martius hatte gelacht. Jetzt wurde er doch wieder sehr ernst. Er sagte, unwillkürlich und halb in Gedanken: „Der Zar, der den Friedenstempel im Haag gebaut hat . . . ach wo . . . Es ist einfach ein Petersburger Bluff . . . Darin sind die Herren Russen Meister . . ." und dann, sich ablenkend: „Wo steckt denn eigentlich Inge?"

„Drüben, im Hotel, bei ihrer amerikanischen Freundin!"

„Der berümten Ethel, mit der sie uns früher nach ihrer Rückkehr aus den States zur Verzweiflung brachte?"

„Ja, eben der . . . Sie ist zum Besuch hier . . ."

„Na — dann wird deine Tochter wohl wieder ganz verdreht . . ."

„Ich weiß nicht . . . sie ist anders . . . Es wird niemand mehr aus ihr klug . . ."

„. . . Sie sieht blaß aus! Du solltest ihr Eisen verschreiben, Schwiegervater!"

„Wenn die Zeit uns nicht allen Eisen verschreibt . . . Die Inge ist doch eigentlich so ganz ein Kind unserer Zeit. Aber sie findet sich nicht mehr zurecht."

„Ach . . . heiraten soll sie . . .!"

„Sie hat ja eben ihr Schicksal aus der Hand gegeben. Manchmal kommt es mir vor, als bereute sie's . . . und wollte es zurückrufen . . . Es kämpft etwas in ihr . . . so wie da draußen Krieg und Frieden miteinander kämpfen. Ich merke es wohl, wenn sie auch nie mit mir darüber spricht!"

„Kannst du denn da nicht vermitteln?"

„Nein, Hugo! Sie muß selber sehen, wo sie bleibt. Im Krieg oder im Frieden!"

Hugo Martius stand auf.

„Also nochmals: Ich glaube an den Frieden!" versetzte er. „Wir können mit mehr Recht als der kleine Napoleon sagen: ‚Das Kaiserreich ist der Frieden!' Seit Versailles hat Europa Ruhe! Das verdankt es uns!"

„. . . wenn es uns das dankt!"

„Na bitte: Wen reizen wir denn? Wen verletzen wir denn? Wen schädigen wir denn? Wir sind doch mit aller Welt Freund! Wir haben ein offenes Herz für Hinz und Kunz. Wir sind doch nun mal Idealisten. Ich glaub an die Menschheit. Das ist nun mal deutsche Art!"

„Und soll es bleiben . . ."

„. . . soll es bleiben . . . in ehrlicher Friedensarbeit . . . die sollen sie uns nicht stören, die verfluchten Kerle . . . Es brennt mir auf den Nägeln, so hab ich zu tun! Du hast zu tun! Jeder hat bei uns zu tun! Keiner hat Zeit. So . . . nun kurbeln Sie mal an, Mann Gottes! In sieben Minuten muß ich am Bahnhof sein! . . . Adieu . . . Adieu!"

Geheimrat Tillesen kehrte von dem Parkgitter, bis zu dem er seinen Schwiegersohn geleitet hatte, in das Haus zurück. Das war still und leer. Auch in dem Laboratorium, in das er hinüberschritt, empfing ihn nicht die halblaute Unterhaltung in fünf, sechs Sprachen wie sonst. Feiner Staub lag schon auf dem Platz, wo früher der Montenegriner Dr. Woinowitsch seine betäubten Frösche präpariert hatte. Nur eine Karte an einen Kollegen war von ihm aus den Schwarzen Bergen gekommen. Er hoffe, in kurzem im Kampf gegen die Schwaben seine Pflicht zu tun . . .

Der Gelehrte schüttelte still den Kopf. Er trat an den Nebentisch und fragte dort den bartlosen jungen Amerikaner Washington J. Parker, der mehr wie ein Baseballathlet als wie ein Physiologe aussah: „Nun — nicht bei der Arbeit?"

„Oh — I beg you pardon, Excellency — but . . ."

„Wollen Sie nicht Deutsch in meinen Räumen mit mir reden? Was heißt denn das?"

„Well, daß ich abreisen möchte. Ich schätze: Es gibt Krieg, und man braucht mich drüben!"

„Doch nicht in Amerika?"

„Oh no! In England! Ich bekam heute Kabelneuigkeiten aus Neuyork. Manche meiner Freunde wollen einen freiwilligen Sanitätsdienst mit Automobilen einrichten. An der englischen Front. Da tun modern geschulte junge Ärzte not . . ."

„Mit dem, was Sie hier gelernt haben . . .?"

„Oh — ich kämpfe doch nicht! Ich helfe doch nur — wenn es welche geben sollte! . . . den Verwundeten!"

„. . . auf der Seite unserer Feinde?"

„Yes, Sir!"

Der Amerikaner hatte vor Erstaunen ganz runde Augen. Natürlich half man den Engländern. Das war doch selbstverständlich. Ehrenpflicht des Erdenrunds. Es gehört zu den Sonderbarkeiten der Deutschen, das nicht einzusehen. Immerhin: die zwei Jahre hier waren nicht verloren. Er drückte seinem bisherigen Lehrer kraftvoll zum Dank die Hand, zeigte freundlich lächelnd die goldplombierten Zähne und ging. Exzellenz Tillesen zuckte gelassen die Achseln und trat in den Nebenraum. Da hörte er die laute

Stimme der Besobrasowa zu den beiden deutschen Assistentinnen: „Läbben Sie wohl! Ich gähe!“

„Tun Sie's, oder ich melde es Exzellenz, was Sie hier für Ungezogenheiten vorbringen!“

„Um so bässer! Ich habe genug bei ihm gelärnt. Oh — ihr seid dumme Mänschen!“

„Sie ist so frech, Exzellenz!“ sagte Dr. Käthe Cornelius. Und Dr. Irma Enderlin, mit rotem Kopf über dem weißen Kittel: „Ich möchte sie am liebsten rausschmeißen!“

Die kleine dicke Russin zog höhnend den Mund von einem Ohr bis zum andern.

„Oh — Vor Ihnen habe ich Ährfurcht, Exzellenz! Ihnen wird man auch nichts tun!“

„Sehr gütig!“ sagte der Geheimrat. „Und uns andern!“

„Pomilnite! . . . Die Wurstfrässer wollen uns Gesätze vorschreiben! Nun: man wird sähen! Wir wärden kommen!“

„Den ganzen Nachmittag nennt sie uns Wurstfresser, Exzellenz!“

„Raus!“ schrie Irma Enderlin wütend und schwenkte ein Reagenzglas.

„Ich glaub wahrhaftig, sie hat draußen noch die Zunge rausgestreckt!“

„Bleiben wir bei der Sache, Fräulein Cornelius. Wie steht es mit den Tabellen?“

„Wir kommen nicht vorwärts, Exzellenz! Die Ausländer sind ja über Nacht alle ausgerückt. Es ist zu viel! “

Die beiden Damen saßen vor einem kleinen Berg toter weißer Mäuse. Andere huschten oder wankten, je nach ihrem Impfungsstadium, in kleinen Käfigen um sie herum.

„Ja, da sollte aber Katsura doch selber so vernünftig sein und Ihnen ein bißchen zur Hand gehen? Wo steckt er denn?“

Niemand wußte, wo der Japaner geblieben war, der seit sieben Jahren in diesem Hause ganze Assistentengeschlechter überdauert hatte und in alle Forschungsgeheimnisse des Laboratoriums eingeweiht war.

„Da kommt eben der Mathes zurück!“ sagte Fräulein Cornelius. „Der hat, glaub ich, nach dem Kerlchen geschaut!“

Der Laboratoriumsdiener trat ein. Er war in der Großen Kirchstraße gewesen. Die Wohnung des Dr. Katsura stand leer. Er war ganz heimlich und plötzlich mitten in der Nacht abgereist. Weder Miete noch Rechnungen hatte er in der Eile bezahlt. Auch keine Zeile zurückgelassen.

„Seltsam . . . sehr seltsam . . . Nun, mein lieber Dr. Pfeiffer . . . dann werden Sie jetzt für die Hauptarbeit einspringen müssen . . .“

„Für die nächsten Tage gern, Exzellenz!“

„Und dann?“

„Ich bin dienstpflichtig, Exzellenz!“

„Ach so — ja —“

Exzellenz Tillesen erschienen seine eigenen, durch die Gewohnheit langer Jahre vertrauten Forschungsräume plötzlich verändert. So still. So leer. Eine unsichtbare, unbekannte Macht griff herein, holte sich die Menschen nach anderen Orten, zu anderen Zwecken.

„Wir müssen mit der Arbeit fertig werden!“ sagte er. „Ich brauche die Grundlagen für meinen Vortrag im August auf dem Internationalen Kongreß in Kopenhagen.“

Dabei fiel ihm wieder ein: Was sprichst du da? Vielleicht werden die internationalen Begegnungen bis dahin anders und furchtbarer. Es war so schwer, sich aus dem Gleis der Gewohnheiten loszulösen. Fast fünfzig Jahre Frieden. Frieden und Lebenslust war fast dasselbe.

Er machte seinen gewohnten Nachmittagspaziergang die Höhen hinter Wiesbaden hinauf, und sein Herz war schwer. Er dachte sich: Habe ich richtig mit meinem Pfund gewuchert und tat ich zuviel, indem ich jedem, der da kam, den deutschen Überfluß bot, dem Weißen wie dem Gelben, dem Amerikaner wie dem Asiaten?

Von oben konnte er sein Laboratorium sehen. Das war nun verlassen wie ein sinkendes Schiff. Alles fort in der Stunde der Not. War das der Dank? Er war sechzig Jahre alt und kannte die Welt. Darum ging es ihm durch den Kopf: Zuviel Dankesschuld verkehrt sich in Haß. Bei dem einzelnen wie bei den Völkern. Wir waren zu arglos. Wir waren zu reich. Wir gaben zu viel . . . Und zu vielen . . .

Die Straßen der Bäderstadt unten waren jetzt, gegen Abend, wieder wimmelnd belebt. Aber anders als sonst. An allen Ecken und Plätzen weiße Punkte und schwarze Flecken. Die Extrablätter und die Menschengruppen vor ihnen. Darüber, müde hängend, wie welk die Festfahnen.

Und wieder dachte er sich: Nein. Es kann ja nicht sein! Die Welt wider Deutschland! . . . Die Welt ohne Deutschland! Ein Körper ohne Herz und Hirn!

Mit dem geistigen Auge sah er von seiner Waldwarte oben weit über das gesegnete deutsche Land und seine Ströme und seine Städte. Er sagte sich: Dort in Mainz haben Deutsche die erste Bibel gedruckt, dort in Freiburg haben sie das Pulver erfunden, dort am Bodensee erfüllten sie den tausendjährigen Traum der Menschheit und lenkten ihr Schiff durch die Lüfte, dort in Heidelberg entdeckten sie den Augenspiegel und die Spektralanalyse, dort in Heilbronn das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Dort in Jena lüfteten sie die Welträtsel. Dort in Frankfurt, dort in Marburg, dort in Berlin ersannen sie die Gegengifte gegen die

Geißeln der Menschheit. Dort in Würzburg die Röntgenstrahlen. Dort in Mannheim und Stuttgart den Explositionsmotor. Und er dachte sich: Ja — was wollt ihr denn noch von uns, ihr anderen? Von uns, den ewig Gebenden?

Und dies alles war nur sein eigenes Feld, die exakte Wissenschaft. Und er übersann es im Weiterwandeln: Ein Deutscher schlug dort in Wittenberg seine Thesen ans Domtor. Ein Deutscher lehrte dort in Königsberg der Menschheit den kategorischen Imperativ. Deutsche prägten den Arbeitern aller Länder die Gesetze des vierten Standes und seiner Zukunft . . .

In der Stadt unten ging etwas Seltsames vor: die schwarzen Flecken schienen sich aus sich selbst heraus zu vergrößern, schwammen auseinander, bedeckten Kopf an Kopf die Straßen und Plätze, lösten sich in Gruppen, in laufende Punkte . . . überall dazwischen, immer neu, die weißen Extrablätter . . .

Exzellenz Tillesen oben sah es mit einem eigenen stillen Gram um die Menschheit. Er glaubte immer noch nicht daran. Es kam zu rasch. Es widersprach allem, was sein Leben geleitet hatte. Er ging weiter und dachte sich: Wissenschaft ist Stückwerk! Taten wir Deutsche denn nicht noch viel mehr? Schenkten wir der Welt nicht das Wunder von Weimar? Den Zauber von Bayreuth? Gaben wir ihr nicht die Bibel wieder, begnadeten wir sie nicht mit dem Faust, der Neunten Sinfonie? . . . Und das der Dank? . . .

Es wollte dem Geheimrat Tillesen nicht in den Kopf, der sonst alles in der Natur, vom Regenbogen bis zum Regenwurm, mit gleicher Liebe begriff und umfaßte. Man mußte dazu umdenken — ganz von vorn anfangen, bei den primitiven Instinkten der Steinzeit und ihres noch halbtierischen Hasses . . . Er fragte sich wieder: Woher der Haß? Wir schenkten doch nur! Spendeten mit vollen Händen! Gaben mehr, als ich übersehen kann, in Technik, Handel und Verkehr. Unser Schutz der Alten und Kranken war vorbildlich für die anderen Staaten, unsere Offiziere waren die Waffenmeister fremder Völker, unsere Tore der Erkenntnis standen jedem offen, vom Balkan bis nach Japan. Unser Herz auch. Die Hälfte aller ausländischen Menschen, die bei ihrem Volk berühmt sind, sind es, weil wir sie dazu machten. Sie besser verstanden als ihre eigenen Landsleute. Und wir waren so froh, daß wir neidlos geben konnten. Da unten im Tal hingen die Fahnen und sprachen: Wir feiern Feste. Bunte Wimpel überall. Kein Flecken ohne ein Jahrhundertgedächtnis, keine Stadt ohne Ausstellung. Noch ist auch heute der Himmel über uns blau, scheint golden die sinkende Sonne, singen die Vögel im Grün ihr Abendlied. Aber es geht ein Ahnen durch die Welt . . . Etwas Ungeheuerliches . . .

„Der Kaiser ist schon unterwegs aus Norwegen!" sagte in eiligem Vorbeischreiten ein Herr zu einem anderen. „Zwanzig Panzerschiffe fahren ihm durch die Nordsee entgegen!"

Und der zweite, etwas atemlos, nebenher: „Kaiser Franz Joseph ist schon in Wien!"

Der Geheimrat Tillesen setzte seinen Weg fort in einem wunderlichen, ungläubigen Schmerz. Jahrzehnte der Kopfarbeit hatten ihn gelehrt, die Menschheit als eine große geistige Gemeinschaft aufzufassen. Es gab einmal Zank wie in jeder Familie, man sprach verschiedene Sprachen, wie ja auch von zwei Brüdern der eine blaue, der andere braune Augen hatte, aber in Sinn und Ziel des Seins war man doch einig von Melbourne bis Hammerfest, von Schanghai bis Lissabon. Er konnte sich nicht vorstellen, daß der Dieselmotor nur den Deutschen, der Kehlkopfspiegel nur den Portugiesen, die Marconistrahlen nur den Italienern, der Fernsprecher nur den Amerikanern, die Schutzimpfung nur den Engländern, das Radium nur den Polen gehören sollte. Jeder gab, und jeder nahm. Jeder brachte seinen Baustein und fügte ihn zu dem des Nachbarn. Mein Gott — was hatte der Weltlauf denn sonst für einen Wert?

Er blieb stehen. Da war eine Erinnerung durch den Schleier ferner, ferner Zeiten. Er wußte nicht, woher sie ihm plötzlich kam und das Herz rascher schlagen machte. Es war nichts Besonderes umher. Nur eine kleine, schwarzweißrote Fahne bewegte sich den Hang hinauf. Sie war ziemlich schmutzig und an einem einfachen Stecken befestigt. Ein Junge aus dem Volk trug sie. Ein ganzer Haufen hinterher. Die hellen Bubenstimmen schrien aus Leibeskräften:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Sie zogen vorbei. Exzellenz Tillesen sah ihnen nach. Er dachte sich: Vierzehn Jahre war ich alt wie ihr jetzt, da sang ich auch, an einem ebenso heißen Julitag im Jahr siebzig, die Wacht am Rhein. Jetzt, wo ich sechzig bin, steigt die neue Weltenwende auf. Dazwischen liegt ein Leben. Ich glaube das Leben ganz zu kennen und zu nutzen. Aber man lernt nie aus. Mein Leben war nur die eine Hälfte der Dinge. Nun kommt die andere.

Auf seinen schlichten, graubärtigen Zügen lag die tiefe und ernste Ruhe des Forschers, für den alles, was sinnfällig in die Erscheinung trat, nur ein Gleichnis ewiger Gesetze war. Noch zögerte er, von dieser hohen geistigen Warte leidenschaftsloser Erkenntnis hinabzusteigen in den Lärm des Tages, diesen Lärm, der bald zum Brüllen der Geschütze anzuschwellen drohte. Noch schwindelte ihm bei dem Gedanken. Noch stand er einsam auf ragender Wacht. Noch war es nicht so weit. Vielleicht war es nur ein Fieberschauer der Erde, von dem sie in einigen Tagen genas. Während er in die Stadt zurückkehrte, stand er

im Geist vor der zitternden Menschheit dieser letzten Julitage wie der Arzt am Krankenbett . . .

„Na . . . na . . . na . . . Exzellenz! Nu aber mal runter vom Mond! Nu wird's hier nächstens höchst prosaisch! . . . Das geht nun nicht mehr so, daß Sie in Gedanken an Ihren alten Freunden vorbeilaufen!"

Sein Nachbar, der Generalleutnant z. D. Isebrink, stand vor seiner Villa. Er war in voller Uniform. Sein weißer Schnurrbart sträubte sich kampflustig über dem breiten Scharlach der Aufschläge. Auf seinem Helm blinkten Preußenaar und Gardestern. Die Eisernen Kreuze erster und zweiter Klasse im Knopfloch und auf dem Herzen stammten ihm von St. Privat und der Lisaine. Seine Augen blitzten wie die eines Leutnants. Er lachte und schlug dem Gelehrten freundschaftlich auf die Schulter.

„Warum denn so sorgenvoll, mein Guter? Nu hilft das nichts! Nu heißt's durch! Donnerwetter ja . . . Nu ziehen wir endlich der Gesellschaft die Hammelbeine lang!"

„Und das sagen Sie so strahlend, Exzellenz!"

„Jawoll, Exzellenz! Tu' ich! . . . Ganz gehorsamst! . . . Ich bin ja wie erlöst . . . Endlich . . . endlich . . . Lieber, verehrter Nachbar: Sie und ihr alle ahnen ja gar nicht, was wir alten Soldaten gelitten haben, in diesen letzten zehn Jahren!"

„Man kann doch nicht wegen euch Weltkrieg führen!" sagte der Gelehrte beinahe unwillig.

„Wir! Wir! . . . Die anderen sind die Karnickel! . . . Seit Jahren rüsten sie wie besessen, im Osten, im Westen . . . überall . . . Wir ollen Kriegsknechte merken doch so was! Im Generalstab in Berlin wissen sie's natürlich längst! . . . Aber wir anderen in Deutschland taten, als wäre nichts! Priesen nur immer rastlos den Frieden! So, als ob es bloß auf uns ankäme . . ."

„Meinen Sie wirklich . . .?"

„Meinen? . . . Mein bester Geheimrat. Ich bin ein ganz fideler alter Knabe — nicht wahr? Verzehre hier meine Pension mit Anstand, laufe täglich dreimal die Wilhelmstraße rauf und runter, spiele meinen Whist im Klub — gut! Aber wieviel Nächte ich wachgelegen hab und an Deutschland gedacht — das weiß keiner außer mir, Exzellenz!"

„Das taten Sie wirklich?"

„Nicht ich allein. So mancher von uns Ausgedienten hier! Wir haben uns oft des Morgens sorgenvoll angesehen . . . Wozu reden? . . . Der Soldat hält den Rand — besonders wenn er schon abgehalftert ist. Aber denken kann man sich sein Teil! In den Fingerspitzen tat's einen kribbeln. Auf den Tisch hab ich gehauen . . . Immer bei uns alles in Liebe und Güte, Herr Nachbar . . . Immer waren wir die sanften Heinrichs, während ringsum die ganze Schwefelbande schon dabei war, ihre Donnerbüchsen zu laden . . ."

„Wenn das wirklich . . ."

„Soll ich da erst warten, wenn mich im Wald so ein Lausekerl überfällt, bis er mit seiner Kanone schußfertig ist!" schrie der alte Herr grimmig, unbekümmert, daß ein Haufe vorbeikommender Ausländer ihn mißbilligend anstarrte. „Nee — danke! . . . Da hole ich meinen Browning aus dem Hosensack und knalle ihm beizeiten in den Bauch . . ."

„Ja. Ein Räuber . . ."

„Die Russen sind Räuber! Sie überfallen uns! Alle Bahnen bei ihnen sind seit vorgestern voll mit Militärzügen!"

„Wissen Sie das auch?"

„Jawoll, Exzellenz! Wissen wir! Sie wollen Hiebe! Alle zusammen! Können sie haben! Hiebe wie noch nie! Donnerwetter ja . . ."

„Daß Sie dabei lachen können . . ."

„Aber wie! . . . Liebster, Bester. . ." Er faßte ungestüm die Hände des Geheimrats und preßte sie zwischen die seinen. „Ich hab gleich nach Berlin telegraphiert. Eben hab ich Antwort! Stellen Sie sich vor: Ich krieg ein Kommando! Sie können mich alten Esel noch brauchen! Und ich bin doch vor drei Jahren schon raus! Ach, ich bin ja glücklich wie ein Kind. . . Und erst meine Frau!"

„Hat sie denn nicht Sorge, daß Ihnen etwas . . .

„Na — dann holt mich eben der Deubel! Dann hab ich diese Karkasse da lang genug in dem guten Wiesbaden spazierengeführt! Aber erst wollen wir sie verbimsen! Wichse . . . Wichse . . . Wichse. . ."

Der alte General hieb zornwütig mit dem Arm durch die Luft.

„Drei von meinen Jungen gehen gleich am dritten Tag mit raus! Mein Schwiegersohn auch! Bloß der Älteste, der Paul, sitzt noch bei den Türken. . ."

„Ja. Ich weiß. . ."

„Zum Glück hat er sich dort noch nicht gebunden. Es stand gerade vor dem Abschluß mit seiner Anstellung. Ich hoffe immer, er ist schon auf dem Weg hierher. Dann ist alles mobil, was von uns Isebrinks Beine hat! Famos!"

„Ich beneide Sie, Exzellenz!"

„Ich freue mich vorläufig bloß auf die ersten roten Hosen! Die haben sie nämlich immer noch, die dummen Kerle, genau wie vor 'nem halben Jahrhundert, wie wir den Napoleon fingen. Halten Sie nur bloß den Daumen, lieber Freund, daß ich eine Verwendung vor dem Feind kriege und nicht das Herumgezeter hinter der Front! Das kann ich nicht leiden! Ich bin doch rüstig — was?"

„Heute sind Sie ein Jüngling in weißem Haar!" sagte der Gelehrte. „Und dabei, glaub ich, rund vier Jahre älter als ich! Ich danke Ihnen . . ."

„Bitte gehorsamst! Gern geschehen! Wofür denn eigentlich?"

„Nun: Man lernt nie zu Ende!"

Die beiden Exzellenzen, die des Kriegs und die des Friedens, trennten sich. Geheimrat Tillesen legte die paar Schritte bis zu seinem Haus zurück. Er sagte sich, in einer neuen Offenbarung: Ich hab die Nächte schlaflos im Laboratorium zugebracht und für die ganze Welt gearbeitet, und der dort hat wachgelegen und an Deutschland gedacht. Ich habe die Bazillen vor mir gesehen und er die Kosaken. Ich habe den Frieden für selbstverständlich gehalten und er den Krieg. Wir hatten beide recht. Das wußte ich nicht. Jeder hatte seine Zeit. Die meine ist jetzt um. Die seine kommt.

Durch einen plötzlichen Riß der Erkenntnis sah er in diesem Augenblick die zweite, im Wirken der Wissenschaft ihm bisher verborgen gebliebene, nie beachtete Hälfte deutschen Wesens. Die Denker, die Dichter, die Erfinder verschwanden, mit denen vorhin sein Sinnen von der Waldwarte hinab die deutschen Lande vergeistigt hatte. An ihre Stelle traten eisengepanzert, in zweitausendjähriger Reihe, die Helden, die Krieger. Und obwohl er von ihnen viel weniger wußte als von jenen anderen, schien ihm ihre Zahl noch größer. Ein Gewimmel von Recken, Rittern, Fürsten, Generalen vom Teutoburger Wald bis Sedan. Ein Zusammenbruch der Weltreiche vor ihrem Ansturm, von den Cäsaren bis zu den Napoleoniden.

Er dachte sich, während er das Tor öffnete: Der Alte hat vier Söhne für das Waffenhandwerk bestimmt und zieht mit ihnen ins Feld. Meine eine Tochter ist in Italien. Ihr Mann reist eben nach Paris. Meine zweite Tochter habe ich an einen Engländer verheiratet. Meine dritte, die Inge, ließ ich nach Amerika gehen. Ich selbst bin überall zu Hause. In Tokio und Columbia lehren meine Schüler, in Kapstadt und Buenos Aires leben meine Patienten, in Irkutsk und Coimbra liest man meine Handbücher. . .

Er ging durch die verödeten Räume, in denen er sooft das ganze Ausland bei sich zu Gast gesehen. Seit ein paar Tagen war auch seine Sprechstunde von Fremden leer. Die vornehmen Russen waren, ohne ihm zu zahlen, abgereist. Es hatte eine Flucht vor Deutschland begonnen. Er begriff es immer noch nicht recht. Er stand am Fenster und dachte sich: Ja, wir haben uns tausendfach, mit den feinsten Saugwurzeln, über die ganze Erde hin verästelt. Da war kein Boden, aus dem wir nicht geduldig Nahrung zogen. Aber der alte Soldat da nebenan hat recht, ohne es zu wissen: die Pfahlwurzel, die den ganzen Stamm trägt und hält, die geht steif und stracks wie ein Preußenrückgrat senkrecht hinunter in die tiefsten deutschen Tiefen. . .

Unten, auf der Sonneberger Straße, gingen zwei Damen vorbei. Er war so in Gedanken an die beiden, mit denen er zuletzt gesprochen: seinen Schwiegersohn, der sich des Friedens, seinen Nachbar, der sich des Kriegs freute, daß er Inge und ihre amerikanische Freundin erst erkannte, als sie ihm auf dem Weg zur Stadt von unten zuwinkten. Ethel Lawrence war lang und laut. Sie wirkte durch ihre Pariser Toilette und ihre sorgfältige Haut- und Haarpflege viel jünger als ihre vierunddreißig Jahre. Eigentlich war sie hübsch, trotz des zu großen Mundes, den ein oberflächliches und liebenswürdiges Lächeln kaum verließ. Sie schwatzte unaufhörlich. Man hörte ihr durchdringendes, näselndes Englisch noch auf fünfzig Schritte. Es fiel dem Geheimrat auf, daß Inge sehr still daneben ging, den Blick mit einem hartnäckigen und zurückhaltenden Ausdruck am Boden.

„Oh — dein Vater sieht sorgenvoll aus, Inge!"

„Ist das ein Wunder, jetzt — zwischen Krieg und Frieden?"

„Er befürchtet wohl große Geldverluste im Krieg?"

„Geldverluste?"

„Nun ja! Wenn ich den alten Gentleman sehe, ist er doch so ernstlich tätig!"

„Aber doch nicht bloß wegen des Geldes!"

„Ja, wofür denn sonst? Warum antwortest du denn nicht?"

„Weil du es doch nicht verstehen würdest! . . . Früher schon! Für gewöhnlich schon! Aber jetzt . . . die Zeit ist so furchtbar ernst. . ."

„Oh ja! Nichts kann ernster sein! . . . Ach . . . sich mal da den hübschen Hut. . . So ähnlich habe ich in Paris . . ."

„Laß jetzt die Schaufenster! Sieh lieber, wie die Leute da zu Tausenden auf der Wilhelmstraße stehen . . . Wie sie die Extrablätter lesen . . . da pappen sie eben das Neueste an. . . Belgrad wird bombardiert!"

Ein dumpfes, ungeheures Summen und Brausen von Menschenstimmen ging über die weiten Straßenflächen und hinüber zum Kurhaus. Die Gesichter der Deutschen waren einander plötzlich alle ähnlich geworden. Auf jedem lag der gleiche feierliche Ernst.

„Lache doch nicht so laut, Ethel!"

„Oh — warum denn? "

„Die Deutschen drehen sich nach dir um!"

„Ach — laß sie. . ."

„Aber wir sind jetzt nicht in der Stimmung, Ethel! Wir verbitten uns das . . . so nahe vor dem Krieg. . ."

„Oh ja, Krieg!" sagte Ethel Lawrence gefällig. „Wir hatten vor siebzehn Jahren auch Krieg. Auf den Philippinen. Es war zu drollig!"

„Drollig . . ."

„Ja, Mr. Sandfort, ein Leutnant von der Flotte, er hatte sich bei Santiago ausgezeichnet. Jede Miß mußte ihm einen Kuß geben. Ich auch. Dafür schnitt ihm jede einen Uniformknopf ab. Er hatte nie Knöpfe. Ach, was mußten wir lachen. . . Warum siehst du mich denn so an?"

„Ihr seid wirklich große Kinder! Ich drücke es höflich aus, Ethel! "

Miß Lawrence verstand das nicht.

„Damals machte Vater viel Geld mit Kriegslieferungen!" sagte sie. „Vielleicht diesmal auch. Ach, ich möchte es ihm so wünschen!"

„Lieferungen? . . . Für wen?"

„Nun — wer es zahlt. . ."

„Weiter denkt ihr an nichts?"

„Oh, Kriege sind sehr teuer! Ihr werdet das auch merken. Die Soldaten sind wahrhaft anspruchsvoll. Sie verlangen sehr hohen Lohn und gute Verpflegung. Sonst entschließen sie sich nicht, sich anwerben zu lassen. Wir rechneten damals den Tag an Dollars etwa . . ."

„Höre endlich auf mit deinen Dollars! Siehst du denn nicht, daß das etwas anderes ist? Siehst du denn nicht all die Gesichter. . . Ich habe noch nie auf Menschengesichtern so eine Spannung gesehen!"

„Da solltest du mal Wallstreet zur Börsenzeit sehen, wenn die Londoner Kabeldepeschen kommen!"

„Ich war ja mit dir in Wallstreet, Ethel! Aber mir ist es, als sei es ein Jahrhundert her und nicht drei Jahre!"

„Sage das nicht! Die Prosperität hält an! Es hat sich dort nichts geändert!"

„Aber ich habe mich geändert . . ."

Miß Lawrence hatte wieder englische Bekannte getroffen. Sie sprach ein paar Worte mit den Damen. Eine von diesen, eine ältliche Jungfer, drückte im Weitergehen Inge, die sie gar nicht kannte, mit einem bedauernden Lächeln die Hand.

„Ethel, was soll denn das bedeuten? "

„Sie sagte mir, du tätest ihr so leid!"

„Ich?"

„Ganz Deutschland tut ihr so leid! Sie fürchtet, daß England euch den Krieg erklären wird. Sie wollte dir ihr Mitgefühl am Unglück deines Vaterlands ausdrücken!"

„Ja, hör mal . . . seid ihr denn alle verrückt? Oder war ich es bisher?"

„Oh — was sprichst du da? . . . So aufgeregt sollte eine Lady nie sein!"

„Ich pfeife auf eure Ladies. . . Ethel, mache dir doch klar, was für uns auf dem Spiel steht! Unsere Feinde sind zehn gegen einen . . . Wir werden kämpfen müssen wie noch nie ein Volk! . . . Was soll denn dieser freundschaftliche Ellbogenstoß in die Seite?"

„Gestehe nur . . ."

„Was denn?"

„Dein Vater ist alt. Du hast keine Brüder, die sich einreihen lassen könnten! Also hast du einen Herzensfreund, und er will durchaus mit hinaus . . ."

„Großer Gott . . . kannst du dir nichts anderes vorstellen?"

„Ich an deiner Stelle würde es ihm nicht erlauben! Ich sicherlich nicht! Rede es ihm aus! Wozu denn?"

„Ethel . . . fehlt dir denn jedes Verständnis dafür, daß es jetzt gar nicht auf mich ankommt oder auf einen Herzensfreund, sogar wenn ich einen hätte, oder sonst auf irgendeinen Menschen in Deutschland, sondern nur auf Deutschland selbst! Betrachte nur die Männer und Frauen um uns! Das sonderbare Leuchten auf allen Gesichtern. Man ist sich auf einmal so nah. Man braucht gar keine Worte mehr! Es kommt etwas Unerhörtes über uns! . . . Aber wir fürchten uns nicht! . . . Glaubt nur das nicht! Auch wir Frauen nicht! Kein Mensch in Deutschland fürchtet sich vor dem Krieg. Das lesen wir einer dem anderen aus den Augen."

„Oh — der Krieg wird sehr interessant! Noch nie sah ich einen aus der Nähe!"

„Euch zum Spaß führen wir ihn nicht!"

„Du bist ja ganz atemlos, Inge!"

„Gott sei Dank bin ich eine Deutsche!"

„Oh ja, der Krieg! . . . Ich weiß nur noch nicht, wo ich hingehen soll, wenn die Heere den Rhein überschwemmen!"

„Unseren Rhein?"

„Oh ja! Was machst du denn für Augen?"

„Die Feinde sollen zu uns ins Land herein?"

„Oh sicher! Wer hier Englisch spricht, wird es dir sagen!"

„Ja, was denkt ihr denn von uns? Was habt ihr denn die ganze Zeit über von uns gedacht? Ich bin ganz entsetzt! Und da ging man unter euch drüben herum . . . bei euch ging ich in die Schule. . . Es fällt einem wie Schuppen von den Augen!"

„Vielleicht reise ich nach Wien! Sage, gehört Wien zu Deutschland?"

„Nein, zu China!"

„Oder nach Luzern! Oh ja, Luzern! Da sind prachtvolle Hotels! Da werden viele prominente Amerikaner sein!"

„Ja, macht nur, daß ihr alle dahinkommt!"

„Weißt du was: Komm mit!"

„Ich? Jetzt?"

„Nun ja! . . . Da bist du aus der Unruhe hier heraus! In guter Luft! Wir machen Ausflüge. . ."

„Man möchte sich wirklich an den Kopf greifen!" sagte Inge.

„Berede doch deinen Vater, so zu tun! Der alte Herr hat da auch seinen Frieden. Es wird ihm gut sein!"

„Jetzt Deutschland verlassen?“ . . .

„Was willst du denn hier, wo überall so viele Soldaten sein werden oder womöglich gar Verwundete und Kranke? Du bist eine unabhängige junge Lady. Du kannst doch deine Rente verzehren, wo du willst!“

„Jetzt geht mir allmählich ein Licht auf, wer ihr seid, und wer wir sind . . .“

„Ich bin so betrübt, daß du wieder in Rätseln redest! Wir waren immer freundlich zu dir drüben!“

Inge hörte nicht mehr darauf. (Fortsetzung folgt.)

Frau beim Granatendrehen.

Ich steh an der Drehbank nun Tag für Tag,
Laut dröhnen Gestänge und Wände,
Die Treibriemen sausen wie Wetterschlag,
Und Stahlstaub bedeckt meine Hände.
Die Spindel surrt, die das Werkstück jagt,
Von fressenden, sprühenden Messern benagt.
Granaten.

Ihr werdet geformt, daß ihr Herzen zerreißt
Und tötet, zerstört und zerrüttet
Und euch in die feindlichen Reihen fest beißt,
Verwundet, verstreut und verschüttet,
Ihr selbst von rasendem Dämon durchwühlt,
Wie's euch der Zeiger des Uhrwerks befiehlt,
Granaten.

Doch geb ich euch Flüche nicht mit auf den Weg,
Nicht Haß aus Vergelten und Leiden,
Barmherzige Bitte ich um euch leg:
„Den Gegnern bringt mildes Verscheiden!“
Und tragt unsern Sieg in die Feinde hinein,
Und eine von euch mög die letzte sein
Vorm Frieden.

Lucie Rohmer-Heilscher.

Die Ruhmestaten der Armee von Scholtz.

Hierzu 9 Zeichnungen von Ernst Linnenkamp*).

Die gewaltige Maioffensive des Feldmarschalls von Mackensen, die mit dem glänzenden Durchbruch bei Tarnow-Gorlice begann, dann aber in ihren Folgewirkungen immer größere Kreise zog, führte im weiteren Verlauf der Kriegsereignisse im Osten dazu, daß auch alle anderen deutschen Verbände bis hoch in den Norden hinauf den Vormarsch antraten.

Mitte Juli etwa waren die Verhältnisse auf dem russischen Kriegschauplatz so weit gediehen, daß auch Feldmarschall Hindenburg seinerseits den allgemeinen Angriff befahl, der sofort mit großer Entschlossenheit aufgenommen wurde.

Zu einem völligen Stillstand des Ringens war es allerdings niemals gekommen. Den ganzen Winter über und auch im Frühjahr hatten die Plänkeleien nicht aufgehört, die zum Teil sehr erbitterten Charakter angenommen hatten. Entscheidendes wurde jedoch nicht unternommen, bis sich die furchtbare Niederlage nach Tarnow-Gorlice in einem Wanken der russischen Front selbst auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz erheblich bemerkbar machte. Trotzdem galt es, noch ganz gewaltige Arbeit zu verrichten, und den Heldentaten der vorwärts stürmenden Mackensen-Armee reihen sich die beispiellosen Erfolge der gegen den Narew operierenden Hindenburgschen Truppen ebenbürtig an.

Man muß bei Beurteilung der Lage in Betracht ziehen, daß die Russen Zeit gehabt hatten, starke Befestigungen anzulegen und sich nach jeder Richtung hin auf die große deutsche Offensive vorzubereiten.

Unsere Aufgabe ist es heute, aus des Feldmarschalls Hindenburg Heeresgruppe eine Armee herauszugreifen, die besonders schwere Aufgaben zu bewältigen hatte und sie in glänzender Weise löste.

Es wird der späteren Geschichte vorbehalten bleiben müssen, die Einzelheiten dieser Kämpfe der unter dem Befehl des Generals der Artillerie von Scholtz fechtenden Armee zu würdigen. Heute sind wir nur in der Lage, in groben Strichen auf beschränktem Raum darzulegen, was die Braven, von ihrem Führer bis zum letzten Soldaten hinab, in dieser schweren Kampfperiode leisteten.

Am 17. Juli 1915 las man im Bericht der Obersten Heeresleitung, daß die vor einigen Tagen eingesetzte große neue Offensive des Feldmarschalls Hindenburg bereits zu großen Ergebnissen geführt habe.

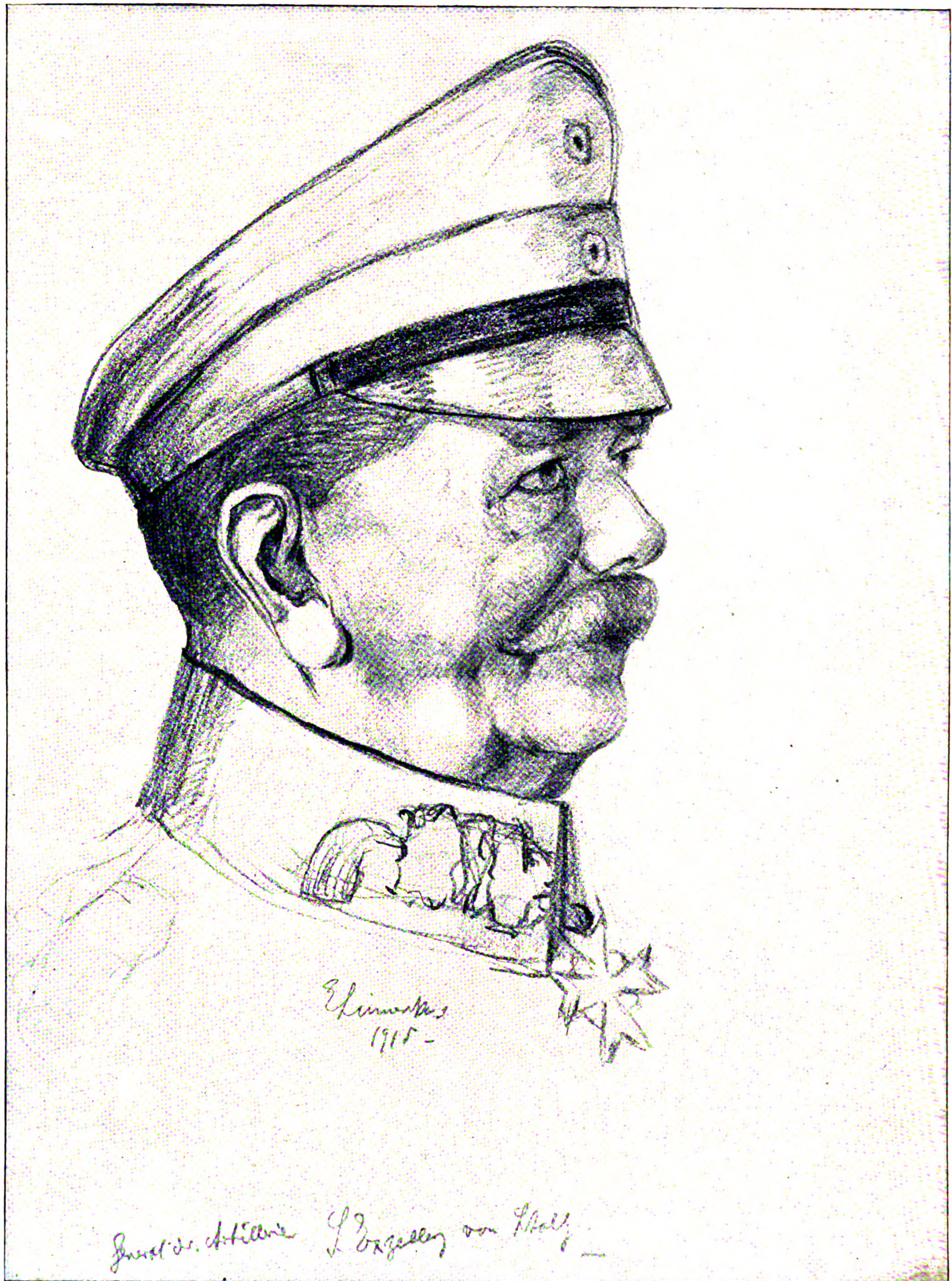
Und weiter hieß es dann:

„Die Armee des Generals der Artillerie von Gallwitz griff die seit Anfang März mit allen Mitteln neuzeitiger Befestigungskunst verstärkte russische Stellung in der Gegend südlich und südöstlich von Mlawa an. In glänzendem Ansturm wurden drei hintereinander liegende russische Linien nordwestlich und nordöstlich Prasznysz durchbrochen und genommen, Dzielin und Lipa erreicht.

Durch den von beiden Stellen ausgehenden Druck erschüttert und erneut angegriffen, wichen die Russen nach Räumung von Prasznysz am 14. Juli in ihre seit langem vorbereitete und ausgebaute rückwärtige Verteidigungslinie Ciechanow-Krasnosielc.

Schon am 15. Juli stürmten die hart nachdrängenden deutschen Truppen auch diese feindliche Stellung, durchbrachen sie südlich Zielona in einer Breite von sieben Kilometer und zwangen den Gegner zum Rückzug. Sie wurden unterstützt von Truppen des Generals der Artillerie von Scholtz, die von Kolno

*) Die beigegebenen Zeichnungen stammen von dem bekannten Berliner Bildnismaler Linnenkamp, der z. Z. als Oberleutnant der Reserve und Batteriechef in einem Feldartillerieregiment im Osten im Felde steht.



General der Artillerie von Scholtz.

herin der Verfolgung begriffen sind. Seit gestern ziehen die Russen auf der ganzen Front zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew ab.

Der Gewinn dieser Tage beträgt: Bei der Armee des Generals von Gallwitz 88 Offiziere, 17 500 Mann gefangen, 13 Geschütze (darunter ein schweres), 40 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer erbeutet.

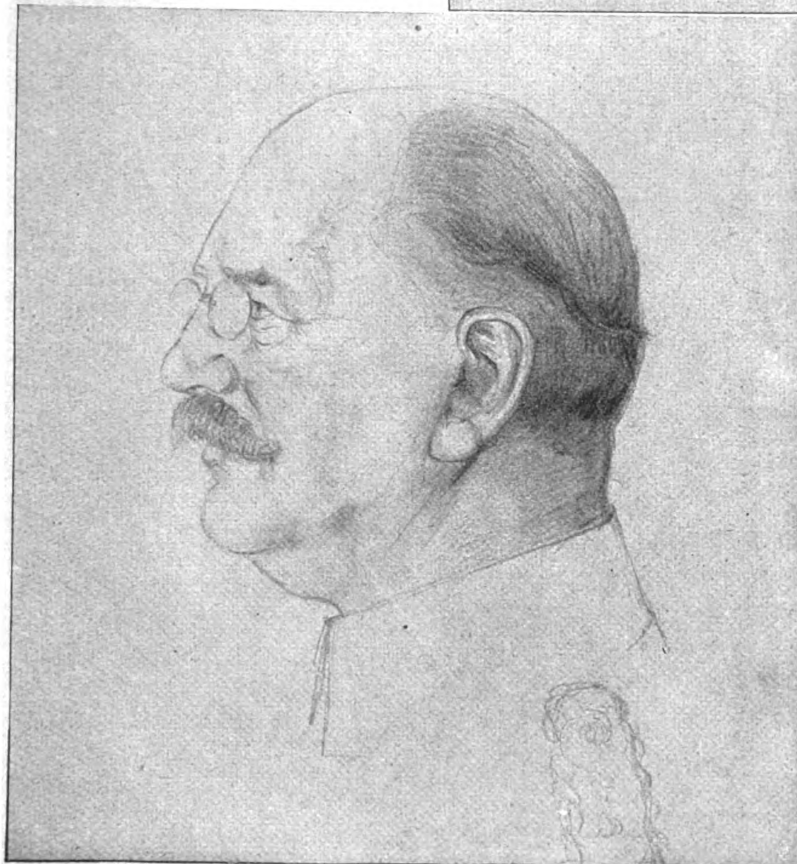
Bei der Armee des Generals von Scholtz hat er sich auf 2500 Gefangene, 8 Maschinengewehre erhöht."

Hier erfuhren wir zum erstenmal, daß neben der Armee des Generals von Gallwitz, Schulter an Schulter kämpfend, die Truppen der Armee des Generals der Artillerie von Scholtz, von Kolno her vorgehend, zum Erfolg der Offensive in rühmenswerter Weise beigetragen hatten. Der Rückzug der Russen ging zwischen Pissa und Weichsel schnell vor sich, und die Armee des Generals von Scholtz drängte neben den anderen Verbänden hart nach.

In der nächsten Zeit wurde der Name des Generals als Führer einer neuen Armee zu verschiedenen Malen in den Heeresberichten genannt, ein



Graf von Schwerin, Chef des Stabes.



Generalarzt Johannes.

Zeichen, wie Großes von dieser Seite geleistet worden ist.

Wichtige russische Namen sind mit dem des Generals von Scholtz und seinen Truppen für alle Zeit unlösbar verknüpft.

Es waren in erster Linie Reserve- und Landwehrverbände, die in heldenmütigem Kampfe die Orte Poremby, Wyk und Ploszczyce erstürmten und dort den zähen Widerstand des Feindes brachen.

Die Kämpfe der folgenden Wochen waren besonders schwer.

Anfang August näherte sich die Armee von Scholtz der Straße Lomza—Ostrow—Wyszkow. Viele tausend Mann Gefangene, zahlreiche Offiziere und besonders Maschinengewehre wurden erbeutet. Am 7. August hatten die Armeen von Scholtz und von Gallwitz die russischen Truppen zwischen Lomza und Bugmündung zum völligen Rückzug gezwungen. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Feinde nicht weniger als 14 200 Mann, 6 Geschütze, 8 Minenwerfer und 69 Maschinengewehre entrissen.

Und nun folgte für die Armee des Generals von Scholtz eine Zeit **besonders ruhmvoller und glänzender**

Ereignisse. Am 10. August wurde das hartnäckig verteidigte Lomza mit stürmender Hand genommen und hier der Uebergang über den Narew erzwungen. Unaufhaltsam ging es weiter.

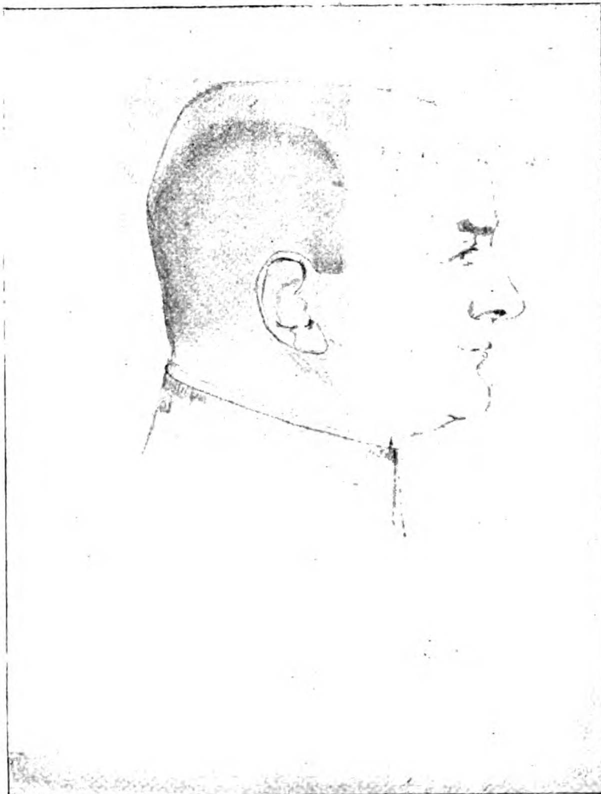
Am 12. August nahm die Armee den Brückenkopf von Wizna und warf südlich des Narew den Gegner über den Gacfluß. Seit dem 8. August waren der Armee weitere 4950 Mann, darunter 11 Offiziere und 12 Maschinengewehre in die Hände gefallen. Es würde zu weit führen, alle Beute aufzuzählen, die im weiteren Verlauf des Vordringens der Armee von Scholtz als Siegespreis in den Schoß fiel. Fast jeder Tag gab der Obersten Heeresleitung Veranlassung, den Namen des verdienten Führers mit neuen Erfolgen zu nennen!

Am 18. August erreichten die Spitzen der Armeen von Gallwitz und von Scholtz bereits die Bahnlinie Bialystok—Bielsk. Der Vormarsch ging jetzt in östlicher Richtung.

Am 25. August stand der General mit seinen Regimentern an der Berezowka, sie nahmen Knyszyn und überschritten südlich von Tykocin den Narew. Ein weiterer großer Vorteil war damit errungen.



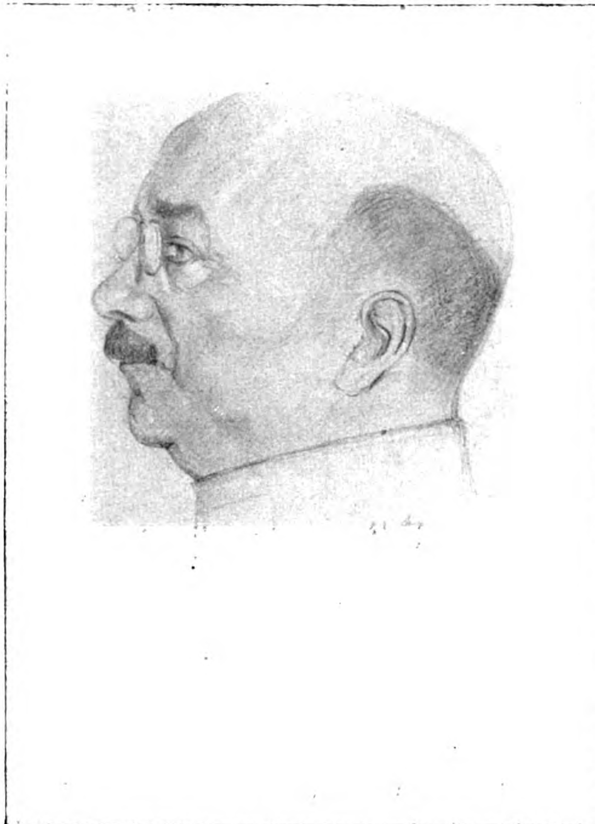
Major Brinkmann, Generalstabsoffizier.



Major Woelki, erster Adjutant.



Rittmeister Koestring, zweiter Adjutant.



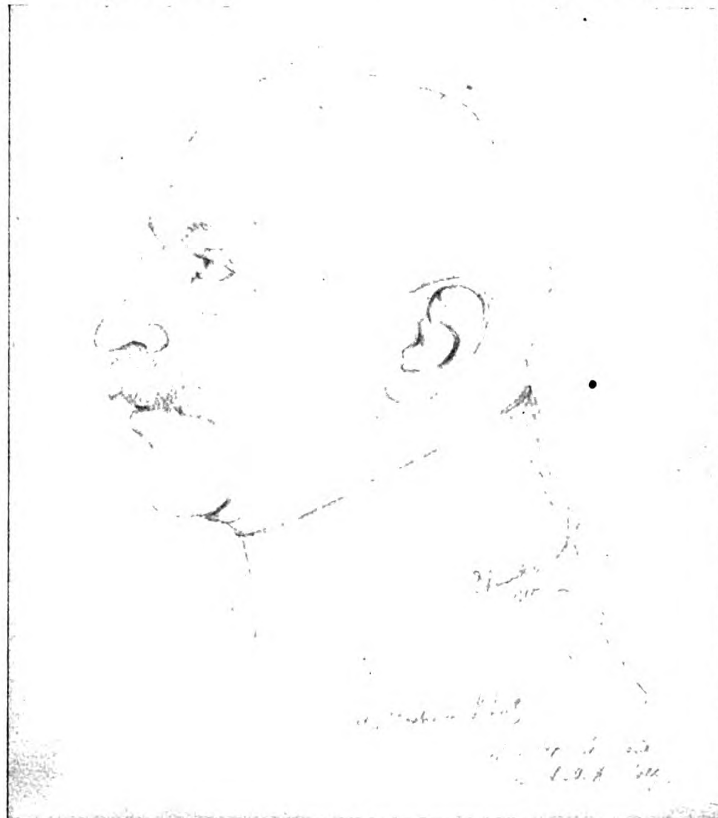
Geheimrat Dr. Karl, Intendanturrat.



General der Pioniere Quassowski.

Ganz besonders in den Vordergrund des allgemeinen Interesses trat sodann die Armee von Scholtz im September. Der umfassende Angriff der Armee des Generalobersten von Eichhorn gegen Wilna hatte zu einem vollen Erfolg geführt. Dies war nur möglich gewesen durch das glänzende Verhalten der Armeen von Gallwitz und von Scholtz, die durch außerordentlich schneidiges Angreifen den Feind zum eiligen Rückzug auf der ganzen Front gezwungen hatten. So fiel am 18. September Wilna in deutsche Hand, ein Sieg, der in der ganzen Welt den tiefsten Eindruck machte.

Auf dem ganzen Siegeszug vom Narew bis zur Düna hatte die Armee des Generals der Artillerie von Scholtz im Verbande der anderen Heere eine hervorragende Rolle gespielt und teils allein, teils mit den benachbarten Verbänden unsterbliche Waffentaten vollbracht. Sie waren nur zu erreichen gewesen, weil ein hochbegabter Führer, unterstützt durch einen vortrefflichen Stab, die opferbereiten Truppen in einsichtsvoller Weise führte.



Oberstleutnant Schulz, Chef der Artillerie.

Schon am 6. September hatte der Allerhöchste Kriegsherr den General der Artillerie von Scholtz durch Verleihung des Ordens Pour le Mérite ausgezeichnet und dabei auf die ruhmvolle Bezwingung der Festung Grodno hingewiesen. X.

Die Bubenmutter.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Bis tief in den Morgen hinein schlief er wie ein Schuljunge auf Ferien. Im Schloß wispelten sie in den Gängen und schlichen auf Fußspitzen. Dabei hatte jeder ein gerührtes Lächeln im Gesicht. Auch die Mutter streifte leise wie ein Geistchen an seiner Tür vorbei. Bis endlich das Gähnen eines jungen Löwen zu vernehmen war. Gleich war sie drin und brachte ihm selbst das Frühstück. Sie hatte alles eigenhändig auf der Tablette vorbereitet, ersann immer neue, gefälligere Anordnungen. Mit diesem Spiel war der halbe Vormittag halbwegs erträglich, ja beinah reizend vergangen. Nun saß sie glückstrahlend an seinem Bett. Bubi, ihr Jüngster, kam gleich nach ihr hereingepoltert und hockte irgendwo rittlings auf einer Lehne.

„Du, Wolfi," begann Bubi, „gestern warst verschlafen wie eine Eule am Tag, und nichts war aus dir herauszubringen, aber heute mußt du vom Krieg erzählen!"

„Ein prächtiges Leben ist's halt," entgegnete der andere, mit vollen Backen kauend.

„Mama lamentiert immer, daß die Strapazen so gräßlich sind, daß ich sie nicht aushalten könnte."

„Denk dir nur," unterbrach ihn die Mutter, „bei jedem deiner Briefe macht mir der Bubi den Kopf heiß, daß er sich mit seinen achtzehn Jahren freiwillig melden will."

„Laß ihn nur, Mama, er würde es dir immer nachtragen, wolltest du ihn am Gängelband halten. Das ganze Leben ist nichts wert, wenn man jetzt nicht mit dabei war! Im übrigen läßt sich nicht viel von dem erzählen, was man draußen mitgemacht hat. Denn während man sich dort an eine hochgespannte Atmosphäre des Denkens und Fühlens merkwürdig rasch gewöhnt — kommt einem alles in einiger Entfernung schon als unwirklich und beinahe unmöglich vor... Du würdest dich auch ängstigen, Mama, was für ein Wildling ich geworden bin. Und doch bin ich's nicht. Denn mitten in dem blutigen Handwerk kommen einem plötzlich ganz zarte und weichmütige Dinge in den Kopf. Zum Beispiel ist mir eines Abends ein Kinderbuch eingefallen, aus dem du uns immer vorgelesen hast. Ich muß doch später in der Bibliothek schauen, ob ich den Band noch finden kann —"

„Wir müssen wohl auch Pläne machen," sagte die Mutter lächelnd, „womit wir deinen kurzen Urlaub schön gestalten wollen."

„Ach, nur keine Unternehmungen, Mama. Am hübschesten ist's, wenn man es eine Weile ganz still haben kann. Ich muß nur nächstens einen Besuch in der Nachbarschaft machen. Kann ich einen Wagen kriegen? Vielleicht fahre ich heute nachmittag hinüber."

„Wohin denn?"

„Zur Reh — das heißt, zum Herrn von Stieglitz", verbesserte er sich. „Du kennst ihn wohl nicht, Mama, er sitzt erst seit kurzem in der Gegend."

„Ich hörte von ihm. Er hatte kein Glück, daß just der Krieg ausbrach, als er das Gut übernahm —"

„Die Reh sagt auch immer —"

„Was ist das nur für ein Name!" unterbrach sie ihn.

„Sie nennen sie so, weil sie braun ist und große, dunkle Augen wie ein Reherl hat. Sie schreibt riesig herzige Briefe" —

„Habt ihr euch denn geschrieben?" forschte die Mutter. Und es gab ihr einen Stich ins Herz, daß sie die Briefe des Sohnes mit einer andern geteilt hatte.

„Ja, öfter. Denk dir, ich lernte sie zufällig knapp vor dem Abmarsch kennen. Aber im Krieg tun die Menschen nicht so zimperlich. Sie hat mir gleich meinen Brief beantwortet, in dem ich sie fragte, ob die Kommission ihr Reitpferd genommen hat. Ich hab sie nämlich sekiert, daß man so eine sanfte Kuh im Krieg nicht brauchen kann."

Nachmittags kleidete Wolf sich mit großer Sorgfalt für den geplanten Besuch um. Die neue Ulanka, Lackstiefeletten, und Mama mußte ihre Parfümflasche borgen. Die weißen Handschuhe streifte er aber doch von den Händen und wählte feste wildlederne, denn die Freude des Kutschierens wollte er sich nicht nehmen lassen. Mama und Bubi winkten, als der leichte Phaethon aus der Einfahrt federte. Er kam erst spät am Abend zurück.

„Ihr habt doch hoffentlich mit dem Nachtmahl nicht auf mich gewartet? Ich mußte drüben futtern, konnte es nicht abschlagen, sonst wären die Leute beleidigt gewesen. Es soll sich in ihrem Revier ein starker Bock gezeigt haben, auf den haben sie mich für morgen eingeladen — riesig anständig von ihnen, nicht?"

Er kam auch am andern Tag spät nach Hause. Er und Bubi vertieften sich in ein Jagdgespräch. Die Mutter schwieg. Aber sie machte ein frohes, mutiges Gesicht. Sie mußte es ihrem Jungen gönnen, wenn er sich drüben unterhielt. Es war schon recht so, er sollte keine Rücksicht auf sie nehmen. Ein bißchen gehörte er doch ihr — zum Beispiel des Morgens, wenn sie miteinander durch den Park gingen. Nur er und sie. Da vertraute er ihr manches seiner Kriegserlebnisse an. Sie forschte nicht, aber zag und bescheiden kam es heraus, daß er sich oft schon ausgezeichnet hatte, Lob geerntet. Und daß seine Soldaten wie Kinder an ihm hingen. Später brachen sich auch die neuen Eindrücke Bahn: er erzählte, wie Reh ungeschickt mit ihrem kleinen, leichten Jagdgewehr umging. „Weißt, ich hab sie abrichten müssen. Deshalb bin ich sooft hinüber. Jetzt schießt der Racker schon ganz famos."

„Es wäre aber klüger von ihrer Mutter, das Mädchen nicht zu einer Sportdame zu erziehen."

„Das sehe ich nicht ein. Die Reh kann übrigens alles. Flicken, kochen, reiten, schießen. Jetzt hat sie sich einen Kindergarten eingerichtet, damit die Reservistenfrauen ungehindert in die Arbeit gehen können. So schön versorgt sie die schmierigen Fratzen, daß lauter appetitliche Pupperln aus ihnen werden. Ich hab sie mir gestern angeschaut. Nur hat die ganze Gesellschaft riesig zu plärren angefangen, wie ich in das Zimmer getreten bin. Die Reh hat Mühe gehabt, sie zu bändigen, dabei hat sie sich aber geschüttelt vor Lachen, weil ich so ein erschrockenes Gesicht gemacht hab."

Die Mutter hatte sich darein gefunden. Es gab keinen Tag, an dem Wolf vergessen hätte, zu Stieglitzens hinüberzufahren. Er fuhr nun schon vor dem Mittagessen fort. Sie sah ihn kaum mehr. Aber immer lächelte sie, und nie traf ihn ein Vorwurf. So war das Ende des Urlaubs gekommen. Am letzten Tag gab es eine lange Unterredung zwischen Wolf und Bubi, und jener erklärte, er würde gleich mit dem großen Bruder fortfahren.

„Natürlich nicht zum Regiment, sondern in die Ab-

richtung, aber ein Schritt nach vorwärts ist damit getan — ich kann nicht anders, Mama, ich muß in den Krieg."

Jetzt begann die tapfere Frau zu weinen: „Denkst du denn gar nicht an mich, Bubi? Soll ich ganz allein zurückbleiben?"

Wolf nahm sie tröstend in seine Arme: „Schau, Mutterl, von uns Buben hast du ja so nichts, du solltest eine Tochter haben, die gehört dann ganz dir."

„Wo soll ich auf einmal eine Tochter hernehmen, du närrischer Patron."

„Es ist schon eine da und wartet nur, daß du ihr die Arme öffnest. Ich hab mich nämlich gestern abend mit der Reh verlobt."

Der Mutter Tränen waren versiegt, und weher Vorwurf klang jetzt aus den Worten: „Und mich hast du gar nicht zu Rate gezogen?"

Er ließ sich neben ihrem Sessel niedergleiten und behielt sie dabei in den Armen. So nahe war er ihr, daß sie sein laut pochendes Herz fühlen konnte. Stockend, verlegen, alle großen Worte vermeidend, erzählte er, wie es zwischen ihm und Reh gekommen war. „Weißt du, man ist jetzt doch zu ernst gestimmt — nur für eine Spielerei. Und wenn man eines Tages aus dem Krieg heimkommt, mag man sein gewöhnliches Alltagsleben nicht weiter führen — man möchte, daß etwas großartig Schönes jetzt drin ist. Es ist, als ob man auf einmal einen Wunderglauben gekriegt hätte. Und das Wunder für mein Leben, etwas Heiliges und unaussprechlich Süßes ist die Reh! Wirst sie liebhaben, Mama?"

Sie nickte.

„Ganz so lieb wie deine Buben?"

Sie nickte seufzend.

„Und du wirst bald hinüberfahren? Die Stieglitzeltern fürchten sich, daß die Verbindung dir nicht paßt, weil sie nicht vermögend sind. Du mußt sie in diesem Punkt beruhigen."

Am Tage nach der Abreise der Söhne löste die Mutter ihr Wort ein. Ihr war sehr weh und einsam zumut, es war die richtige Stimmung, um ein Opfer zu bringen. Als ihr Wagen vor dem Herrenhaus vorfuhr, kamen ihr schon die Eltern entgegen.

„Welche Gnade, Frau Gräfin", rief der alte Herr, seine Frau war puterrot vor Verlegenheit. Beinahe demütig wurde sie in die Besuchstube geführt. Es war ein großer Raum mit türkisch gemusterten Kretonnemöbeln. Die Überzüge waren verbraucht und an den Plüschkanten verwetzt. Die Tischplatte trug eine Menge aufgestapelten Kram.

Erst als sich die Gräfin an die Dunkelheit gewöhnt hatte, die in der Stube herrschte — denn dichter Efeu umkleidete von außen die Fenster — sah sie, daß viele dieser Dinge schön und kostbar waren. Sie unterschied eingelegte Tischchen und Kommoden, und alte köstliche Bildwerke hingen an den Wänden.

Der Schiffbruch eines ehemaligen Reichtums, sagte sie sich. Aber wie unfreundlich schien der Raum, und wie wenig günstig waren die Schätze, die er enthielt, geordnet. Aus solch einem Heim hatte ihr verwöhnter Sohn die Braut geholt — es war unfaßbar. Immer noch erschien das Mädchen nicht, und je länger sie auf Reh warten mußte, desto höher türmte sich die Schranke in ihrem Herzen. Das Gespräch schleppte sich mühselig. Endlich öffnete sich die Tür, und das Mädchen trat ein. Sie trug ein verwaschenes, kurzes Kleid und ähnelte darin beinahe noch einem Kind. Sie war groß und überaus schlank gewachsen. Die Hände waren edel geformt, das sah die Gräfin gleich, und die Augen in dem braunen, mageren Gesicht waren wunderschön. Aber ihr Sohn hätte überall anklopfen können, die ersten Familien hätten ihm die Tochter nicht verweigert, und er hatte dieses unscheinbare Landmädel gewählt. Sie wurde in ihrem Herzen böse auf sie. Ihr Herz litt. Aber sie wandte sich nun doch in ihrem Gespräch beinahe ausschließlich an Reh und forschte sie nach ihren Neigungen und Beschäftigungen aus. Freimütig gab das Mädchen Bescheid. Ihre Art stach sofort von der schreckhaften Demut der Eltern ab. Es fiel ihr nicht ein, um die Frau zu werben, die fremd und unnahbar vor ihnen saß.

Als der Wagen gemeldet wurde, sagte Reh: „Wollen Sie ihn nicht an das Parktor bestellen und ein Stück Weges mit mir durch den Park gehen — er ist das einzige Schöne bei uns."

„Ich begleite die Frau Gräfin natürlich auch", ließ sich Herr von Stieglitz vernehmen.

„Bleib nur, Vaterle, hast ja noch mit dem Rentmeister zu arbeiten; ich bringe unsern Gast allein an den Wagen."

Nun schritt die Gräfin an des Mädchens Seite durch alte, herrliche Baumgänge. Und überall blühten, wie in großen Körben, Blumen am Rand der Wiese.

„Ich pflege unsere Blumen selbst," sagte Reh, „denn der alte Gärtner, den wir vorfanden, versteht nichts davon, und einen teureren konnte Papa nicht aufnehmen. Es wird Sie gewiß peinlich berühren," fuhr sie mutig fort, „daß wir so kleine Leute sind. Der Wolf hat sich über manches hier geärgert und meinte, Vaterle packe es nicht praktisch und energisch genug an. Er ist eben wie ein großes Kind, und Kinder werden nie mit dem Leben fertig. Aber er ist so gut, so gut, daß Mutter und ich ihn nicht ein bißchen anders haben möchten. Und wenn es in seinem Haus auch einfach zugeht, so ist er ehrlich wie keiner, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Der Wolf hat ihn und Mutter liebgewonnen", fügte sie erhobenen Hauptes hinzu.

In den nächsten Tagen fand ein kurzer Gegenbesuch der Stieglitze statt, dann aber schien der Verkehr zwischen den Nachbarsgütern zu ruhen.

Die Gräfin lebte einsam und traurig. Manchmal empfand sie es beschämend, daß sie das dem Sohn gegebene Versprechen nicht voll eingelöst. Sie hätte die junge Braut auf einige Wochen zu sich laden sollen, um ihr näher zu treten. Aber jeder solche Entschluß schien ihr eine allzu schmerzliche Überwindung. So blieb ihr das Mädchen eine Fremde, und unfaßbar war es, daß sie einmal in die Familie eindringen würde, um ihr den Sohn völlig zu nehmen.

Eines Tages kam ein Brief von Bubi.

„Hurra, liebe Mama — jetzt geht es an die Front! Reiten und schießen kann ich schon von zu Haus, ich wüßte wirklich nicht, was sie mir hier noch beibringen wollen. Ich habe meine Vorgesetzten so lange seckiert, bis sie, um Ruhe zu haben, nachgaben. Denk Dir, ich komme zu einem Regiment, dessen Oberst Stieglitz ein Onkel von Wolfi seinem Schwarm ist. Ich kann nicht sagen, wie damisch ich mich freue. Es ist, als ob mich einer riefe, so zieht's mich fort — —"

Ihre Angst wuchs riesengroß. Nun waren beide draußen, wo die Kugeln flogen, und Hunderte davon mochten täglich an ihnen vorbeistreifen. Es galt ein

Wunder zu erbitten, wollte Gott alle beide hüten. So tapfer die arme Mutter zu Beginn des Krieges gewesen — nun sich die Monate des Schreckens mehrten und der zweite Jahresring begann, wurde sie immer sorgenvoller. So kam Weihnachten. Im Vorjahr war Bubi noch dagewesen und hatte dem Schloßgesinde aufgebaut, jetzt mußte sie es allein tun. Der Baum harrte schon im Bibliotheksaal. Da wurde Fräulein von Stieglitz angemeldet.

„Ach, das ist gut," rief die Gräfin, „wenn Sie mir gleich helfen; ist es doch wahrhaftig eher eine Arbeit für die frohe Jugend" — und freundlich ging sie dem Besuch entgegen.

Reh trug ein langes, schwarzes Kleid. Sie schien in den wenigen Wochen älter und reifer geworden. Ihr schmales Gesichtchen war tief ernst.

Sie grämt sich wohl auch um Wolfi, dachte die Mutter. Da wallte mit einem Mal Wärme in ihrem Herzen auf, und ohne sich weiter zu besinnen, öffnete sie dem Mädchen die Arme.

„Darf ich heute ‚Mutter' sagen?" bat Reh.

Die Gräfin nickte und streifte mit der Hand den braunen Scheitel. So standen sie umschlungen, und leise begann das Mädchen: „Onkel Max, der Bubis Oberst ist, hat uns heute geschrieben."

„Hat er von ihm erzählt?" fuhr die Mutter empor.

„Wunder-, wunderschön schrieb er von ihm. Du — was ist das doch für ein Heldentum jetzt, wenn man eine Bubenmutter ist. Ihr kämpft den Krieg mit dem Herzen mit, das heimlich blutet und Wunden empfängt. Nicht auszudenken sind die Opfer, die von euch verlangt werden, darum sind jetzt alle Mütter so riesenstark an Mut. — — An dem Wolfi hast du viel Freude gehabt, wenn's auch ein wenig bitter ist, daß du ihn später mit mir teilen sollst. Nur der Bubi gehört ganz dir — den nimmt dir keine mehr — der ist jetzt ein Held geworden — dein Held — du ärmste Mutter — —" und das Mädchen zitterte und bebte in den Armen der Frau.

„Um Gottes willen, was schrieb der Oberst?" rief die Mutter, hielt das Mädchen von sich und starrte in sein weinendes Gesicht. Nun gewahrte sie auch das schwarze Kleid.

„Ich sollte dich vorbereiten, deshalb kam der Brief an uns. Es ist ein ergreifendes Schicksal — gleich in den ersten Stunden im Schützengraben — —"

„Er ist tot," ächzte die Mutter, und dann sank linde Nacht um ihren Sinn.

Nasse Tücher umwanden ihren Kopf. Die verstörte Dienerschar umscharte sie, und Rehs Tränen fielen auf ihre kalten Hände. So erwachte sie wieder. Man hatte sie auf ein Sofa gebettet, das unter dem Christbaum stand — ihr Blick irrte empor in das grüne Geäst. Plötzlich schien sie ein Kerzlein zu gewahren, das bereits aufgesteckt worden war. Nun richtete sie sich ein wenig auf und sagte: „Das ist ein herzzerreißendes Fest diesmal, ihr Lieben, aber wir wollen dennoch die heilige Weihnacht miteinander feiern — denn vielleicht kann Bubi unsere Kerzen brennen sehen, und dann wird er sagen: Das sind zu Hause ihre Herzen, die mich grüßen wollen."

Reh und die andern schluchzten auf.

Und immer noch wie im Traum bat die Mutter, obwohl hemmungslos Tränen über ihr eigenes Gesicht flossen: „Nicht weinen, wir müssen ja stolz auf unsern Bubi sein."

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 8. Berlin, den 19. Februar 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.



Die sieben Tage der Woche.

8. Februar.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader greift die Bahnanlagen von Poperinghe und englische Truppenlager zwischen Poperinghe und Dixmude an.

9. Februar.

Westlich von Vimy erstürmen unsere Truppen die erste französische Linie in 800 Meter Ausdehnung, machen über hundert Gefangene und erbeuten 5 Maschinengewehre.

Zar Ferdinand trifft zu mehrtägigem Aufenthalt im Großen Hauptquartier ein. In seiner Begleitung befinden sich der Ministerpräsident Radoslawow und der Oberbefehlshaber der bulgarischen Armee, General Jekow. Zu den Besprechungen begeben sich auch der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in das Kaiserliche Hauptquartier.

Die Vortruppen der in Albanien operierenden k. und k. Streitkräfte überschreiten den Ismi-Fluß und besetzen den Ort Preza und die Höhen nordwestlich davon.

Der Unterstaatssekretär des französischen Flugwesens Besnard ersucht um seine Entlassung.

10. Februar.

Nordwestlich von Vimy entreißen unsere Truppen den Franzosen ein größeres Grabenstück und gewinnen in der Gegend von Neuville einen der früher verlorenen Trichter zurück.

Am Nachmittag des 9. Februar belegen, wie der Chef des Admiralstabes der Marine meldet, einige unserer Marineflugzeuge die Hafen- und Fabrikanlagen sowie die Kasernen von Ramsgate (südlich der Themsemündung) ausgiebig mit Bomben.

11. Februar.

In der Nacht vom 10. zum 11. Februar treffen, wie der Chef des Admiralstabes der Marine meldet, bei einem Torpedobootsvorstoß unsere Boote auf der Doggerbank etwa 120 Seemeilen östlich der englischen Küste auf mehrere englische Kreuzer, die alsbald die Flucht ergreifen. Unsere Boote nehmen die Verfolgung auf, versenken den neuen Kreuzer „Arabis“ und erzielen einen Torpedotreffer auf einen zweiten Kreuzer.

Nordwestlich von Vimy machen die Franzosen nach stundenlanger Artillerievorbereitung viermal den Versuch, die dort verlorenen Gräben wiederzugewinnen. Ihre Angriffe schlagen sämtlich fehl. Auch südlich der Somme können sie nichts von der verlorenen Stellung wiedergewinnen.

Die in Albanien vorrückenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte besetzen Tirana und die Höhen zwischen Preza und Bazar Sjak.

Zar Ferdinand von Bulgarien trifft im Standort des k. u. k. Armeeoberkommandos ein.

12. Februar.

Ein deutsches Unterseeboot versenkt, wie der Chef des Admiralstabes der Marine meldet, am 8. Februar an der syrischen Küste südlich von Beirut das französische Linienschiff „Suffren“. Das Schiff sinkt innerhalb zwei Minuten.

13. Februar.

Englische Artillerie beschießt die Stadt Lille mit gutem sachlichem Ergebnis; Verluste oder militärischer Schaden wird dadurch nicht verursacht.

In der Champagne stürmen wir südlich von Ste. Marie-à-Py die französischen Stellungen in einer Ausdehnung von etwa 700 Meter und nehmen 4 Offiziere, 202 Mann gefangen.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet: Am 12. d. Mts. nachmittags zerstört ein Seeflugzeuggeschwader in Ravenna zwei Bahnhofsmagazine, beschädigt Bahnhofsgebäude, Schwefel- und Zuckerfabrik schwer und erzeugt einige Brände. Ein zweites Geschwader erzielt in den Pumpwerken von Codigoro und Cavanello mit Bomben mehrere Volltreffer.

14. Februar.

Nordwestlich von Tahure entreißen wir den Franzosen im Sturm über 700 Meter ihrer Stellung.

Bei Obersept (nahe der französischen Grenze nordwestlich von Pfirt) nehmen unsere Truppen die französischen Gräben in einer Ausdehnung von etwa 400 Meter.

Die in Albanien operierenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte gewinnen mit Vortruppen den unteren Arsen.

Die Bulgaren besetzen Fieri, 25 Kilometer nördlich Valona.

Zar Ferdinand von Bulgarien trifft in Wien zum Besuch Kaiser Franz Josefs ein.

◇ ◇ ◇

An der Düna.

Von Rittmeister Freiherrn v. Ompteda.

Nun sollte zum russischen Schnee auch die rechte russische Kälte kommen. Die Fahrt im offenen Kraftwagen an die Düna, wo sächsischer Landsturm die Winterwacht hält, wurde zum Kampf gegen Grade unter Null, wie sie bei uns daheim nur selten die Haut zum Zusammenziehen bringen. Und es war dennoch herrlich, dieses endlose Gleiten durch endlose Schneebreiten einer Landschaft, die, der Front entgegen, ständig an Schönheit wuchs. Der Schnee knirschte. Er hatte jenen Verharrschungsgrad erreicht, der dem Firn des Hochgebirges nahekommt, wo er seine Herkunft vom Wasser nicht mehr offenbart und nicht mehr näßt.

Die Trümmer des von den Russen niedergebrannten Schlosses Groß-Eckau lagen am Wege. Kaum ließen sie die einstige Pracht ahnen, denn das einstürzende Dach hatte alle Stockwerke durchschlagen. Ein riesiger Wasserbehälter war sogar, gleich einem ganz großen Kaliber, durch die gewölbte Decke des Erdgeschosses bis in den Keller gestürzt. Am traurigsten sah die einst kostbarste Bücherei aus. Der Besitzer Graf von der Pahlen ist ein Nachkomme jenes Pahlen grausigen Angedenkens, der den Gemahl Katharinas der Zweiten einst mit seiner

Offizierschärpe erwürgte. Seinen Zaren ... Gedanken an Serbien steigen ekelnd auf.

Doch ein Waldland von ernster Winterpracht ließ bald alle Erinnerung an menschlicher Leidenschaft fürchterliche Irrgänge vergessen. So stark engten bisweilen die Bäume den Weg ein, daß die gestreiften, belasteten Zweige zurückschwuppend ihre Schneelast verschütteten. Dann wieder öffnete sich eine Lichtung und eine so reine Schneelandschaft tat sich vor den nun fast bedrängten Blicken auf, wie man sie im deutschen Flachlande wohl kaum, nur etwa in den Alpen sieht. Bald nahm die eisige Fahrt ein Ende: in einem hübschen Landhause, warm und bequem, bot der liebenswürdige Divisionskommandeur nicht allein äußerliche, nein auch innerliche Heizung.

Zum Besuch der Front mußte der Einbruch der Dunkelheit abgewartet werden, als aber dann die glutrote Wintersonne tief hinter der schweigenden Ebene versank, knirschte der dunkelgebliebene Kraftwagen durch den märchentiefen Schneewald, dessen gewaltige, knorrige Kiefern und Fichten aus der mattweiß leuchtenden Bodendecke emporschossen. Bald wurde das Auto mit einem jener dreisitzigen Schlitten vertauscht, mit breiter Kufenunterlage und seitwärts herausragenden Stützen, um das Umkippen zu verhindern, wie man sie aus Tolstoi kennt. Der offene Wagenkasten war mit Stroh gefüllt. Es gelang ihm aber ebensowenig, Wärme zu binden, wie den Seitenstreben, das Umkippen zu hindern. Doch das Landen auf dem beinhart gefrorenen Schnee gab den Anlaß, den Schlitten ganz zu verlassen, waren doch schon die vordersten Stellungen erreicht.

Das bleiche, volle Nachtgestirn beschien die lange Dünenreihe. Einer erstorbenen Mondkraterlandschaft gleich, lag da, klar in der erbarmungslosen Kälte, die Dünastellung. Aus dem gespenstischen Schnee rundeten sich die Buckel der beschneiten Uferwälle, darin dunkle Einschnitte sich eingefressen zeigten. Wie an der Nordseeküste sind hier in die Dämme der Natur Wohnstätten kämpfender und sich sichernder Menschen eingeschoben. Auf der Höhe hin aber laufen die Gräben, in denen sächsische Landstürmer Ostwacht halten. Und hier hat die Natur selbst das Werk der Verteidigung in ihre gütigen Hände genommen, denn jene Dünen, die sie hier aufgetürmt, sind eine natürliche Wehr den ganzen Flußlauf entlang, der so zum ernsten Hindernis wird, ist doch nicht allein sein 200 bis 300 Meter breiter Lauf tief oder mit trügerischem Eis bedeckt, sondern auch seine Ufer sind steil. Ja die Bodengestaltung ist noch weiter gnädig gesinnt, in einer Weise, die uns zuerst feindlich erscheint, sich aber bald in das Gegenteil verkehrt. Schmelz und Tagewässer, die aus Wald und Sümpfen südlich dieses Dünaabschnittes über Felder rinnen, müssen sich einen Abfluß bahnen. Darum hat man ihnen an verschiedenen Stellen die Dünenreihe geöffnet und tiefe Einschnitte gemacht, die, bisweilen ungleich an beiden Ufern vorspringend, so eine natürliche Flankenanlage ergeben, von uns gesperrt, benutzt und ausgebaut.

Hier und da liegen auch auf der Höhe der Dünen und damit vor Ueberschwemmung gesichert, einzelne Höfe, ein liebes Ziel den Russen, die mit beharrlicher Vorliebe dort hinein die eisernen Eier ihrer Granaten legen.

Die ganze Front entlang standen in der berückend herrlichen Mondnacht die Posten weit in den Gräben hin: brave sächsische Landstürmer, sonst doch meist friedlich an Brücken und Eisenbahnen verteilt, hier aber in ernster, eisiger Wacht an der Düna. Mancher Graubart war darunter, gemächliche Leute, in Friedenzeiten längst über Sturm und Drang hinaus, Familienväter, mit Kinderschar daheim und treusorgender Hausfrau. Ihre Gedanken flogen vielleicht heim nach Sachsen in das trauliche, das reiche oder das bescheidene, aber desto liebere Nest. Doch den Blick behielten sie scharf hinausgerichtet auf das fremde Märchenbild, das sich bezauberten Augen bot, denn drüben lauerte ein unerbittlicher Feind, drüben in fahlen Mondenlichts zauberischer Pracht lag die gefrorene Düna, über deren weiße Eis- und Schneedecke vor wenig Tagen erst die Russen hatten herüberkommen wollen, aber eingebrochen waren und elend ersoffen. Ja, drüben streckte sich das noch unerreichbare feindliche Land verschwimmend in milchigem Schleier, der über der erstorbenen, schweigenden Mondlandschaft lag. Hier schien das alte Rätsel der Front noch erhöht: daß in diesem geheimnisvollen, beklemmenden, die Seele erschütternden Schweigen in Wirklichkeit nicht alles tot ist, sondern in der Stunde, wo sonst Menschen ruhen, zwei Gegner einander bespähen und hier ein Schrei, ein greller Pfiff Hunderte, Tausende weckt. Und siehe da, die Landschaft begann zu leben, die Nacht war nicht verlassen: Geistern gleich, huschten weiße Gestalten hin, die sich der Schneelandschaft gleich gemacht, wie Tiere Schutzfarbe annehmen, Soldaten feldgrau, erdgelb, khakifarben werden. Gestalten schritten gespenstisch auf und ab, Unterstände zu bauen, die zerschossene Brust- und Rückenwehr auszubessern, Schnee zu räumen, Abzuggräben zu scharren. Sie trugen Bretter, führten Spaten oder Hacke. Gleich Büßern in weiße Mäntel gehüllt, die Kapuze über dem Kopf, waren sie bei jener Arbeit, die nur nachts dem Feinde entgeht, denn tagsüber ist hier wirklich alles tot, kommt keiner, geht keiner, es sei denn zu Patrouillengang oder Angriff. Unbeweglich standen die Posten, steinerne, eisige Standbilder, das Gesicht dem Feinde zugekehrt. Wieder entspann sich leise in der gespenstischen Mondeshelle ein Gespräch.

„Wofür haben Sie die Auszeichnung da bekommen?"

„Uff Patrullje, Herr Rittmeester!"

„Nun wie war denn das? Erzählen Sie mal!"

„Nu es war eigentlich nischt weiter dabei! Wenn ich nu grade davon reden soll ... Mir bekamen Befehl, vorzumachen, und sehen, wo die Russen nu eigentlich sein, denn mir waren ihrer schon lange nich mehr weise geworn. Mir warn ne ganz hibsche Zahl. Immer besser zu viel als zu wenig, sage ich, wenn die Ludersch uff die Kokarde abkommen, denn se schießen eegal zu hoch, weil ihnen die Knarre merschtens schon losgeht, wenn se nur ieberhaupt ans Schießen denken. Das is nämlich bei manchen Menschen so, vor allem bei die Asiaten. Die Feinde sollen nämlich aus Sibirien sein, obwohl der eene, den ich mir habe mitgebracht, ieberhaupt gar kee richtger Soldat, wie man das so nennt, gewesen ist. Er war Sie nämlich e ganz kleener Jude aus Lodz und nur momentan grade uff Geschäftsreise, obwohl das ooch e merkwirdiger Momang is, um ne Geschäftsreise zu unternehmen. Aber sonst e wiffes Gerlchen is er gewesen, da is nu nischt zu sagen. Also er wird Soldat uff der Geschäftsreise, was seine Mamma ooch nich sich hätte träumen lassen derheeme da in Lodz. Das is nämlich hochinteressant, wie die Brieder Soldaten ausheben. Se ham nämlich so wie mir die Gulaschkanone gleich eenen Monturwagen mit bei, Herr Hauptmann ..."

„Rittmeister."

„Also Rittmeester, Herr Hauptmann. Also se haben, sagt man, gleich nen ganzen Wagen voll Uniformen mit fier alle Fälle. De Russen sein vorsichtig. Kommen se

Auf drei Meeren.

Von Rudolf Herzog.

Drei Meere um Europens Strand,
Aus Weltensee der Töchter drei . . .
Den Reigen schlingend Hand in Hand,
Zieht wie ein Lied ihr Tanz vorbei.

Zieht wie ein Lied der Leiber Weiß,
Der Locken Schaum, des Blicks Geleucht.
Das Freiheitslied, das hell und heiß
Mich aller Lieder schönstes deucht. —

Und wieder seh den Reigen ich,
Doch müd und matt am Uferrand,
Als zög ein schweres Schweigen sich
Wie eine Kette um das Land.

Es war der Nordsee wildes Spiel
Zum Glanz des Mittelmeers vertan,
Es lag wie unerreichbar Ziel
Leer der Atlantsche Ozean.

Drei Meere um Europens Thron
Betrogen um der Freiheit Ruhm.
Das tat ein frecher Britenhohn
Und fränkisches Bedientendum.

Das tat ein hohler Dünkelstolz
Auf tausend Kiele, engbemannt;
Als wüchs' kein deutsches Plankenholz
Im Wikingland und Hansaland.

Ahoi! War's eines Meerweibs Schrei?
Ein Freiheitschrei aus Todesnot?
Auf Möwenflügeln schießt's herbei.
Hoch geht die Flagge — schwarzweißrot!

Und siebenmal der gleiche Stoß
Und siebenmal ein Kiel zerspellt!
Es pflügt durch den atlantschen Schoß
Der Deutsche bis zur Neuen Welt.

Ahoi! Das schrie vom Mittelmeer!
Wie sich der welsche Panzer dreht!
Torpedo — los! .. Die Bahn ist leer,
Und schwarzweißrot die Flagge weht.

Ahoi! Der Nordsee Tochter schrie —
Schrie in Entzückung hell und grell!
„Fluch England! Löwe, Löwe, flieh!
Heidi! Wie fliegt dein Segel schnell."

Hoiho, ein Schuß! Und noch einmal!
Zwei Kreuzer auf der Flucht erlegt!
Im Siegessturm durchs Wellental
Die schwarzweißrote Flagge fegt. —

Drei Meere um Europens Strand,
Aus Weltensee der Töchter drei . . .
Den Reigen schlingend Hand in Hand,
Zieht wie ein Lied ihr Tanz vorbei.

Zieht wie ein Lied der Leiber Weiß,
Der Locken Schaum, des Blicks Geleucht.
Das Freiheitslied, das hell und heiß
Mich aller Lieder schönstes deucht.

nu in ee Dorf und sehen was Männliches, gleich wird's eingekleidet ob's nu Krampfadern hat oder ee Herzklaps, das is eegal. So fillen die ihre Regimenter uff. Das is nu freilich keene Kunst . . ."

„Aber Sie wollten von der Auszeichnung erzählen, die Sie da tragen . . ."

„Ja so, richt'g, Herr Haupt . . . meester, nu 's war eigentlich nischt weiter dabei, denn mit die Gefangenen ham mir ieberhaupt manches Ding formiert. Eemal hatten mir ne hiebsche Zahl gemacht und wußten, weeß der Hohle, nich wohin mit die Ludersch. Na, da ham mir se in ne Kirche gesperrt. In so eene mit die vielen goldnen Zwiebeln uffn Dache, so groß sein se, daß man kennte gleich fiers ganze Regiment, i, was sag ich, gleich für de ganze Armee Zwiebeln schneiden fiers Beffsteck, das essen mir nämlich fiers Leben gern. Also wo war ich denne . . . ja richtig, also mir ham die Brüder eingesperrt, denn mir ham gemeint, am Ende kennte doch noch eener auspietschen. Weil aber doch nich eegal eener dabei stehn kann, ham mir se abgezählt, so wie die Hammel. Es sein ihrer so Sticker 126 gewesen. Das konnte man sich gut merken, nämlich hundert, die rechnet man nich, das sieht sich, aber dann nach ee Viertelhundert und eener mehr. Mei Vater selig war immer fier so was, was er so Memnontechnik genannt hat. Wie wir so mit unserm Gelumpe fertig sein, ee richtger Krieger hat immer was zu flicken, bürschten, nähen, nu und gar unsereener, der so ee richt'ger Bestelfritze is, also wie mir fertig sein und missen an'n Weitermarsch denken, lassen mir die Russen naus, und natierlich geht wieder eener ans Zählen. Organisation muß sein bei die Deitschen, daß mir siegen tun.

Nu ham mir gemeint: ee paar von die Kerle wern wohl weggeloofen sein, na Gott, da fangen mir bald ee paar wieder als Ersatz, aber wer beschreibt unsern Schreck: nich eener is in Verlust geraten, im Gegenteil, es sein ihrer sogar noch mehr geworden. Mir ham uns also richt'g verzählt. Also da gibt's nu keen Gesitze nich: mir missen se nochmals mustern, wie man so sagt. Aber 's bleibt derbei, 17 sein's mehr geworden. Was kann da also sein: während mir's Gelumpe ham durchgesehn, ham sich noch 17 rangepirscht, missen durchs Fenster neingemacht sein und ham sich gefangengestellt, nur daß se ja nich etwa kennten totgeschossen wern. Den Heldentod fiers Vaterland ham die Russen nich gern."

Die Zeit drängte, so blieb es im Dunkel, wie am Ende der letzte Grund dieses Lebens selbst, ob der Erzähler das schwarzweiße Band für einen Spähergang erhalten hatte oder für Haltung im Gefecht.

Sein Bataillonsführer stand lächelnd dabei, die Schneehaube unter der Mütze tief in die eine Gesichtshälfte gezogen, wie einst die Stirnlocke der einäugige Göttervater der alten Deutschen. Dreimal ist dieser Mann verwundet gewesen: Schuß durch den Oberschenkel, durch die Brust, ins Auge. Und der Einäugige steht wieder draußen im Feld, selbstgewiß und doch bescheiden und erzogen wie ein deutscher Offizier und sagt selbstverständlich: „Daheim bleibt nur ein feiger Hund, wenn es um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes geht!" Mit dem einen Auge, das ihm der Gott der Schlachten ließ, blickt er zum Feinde hinaus, lächelnd, denn er ist des Endes gewiß, das sich uns gnädig zeigen wird, solange Deutschland solche Männer hat.

All diese Leute, das Haar schon gesprenkelt und angegraut, standen hier unerschütterlich, mit schmunzelnden Humoren, und sagten fest, „ so gesund wie noch nie nich derheeme": „Wir bleiben hier bis zum letzten deutschen Siege, und wäre es bis an der Welt Ende."

Ihre Welt endigte in wunderbarer Höhenstellung, mit dem Blick über das Zauberbild tief verschneiter Wälder, die in ihrem Weiß als Bodenstufe aus der Niederung der Wiesen und Sümpfe stiegen. Längs der Düna über den russischen Stellungen ruhten jetzt Schleier und Dünste wie aus Mondenlicht gewoben. Nichts regte sich dort drüben. Kein Schuß, kein Laut. Ein Bild voll unsäglicher Feier, Pracht, ja Schwermut fast, gewiß aber voll einziger Kriegesherrlichkeit.

Wie durch Zauberschlag schien es am nächsten Morgen gewandelt, denn statt des Mondenlichtes silberner Pracht lag goldene Sonne auf dem Schneewalde und mit ihr grausame Kälte. Ja grausam, denn es war, als solle man fest frieren am Boden und zur Säule werden wie weiland Loths Weib, wenn man nur einen Augenblick stehenblieb, als müsse der Atem des gesprochenen Wortes in der eisigen Luft erstarrend schweben bleiben. Draußen stapfte eine hohe, schlanke Gestalt durch den Schnee: ein Generalleutnant, den einst in Friedenzeiten jeder Reitersmann gekannt, der in Hannover hinter den Hunden ritt. Er, längst ein Sechziger und seit Jahren im Rock des Bürgers, geht — im Bilde zu bleiben — „wieder laut". Der einstige reine Reiter führte, um dem Vaterland zu dienen, ein Landsturminfanterieregiment, heute die Brigade. Friderici regis Worte klingen leise im Ohr: „Geist und Leib beugen sich unter ihrer Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber daß ich tätig bin."

Da lugten Häuser aus dem Märchenschneewalde, die Ruhestellung der Landstürmer: Blockhütten, tief verschneit, die Fugen der gewaltigen Stämme mit Moos verstopft, und darin behagliche Wärme. Die Leute, die heute abend ihre Kameraden an der Düna ablösen würden, saßen in ihren Wolljacken auf den Lagern, arbeiteten an ihrem Zeug, standen an Herden, selbst gesetzt, die den Raum brezelnd und dampfend mit köstlichem Essensdufte durchzogen, daß einem das Wasser im Munde rann.

Draußen im Walde, „unnahbar euren Schritten", standen sächsische schwere Brummer, die, wenn sie das Maul mal auftun, wie ein riesiger Kanonier aus Mügeln sagte, den Russen „eens in de Fresse haun, daß se acht Tage lang Backzähne spucken". Und haben doch süße, harmlose Namen. Sind ja auch Mädel, sächsische Mädel — leider die einzigen an der Front! (Wie der aus Mügeln sagt) „Käthe" steht freundlich daran. Wie ein gut erzogenes Mädchen drängt sich die Käthe aber nicht auf. Man muß sie lange suchen, so gut ist sie versteckt vor Fliegerneugier.

Sie ist nicht schwatzhaft: „Wenn se aber mal reden tut, fliegen Köppe und Beene!"

Bei den Worten des Mügelner Riesen grinsten die Kanoniere. „Habt ihr alle solche Fäuste?"

Der Mügelner deutete auf den Zuckerhut, den die Käthe hinauszuspeien pflegt, wenn sie guter Laune ist: „Mir missen doch die Bonbons heben, die die Käthe frißt!"

Dann erzählte einer beim Schreiten durch den weißbehangenen Wald, die Käthe und ihre Schwestern hätten vor kurzem erst geschwatzt, doch geschwatzt sogar wie ein paar alte Kaffeeschwestern, um durch ihr Gewäsch den Angriff auf B. vorzubereiten. Gespuckt und gespien hätten sie, Gift und Galle, und recht eklige Geschichten erzählt, die Riesenschwestern aus Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen. Das sei überhaupt ein erstaunlicher Tag gewesen, denn beim Angriff der Infanterie habe die Musik gespielt, aber, wie sich's ziemt, wenn solche Gewaltweiber den Ball eröffnen: gleich zwei Kapellen auf einmal.

Von einem herrlichen Unterstand aus — liegt wer weiß wo hoch in den Bäumen — öffnete sich ein Wunderblick auf die aus fahlem Mondlicht zu strahlendstem Sonnenschein gewandelte blendende Landschaft. Von dort sieht man bei günstiger Beleuchtung Riga, die urdeutsche Stadt, wie einst jener König nordischer Sage, Asgard, die Götterburg geschaut, nur ganz fern, fern wie das Bild eines Traumes. Erinnerungen stiegen auf an Zauberblicke solcher Art, wie dieser Krieg sie einem Glücklichen gezeigt. Das Dreigestirn: Reims, mit der wild umdrohten Kathedrale drunter in der Senkung, Arras, das zermalmte, droben vom Lorettoabschnitt aus, Ypern, dessen Tuchhalle und stolze Kirchen, einst an einem Nebelmorgen schwer von uns beschossen, aus weichendem Gewölk wie eine Erscheinung stiegen, bis sich langsam, feierlich der Vorhang wieder schloß. Unter heißem Granatenfegen hatten sie immer gelegen, und hier war alles totenfeuerstill. Aber als sollte die Erinnerung aus wildem Westen den Osten wachrufen, stiegen plötzlich unbewußte Ehrung uns Unsichtbaren — drunten schmutzig erdgefärbte Schneesäulen aus der weiten Ebene. Die Russen vergnügten sich mit Streufeuer.

Als zur Rückfahrt angekurbelt werden sollte, war das Benzinrohr eingefroren. Das lohende Himmelslicht des sinkenden Tages erlaubte eben noch 20 Grad Reaumur unter Null abzulesen. So war denn die Fahrt im zweiten Kraftwagen, als nun die Nacht das verwunschene Schneeland deckte, wie ein Sausen durch schneidende Messerklingen, wie ein Rasen unbeschützt durch einen Eissturm. In der Ferne verklang der Donner der leicht belebten

Front. Die Russen verschwanden, aber Rußland zeigte zum erstenmal sein wahres Wintergesicht. Die Quecksilbersäule sank und sank. Kein Ende schien die Fahrt zu nehmen, kein Ende auch Toben, Fauchen, Gleiten, Rutschen über Schnee, in dessen mattem Leuchten auf der Straße Kolonnen vorüberknarrten, Wald dunkelte, Lichtschein fiel aus fernen Häusern über weiße Flächen. Schneegleise brachen nicht mehr unter der Vielzentnerlast des Wagens, steinhartgefroren blieben sie als Schienenstranggewirr stehen. Eis spiegelte auf dem Wege. In der Kälte klangen alle Laute fern und hohl und wieder nah und hell. Der erstarrende Atem hatte längst die Bärte zu Eiszapfen gehärtet, die Schneehauben waren bereift, die Pelze mit weißem Flaum überzogen. Ja, Rußland war erwacht. Bei dem scharfen Luftzug der schnellen Fahrt rann Wasser aus den Augen und hing sofort in kleinen Zapfen am Wimpernspalt, klingelnd, gleich einem winzigen Glockenspiel, daß Auge und Sehen erlosch. Rußland zeigte sich wie gegen den großen Korsen, den es durch Schnee und Kälte niederzwang, während die Deutschen auf ihren Bahnen Heere vorschieben und Kanonen, Kriegsgerät und Feuerfraß, als ob es Sommer wäre, und auf den Straßen ihre Wagenreihen ruhig zogen und in den Gräben draußen in eisiger Mondnacht sächsischer Landsturm unerschütterlich stand, wie Deutsche im Wasser Flanderns, im Kalk der Champagne, auf den Höhen der Vogesen, im serbischen Bergland.

Die Kälte ging durch Pelz und Rock und Lederjacke und Hemd, ging erstarrend durch Fleisch und Mark und Bein.

Lichter zuckten auf. Verloschen. Lichter kehrten wieder. Starben. Standen in Reihen. In Schimmer. In Glast und Glut. Brachen aus den Scheiben von Mitau, der Hauptstadt Kurlands, nach Sprache und Blut, nun auch der Herrschaft nach . . . deutsch.

Es waren dreißig Grad unter Null.

Der geöffnete Kleiderschrank.

Von Gustav Hochstetter.

„Ich habe nichts anzuziehen — — —." Das war einmal . . . Das war einmal der Schlachtruf, unter dessen Klang die Frau hinauszog zur Eroberung neuer kostspieliger Kleiderschrankfüllung.

Kleiderschrankfüllung? Ja. Bei dem Wort bleibe ich. Zwar weiß ich ganz gut, daß keine Frau jemals ein teures Kleid ausschließlich deshalb kaufte, damit es im Kleiderschrank den Platz versperre, der ohnedies schon knapp genug war. Aber wenn ich bedenke, wie **wenige Stunden** ein Kleid **getragen** wird, wie **zahlreiche Monate** es dagegen müßig **überm Holzbügel hängt** — dann erscheint mir die Tatsache unbestreitbar, daß jedes teure Frauengewand den weitaus größten Teil seines Daseins als Kleiderschrankfüllung verbringt.

„Ich habe nichts anzuziehen — — —." Welche unermeßliche Übertreibung liegt von jeher in dem winzigen Wörtchen „**nichts**". Die Verkäuferin, die den mäßigen Preis einer Bluse zu betonen wünscht, sagt: „Daran verdienen wir rein gar **nichts**." Das sagt sie, ohne den Einkaufspreis und ohne den Prozentsatz der allgemeinen Geschäftsunkosten überhaupt zu kennen; sie meint es auch nicht böse; wenn sie „**nichts**" sagt, so denkt sie sich dabei — **nichts**. Einmal, noch zu Friedenzeiten, hatte ich im Korridor des Königlichen Schauspielhauses das Pech, einer fremden Dame auf die Schleppe ihres kostbaren Spitzenkleides zu treten. Mit einem messerscharfen, hörbaren Ruck riß ein ansehnlicher Teil der Spitzen vom Kleid ab. Das schneidende, unheilverkündende Geräusch ging mir durch die Nerven — und der unglücklichen Dame gewiß erst recht. Aber nach einer Sekunde hatte die feine Frau ihre Selbstbeherrschung zurückgewonnen: die Spitzenschleppe raffend, beantwortete sie meine Entschuldigung mit einem lächelnden: „O bitte, das macht . . . **nichts**." Ein Gipfel weiblichen Heldentums, solch ein „**Nichts**"!

Bis heute hat die Beschlagnahmung der Web- und Wirkwaren noch keine Veränderung in unser Leben hineingetragen. Wir können beim Schneider zum Frühjahrsanzug wählen, was uns beliebt. Und gar für unsere Frauen ist das Herrlichste noch immer in Fülle zu haben. Aber wer vorsichtig ist, denkt nicht nur an das Heute; nach einigen Wochen, spätestens nach etlichen Monaten wird die Beschlagnahmung eine vernehmbarere Sprache zu uns sprechen. Wer klug ist, denkt heute schon an die kommende Zeit — und baut vor: aber nicht durch jene Tätigkeit, die wir jetzt so treffend mit dem Namen „**Hamstern**" bezeichnen, sondern durch ein vernünftiges Ausnützen des bereits vorhandenen Besitzes.

Wir alle, mögen wir in der Haushaltliste als Vater, Mutter, Sohn oder Tochter verzeichnet stehen, wir alle sollen heute die Türen unseres Kleiderschrankes weit aufmachen und einmal genau prüfen, wie reich an Kleidern wir eigentlich sind. Die Schränke im Zimmer sollen wir öffnen, die in den Korridoren und die auf dem Speicherboden. Auch wer noch lange kein Millionär ist, sondern nur halbwegs zum bürgerlichen Mittelstand gehört, Mann wie Frau, sie werden in dem geöffneten Schrank manchen alten Bekannten wiederfinden, den sie ganz oder fast ganz vergessen hatten, und der sich immer noch als brauchbarer Kamerad erweist. Jetzt, im neuen Licht der Dinge, wird man sich wundern, daß man jemals das übertreibende Wort aussprechen konnte: „Ich habe nichts anzuziehen — — —." Ach, zumeist haben wir so viel anzuziehen, daß wir nicht einmal wissen, **wieviel** wir anzuziehen haben.

Da hängt ein Anzug, den hatte der Hausherr zurückgelegt, weil der Rock ein wenig zu weit war; siehe da, vor dem geöffneten Kleiderschrank ergibt sich, daß der Rock dem breiter Gewordenen heute wie angegossen sitzt.

Da hängt ein Jackenkleid. Warum so verborgen? Weil die Hausfrau es dem Kindermädchen schenken wollte, jenem Kindermädchen, das damals so plötzlich entlassen werden mußte. Wie gut, daß man dem ungetreuen Mädchen das Jackenkleid nicht mit auf den Weg gab; vor dem geöffneten Schrank erkennt man, daß man es selber noch tragen kann.

Vergessene Ballkleider kommen zum Vorschein. Eine Minute muß freundlichem Gedenken geweiht werden. „Weißt du noch? Das trug ich, als der Tango aufkam!" Der Tango! Gab es den einmal? Aber dann wendet das Auge, nach kurzer Rückschau, sich der Zukunft zu — der nahen Zukunft, da das alte Tango-a.-D.-Gewand sich in ein Frühlingskleid verwandelt haben wird.

Die engen Frauenröcke, die da zum Vorschein kommen! Wie konnte man nur „gehen“ — in diesen Fesseln? Gut, daß wir damals den übrigen Stoff aufgehoben haben; da ist er schon, in dem Paketchen; er wird gerade reichen, um aus dem alten, engen Rock einen vernünftigen weiten zu machen.

Vaters „zweiter“ Frack. Ach, schon der „erste“ — der beste — ist lange nicht mehr vom Bügel gekommen. Nummer zwei wird bald seine stolzen Flügel fallen lassen und einen schwarzen Sonntagsrock für den kleinen Eduard abgeben. Die gestreifte Gehrockhose da? Ja, sie hat schon ein bißchen Glanz — aber geht der Stoff nicht zu wenden? Ei, die Innenseite ist fast schöner als die äußere . . . und der kleine Eduard hat zu seinem schwarzen Rock eine prächtige Sonntagshose.

Beinahe geraten wir — vor dem geöffneten Schrank — in einen Taumel des Reichtums, in einen Rausch der Verschwendungsucht. Wir müssen an uns halten. Nicht alle Schätze, die wir entdecken, dürfen heute aufgebraucht werden. Einiges, oder noch besser: vieles wollen wir wieder an die Nägel hängen, ohne uns schon heute über die endgültige Verwendung schlüssig zu werden. Aber ehe wir es dem Dunkel des Schrankes wieder anvertrauen, lassen wir die Bürste sorgfältig ihres Amtes walten, streichen wir wohl auch mit liebevoller Hand noch einmal zärtlich über dieses oder jenes wiedergewonnene Gut.

Nicht jeder freilich wird vor dem geöffneten Kleiderschrank in einen Taumel des Reichtums, in einen Rausch der Verschwendungsucht geraten. Ich entsinne mich da eines sehr jungen Mannes, der in einem möblierten Zimmerchen hauste und den Kleiderschrank stets sorglich verschlossen hielt, damit die Vermieterin nicht merken sollte, wie wenig darin war! Dieses sehr jungen Mannes entsinne ich mich besonders deshalb so genau, weil ich's selbst gewesen bin. Damals bereitete mir die Leere meines Kleiderschrankes ein bitteres Mißbehagen. Wer heute in meiner damaligen Lage ist, wird leichter darüber hinwegkommen: es wird ihm heute nicht verargt werden, wenn er etwas weniger sorgfältig gekleidet geht. Und ein besonders starker Trost ist der Gedanke, daß der Kleiderschrank von Millionen feldgrauen Brüdern draußen — der Tornister ist, in dem sich wahrhaftig auch nicht viele verschiedene Anzüge unterbringen lassen. Die belgischen Soldaten allerdings, die haben ja das Kunststück fertiggebracht, außer allem andern im Tornister noch einen Zivilanzug mit sich zu führen, durch den sie sich zu gefährlichen Zeitpunkten in einen „harmlosen“ Bürgersmann verwandeln konnten. Aber der deutsche Soldat hat für solchen verdächtigen Schmuck keinen Raum im Tornister; da schleppt er lieber noch ein Bündel voll Briefe aus der Heimat mit sich oder ein paar gute Bücher . . .

Den Herren Postbeamten hat das Reich die Sorge um die Kleidung durch eine neue Verfügung erleichtert: sie dürfen im inneren Dienst von jetzt ab das Kleid des „unbeamteten“ Bürgers tragen. Es war immer eine seltsame Sache um die postalische Uniform; gerade die höheren und höchsten Beamten des Postbetriebes, die Posträte und Geheimen Posträte, hat man niemals in Uniformen erblickt; und der uniformierte Herr Postsekretär, der mit so strengem Blick die Einschreibebriefe entgegennahm, war ein ganz gemütlicher alter Herr, wenn er eine Viertelstunde später als Zivilist zum Mittagsmahl ins Bräuhaus trat. Von den Ländern, die gegen uns Krieg führen, hatten die meisten für den inneren Postdienst niemals Uniformen eingeführt. Aber wie man auch über den Nutzen der Uniform denken mag — jedenfalls ist es durch die neue Verfügung auch den Postbeamten möglich gemacht, den Segen des geöffneten Kleiderschrankes voll auszunützen.

Wir werden sparen lernen — auch auf dem Gebiet der Kleidung. Aber eine Not wird auch da nicht kommen. Niemals werden unsere Feinde es so weit bringen, daß bei uns jenes Wort wahr wird, das wir im Scherz und sonst immer nur übertreibend benützten, das Wort: „Ich habe nichts anzuziehen — — —!“

Am Ausguck.

Mitten im tiefen Ernst der Zeit regen sich die kleinen Alltagsfragen, die auch behandelt sein wollen. Das Starkbierverbot, o heiliges München, gehört in diese Kerbe.

Was ist geschehen? Geht die Welt unter? — Von dem fertigen Salvator darf bloß die Hälfte zur Bockzeit als Dickbier verkauft werden — die andere Hälfte muß wieder verdünnt werden. Eine Überraschung — dees glaabst!

Also werden die Leute diesmal weniger Salvator trinken. Das gehört im äußersten Fall in die Rubrik der „kleinen Unannehmlichkeiten“, über die man wohl Scherze macht, aber nicht jammern wird. Solche Nebensachen kommen selbstverständlich gar nicht ernsthaft in Frage, wenn das Wohl eines Landes auf dem Spiel steht. Ja, niemand dürfte sich sogar beschweren, wenn das gute Salvator bis auf den letzten Tropfen bloß Männern im Feld verschenkt würde, die es vielleicht zum letztenmal trinken.

Zeitgenossen, die darüber murren, sollte man zu zwei Jahren Sauerbrunn verdonnern. „Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann Ermäßigung der Strafe auf Kutscher- oder Braunbier erfolgen (§ 11a und § 11b StGB.).“

Nein, Norddeutschland und Süddeutschland werden sich rasch trösten. Der Münchner wird summen:

„Einst kommt der Friede so schön und so still,
Da gibt's Paulaner — no amal so vüll!“

Und der Berliner sagt beim Dämmerschoppen vielleicht zum Wirt: „Kein Anstich mehr? Nu stech mal wenigstens den Jas an!“, und dann wird er mit Recht erklären, daß wir zwar in Deutschland das Bier dünne machen — aber uns selber nicht!

* * *

Gern wird man sich auch an die Pflanzenwurst gewöhnen, weil es die größere Sache fordert. Nach dem Reichsanzeiger soll wegen Verminderung der Wurstfabrikation die „vegetabilische Wurst“ eingeführt werden — „das heißt Wurst mit einem Zusatz von Mehl, Grütze, Graupen, Hirse und ähnlichen Zusätzen“.

Auch in vegetarischen Speisehäusern kann ein Gast künftig rufen: „Eine warme Wurst!“, und das bedienende Fräulein wird vor dem tempelschänderischen Klang dieser Worte nicht mehr einknicken.

Aber diejenige Wurst, von welcher der Reichsanzeiger spricht, enthält, wie wir sahen, gemischte Kost — und die ist nach dem ernsten Urteil aller Aerzte dem Körper durchaus zuträglich. Es handelt sich hier nicht um ein Vertuschen, um das Beschönigen eines zufälligen Sachverhalts, sondern um eine feststehende wissenschaftliche Wahrheit.

Freilich wird Männe, der überirdisch kluge Dackel, vor der Pflanzenwurst zunächst abwinkend eine Pfote zücken — dann aber als bildungsfähiges Geschöpf den Vorteil der gemischten Kost und das hierdurch bewirkte Hinausschieben der Verkalkung ahnen.

Würden in der Tat alle Leute zur gemischten Kost systematisch angehalten, so könnte das Lied von der „letzten



Phot. Salz

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein beim Generalfeldmarschall von Hindenburg auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Arteriosklе-Rose" bald in der Welt erklingen. Und sollten jetzt unsere Gegner aufs neue behaupten, daß wir wie Ugolino im Hungerturm schmachten, so ist uns das — in Abänderung eines bismarckschen Worts — farcimentum vegetabile!

* * *

Folgender Vorgang wird uns vom kleinen Finger mitgeteilt. Es ist im New-Yorker Metropolitanklub, Fifth Avenue, Ecke der 60. Straße, der bloß Milliardäre aufnimmt. Zwei plaudern miteinander.

Der eine sitzt im Klubsessel, den linken Fuß auf dem Schrank, den rechten auf der Türklinke, und schnitzelt nachdenklich von einem Ebenholztisch Späne ab. Dann sagt er: — „Roosevelt hat sich bloß verquatscht — wir dagegen haben uns verspekuliert, wir haben unser Geld in die Entente gesteckt!"

Der andere trinkt, bevor er antwortet, langsam fünf Cocktails. Aber auch dann antwortet er nicht.

Der erste sagt: „Ein Reinfall. Ein Niagarareinfall."

Der andere trinkt, bevor er antwortet, langsam elf Sherrycoblers — und antwortet dann nicht, sondern zieht den linken Mundwinkel nach der Zehenspitze.

Der erste sagt: „Sollen wir gegen unser eignes Kapital arbeiten? Sollen wir jetzt Geld in die Mittelmächte stecken und The Mittelmächte Limited gründen? Die Deutschen haben selber Geld! Und wir können nicht gegen unser eignes Unternehmen, The Entente G. m. b. H., wirtschaften. Was ist zu tun?" (Er hat den letzten Span Ebenholz verschnitzt.) „Wir haben den Druck auf Wilson versucht. . . ." Nach einer Pause sagt er: — „Schade, daß wir nicht auf die Deutschen gesetzt haben!" Der andere nimmt ein Stück parfümierten Lutschgummi zum Kauen in den Mund und sagt: — „Sie sind unbe-sieg-bar! Teufel holen!"

Ueber der Klubtür steht auf einer elfenbeinernen Tafel in Brillantbuchstaben ein Satz aus Emersons Essays:

„Die Natur hat dem Handel ihre Weihe gespendet, sobald ihr einen geborenen Kaufmann erblickt. . . Das Wesen seines Geistes erinnert uns stets an die erhabensten Beispiele natürlicher Billigkeit und edlen Gemeinsinns; er flößt Achtung ein und erzeugt den Wunsch, mit ihm zu verkehren." (Aus dem Abschnitt Ueber den menschlichen Charakter).

* * *

Dem Brief eines montenegrinischen Hofherrn, der gleichfalls in Lyon untergebracht ist, entnehmen wir folgendes. Das Schreiben ist an die Gemahlin des Absenders gerichtet.

„Meine süße Taube, mein Augäpfelchen, mein Goldlack!

Lyon ist schöner als Cetinje. Wer hätte geahnt, daß es so ausgedehnte Ortschaften gibt. Die Einwohner finden sich hier zahlreich vor.

Wir stehn gut mit ihnen, wenn sie auch komische Eigentümlichkeiten haben: In den Geschäften gibt es weiße, schmale Bürsten zu kaufen, womit sie sich die Zähne abreiben. Und in der Tasche tragen sie ein weißes, kleines Tuch für die Nase — die Freuden des Naturlebens kennen sie nicht.

Der Aufenthalt in dieser Stadt ist unserm König, der für alles Finanztechnische einen regen Sinn hat, besonders lieb, weil sich der Sitz des Crédit Lyonnais hier befindet, welches die größte französische Bank ist. Und da unseren Herrscher die Organisation eines solchen Unternehmens interessiert, betrachteten wir gestern incognito das Hauptgebäude. Unser montenegrinischer Hofmarschall, welcher die Absichten des Königs mißverstand, hatte bereits den Pförtner in ein Gespräch zu verwickeln gesucht — es war nicht leicht, ihm klarzumachen, daß wir einen offiziellen Besuch im Chefbureau und nur diesen einen Besuch und nur bei Tage machen würden. Unserem Hofmarschall sitzt die Heimatliebe so tief im Blut, daß er sich darüber nicht beruhigen konnte.

Die Bürger sind höflich. Gestern aßen wir im Restaurant. Ein Herr am Nebentisch, der seine Mutton chops (die Franzosen brauchen viel englische Ausdrücke) zu hart fand, rief zur Kellnerin: „Dieser Hammel kann mir gestohlen werden!" Wir hielten das zuerst für eine Majestätsbeleidigung in versteckter Form. Doch stellte sich heraus, daß er nicht einmal gewußt hatte, wer neben ihm saß.

Denke Dir, der König geht jeden Tag zur Börse — er ist nicht zu halten. Gestern rief er: „Wie geben Sie deutsche Kriegsanleihe?" Zum Glück verstand man ihn nicht. Er hält sie für ein hervorragendes Anlagepapier und beschafft sie nun über das neutrale Ausland.

Mein Goldlack, bleib gesund. Herzukommen brauchst Du nicht. Der Kragen kann im Hotel gewaschen werden.

Dein Boschko."

* * *

Inmitten des Krieges feiern wir Gedenktage des Krieges. Jetzt ist ein Jahr verflossen, seit von deutschem Boden der russische Feind, den ein Mann namens Sievers führte, endgültig verjagt worden ist.

Dort, wo die greulichste Roheit herumtrampelte, fängt es wieder zu blühen an. Ostpreußen empfindet das Glücksgefühl eines Genesenden. Ihm gilt der Wunsch, es möge nun doppelt erstarken.

An ein Wort Nietzsches sei bei diesem Anlaß erinnert. Er schrieb 1888 in der „Götzendämmerung" wörtlich:

„Böse Menschen haben keine Lieder. — Wie kommt es, daß die Russen Lieder haben?"

Fraglich ist nur, ob sie heute noch welche haben.

Asmus Stehfest."

* *

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Von vier unserer zahlreichen Minenleger, die zu hunderten in der Nordsee tätig sind, sind von einer Fahrt an der Ostküste drei unversehrt zurückgekehrt; solche unbedeutenden Zufälle bringt eben der Beruf mit sich — sagen die Engländer. Der deutsche Admiralstab meldet: In der Nacht vom 10. zum 11. Februar trafen bei einem Torpedoboot-Vorstoß unsere Boote auf der Doggerbank auf mehrere englische Kreuzer, die alsbald die Flucht ergriffen. Unsere Boote nahmen die Verfolgung auf, versenkten den neuen Kreuzer „Arabis" und erzielten einen Torpedotreffer auf ein zweites Schiff. Wie die nachträglichen Feststellungen mit Sicherheit ergeben haben, ist auch dieses zweite englische Schiff gesunken.

Aussage gegen Aussage. Man hat die Wahl, wem man glauben soll. Ob dieser Kniff heute noch wirkt?

Die Engländer reden, die Deutschen schlagen. Das ist der Unterschied auch zwischen ihren beiden Flotten.

Es gibt aber noch mehr Unterschiede. Der Kapitän des „King Stephen" — dieser Name verdient im Buch der Geschichte der Seekriege mit drei Kreuzen vermerkt zu werden — hat sich tatsächlich geweigert, die Bemannung des als Wrack in der Nordsee treibenden Luftschiffes L 19 als Kriegsgefangene an Bord zu nehmen. Es ist richtig, daß er sie samt und sonders kaltblütig in Seenot hat umkommen lassen. Der englische Seemann hat den traurigen Mut gehabt, solche Handlungsweise durch den Scheinvorwand zu begründen, er hätte sich vor unseren Schiffbrüchigen wegen ihrer Überzahl gefürchtet. Oder hat er sich wirklich gefürchtet? In der Meldung unseres Admiralstabes über das siegreiche Gefecht an der Doggerbank finden wir erwähnt, daß unsere Torpedoboote von der „Arabis" den Kommandanten, einen Offizier, einen Deckoffizier, 27 Mann und den Schiffsarzt gerettet haben. Hiervon sind auf der Rückfahrt infolge des Aufenthaltes im Wasser der Schiffsarzt und drei Mann gestorben.

So tief ist im Lauf von noch nicht 24 Kriegsmonaten das Ansehen der englischen Flotte gegen das der deutschen gesunken!

Krämergeist und Seeräubersinn stehen uns gegenüber, und da sollen wir zögern, von der Schärfe unserer Waffen den nachdrücklichsten Gebrauch zu machen, sollen auf das Marktgeschrei achten, das uns den Erfolg streitig machen will? Nein, Gott sei Dank, die Sentimentalität haben wir verlernt, ein ehrenvoller Friede kann nur durch einen vollen Erfolg gesichert werden. In diesem Kampf, der so viel gutes deutsches Blut kostet, steht das ganze Volk zusammen in dem Willen, daß künftig nicht jedes beliebige andere Volk, das im Kerne faul wird und eine Ablenkung nach außen wünscht, sich darauf verläßt, der deutsche Michel werde sich schon mit dem Sprüchlein abfinden: Es kann der beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

In diesem Sinne dürfen wir uns an den Erfolgen, die unser Admiralstab, in günstigem Anschluß an die jüngsten Berichte über die Tätigkeit unserer Luftflotte, unterstützt vom Nachrichtendienst des österreichischen Flottenkommandos zu melden hatte, freuen. Aus ihnen hebt sich hervor die Nachricht von der syrischen Küste, daß dort zur großen Genugtuung von ganz Syrien unsere tüchtige Unterseeflotte dem willkürlichen Treiben der feindlichen Geschwader ein Ziel gesetzt hat. Das französische Linienschiff „Suffren" wurde auf der Höhe von Beirut von einem deutschen Unterseeboot versenkt. Es sank in zwei Minuten, die mehr als 800 Mann zählende Besatzung konnte nicht gerettet werden.

Welche Bedeutung das Bündnis mit Bulgarien für den Fortschritt der Ereignisse hat, werden wir inne, indem wir aufhorchen in den Takten der Pause, die sich gegenwärtig in das Schlachtengetön des Weltkrieges einschieben. Ein neuer Abschnitt wird beginnen. Die wuchtigen Akkorde des letzten klingen noch nach, der Zar der Bulgaren erwidert im deutschen Hauptquartier den Besuch des Kaisers, besucht Wien und seine Thüringer Heimat, und Mackensen besichtigt unsere neuen serbischen Garnisonen.

Von dem, was an allen Fronten vor sich geht, wurde in letzter Woche wenig gemeldet.

An der Ostfront geschah nichts von Bedeutung. Die Russen treiben ihr unruhiges Wesen mit ihren Jagdkommandos, Streifkorps und Freischaren ohne die geringsten Erfolge. Stellenweise drücken herbeigezogene Verstärkungen nach, ohne daß etwas dabei herauskommt. Nach einer der letzten Meldungen hat sich ein derartiger Druck, wobei die Russen viel schwere Munition verschossen, gegen die verschiedentlich umstrittene Vorpostenschanze bei Tarnopol gerichtet. Es wurde heftig gekämpft, und die Russen wurden abgeschmettert. Besonders scheinen sie an der beßarabischen Front sich zu rühren. Im Kaukasus haben die Türken nach wie vor ebenfalls die Oberhand über die taktischen und strategischen Absichten der Russen.

Im Irak fanden im Laufe der Woche wiederholt Kämpfe statt, durch welche den Engländern weitere Versuche, die Erdrosselung ihrer Armee in Kut el Amara zu verhindern, vereitelt wurden.

In Albanien stehen die österreichisch-ungarischen Truppen vor Durazzo. Es stimmt nicht, daß, wie einmal wieder von den unterlegenen Feinden künstlich verbreitet wird, der Vormarsch der österreichisch-ungarischen Truppen aufgehalten worden sei. Die zusammengewürfelte Gesellschaft in der Hand von Essad-Pascha hat nichts vermocht. Ebensowenig konnten die Italiener die Besetzung von Tirana und den beherrschenden Höhen hindern.

Überhaupt die Italiener! Einige Zeit brauchen sie ja noch, um zum vollen Bewußtsein ihrer Lage zu kommen, aber der Frühling, von dem sie große militärische Aktionen im Trentino und am Isonzo erwarten, rückt heran. Noch gibt es in Italien Köpfe, die an solch Orakel glauben, aber Orakelsprüche sind bekanntlich zweideutig.

An der Westfront hat sich der Zustand gegen vorige Woche nicht geändert. Die Franzosen werden im Schach gehalten, Züge von Bedeutung sind nicht vorgekommen, wenn wir auch bei Vimy in etwa Kilometerbreite vorgestoßen sind und bei Massiges 200 Meter vordersten Graben vorübergehend abgegeben haben. X.



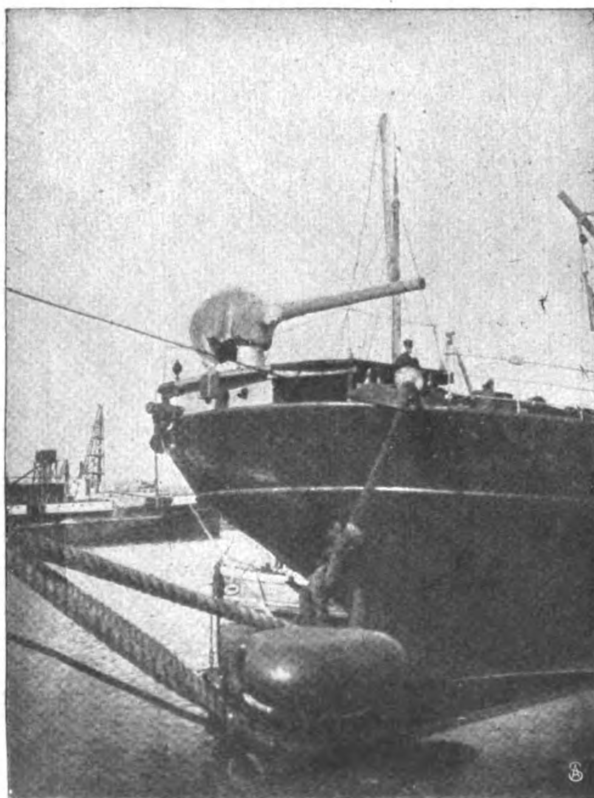
Phot. Nebell.

Leutnant z. S. Hans Berg, Führer der Prisenbesatzung,
die den gekaperten englischen Dampfer „Appam" nach Amerika brachte.



Von links: Graf Plettenberg, Generaloberst von Kessel, Exzellenz von Köcher. Phot. A. Salz.

Der Oberbefehlshaber der Marken auf dem östlichen Kriegschauplatz.



„Denby-Grange“ von der Houlderlinie, Buenos-Aires.

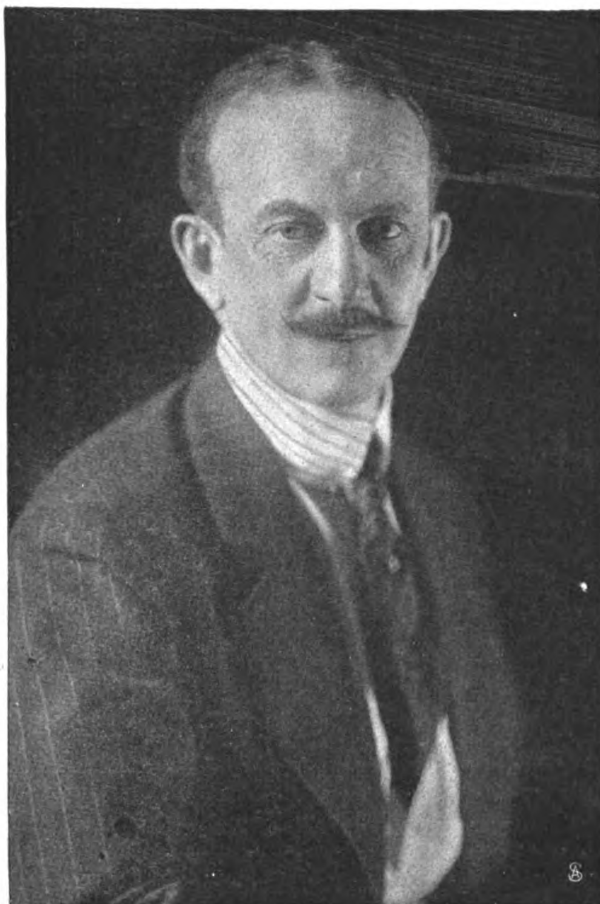


„Deseado“ von der Royal Mail Steam Pkt. Co., Montevideo.

„Armierte“ englische Handelsdampfer in südamerikanischen Häfen.

Phot. H. Steckel. Verlag der Neuen Photographischen Gesell'chaft.

Kaiser Wilhelm II. mit Umgebung.





Unser Botschafter in Washington, Graf von Bernstorff, mit seiner Gemahlin. Phot. Jüptner-Stuhr.

Zu den Verhandlungen zwischen Deutschland und Amerika über den Lusitania-Fall.



Der reichgeschmückte Sarg mit der türkischen Fahne.

Von der Beisetzung des türkischen Thronfolgers in Konstantinopel.



Phot. Mocsigay.

Der Dichter Gustav Falke †


Kapitänleutnant A. Grabau


Phot. Kunze
Hauptmann Wilhelm Schüßler.


Phot. F. Gollas & Co.
Oberleutnant Fritz Nagel.


Oberleutnant Paul Schmidt.


Oberleutnant Karl Wilh. Schwing.


Oberleutnant K. Heinecke.


Leutnant Bertold Stumm.


Leutnant Hans Brahms.


Oberleutnant L. Radlmaier


Leutnant Adolf Noelle.


Leutnant Karl Stracke.


Leutnant Oskar Herm. Arndt.


Leutnant C. Mühl.


Off.-Stellvertreter Willy Grübbel.


Unteroffizier Josef Dellwig.


Unteroffizier Emil Thäle.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



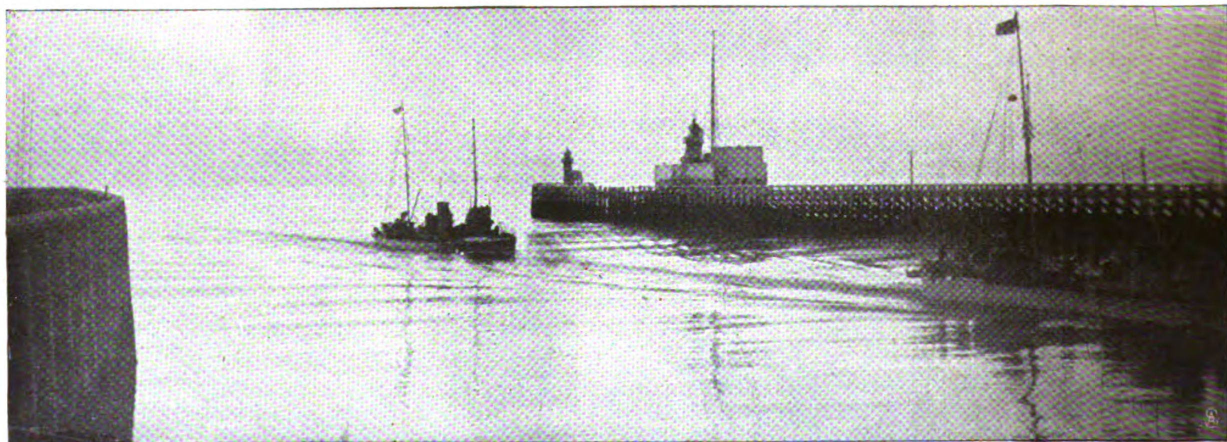
Das Adriatische Meer aus der Vogelschau gesehen.



Deutsches Unterseeboot im Hafen von Ostende.



Deutsche Torpedoboote auf einem Streifzug an der flandrischen Küste.



Deutsches Torpedoboot in der Einfahrt zum Ostender Hafen. Phot. H. Lichte & Cie.

An der flandrischen Küste.

Das Land schläft so still...

Das Land schläft so still
Unterm Winterschnee,
Als wäre gestorben
Lust, Liebe und Weh.

Als wäre kein Krieg,
Keine blutige Not,
Als weinte sich niemand
Die Augen rot.

Als bangte kein Herz
In bebender Qual,
Als herrschte nur Friede
Im irdischen Tal.

Weit drauß in der Welt
Da geht nun die Schlacht,
Holt so viele hinüber
In ewige Nacht.

O käme der Tag,
Wo der Sonne Licht
Siegstrahlend aus Wolken
Und Nebeln bricht.

Wo Blütenpracht lacht,
Wo Fahnen wehn,
Wo wir froh durch die Felder
Der Heimat gehn.

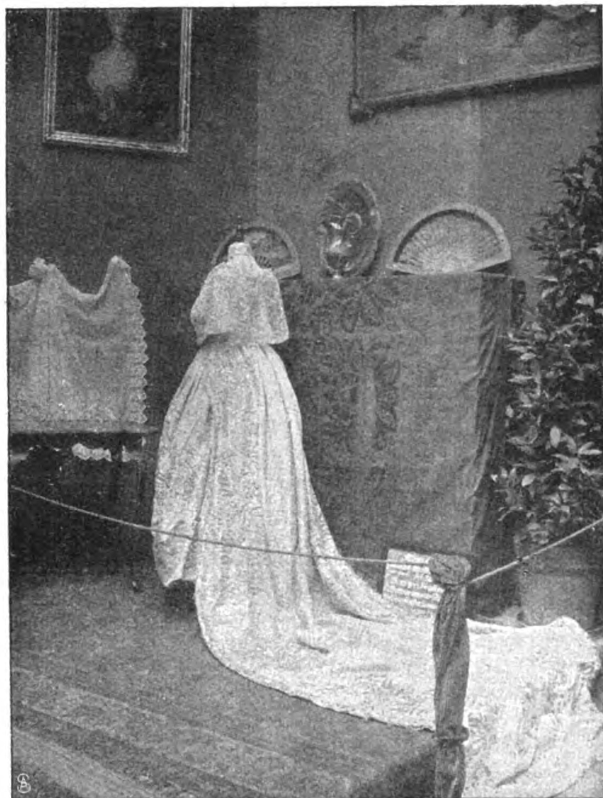
Hans Binder.

Frauenluxus von einst.

Von Eva Gräfin von Baudissin. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Photobericht Hoffmann.

Am 5. Februar d. J. ist in München in den besonders geschmackvollen Räumen der Galerie Helbing, die dem „Frauenklub" liebenswürdig zur Verfügung gestellt worden sind, eine Ausstellung eröffnet, für die es nicht ganz leicht war, den Namen festzustellen. Meinte man doch, das Wort „Luxus" dürfte man in dieser Zeit kaum brauchen, ohne in den Geruch großer Sündhaftigkeit zu kommen. Aber für den Begriff, unter den sich all die tausend feinen, hübschen, überflüssigen und einer Frau doch so nötigen Kleinigkeiten verbergen, gibt es keinen treffenderen Ausdruck als dies gefährliche Fremdwort, das wir uns doch aus unserm Leben nicht mehr fortdenken können. Und das schließlich auch der Förderer aller schönen Künste ist.

Mag man nun gegenwärtig an die Kleinkunst, die speziell den Luxus der Frau ausmacht, nicht gern erinnert werden, so belehrt grade ein Rückblick auf den Frauenluxus der vergangenen Jahrhunderte, daß wir nicht einseitig etwas als überflüssig, als eitlen Tand oder gar unwürdig einer ernsten Zeit ablehnen sollen. Denn all diese oft recht zarten oder eigentümlichen Gegenstände, die in geschmackvollen Schaukästen vor uns ausgebreitet liegen, sind von nicht zu unterschätzendem Kulturwert, da sie imstande sind, uns den Geschmack und Stil einer ganzen Zeit zu vergegenwärtigen. Außerdem ist es ein sehr schöner Gedanke, den zuerst die leider im vorigen Jahr verstorbene, höchst talentvolle Malerin Fräulein von Brockhusen gehabt hat, das eigenste Eigentum der Frau noch einmal in den Dienst der jetzt bedürftigen, geistig tätigen Frau zu stellen. Denn zu ihrem Besten wird diese Ausstellung veranstaltet. Viele, viele fleißige Frauenhände haben sich einst gerührt, um am Luxus für die bevorzugte Schwester mitzuwirken — nun dürfen die verschwundenen Geschlechter der Frau von heute helfen! Auch sie wandten sich ja in für Deutschland opferreichen Jahren nie vollständig von dem ab, was mit zum Reiz der Frau gehört. Gern gaben sie Schmuck und Kostbarkeiten hin — aber voll Stolz empfingen sie dafür den in der Berliner Königlichen Gießerei hergestellten Schmuck, der das Motto trägt: „Gold gab ich für Eisen". Ein Halsband aus kleinen Ovalen, denen Nachbildungen klassischer Skulpturen mit besonderem Verständnis für die Ausnützung des Raumes eingefügt sind, zeigt deutlich, daß der Sinn jener Zeiten auf Ernstes gerichtet war und doch nicht auf Grazie und Schönheit, wenn auch nur in einfachem Material, verzichtete. Frau Bermelmann ist die beneidenswerte Besitzerin dieser Kostbarkeit. — Natürlich spielte der Schmuck im Dasein der Frau stets eine große Rolle. Die größten Künstler traten dazu in ihren Dienst. Der älteste und vielleicht auch schönste Schmuck — man hat die Grenze nach unten auf ungefähr 1650, nach oben auf 1860 gesteckt — ist ein Perlengehänge, italienische Renaissancearbeit, aus dem Besitz der Frau Professor Pringsheim. Schwermütig stimmt der Anblick des mit Kameen geschmückten Goldreifens, der das Haupt der unglücklichen Fürstin Hohenberg zum letztenmal bei einem Fest schmückte, ehe sie die Reise nach Serajewo antrat, auf der sie von Mörderhand fallen sollte. Ein prachtvoll gefaßtes, altes, schottisches Straßgeschmeide, ausgestellt von Frau Bildhauer Obrist, eine polnische Kette aus Gold und grüner Emaille, Gräfin Kastell gehörend, ein durch seine Köstlichkeit der Form und Arbeit sofort ins Auge fallendes Kreuz aus Bergkristall und Rosen von Fräulein Neide, Professor Bassermann-Jordans Perlen- und Moosachatkolliers aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ein zarter Filigrantraum aus Chrysolith und kleinen Perlträubchen der Gräfin Verri de la Bosia, ein Barock-Opalschmuck der Baronin Bissing, die sich besonders um das Zustandekommen der Ausstellung verdient gemacht hat, höchst eigentümliche, mit Augen bemalte Armbänder, italienische Arbeit, die wohl gegen den bösen Blick, das „mal'occhio", gedacht waren, dem Familienbesitz Frau Geheimrat von Hertwigs entstammend, eine selten schöne, blaue, in Brillanten gefaßte Gemme von Frau Schubert-Czermak, aus der großen Auswahl der Ringe einer von Fräulein Wirth mit einem Miniatur des berühmten Prinzen von Thurn und Taxis, ein Schmuck aus dem Besitz der Prinzessin Ludwig Ferdinand, Miniaturen auf Elfenbein (1780), eine in ihrer Ausführung geradezu fürstliche Goldkette der Frau von Lenbach — das sind nur ein paar Stücke, die man aus der ungeheuren Anzahl aufs Geratewohl herausheben kann. Fast ebenso reich ist die Sammlung der Fächer, dem ehemals unerläßlichen Attribut der eleganten Frau. Wahre Kunstwerke sind da zu sehen. Der junge Prinz Friedrich Leopold von Preußen erschien persönlich in Begleitung seiner hohen Mutter, um seine großartige Fächersammlung samt unzähligen Dosen in Gold- und Emaillearbeiten selbst in die für ihn bereitgehaltene Empirevitrine zu räumen. Die feinsten Malereien auf Schwanenhaut werden von zartesten Goldpikeegestalten getragen oder solchen, deren Material aus Schildpatt, Perlmutter



Staatskleid der Königin Amalie von Griechenland (1836).



Perlarbeiten, Stickereien und Fächer.
(18. und 19. Jahrhundert.)

oder Elfenbein mit erhabenem Schmuck bedeckt sind. Die Prinzessinnen Leopold und Ludwig Ferdinand haben herrliche Exemplare aus den verschiedensten Epochen gesandt. Zwei besonders schöne Fächer in Vernis Martin aus dem 18. Jahrhundert sind die der Fürstin Öttingen und der Gräfin Pappenheim.

Die dritte Kostbarkeit für den Anzug der Frau bildete von jeher der Spitzenausputz. Und da sich ohne Mühe



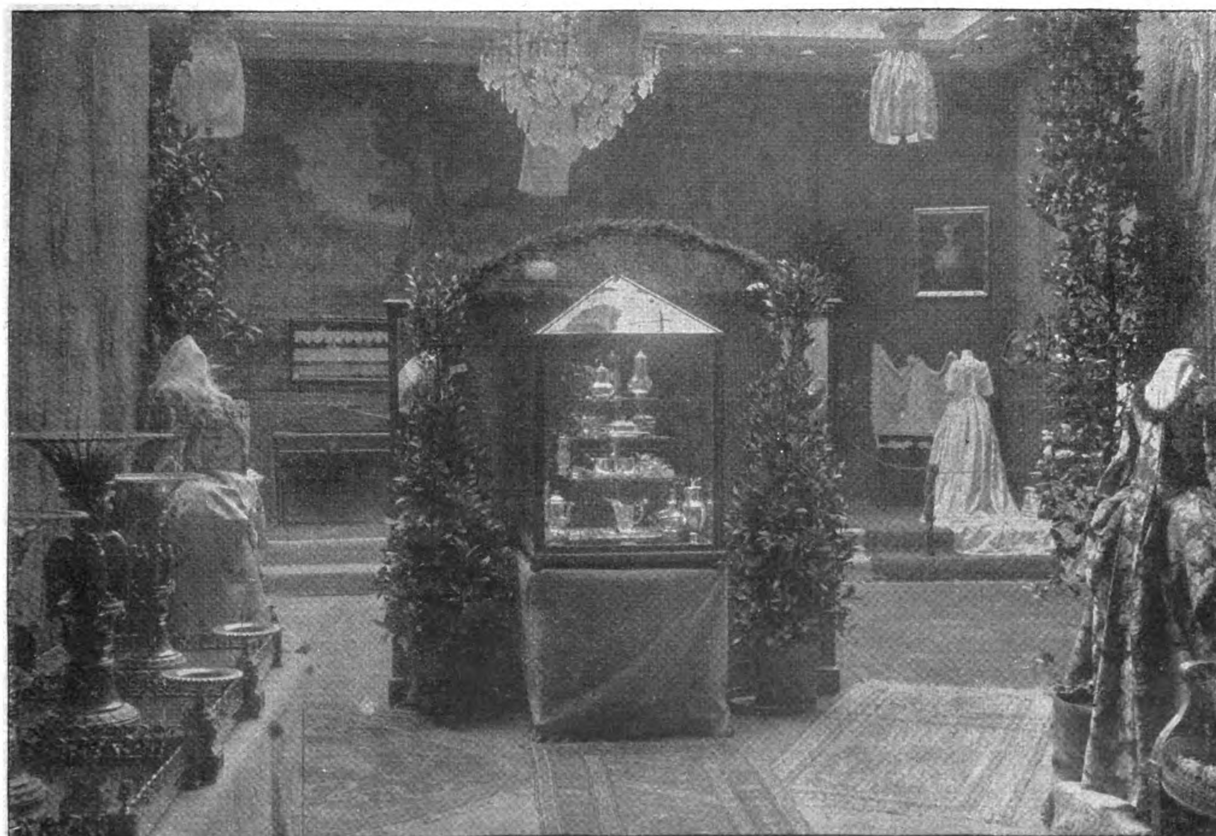
Vitrine des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen.

Spitzen der frühesten Zeiten bis zu der festgesetzten Zeitgrenze zusammenfanden, so kann man mit Leichtigkeit auf dieser Ausstellung die Geschichte wie die Entwicklung der Spitze studieren. Noch dazu in angenehmster Form. In breiten Rahmen, unter Glastischchen und als kostbare Folie der Schätze in den Vitrinen zeigen sich die Spitzen: zuerst als Durchbruch im 16. Jahrhundert, der noch deutlich das Leinengerüst verrät. Mehr und mehr tritt die Hilfe zurück, immer selbständiger werden Nadel und Faden, bis der Puto in aria entsteht mit seinen unendlichen Variationen. Die kostbarsten Stücke zur Entwicklungsgeschichte der Spitze lieferten wohl Frau von Lipperheide, Frau Bildhauer Hildebrandt und Frau Professor Pringsheim. Aber auch angewandt finden sich die feinsten Kanten an Taschentüchern, als Schals, Volants, Schirmüberzüge und Decken. Da stehen ganze Krinolinendamen, umhüllt von schwarzen Chantilly-Gewändern aus den Schränken der Prinzessin Leopold. Andere Toiletten aus der Empire- und Rokokozeit sind außer mit Spitzenfichus und -kragen auch mit den ihrer Zeit entsprechenden Schmuckstücken behängt und geben daher den vollen Eindruck ihres Stiles wieder. Kleider haben ihre Geschichte — welch langen Weg legte das Altrosa-Moirékleid mit der überlangen Courschleppe und den Silberranken zurück, ehe es von seiner Besitzerin, der Königin Amalia von Griechenland, die es bei ihrem

Einzug in Nauplia trug, hierher auf die Estrade gelangte! Nun befindet es sich in den pietätvollen Händen des Herrn Professors Bassermann-Jordan. Und wohin geschwunden ist die glänzende Zeit, als Napoleon seine Freunde immer mit solchen prunkvollen Tafelaufsätzen aus vergoldeter Bronze beschenkte, wie sie sich hier glanzvoll der Nachwelt präsentieren. Einer Rumpelkammer, sagt man, entstieg der mächtige Papageienkäfig, auch aus Goldbronze — und auch eine Gabe aus Napoleons verschwenderischer Hand, wie Namenzug und Krone beweisen. „Alles fließt —" und so wandern die Dinge von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht und reden davon, wie vergänglich alles Menschliche ist. Wieviel schöne Augen mögen sich in den zierlich gefaßten Spiegeln bewundert haben, wie viele Hände trugen nacheinander den seidenen Ridikül, bewegten den Fächer, hoben das Riechdöschen an die Nase, schoben auch wohl heimlich eine Prise aus der Emaille-Tabatiere hinein, blätterten im silberbeschlagenen Gebetbuch oder im Album à la mode, schrieben ein Verschen in das Stammalbum, rührten vorsichtig die Schokolade in der Meißner Tasse, putzten das Licht mit der goldnen Schere und griffen endlich nach Nadel und Fingerhut in dem reizenden Schildpattetui. Aber welche Langmut besaßen die Hände doch! Da ist ein Schrank — ein Juwel für sich — nur gefüllt mit feinsten Strick- und Perlarbeiten, beide oft in glücklichster Vereinigung. Von diesen durchsichtigen Kinderjäckchen und -häubchen mit den zarten eingestrickten Girlanden aus Rosen, Eichenblättern oder Streublumen kann man gar nicht fortfinden. Da hängen Arbeitsbeutel und -taschen in feinstem Petit-point; ein Perlbeutel aus dem 17. Jahrhundert zeigt Darstellungen



Porzellan.



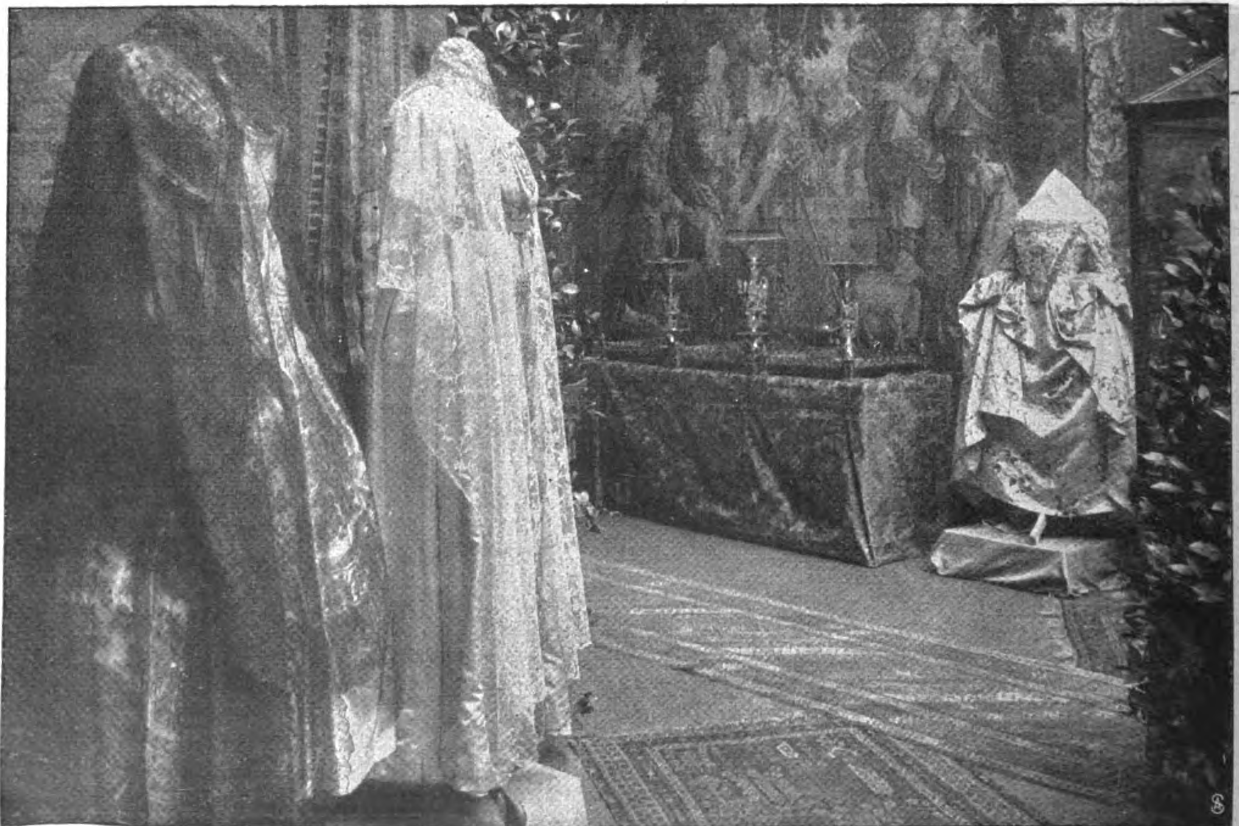
Vitrine mit Silbergefäßen aus der Rokoko- und Empirezeit.



Von links: Professor Dr. Bassermann-Jordan, Gräfin Eva von Baudissin, Frau Hermann Obrist, Elisabeth Freifrau von Bissing, Kommerzienrat Helbing, Dr. E. v. d. Bercken, Freifrau von Friesen-Schleinitz, Fräulein Luise Pollitzer, Graf zur Lippe, Fräulein Margarete Stall.

Das Komitee der Ausstellung.

der Elemente, andre weisen die duftigsten Blumensträuße auf. Ich muß sagen, daß grade diesen von Frauenhänden hergestellten Sachen, in die sie wirklich ihre Seele mithineinlegten, am meisten Persönliches anhaftet. Wieviel Fleiß, und ach du mein Gott wieviel Geduld steckt hinter diesen Scheiben! Man möchte noch einmal die Finger streicheln, die nicht müde wurden, bis sich Masche an Masche, Perle an Perle reihte. Nicht durch ihre Prachtliebe und ihre Eitelkeit — durch ihr liebevolles Können rücken sie uns nahe, ganz nahe, die „vor uns". Und die Vorstellung, daß die sorglich behüteten Heiligtümer noch einmal den Nachkommen aus der Not helfen, gibt dieser Sammlung von feinsten, rührendsten Frauensachen das Zärtlich-Wehmutsvolle.



Rokokokleid und Tafelaufsätze. (Bronze aus napoleonischer Zeit).



Vom Damensport: Am Winde.



Start der kleinsten Klasse.



Phot. Nurberg.

Am Steuer.

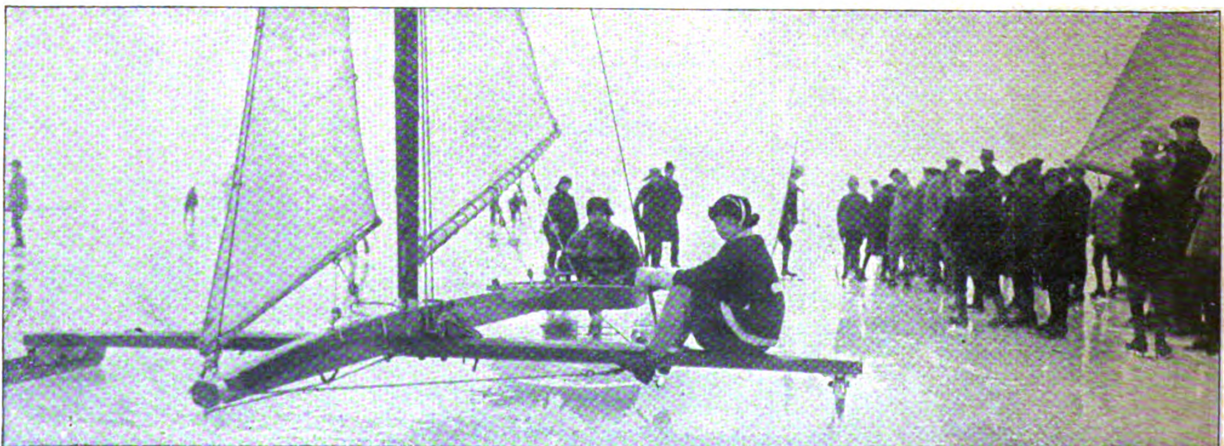
Eisjachtsport in Stockholm.



Kapt. von Heidenstamm, der Vorsitzende des Stockholmer Eisjachtklubs, am Steuer der Jacht des schwedischen Kronprinzen.



Vor dem Rennen.



Phot. Ruerberg.

„Wenn man Luxoballast braucht . . .“

Eisjachtsport in Stockholm.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

13 Fortsetzung.

Rings um Inge knitterten deutsche Zeitungen, verfolgten gespannte Augen die Riesenlettern der letzten Nachrichten. Ganz Europa fieberte in diesen kurzen, schwarzen Zeilen. Noch einmal drahteten sich in letzter Stunde die Großen dieser Erde, vom Hohenzollernschloß zum Winterpalais, vom Buckingham-Palast zur Hofburg, schossen die Automobile der Diplomaten nach Downingstreet und dem Ballplatz, nach der Wilhelmstraße und dem Quai d'Orsay, zitterten die Telephondrähte und Telegraphenkabel von den letzten Zuckungen des Friedens. Und doch war dies das letzte, worin, auf lange Zeit hinaus, die Menschen dieses Weltenrunds einig waren: Es war zu spät! Das Schicksal schon im Gang.

Ringsum lachten und spaßten unbekümmert die Yankees. Für sie war Europa eine große „Schau". Auch der Krieg war eine ganz neue Schau. Sie schoben der Miß Lawrence strahlend einen blatternarbigen, breitschulterigen jungen Mann entgegen. „Fighting Bob" — der Millionärsohn und Amateurboxer! Fighting Bob hatte Lust, den Krieg auf ein paar Wochen mitzumachen! Die Deutschen mochten sich hüten!

Das letzte Extrablatt! Eine Depesche des Deutschen Kaisers. Er beschwor den Zaren im Namen der Menschheit, seine Völkerwanderung abzurüsten, die von den Wolgaufern und den Steppen Asiens heranzog. Um Inge Tillesen schwirrten fremdartige Stimmen in einem halben Dutzend Sprachen. Schrilles Welsch. Lautes Russisch. Geläutes Englisch. Ratterndes Französisch. Sonderbar, sie lebte seit acht Jahren mit ihrem Vater in Wiesbaden. Sie war in dieser Zeit fast täglich durch das Gedränge vor dem Kurhaus gegangen, ohne sich beim Anblick der vielen Ausländer etwas zu denken. Heute auf einmal traten die Trennungslinien der Menschheit hervor, die ewigen Grenzen der Völker. Ein Ahnen. Beinahe ein Grauen . . . Dann ein Jubel: Drüben wurden Hunderte von Hüten geschwungen, Hunderte von Stimmen sangen. Das waren nicht mehr die Unmündigen wie in den Tagen bisher. Das war ein langer Zug junger, waffenfähiger Männer, Primaner, Handwerker, Bürgersöhne. Sie marschierten zu viert und fünft, Arm in Arm, nebeneinander. Ihre Gesichter waren begeistert.

„Heil Dir im Siegerkranz!" . . .

Hurra! Es winkte aus den Fenstern. Tücher wehten. Inge Tillesen überlief ein Schauer. Ihre Augen wurden feucht. Sie wandte sich um. Sie sah wieder die vergnüglichen Zahnreihen der Yankees. Die spöttische Neugier der Italienerin, das stechende Auge des Franzosen, das freche und belustigte Lächeln einiger junger Lawn-Tennis-Engländer. Auf einmal durchzuckte es sie: Das sind ja alles unsere Feinde! Alle . . . Alle! Die ganze Welt! Und war es schon lange . . .

„Lachen Sie nicht!"

Sie sagte es mit so wildsprühenden Augen, daß der Boxermillionär sie fassungslos anstarrte. Man war doch in Deutschland, dem geduldigsten und gutmütigsten aller Völker. Man hätte in Rußland bei der Zarenhymne das Haupt entblößt, man wäre in England ehrfurchtsvoll bei „God save the King" aufgestanden. Aber hier . . .

„Lachen Sie nicht über Dinge, die für euch viel zu hoch sind! Ihr werdet das Lachen noch verlieren! Ihr alle zusammen!"

„Oh . . . Inge . . ."

„Was hat denn die Lady?"

„Sie war früher nicht so!" erklärte Miß Lawrence. „Sie war eine aufrichtige Kosmopolitin!"

„So? War ich das?"

„. . . aber jetzt . . . Inge . . . ich bin so bang . . . Jetzt spricht sogar aus dir der Militarismus!"

„ . . wenn ihr das Militarismus nennt, daß alle Welt über uns herfällt — — na gut — aber da könnt ihr was erleben!"

„Oh, Inge . . . Wie kannst du das sagen?"

„Das fühlt jetzt jeder bei uns! Einer wie der andere. Der Droschkenkutscher da . . . oder die Frau da . . . oder der Briefträger da . . . siehst du: Ich brauche ihm bloß zuzunicken! Da verstehen wir uns schon!"

„Oh — laß doch den Mann aus dem Volke, Inge! Rege dich nicht auf! Sieh hier! Ich habe eben von Miß Cooper zwei Karten für Bayreuth bekommen! Für übermorgen! Willst du den Trip nicht mitmachen? Es wird deiner Konstitution gut tun!"

„Du wirst bald andere Zeichen und Wunder erleben als in Bayreuth! . . . Leb wohl, Ethel!"

Der Händedruck mit der erstaunten Freundin aus Amerika schien Inge wie ein Sinnbild des Abschieds von vielem in ihr und außer ihr. Sie lachte dabei und hielt den Kopf hoch im Nacken. Es war eine Bewegung von Stolz und Kampflust. Der Ausdruck eines allgemeinen und unermeßlichen Kraftgefühls,

das sie jählings auch in sich spürte. Sie ging langsam und straff aufgerichtet durch die Ausländer, die ihr nachstarrten. Daheim setzte sie sich zu ihrem Vater in dessen Arbeitzimmer. Exzellenz Tillesen hatte sonst nie Zeit. Aber jetzt war die große, lähmende Stille vor dem Gewitter. Jedes Wort schien zu viel. Endlich sagte Inge: „Was ist das nur, Vater?"

„Was denn, Kind?"

„Es ist alles so anders! Die Menschen draußen . . . du . . . ich . . ."

„Ja, Inge!"

„Aber wie geschieht denn das? . . . Es ist sonderbar . . . Man fühlt sich so leicht . . . so befreit . . . Und dabei schlägt einem doch das Herz, und die Zeit ist doch so furchtbar ernst!"

„Man ist von sich befreit, Inge! Das ist's!"

„Was meinst du damit, Vater?"

„Vielleicht haben wir alle zu sehr an uns und unser bißchen Eigenes gedacht . . ."

„Ach so . . ."

„. . . und das war uns eine Last, und wir wußten es nicht, daß wir an uns selber litten!"

„So ist es mir, glaub ich, gegangen."

„. . . das merke auch ich jetzt, Kind, und vielleicht ein jeder! Wir kannten uns nicht mehr und waren darum ungerecht gegeneinander. Es ist nun einmal deutsche Art, seinen eigenen Weg zu gehen!"

„Das hab ich auch viel zu sehr getan!"

„Laß es gut sein, Inge! Es rinnen viele Wasser in Deutschland. Aber schließlich wird es doch der eine große Strom!"

„Ich mache mir doch Vorwürfe, daß ich das nicht früher verstand. Ich hätte mir und einem anderen manches erspart! Er hat das gewußt. Er hat mir immer gesagt: ‚Nicht das Ich, sondern die Pflicht, die das ‚Ich' in sich schließt!' Ich hab's in den Wind geschlagen. Und was ist das jetzt? Was ist man denn selbst? Es ist ja so gleichgültig, ob man da ist oder nicht, und wie es einem geht, und was man will!"

„Ja. Nun geht alles weit darüber hinaus!"

„Aber warum erkennen wir das erst jetzt?"

„Liebes Kind!" sagte der Gelehrte und stand auf. „In jedem von uns steckt ein Stück Deutschland mit seinen Rätseln und seinen Tiefen. Wer kennt sich ganz, und wer kennt Deutschland aus? Nun kommt uns vielleicht die Lösung des Rätsels von außen. Das Wunder geschieht nicht zum erstenmal . . . Nun, Inge . . . Ich geh jetzt wieder an die Arbeit!"

Ganz Deutschland ging an diesem Tag mit Exzellenz Tillesen noch einmal an die Arbeit, das schaffenfreudigste, das gewissenhafteste, das gründlichste aller Völker. Es war jetzt noch, in der Gewohnheit vieler Jahrzehnte des Friedens, mit frohem Eifer am Werk des Tages, während unter ihm die Erde schon bebte. Es riß sich schwer, zögernd, ungläubig von der liebgewordenen Beschäftigung am Schreibpult und Schreibstock, an Pflugschar und Amboß, an Hauptbuch und Heizkessel los, es schaltete langsam seine Gedanken um, bis zu der letzten Erkenntnis: Auch der Krieg ist deutsche Arbeit! Durch Jahrtausende bewährte deutsche Arbeit, so stark und gründlich wie die des Friedens.

Inge Tillesen stand am Fenster. Draußen warfen die Bäume schon ihre abendlichen Schatten über das heiße Pflaster. Karl, der Diener, lief eben in bloßem Kopf und weißer Schürze aus dem Haus. Er war alter 80er Füsilier. Er rannte alle Augenblicke bis zur nächsten Straßenecke, um nach Extrablättern zu schauen. Inge achtete nicht auf ihn. Sie fuhr zusammen und sagte halblaut zu sich: „Herrgott . . . da ist er ja wieder!"

Nikolai Schjelting stand auf der anderen Seite der Straße, gerade der Villa gegenüber. Stand nachlässig wie gewöhnlich, blendend angezogen, den Strohhut auf Pariser Art nach hinten geschoben, die Hände auf dem Rücken. Er schaute unausgesetzt, mit einem gespannten Gesichtsausdruck, nach dem Hause hin . . .

„Ach, mag er schon . . ."

Inge Tillesen hob unwillig die Schultern hoch, trat in das Innere des Zimmers zurück und klingelte, um dem Diener den Herrn da draußen zu zeigen und ihm einzuschärfen, daß man für ihn unbedingt nicht zu Hause sei. Niemand kam. Sie wartete eine Weile. Dann öffnete sie die Tür und rief ungeduldig in die dämmerige Eingangshalle: „Karl, wo stecken Sie denn, wenn man Sie braucht?"

„Guten Abend, Fräulein Tillesen!"

„Um Gottes willen . . . wer steht denn da? . . . Wer sind Sie denn?"

„Erlauben Sie mir, in den Salon zu treten! On ne cause pas dans le vestibule — n'est-ce pas? . . ."

„Ja, wie kommen Sie denn hier herein?"

„Ich kam zufällig an Ihrem Hause vorbei. Ich sah Sie am Fenster. Ich fand das Haustor offen. — Ihr Diener hatte die Güte, es nicht zu schließen, während er um die Ecke lief — — Et me voilà!"

Nikolai von Schjelting sagte es lächelnd, als sei heute ein Tag wie jeder andere. Er stand mitten im Zimmer, so hell im Abendlicht, daß sie deutlich die Schatten der Schlaflosigkeit unter seinen großen, grauen Augen, die tiefgefurchten Linien nervöser Unruhe auf seinen lebhaften, länglichen Zügen erkannte. In der Art, wie er den Kopf etwas zur Seite legte und sie verbindlich ansah, war ein Gemisch von Dünkel und Schmiegsamkeit, fast Unterwürfigkeit. Der wohlbekannte leise Petersburger Hauch von feinstem beßarabischem Tabak und kölnischem Wasser ging wieder von ihm aus.

„Sagen Sie um Gottes willen: Was suchen Sie eigentlich hier?"

„Sie."

„Was? . . ."

„Wie denn nicht? Deswegen bin ich in Wiesbaden. Ich muß mich eilen, wenn ich mich Ihnen noch erklären soll! Denn in kurzem . . ."

„Bitte! Ich wünsche nicht das geringste von Ihnen zu hören!"

„Denn in kurzem . . ." sagte Schjelting lächelnd. „Nun — unser Kriegsminister Suchomlinoff hat ja gestern eurem Militärattaché sein Ehrenwort gegeben, daß er nichts von einer Mobilmachung weiß! Aber, unter uns, dies Ehrenwort taugt nicht viel!"

„Das glaub ich!"

„C'est la guerre! Ou — pas encore la guerre, mais . . . Gestatten Sie mir, daß ich mich setze! Ich stehe schon seit einer halben Stunde vor Ihrem Haus!"

„Ich kann Sie nicht daran hindern!"

„Setzen Sie sich doch auch! Erbarmen Sie sich: Sie können doch nicht hier vor mir stehen! Erweisen Sie mir die Gnade! Plaudern wir ein wenig."

„Was tun Sie denn noch in Deutschland angesichts des Krieges?"

„Noch ist nicht Krieg. Auch bin ich nicht wehrpflichtig. Ein ganz friedlicher Mensch. Un vrai philanthrope . . ."

„Ich würde Ihnen doch raten, sich aus dem Staub zu machen!"

„Ich habe Zeit! Ich reise, wenn es so weit ist, entweder nach Westen, den einrückenden Franzosen entgegen — oder — da mich meine Familie in Belgien nicht mehr weiter interessiert — ich gehe, en attendant, nach Bayern . ."

„Dort nimmt man Sie gerade so gut fest!"

„Pardon! Ich weiß das besser! Mich täuscht man nicht. Süddeutschland wird auf alle Fälle eine abwartende Haltung einnehmen! Man ist dort sicher."



„Das ist verrückt, so was zu glauben . . ."

„Wir haben unsere Thesen!" sagte Nikolai Schjelting und sah sie aufmerksam an. „Diese Formeln gründen sich auf einer Analyse der geschichtlichen Vorgänge in Deutschland, die sich nach gewissen Gesetzen wiederholen . . ."

„Wenn die Zeit nicht so ernst wäre, müßte man wirklich lachen!"

„. . . und außerdem hat man bei uns Deutschland im letzten Jahrzehnt genauer studiert! Früher schien es uns und den Engländern nicht so der Mühe wert! . . . Aber jetzt weiß man überall im Ausland mit euch Bescheid. Deswegen bin ich ja hier, Fräulein Tillesen, weil die Gefahr für Sie so unmittelbar und dringend ist!"

„Ich fürchte mich nicht!"

„Ich schrieb es Ihnen ja schon! Wo wollen Sie denn eigentlich hin? Hier am Rhein donnern ja bald die Geschütze . . ."

„Am Rhein . . .?"

„Weiter im Innern? Die großen Städte und die Industriebezirke werden bald ein Spielball eurer Arbeitersyndikate sein."

„Wessen Spielball?"

„Ach, stellen Sie sich nicht unwissend! Die Methoden des europäischen Individualismus werden in euren Vorstädten triumphieren: Eure Blusenmänner lehnen mit entschlossener Geste die Pickelhaube ab! Es wird ein Schrei aus der Tiefe der Bergwerke tönen: Kämpft eure Kriege selber!"

„Reden Sie eigentlich von China oder von uns?"

„Flüchten Sie weiter nach Osten — enfin — ich gebe zu, daß Ihre Muschiks da unter der Faust der Junker sich schlagen werden. Aber dort, an der Elbe, sind ja inzwischen schon wir, die Russen . . ."

„Es steht einem wirklich der Verstand still!"

„Und bis zu unserem Einzug in Berlin wird auch

Ihre Hauptstadt kein Aufenthaltsort für Damen mehr sein. Alles bricht dort in sich zusammen. Ich kenn dies hektische Nachtleben — diese engbrüstige Dekadenz der zu schnell Reichgewordenen! . . ."

Er zuckte mit einer beinahe müden Bewegung der Überlegenheit seine schmalen und hängenden Schultern und zog die Augenbrauen hoch.

„Aus diesem euch feindlichen Europa flüchten? Erwägen Sie, Fräulein Tillesen: Die Engländer verbieten euch die Meere! Sie sperren euch auch die Nahrungzufuhr! Sie haben den General Hunger wie wir den General Winter. Beide sind unwiderstehlich. Selbst der große Napoleon wurde von uns besiegt!"

„Ich wollte bloß, ich wär ein Mann!" sagte Inge.

„Und endlich: Gott will es, daß zu allen Dingen dieser Welt Geld gehört! Nun . . . sehen wir zu: Ihr Vater ist wohlhabend! Ich weiß es! Aber was hilft ihm das jetzt? Er wird sich umsonst in die Reihen der Verzweifelten stellen, die vor den verschlossenen Banken Spalier bilden. Diese Tore werden sich seinem angstvollen Pochen nicht öffnen . . . Warum lachen Sie denn?"

„Mein guter Vater und nach Geld hämmern . . . Da drüben hat er gerade wieder mal sein Portemonnaie auf dem Diwan liegen lassen!"

„Enfin: Euer wirtschaftlicher Zusammenbruch ist unvermeidlich. Als ein Teil der allgemeinen Katastrophe! Ah — ce sera un débâcle! Ich bemitleide Sie!"

„Sind Sie nun fertig? Ich bewundere meine eigene Geduld, Herr von Schjelting, mit der ich die ganze Zeit diese bösartige Phantastik mitangehört hab! Wir sind immer viel zu höflich mit Ausländern!"

„Wie denn? Ich rede zu Ihnen nicht wie zu einer Moskauer Kaufmannsfrau, sondern zu einer europäischen Intellektuellen, die den Zusammenhang der Dinge übersieht! Bitte, nehmen Sie meine Worte ernst!"

„Ich hab davon eins begriffen: Wenn der Krieg wirklich kommt, dann kommt er, weil ihr keine blasse Ahnung habt, wer wir sind, und was wir können!"

„Armes Mädchen . . ." sagte Nikolai Schjelting mit einem sonderbaren, beinahe leidenden Mitgefühl.

„Wahrscheinlich haben wir es dumm angefangen und euch eine falsche Meinung von uns beigebracht, aus reiner Gutmütigkeit . . . aus vielzuviel Anstand . . . Dadurch habt ihr den Größenwahn gekriegt! . . . Und nun bitte: Schluß!"

Nikolai von Schjelting war sitzengeblieben, obwohl sie zornig aufstand. Er griff nach seiner silbernen Tulaer Tabakdose, rollte sich mechanisch eine Papyros, hielt inne.

„Vergeben Sie! Ich war in Gedanken . . . Der Rauch beruhigt meine Nerven . . ."

„Meinetwegen . . ."

Es klang wie: Benimm dich nun schon ganz als Asiate! Nikolai Schjelting saß träumerisch da, stieß eine blaue Wolke durch die geblähten Nasenflügel und versetzte unvermittelt: „Ich lasse mich jetzt von meiner Frau scheiden!"

„Was? Eine Frau haben Sie auch?"

„Nun wie? Man muß doch verheiratet sein!" sagte er beinahe melancholisch. „Ich sprach vorhin schon von meiner Familie. Gott mit ihr!"

Der schwere Sessel rollte mit einem Ruck beinahe bis an die Wand zurück, so ungestüm sprang er plötzlich von ihm in die Höhe.

„Das sind Dinge . . . über die wird man später sprechen . . . Man wird das alles ordnen . . . Der heilige Synod tut, was ich will . . . Sabler ist für mich jeder Zeit . . ."

„Was geht das mich an?"

„Ich habe Ihnen geschrieben . . . Noch nie gab mir Gott die Gelegenheit, mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen so wie jetzt . . ."

„Kommen Sie mir nicht so nahe . . ."

„Bleiben Sie stehen! Wie werde ich Ihnen etwas tun! . . . Ich will ja nur Ihr Bestes! Ich werde Sie befreien!"

„Ja bitte, gehen Sie!"

„Sie wissen genau, wie das mit mir ist . . . Sie merkten es schon bei der ersten Begegnung in Moskau . . ."

„Ich hab Sie kaum angesehen . . ."

„Und doch sagt unser Sprichwort: ‚Mit einem Dreierlicht setzte man Moskau in Brand!' Nun, so geschah es mit mir in diesem Vorzimmer da oben im Petrowski Dwor . . ."

„Das war, weiß Gott, nicht mein Wunsch . . ."

„Moskau brannte. Morgen brennt die Welt. Warum soll ein armer, einzelner Mensch nicht auch in Flammen stehen? Es ist jetzt nicht die Zeit für kalte Charaktere!"

„Bleiben Sie mir vom Leibe oder . . ."

„Ich bin keine sibirische Natur. Mein Herz ist weich. Viele Frauen haben schon Eindruck auf mich gemacht . . ."

„Das glaub ich . . ."

„Aber keine wie Sie! . . . Es ist ganz anders wie sonst . . . Ich bin wehrlos. Es ist Gottes Wille. Denn zu verstehen ist es nicht."

„Wenn Sie mich jetzt nicht auf der Stelle verlassen, rufe ich meinen Vater . . ."

„Niemand hat etwas gegen Ihren Vater! Nicht gegen die deutsche Gelehrsamkeit führen wir Krieg. Auch nicht gegen Frauen. In dem Frieden zu Potsdam wird seinerzeit das befreite Europa auch ihm die Ruhe seiner Studien wiedergeben . . ."

„Sehr gütig . . ."

„. . . Doch während des Krieges . . . während

dieser Zerschmetterung des preußischen Militarismus . . . die russische Seele ist sanft . . . aber immerhin . . . ich kenne unsere Kosaken . . . Ich flehe Sie an: Flüchten Sie aus dieser allgemeinen Verwirrung in Deutschland . . .“

„Wer ist denn hier verwirrt? Wir sind alle ruhig und klar! Einer wie der andere!“

„Fliehen Sie nicht in die Schweiz — das ist für mich zu weit — sondern nach Schweden! Ich schaffe Ihnen und Ihrem Vater Unterkunft in einem Hotel in Stockholm. Das wird jetzt eine unserer Hauptetappen auf dem Wege von Rußland nach dem verbündeten Westen. Ich komme da oft durch. Ich kann Sie sehen! Mit Ihnen über die Zukunft sprechen!“

„Zum letztenmal: Gehen Sie! Reisen Sie lieber selber schleunigst nach Schweden, ehe man Sie bei Kriegsausbruch hier verhaftet!“

„Der Krieg bricht aus, wann wir es bestimmen!“ sagte Nikolai von Schjelting hochmütig. „Noch sind wir nicht so weit! Bei euch wird man verhandeln und telegraphieren! Das wissen wir!“

„Gott sei Dank, da höre ich endlich draußen den Karl im Garten! Soll ich Ihnen wirklich von dem Diener Hut und Stock bringen lassen, Herr von Schjelting?“

Nikolai Schjelting legte mit einem grausamen Augenblinzeln den Kopf zurück. Ein heißes und wildes Lächeln entblößte seine Zähne. Inge Tillesen trat wieder ein paar Schritte zurück: Nun stand der wahre Moskowiter vor ihr, der begehrliche Barbar. Siegestrunken, im Taumel der Zukunft.

„Mich entläßt man nicht wie einen Dwornik! Die Zeit ist vorbei, da man einen Russen hinausschickte! Wir werden euch Deutschen kommen! Wir führen uns selber ein, ohne eingeladen zu sein! Wir sind zehn Millionen ungebetene Gäste! . . . Pah . . . was ist denn dies kleine Deutschland . . .“

„Karl . . .“

„Es liegt in der Freiheit unseres allrussischen Herzens, was wir zertreten, und was wir verschonen! Jeder nimmt sich, was er will!“

„Unterstehen Sie sich, mich anzufassen!“

„Ah . . . man wird euch jetzt noch lange fragen . . .“

„Sind Sie denn von Sinnen? . . .“

„Und wenn ich es bin . . .“

„Karl! . . . Karl!“

Er warf sich gegen sie und packte mit einem jähen Griff ihre Hände. Sie konnte nicht weiter zurück. Hinter ihr war der Tisch an der Wand. Sie bog sich, soweit sie konnte, nach hinten und kämpfte mit ihm, der blind ihre Lippen suchte. Sie mühte sich, sich seiner Gewalt zu entwinden . . . Wieder keuchte er, sie an sich zu ziehen. Dicht vor sich sah sie seine grauen Augen, die jetzt wie die eines Raubtieres glühten. Eines asiatischen Raubtieres. Das war schon wie das Vorspiel des großen Kampfes gegen die Horden des Ostens, dies kurze, atemlose Ringen mit einem von Sinnen geratenen Menschen. Dabei lachte er ihr noch ins Gesicht, heiß, herrisch, mit einem blendend weißen Wolfsgebiß. Der Grimm darüber verdoppelte ihre Kräfte. Sie riß sich los und versetzte ihm einen Stoß gegen die Brust und traf blindlings gut. Nikolai von Schjelting taumelte ein paar Schritte zurück, preßte die Hand auf die Herzgrube, rang nach Luft. Sie standen sich gegenüber.

„So! Das war nur die Antwort einer Frau! Unsere Männer haben andere Fäuste! . . . Karl . . . hier! . . “

Der Diener stürzte in das Zimmer Er hörte sie nicht in seiner atemlosen Meldung: „Sie trommeln, gnädiges Fräulein! In zwölf Stunden müssen die Russen nachgeben oder . . .“

„Du lügst, Kerl . . .“

„Und in achtzehn Stunden die Franzosen!“

„Das wagt ihr?“ sagte Nikolai von Schjelting langsam und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als träumte er. „Ihr fangt an?“

„Hurra! Hurra!“

„Hören gnädiges Fräulein? Da kommen sie die Straße hinunter. Alles schwarz von Menschen!“

Draußen brausten Hunderte von Stimmen. Die Fenster dröhnten vom Trommelwirbel. In scharfem Kommandoton wurde durch die jähe Stille etwas verlesen. Etwas von drohender Kriegsgefahr. Als Inge Tillesen sich wieder umdrehte, war das Zimmer leer. Nikolai Schjelting war fort. Verschwunden draußen in der wieder strudelnden und jubelnden Menge, dem Hurrarufen, dem Massengesang. Dann hörte sie hinter sich die heisere, aber glückliche Stimme des zu ihrem Vater in das Haus geeilten Generals Isebrink. Er mußte schreien, um das Jauchzen draußen zu übertönen.

„Uff! . . . Endlich! . . . Endlich! . . . Endlich hat's ein Ende mit der verfluchten Zucht! Jeder Mistfink von außerhalb durfte frech gegen uns werden . . . Verzeihen Sie, Fräulein Inge . . .“

„Ach . . . nur immer zu, Exzellenz!“

„Aber nu wird deutsch geredet! Hol's der Deubel! Nu hat's sich ausgeglückwünscht! Nu hat sich's ausgebiedert und Hände geschüttelt! Liebste . . . Beste . . . Ich möchte ja die Wände hochgehen vor Freude: Ich habe eben telegraphisch meine Order! An die Front — wo's am vordersten ist! Übermorgen früh meld ich mich schon hinterm Gießhaus in Berlin!“

„Herzlichen Glückwunsch, Exzellenz . . .“

„Ja, das wäre ja nun alles schön und gut. Aber nun sehen Sie mal! Depesche Nummer zwei von meinem Filius Paul aus Konstantinopel! Das heißt, nicht mehr aus Konstantinopel! Inzwischen ist er schon auf dem Weg nach Deutschland! Der Bengel ist verrückt!“

„Was?“

„Bildet sich ein: Ich hockte jetzt hinter dem Ofen! Drahtet mir in aller Unschuld seines Herzens: ‚Eintreffe ersten August — das ist übermorgen — also ersten August München zu sofortiger Weiterfahrt und Verwendung im Osten!‘ . . .“

„Nun — das ist ja schön!“

„Ja, und gefälligst weiter: ‚Bitte erwarte mich dort Hauptbahnhof mit Geldern für Pferdeankauf und Equipierung und Kartenmaterial!‘ Ja, was glaubt denn das Paulchen? . . . Ich bin übermorgen in Berlin! Aber kriegen muß er seine Moneten! Meine Frau liegt an ihrem Asthma . . .“

„Schicken Sie mich!“

„Sie, Fräulein Inge?“

„Na, warum denn nicht?“

„Sie wollten wirklich diesen Liebesdienst . . .“

„Ach, reden wir doch nicht lange, Exzellenz! Geben Sie mir schon die Siebensachen! Ich reise noch heute abend!“

Die zwei Exzellenzen schauten sich an. Sie waren beide alt. Aber sie waren beide auch einmal jung gewesen. Darum dämmerte es ihnen.

„Wie soll ich Ihnen denn das danken, Fräulein Inge?“

„Gar nicht, Exzellenz! Das geschieht fürs Vaterland! Ja, was lachen Sie denn? . . .“

„Sie lachen ja selber . . .“

Inge Tillesen wurde über und über rot. Aber sie lachte wirklich und herzhaft. Der alte Isebrink breitete die Arme aus.

„Kommen Sie, Kind!“ sagte er. „Geben Sie mir 'nen Kuß! Er geht ja nicht an die richtige Adresse! Aber doch so nahebei! Nicht?“

„Ja.“

„Na, Gottes Segen! Wohin denn?“

Aber Inge Tillesen war schon die Treppenstufen der Halle hinauf und weg. Unten sagte der alte Isebrink zu dem Geheimrat: „Na — da geben wir uns die Hand, Exzellenz! So geht's! Nu erfüllen sich die Zeiten! Es hat ein Ende mit vielem, und viel Besseres fängt an!“ (Fortsetzung folgt.)

In dem eroberten Bialystok.

Hierzu 9 Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Bialystok oder weißer Zufluß hat seinen Namen nach dem kleinen Flüßchen Biala, das ca. 5 km östlich der Stadt entspringt und einen Nebenfluß der Supraſl bildet. Es liegt 137 m über dem Meeresspiegel, mitten in der waldreichsten Gegend Westrußlands, war Kreisstadt des Gouv. Grodno und eine bedeutende Handels- und Industriestadt. Die Einwohnerzahl betrug 1914 fast 100 000, von denen 5% Deutsche, 20% Polen und Litauer, 5% Weißrussen und 70% Juden waren.

Die erste geschichtlich nachweisbare Erwähnung Bialystoks fällt in das Jahr 1320. Der Gründer soll Fürst Gedimin sein, der von 1316—1341 regierte.

Das Schloß, ein nach den Plänen französischer Architekten groß angelegter Bau, ist um das Jahr 1703 gebaut worden und bildet eine Nachahmung des Königschlosses in Versailles. Die innere Einrichtung soll einen großen Kunstwert gehabt haben. Nach der Besitzergreifung durch die Russen 1807 hat Kaiser Alexander I. fast alles nach Petersburg schaffen lassen.

Der Schloßgarten mit herrlichen Gewächshäusern, Terrassen, Brunnen, Figuren und schattigen Alleen war der schönste und berühmteste ganz Litauens, und auch der direkt angrenzende Wildpark, der 15 qkm umfaßte, war durch seinen verschiedenartigen reichen Wildbestand bekannt.

Ein eigenes Sommer- und Wintertheater waren auch vorhanden, und selbst ein künstlich angelegter größerer Teich fehlte nicht. Dieser Teich ist erst vor 20 Jahren zugeschüttet worden, auf seinem Platz befindet sich jetzt der Stadtgarten und das angrenzende Grundstück des Elektrizitätswerkes.

Nach der 3. Teilung Polens im Jahre 1795 kam der Bialystoker Bezirk als Neu-Ostpreußen zum Königreich Preußen, er wurde vom König von Preußen für 217 000 Taler von den Besitzern gekauft. Bialystok wurde jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, und erst 1843 verlor sie ihre Bedeutung als solche, indem der ganze Bialystoker Bezirk dem Grodnoer Gouvernement einverleibt wurde.

In den 12 Jahren der preußischen Regierung ist ein ganz bedeutender Aufschwung in der Entwicklung Bialystoks zu verzeichnen, der auch von russischen Historikern anerkannt wird. So wurden viele Steinhäuser gebaut, z. B. das Gymnasium, das Haus der jetzigen Ortskommandantur, das Haus der Oberbürgermeisterei u. a. Straßen wurden angelegt, so die Bürgerstraße, auch Klein-Dorf genannt, die Straßen wurden gepflastert, Schulen gegründet, u. a. m.

Die in der Preußen-Zeit eingewanderten Deutschen blieben auch nach dem Tilsiter Frieden 1807 zum Teil in Bialystok, und so erklärt es sich, daß bei dem Rückzug Napoleons I. im Winter 1812 versprengte und zurückgebliebene Soldaten der deutschen Hilfstruppen, worunter sich auch sächsische Weber befanden, hierblieben und mit der später zu großer Blüte gelangten Handweberei anfingen.

Als Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung Alexanders III., durch das neue Gesetz über den Grundbesitz der Ausländer die Rechte derselben bedeutend geschmälert wurden, sahen sich viele Reichsdeutsche, die inzwischen hier ansässig geworden waren, gezwungen, die russische Untertanenschaft anzunehmen, und daher gibt es in Bialystok nur eine geringe Zahl von Reichsdeutschen.

Heute befinden sich in Bialystok neben der Tuchindustrie hauptsächlich Gerbereien, für Lederfabrikation, eine große Seidenplüschfabrik, zwei Hutfabriken, einige Bandfabriken, zwei Maschinenfabriken, drei Eisengießereien, drei Mühlen, Sägemühlen und alle anderen Industriezweige. Mit der Industrie zugleich hob sich



Deutsches Militär exerziert in Bialystok.



Ankunft des Schnellzuges Berlin—Warschau—Bialystok.



Der Betrieb in der Orts-Etappen-Kommandantur in Bialystok.



Blick in das Offizierkasino (Aquarium).



auch der Handel, und so ist Bialystok, dank der günstigen Lage an einem großen Eisenbahnknotenpunkt, im Lauf der Zeit einer der bedeutendsten Plätze Westrußlands, ausschließlich Polens, geworden.

Der frühere Wildpark ist jetzt Stadtwald und bildet im Sommer eine beliebte Erholungstätte der Einwohner. Im Wald befindet sich ein großer Konzertgarten mit Wirtshaus-



Stimmungsbild am Markt. Im Hintergrund die verwüstete kathol. Kirche. Oberes Bild: Auf dem Fleischmarkt.



Etappenmagazin einer Armee im Osten.



Am Schabbes in Bialystok: Musik eines Landsturmbataillons.



Hauptspeisesaal in der Kriegsverpflegungsanstalt Bialystok.

betrieb und auch eine Sommerbühne. Bialystok hat seit 25 Jahren Wasserleitung, seit 20 Jahren Pferdebahn und seit sechs Jahren elektrische Beleuchtung, die von einer deutschen Gesellschaft eingerichtet worden ist. — Bialystok war auch große Garnisonstadt. Hier lagen außer dem Stab des 6. Armeekorps zwei Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter, zwei reitende Feldartilleriebatterien und der dazu gehörende Train, auch war in den letzten Jahren bei Bialystok, fünf Kilometer nördlich, eine große Luftschiffhalle gebaut worden.

Der moralische Schneeballen.

Skizze von Lo Lott.

Es war eine gute halbe Stunde Weg durch den kalten Wintertag. Reiner Bertling schritt tapfer zu, denn er wollte rasch zu seinem Ziel kommen. Der Dienst hatte ihn zurückgehalten, und er wußte, daß sie auf ihn warteten.

Als er in die Stube trat, empfing ihn ein freundliches Hallo. „Der Kaffee wird kalt," sagte Leutnant Merkel bedauernd, „und wir wollten nicht ohne dich anfangen. . ." Bertling stampfte den Schnee von den Füßen, warf den Ueberrock dem Burschen zu. Dann gruppierten sich die fünf Offiziere um den Tisch, an dem Merkel die Hausfrau spielte.

„Ihr müßt vorliebnehmen", sagte er. „Denkt, ihr seid bei einem armseligen Gutsbesitzer in Kurland, dem seine Klitsche bis auf das Gutshaus abgebrannt ist, und der nichts anderes gerettet hat — als eine Kaffeekanne und seinen Humor. . . Also . . . macht's euch gemütlich, Kinder, und erzählt. . ."

Die gekittete, buntbemalte, livländische Kaffeekanne machte die Runde, der Tabak dampfte. Von draußen her kam eine tiefe Stille, die nur dann und wann von ablösendem Postenschritt unterbrochen wurde.

„Bertling kommt an die Reihe. Er ist als letzter vom Urlaub zurück", sagte Graf Hermannsdorf und streckte sich bequem auf dem Feldbett aus. „Nun, was macht die Heimat und das Leben in Berlin? . . ."

Bertling lächelte, aber es war, als gälte sein Lächeln nicht der Gegenwart, sondern einer Erinnerung. Er hatte ein feines, durchgeistigtes Gesicht und Augen, die allen Dingen auf den Grund zu gehen schienen. Ein leichter Mißmut machte dem Lächeln Platz, und Leutnant Merkel beeilte sich, einem Mißakkord in der Unterhaltung zuvorzukommen.

„Fragt ihn lieber nach seiner Frau. . . Nicht wahr, Bertling, du warst eigentlich nur einen Tag verheiratet . . . und dann jetzt der erste Urlaub? . . ."

Bertling nickte.

Alle entsannen sich mit einem Mal, daß Reiner Bertling die stille, kleine Helene Rasmussen geheiratet hatte, für die sich keiner im Regiment erwärmen konnte. Sie hatten sie die „fromme Helene" benannt. Denn Helene Rasmussen besaß gar nichts, was einem Offizier gefallen konnte. Sie war nicht elegant und nicht lustig. Sie saß ausgezeichnet im Sattel, aber sie wagte nie einen Sprung.

Als Bertling sie heiratete, war es unverhofft gekommen, so in die Zeit hinein, in der man keinen Augenblick an etwas anderes als an die eigenen Vorbereitungen für den großen Weltkrieg denken konnte, daß man über Helenens Fähigkeiten zur Soldaten- und Kriegerfrau nicht nachdachte. Nun aber in der großen Kampfpause an der Düna, als Merkels alte Kaffeekanne freundlich summte, erinnerte man sich plötzlich der kleinen, stillen Helene Rasmussen mit Nachsicht und Bedauern.

„Ich weiß, was ihr jetzt alle denkt", sagte Bertling entschlossen. „Darum will ich meine Geschichte erzählen. Ich bin ja ohnedies an der Reihe. Sie heißt: Der moralische Schneeballen."

„Hoho", riefen die Offiziere belustigt. „Bertling muß natürlich etwas Besonderes ausknobeln. . ."

„Der Titel ist nicht von mir", beschwichtigte Bertling. „Ein Größerer hat ihn erdacht. . . Er ist von Goethe. Aber die Geschichte ist mir — mit meiner Frau passiert. Und der Titel paßt zu der Geschichte."

„Ihr wißt, ich liebe den Schnee und die weiße Weite. Wenn's anging, habe ich meinen Urlaub immer im Winter genommen. Ich war auch jetzt in dem Badener Ländle. Meine Frau begleitete mich. Sie ist nur eine mittelmäßige Skiläuferin. Aber wenn man so wenig Tage nur verheiratet ist und alle Sonne scheint . . . dann fragt man nicht danach, wie schnell die Hölzer laufen. Man gleitet über den glitzernden Schnee, huscht durch die schwerbeladenen Tannenwälder und vergißt. . ." Bertling machte eine Pause, fuhr leichthin über die Stirn. . . „Woran wir immer denken müssen . . . glaubt mir . . . auch das kann man vergessen. Kanonendonner und bleiche, starre Gesichter. . . Man sieht nur, wie herrlich schön die Sonne scheint, und lebt dem seltsam tragenden Gefühl der Stunde! Wir sprachen beim Singen der Skier immer nur vom Leben . . . niemals sprachen wir vom Tod. . . Aber da ihr meine Frau kennt und wißt, daß sie aus keinem Soldatenhaus kommt, sondern aus einer stillen Gelehrtenstube, werdet ihr wohl verstehen, daß Helene innerlich sich nie von der Angst frei machen konnte, diese Stunden würden die letzten für mich und sie sein. Hinter dem Alpenrand und hinter dem glutroten Sonnenball auf Firnen und Wächten sah sie den Krieg und den Tod. Ich lächelte und versuchte ihr klarzumachen, daß es noch andere und häßliche Möglichkeiten des Sterbens gebe, hier und dort und überall. Aber ich konnte sie nicht überzeugen, konnte ihr auch nicht zürnen. Denn nicht jede Mutter und nicht jede unserer Frauen hat das Zeug, eine Heldin zu sein. Da kam der Tag, der Helene zwang, mir zu glauben. . . Wir hatten ein leichtes Programm wie immer: Ueber den Berg, die Wächte links liegen lassend, zu der Todtnauer Hütte hinunter und zurück über den Feldberg. Der Himmel war bewölkt, und ich merkte wohl einen seltsamen atmosphärischen Druck in der Luft. Der Wirt meinte, wir sollten die Fahrt heute lassen, denn das Wetter sei nicht geheuer. Aber es war mein vorletzter Tag, und ich wollte dorthin. Leichter Pulverschnee war in der Nacht gefallen. Ich fuhr die Spur, der Helene folgte. Unsere Hölzer waren frisch gewachst. Sie pflügten den Schnee wie Sand. Er spritzte vor Luft auf, und ein leichter Wind wirbelte ihn wie Perlen um unsere Füße. Unsere Skier sangen. Wir hielten geraden Kurs und kamen in vollem Licht über den Berg. Aber als wir die Ebene suchten, fanden wir graue, kleine Schwaden, und ich mußte meinen Kompaß und die Karte vorsuchen. Dennoch schien der Himmel klar. Wir fuhren ab, erreichten die Hütte und tranken unseren Tee. Der Todtnaubauer sagte sehr nebenher, ob wir nicht bei ihm übernachten wollten. Ich wußte nicht recht, ob er ein Geschäft oder einen guten Vorschlag beabsichtigte, und lehnte ab. Als ich herauskam, sah ich wohl, daß die Schwaden höher gestiegen waren, und daß die Kuppel des Feldberges in tiefen Schleiern hing. Ich beschloß, direkt heimzufahren. Kaum aber waren wir die ersten zwanzig Meter gestiegen, als ein wirbelnder Wind aus allen Ecken brach und Schnee brachte. Ich berechnete, daß wir in einer halben Stunde auf dem Berg und dann in unfehlbarer Abfahrt in vier Minuten im Hotel waren. Ich beschloß, vorwärts zu laufen. Mit jedem Schritt aber merkte ich, daß die Skier tiefer und tiefer den Schnee durchfurchten, und daß das Gestöber zunahm. Vor und hinter mir war nichts zu sehen . . . es war also gleich, wohin wir gingen. Ob zurück zur Hütte oder in das Hotel. Helene war hinter mir. Doch als ich mich einmal umsah, konnte ich sie nicht mehr finden. Grau in Grau, dicht und dick fiel nur der Schnee. Ich rief, und Helene antwortete. Es war unheimlich, denn obwohl ich wußte, daß sie nur wenige Schritte entfernt sein konnte, klang ihre Stimme wie aus weiter Ferne. Jede Minute schrie ich . . . jede Minute kam ihre Antwort. Sie rief mir zu, ihre Stimme klang jetzt ganz nah, doch ich griff in die Leere und in den dick fallenden Schnee. Mir war, als weinte Helene, und ich, der ich nicht einen Augenblick an die Gefahr geglaubt, hörte aus diesem angstvollen Weinen plötzlich die große und letzte Not schreien. . . Ja . . . ja . . . ohne Zweifel . . . wir waren mitten im tollsten Schneesturm. Wir konnten nicht vor- — noch rückwärts, denn vollständig unorientiert in diesem grauen, fühlbaren Nichts mochte die gefährliche Wächte, die dreißig, auch vierzig Meter abgeht und der Zeitberechnung nach hier irgendwo liegen mußte, unser sicherer Tod sein. Vielleicht waren wir schon an ihrem Rand, vielleicht trug uns nur noch ihr trügerisch und spielend aufgeworfener Ueberhang, an dem der Schnee sich rascher als anderswo kristallisierte, der bei dem leichtesten Ruck nachgab . . . abbrach! „Steh still", rief ich Helene zu und mußte mich zusammennehmen, daß meine Stimme bestimmt klang. Ich hörte ihr wehes, der Todesangst abgerungenes: Ja. Meine Hände begannen meine Frau zu suchen, wie ein Blinder tappte ich in Luft, in Nebel und Schnee — umsonst . . Helene . . Helene! und immer wieder ihr: ja . . ja und das Fallen der Flockenwand, das zu knarren, zu donnern, zu morden begann. Ich fühlte, der Schnee kroch an meinen Füßen herauf, die Skier stachen fest . . . wir waren daran einzuschneien. Wir mußten uns bewegen. Ich konnte schon einiges wagen, aber Helene . . ? Nie hab ich Angst gespürt, Kameraden. Ihr wißt es. Aber nun kam eine grenzenlose Angst über mich . . eine Angst, die um den anderen ging. In diese qualvollen Minuten, in denen man sein Leben tausendmal zu opfern bereit ist für den andern . . in diesen Minuten lernte ich Helene verstehn . . . Ich lernte den Tod fürchten, der den anderen trifft . . . Ich warf mich auf den Schnee, kroch zurück, griff umher, drückte mit aller Kraft auf das Gelände . . . Da plötzlich ein wahnsinniges Krachen, ein ungeheurer Fall, ein Donner aus der Tiefe. Mein Arm hing über einem Rand schwankend in der Leere. Da, wo fester Grund noch war, war Leere! Der Karstrand der Wächte hatte sich gelöst . . Vor mir war der Absturz und das Ende . . . . Der abgelöste Schneeballen jauchzte unten aufschlagend: Hoihiii! Mir war, als hörte ich Helenens Weinen in diesem Jauchzen. Ich rief ihr zu — keine Antwort mehr. Ich wußte nun, wo die Wächte war: so fuhr ich auf Tod und Leben in Schnee und Schleiern herum, fuhr und schrie den Namen meiner Frau.

„Der Schneefall ließ nach, ein Orkan kam auf, jagte ihn in wenigen Minuten über die Berge weg. Ich sah wieder, sah eine weite, weiße, gleichmäßige Fläche und weit, weit hinten am Horizont eine Gestalt, die in dem plötzlichen Klar der Luft in den Himmel zu ragen schien — Helene! Wie ein Blitz jagte ich über das Gelände, stand neben ihr, sah ihr in die Augen. Sie war bleich, aber ganz ruhig. „Hast du den Schnee-

ballen gehört, der von der Wächte in die Tiefe fiel?" fragte sie. „Wir waren dicht an ihm . . da hättest du sterben können." Sie hielt einen Augenblick im Sprechen inne, dann legte sie ihre kalten, zitternden Arme um mich, und jedes Wort war eine Bitte um Verzeihung, ein Versprechen und ein Gebet. „Reiner, da ich gesehen habe, wie gräßlich der Tod sein kann, weiß ich auch, daß er schön sein muß als Erfüllung einer Pflicht . . . Ich werde nie mehr weinen und klagen, Reiner, wenn du, fort von mir, im Felde stehst."

Die Offiziere blieben stumm, sahen bewegt an Bertling vorüber.

Reiner Bertling zündete sich eine Zigarre an. „Seht ihr, Freunde, weil ein Schneeballen meine Frau zu einer rechten Soldatenfrau gemacht hat, nenne ich meine Geschichte den „Moralischen Schneeballen".

Die kommende Mode.

Hierzu 7 Aufnahmen von E. Schneider.

In den Bestimmungen vom 1. Februar d. J., die auf eine Streckung aller Wirk-, Web- und Strickware hinweisen, wird ausdrücklich betont, daß sich die neuen Maßregeln nur in ganz beschränkter Weise auf die Stoffe und Zutaten für Frauen- und Kinderkleider beziehen. Es gibt eine unendliche Menge von Geweben, die in der Tat keinerlei praktischen Bedürfnissen zu dienen imstande sind, und die aus diesem Grunde den Frauen unbenommen bleiben werden.

Abgesehen von den für praktische Zwecke und für den Alltag bestimmten Kleidern kommen aus Seide gewirkte



1. Schneiderkleid mit Tressengarnitur und rundem abstehendem Kragen.



2. Straßenkleid mit rundgeschnittener und weißer Pikeeweste.



3. Einfaches Straßenkleid mit kurzer, geschlossener Jacke.



4. **Einfaches Straßenkleid**
aus kaffeebraunem Taft.

fachen schlichten Sinn, der natürlicherweise in dem ganzen Modenbild zum Ausdruck kommt. Schon seit Kriegsbeginn hat das viele Drum und Dran der Kleidung keinen Beifall mehr gefunden, und in Schnitt und Farbe bemerkte man deutlich den Wunsch nach Einfachheit. Würde man gänzlich darauf verzichten, sich nach Möglichkeit und der Zeit entsprechend gut zu kleiden, würde ein unabsehbares Heer von Menschen arbeit- und brotlos werden. Alle Hilfsindustrien würden stocken, und die Not würde sich weit mehr auf die ärmere Bevölkerung, die Heimarbeiterinnen usw. erstrecken, als es die Verbraucherinnen zu ahnen imstande sind.

Mit Verständnis haben die führenden Kreise sich besonders jenen Hilfsindustrien zugewandt, deren Erzeugnisse vor dem Kriege aus dem Ausland bezogen wurden. Man



6. **Taftrock mit buntgewirkter,**
von Pelz eingefaßter Bolerojacke.



5. **Schwarzes Taftkleid**
mit Aermeln aus seidenem Schleierstoff.

Samte und vor allen Dingen alle Seiden in Frage. Nächst ihnen die leichten Sommerstoffe und ein ganzes Heer Zierlichkeiten und Duftigkeiten, die, zu Verschönerungszwecken bestimmt, auch nur hier Nutzen stiften können.

Es kommen, wenn auch in wenig beschränktem Maße, Wollstoffe für Frauenkleider in den Verkehr; bei ihrem Verbrauch muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß eine Stoffverschwendung durch allzu weite Röcke oder überflüssigen Ballast nach Möglichkeit vermieden werden soll. Dieser Gesichtspunkt muß mit aller Entschiedenheit festgehalten werden.

Unsere Abbildungen können als Richtschnur für diejenigen gelten, die sich im Rahmen der bestehenden Modenrichtung zu kleiden wünschen. Sie beweisen den ein-

erinnere sich nur der Spitzenfabrikation, die bis auf einen kleinen Teil von den nun uns feindlichen Nationen eingeführt wurde. Aber der Krieg öffnete uns auch hier die Augen und zeigte, daß eine Reihe von modischem Beiwerk deutschen Ursprungs war, aber erst in das Ausland wanderte, um erheblich teurer und mit großem Zollzuschlag zurückgekauft zu werden. Derartige Torheiten werden von nun an keinen gedeihlichen Boden mehr bei uns finden, denn wir haben gelernt, daß auch in modischen Erzeugnissen in bezug auf Geschmack, Phantasie und Handfertigkeit die Deutschen neben allen, selbst den vielgepriesenen Franzosen, gut bestehen können.

Den Wunsch, im äußeren Kleid Einfachheit zu bewahren,

beweist besonders das Schneiderkleid (Abb. 1), das eine früher vielgeschätzte, in den letzten Jahren vernachlässigte Richtung vertritt. Die Jacke ist glatt und anliegend gearbeitet, vorn durchgeknöpft, und nur die Tressenverzierung hebt die große Schlichtheit. Der Rock dieses Straßenkleides hat eine bescheidene Weite, die wie die Jacke durch Tressen belebt wird. Das hell gemusterte Innenfutter des runden, etwas abstehenden Kragens nimmt dem dunklen Anzug sein allzu strenges Aussehen. Die Aermel sind ein wenig weiter als bisher, jedoch kommt auch bei diesem Schnitt ein vergrößerter Stoffverbrauch nicht in Frage.

Der hohe Hut vertritt die Neigung, die Kopfbedeckung nicht mehr flach, sondern möglichst nach oben strebend zu behandeln. Es ist ein duftiges Tüllgebäude ohne jegliche Verzierung, das, dem Kleide gleich, nur in einer geschickten Formgebung seine Wirkung sucht. An den schmalen, ein wenig hochgebogenen Hut reiht sich ein kurzer Schleier aus dem gleichen Material wie der Hut selbst.

Wie fast stets zu Beginn des Frühjahrs, so sind auch die Jacken kürzer als im Winter. Der abstehende Schoß an der kleinen, durch eine Weste geschlossenen Jacke (Abb. 3) ist ein wenig glockig gearbeitet. Der Rock dieses Kleides bewegt sich auch in gemäßigten Grenzen. Die Aermel und der rückwärts hochstehende Kragen lehnen jede Neigung zum Auffälligen ab.

Auch das braune Straßenkleid (Abb. 2) mit der vorn abgerundeten Jacke wird durch eine kleine Weste belebt, und zwar sehen wir an diesem Kleid wieder die Einfügung einer weißen Pikeeweste. Mit dieser stimmen die Aermelaufschläge überein. Die Aermel dieses Kleides zeigen den Wunsch zu einer launischen Abwechslung. An die lange, durch eine Knopfreihe geschlossene Stulpe schließt sich eine etwas glockig geschnittene Rüsche, während der obere Teil des Aermels etwas weiter gehalten ist. Derartige Spielereien müssen natürlich nicht allzu ernst genommen werden — wem sie gefallen, der kann sie mitmachen. Das Kostüm als solches wird in seiner Wirkung nicht die geringste Einbuße erleiden, wird von der Ausgestaltung dieser Einzelheiten Abstand genommen. Auch der weite Rock kann von seiner Fülle noch ein wenig einbüßen. Da aber diese Kleider jetzt vielfach aus Seide oder leichtem Samt hergestellt werden, liegt zunächst kein Grund vor, mit der Fülle allzustreng ins Gericht zu gehen. Der kleine Hut aus Seide und Seidenband gewinnt an Kleidsamkeit durch den angearbeiteten, lose herabhängenden kurzen Schleier.

In anderen Jahren wäre es vielleicht etwas verfrüht, jetzt schon seidene Kleider zu zeigen. Die Zeitverhältnisse haben jedoch die Begriffe ein wenig verschoben. Das kaffeebraune Taftkleid (Abb 4) mit seinem einfachen Rock und einer apart geschnittenen Jacke wird jedoch vielen Damen eine willkommene Anregung bieten. Wenn es kühl ist, wird man über diesen Kleidern Pelze tragen, die in den letzten Jahren die Mode so sehr begünstigte.



7. Kleid aus weichem Chinakrepp mit Tüllärmeln.
Großer Tüllhut mit einer Rose.

Das aus zweierlei Stoff zusammengesetzte Kleid (Abb. 6) veranschaulicht eine praktische Methode. Es zeigt uns, wie gut verschiedenes Material sich miteinander verträgt. Deshalb wird diese Abbildung auch die verschiedensten Anregungen geben. Die kleine, in Boleroform geschnittene Jacke gehört mit zu den Günstlingen der diesjährigen Mode. Sie ist aus buntgewirkter Seide gearbeitet und fügt sich außerordentlich gut dem einfarbigen Taftrock an.

Das schwarze Taftkleid mit der schlichten Bluse und den kurzen Puffärmeln (Abb. 5) gewinnt durch Einfügung der duftigen Aermel aus seidenem Schleierstoff. Der seitlich geraffte Rock vertritt eine der neuen oder neuesten Modenrichtungen, die für seidene Kleider ziemlich allgemein beliebt sind, und die als Einzelerscheinung ruhig weiter bestehen dürfen

Wann . . .?!

Wann ist der letzte Schuß getan?
Wann gürten wir den Säbel los,
Um so wie einst, von Waffen bloß,
Zu schreiten auf vertrauter Bahn?

Wann wird die Sonne nicht mehr sein
Signal zum Kampf um unser Blut?
Wann gibt sie uns von ihrer Glut,
Um wieder friedlich zu gedeihn?

Horcht, horcht! Aus Lärm und Schlachtenbraus
Erklingt ein Ton dem feinen Ohr,
Der klingt so süß wie je zuvor:
Ein Glockengruß von Heim und Haus.

Leo Heller.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 9. **Berlin, den 26. Februar 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 9.



Die sieben Tage der Woche.

15. Februar.

Eins der österreichisch-ungarischen Flugzeuggeschwader, bestehend aus elf Flugzeugen, belegt den Bahnhof und Fabrikanlagen in Mailand mit Bomben.

16. Februar.

Die Engländer greifen dreimal vergebens die von uns eroberte Stellung südöstlich von Ypern an. In der Champagne wiederholen die Franzosen den Versuch, ihre Stellungen nordwestlich von Tahure zurückzugewinnen, mit dem gleichen Mißerfolg wie am vorhergehenden Tage.

Die türkische Festung Erzerum wird von den Russen eingenommen.

17. Februar.

Unsere Flieger greifen Dünaburg und die Bahnanlagen von Wilejka an.

18. Februar.

Die Engländer versuchen nochmals, ihre Stellungen südöstlich von Ypern zurückzugewinnen. Sie werden blutig abgewiesen.

Nordwestlich von Lens und nördlich von Arras sprengen unsere Truppen mit Erfolg Minen. Hart südlich der Somme bricht ein Angriff frisch eingesetzter französischer Truppen in unserem Feuer zusammen.

Eine durch österreichisch-ungarische Truppen verstärkte Albanertruppe besetzt Kavaja. Die dortige Besatzung, Gendarmen Essad-Paschas, konnte sich der Gefangennahme nur durch Flucht zu Schiff entziehen.

19. Februar.

Unsere Truppen bringen wiederum einen durch starkes Feuer vorbereiteten englischen Angriff südöstlich von Ypern zum Scheitern. Im Abschnitt nördlich und nordöstlich von Arras Minen- und Handgranatenkämpfe. Wir besetzen einen von uns gesprengten Trichter. Auf der Front zwischen der Aisne und der Maas ist stellenweise stärkeres feindliches Artillerie- und Minenfeuer.

Durch eine größere Sprengung zerstören wir einen Teil der französischen Stellung auf der Combreshöhe.

Die Unternehmung eines italienischen Flugzeuggeschwaders gegen Laibach nimmt einen kläglichen Verlauf. Die Mehrzahl der Flugzeuge wird schon an der Kampffront zur Umkehr gezwungen; drei erreichen Laibach und werfen in die Nähe eines dortigen Spitals und auf mehrere Ortschaften der Umgebung ohne jeden Erfolg Bomben ab. Bei der Rückkehr greifen österreichisch-ungarische Flieger die feindlichen an und holen ein Caproni-Großkampfflugzeug herunter.

20. Februar.

Am Yser-Kanal nördlich von Ypern wird die englische Stellung in etwa 350 Meter Frontbreite gestürmt. Alle Versuche des Feindes, in nächtlichen Handgranatenangriffen seine Gräben zurückzugewinnen, scheitern.

Marineflugzeuge belegen Flugplatz und Truppenlager von Furnes südöstlich von La Panne ausgiebig mit Bomben.

21. Februar.

Deutsche Marineflugzeuge greifen die englische Küste an. Es wurden Fabrikanlagen in Deal, Bahn- und Hafenanlagen sowie ein Gasometer in Lowestoft ausgiebig und mit gutem Erfolge mit Bomben belegt.

Nördlich von Ypern wurde ein englischer Handgranatenangriff gegen unsere neue Stellung am Kanal abgewiesen. Südlich von Loos mußte sich der Feind vor unserer Trichterstellung wieder zurückziehen; an der Straße Lens—Arras griff er vergeblich an.

Bilder und Gedanken aus einer Reise nach Frankreich.

Von Ida Boy-Ed.

I.

Ein kühles, klares Licht füllte die Höhe. Jenes feine, zurückhaltende Licht, das ein Schein des Frühlings ist. Aber auf der belgischen Erde waren doch alle Dinge von dem dünnen, bläulichgrauen Dunst überstrichen, den der Atem des Meeres weit in die Flachlande hineinhaucht, die es begrenzen. Er ist wie eine Schminke und nimmt dem Gesicht jeder Landschaft die allzu harten Linien. Vom Fenster des Zuges aus gesehen, gab es vorbeihuschende Bilder und Eindrücke, als fahre man durch den Frieden, durch ein merkwürdig schweigendes, kaum bevölkertes Land, das still auf die schöne Jahreszeit warte. — Und ich fuhr doch, um etwas vom Kriege zu sehen! Nicht inmitten dröhnender Erschütterungen neben feuernden Batterien. Nicht zwischen den bedrängenden, feuchten Wänden der den Boden durchfurchenden Schützengräben. Diese Unmittelbarkeit des Schreckens mußte der Frau versagt bleiben. Ich fuhr, um des Krieges Fußstapfen wenigstens auf einer Wegstrecke nachzugehen — nach Frankreich —

Wohl war es zu allernächst eine Pilgerfahrt zu mir schmerzlich heiliger Stätte. Aber in diese persönlichsten Empfindungen trauervoller Sehnsucht mischte sich auch eine unerhörte Spannung. Gewaltiger noch als jedes Eigenleben ist die Verbundenheit mit der ungeheuren Zeit.

Die Zahl der Kriegsbilder ist groß; das beschwingte und malende Wort, trefflich meisternde Federn haben sie

aufgezeichnet. Keine deutsche Zeitung, von den Weltblättern mit der Riesenauflage an bis zum letzten kleinen Kreisblatt, die nicht berichtende Briefe von allen Schauplätzen her brächten. So glaubt man, sich Vorstellungen haben bilden zu können. Aber das eigene Schauen ist dennoch wie eine Offenbarung. Wahrscheinlich, weil man noch ganz andere Dinge beobachtet als die, welche man erwartet hat. Und wenn ich knapp zusammenfassen soll, was mir das wuchtigste, am stärksten zu mir sprechende Erschaute gewesen ist, so muß ich sagen: die wunderbare Fülle der Friedensarbeit unmittelbar neben den grauenvollen Spuren des Krieges!

Der Zug, der morgens von Köln nach Laon fährt, hat auch einen Wagen für Zivilpersonen, was natürlich nicht ausschloß, daß er von vielen Offizieren benutzt wurde und das bürgerliche Wesen in ihm ganz spärliche Erscheinungen waren. Von Herbesthal an war ich die einzige Frau im Zuge und von Namen (Namur) an überhaupt das einzige unsoldatische Geschöpf in der langen Wagenschlange von Feldgrauen. Aber in meinem Abteil führte ich ein völlig ungestörtes und auch keinen Menschen behelligendes Dasein. Die Prüfung in Herbesthal und die während der Fahrt mehrfach wiederholte Durchsicht der Papiere wurde mit der größten Höflichkeit ausgeführt. Wer des Wegs von Deutschland daher kommt, ist auch auf seine vaterländische Zuverlässigkeit hin so genau geprüft, und sie ist ihm von so gewichtigen Stellen durch die unanzweifelbarsten Papiere bescheinigt, die überdies nur sehr selten Nachsuchenden gewährt werden, daß alle Schwierigkeiten eigentlich schon vorweg überwunden sind.

In Friedenzeiten ist uns der stramme Beamtenton, der oft bis zur Rauheit geht, zuweilen etwas auf die Nerven gefallen und hat uns wohl manchmal mit einem ergebenen Seufzer an Schopenhauers Wort von den Fehlern der Vorzüge denken lassen. Jetzt im Kriege, wo der Bahnbeamtenschaft doch Tausende von Malen die Dinge hätten über den Kopf wachsen können, erfährt man fast nur liebenswürdige Geduld von ihr. Auch war das ganze Personal, das den Zug durch Belgien und Frankreich geleitete, ohne Zweifel ausgesucht und ersten Ranges. Die Sicherheit seines Auftretens in Verbindung mit einer überlegenen Freundlichkeit war sehr angenehm. Wie sehr aber fällt der spärliche Verkehr auf. Kaum daß man von Station zu Station einmal ein halb Dutzend Belgier oder Franzosen den Zug benutzen sieht. Das gibt das Gefühl, als reise man durch Männerstaaten, in denen die Frau fast ausgestorben und der Bürgerrock ein seltenes Stück sei. Nur auf der Rückfahrt am Abend, zwischen Pepinster und Verviers, füllten sich Korridor und dritte Klasseabteile mit offenbar von einer Fabrik Zurückkehrenden. Und auf dieser kleinen Strecke beleuchteten Zugführer und Schaffner sogleich im sonst halbdunklen Wagen den Korridor mit offenen kleinen Dauerkerzen — wozu sie ja Gründe gehabt haben werden.

Etwas wirkte auf der Fahrt besonders verwunderlich, ja ganz verwirrend. Man war doch nicht mehr in Deutschland? Und doch ging Deutschland immer neben dem Zuge her! Seine Ordnung, seine Einrichtungen, seine Wachsamkeit schienen sich auf die Wanderschaft begeben zu haben. Jede Station von deutschen Beamten besetzt. Auf den Gleisen endlose Güterzüge und auf ihren Wagenwänden die Namen aller möglichen deutschen Städte. An den ganz neuen, fast immer dreigleisigen, von frischer Arbeit solide glänzenden Bahnlinien in erstaunlich kurzen Zwischenpausen Schilderhäuser! Die meisten schwarzweißrot angestrichen — der wachthabende Feldgraue, manchmal trotz des von Frühlingsahnen durchwirkten Tages, in einen mächtigen Pelz gehüllt, marschiert seine Strecke auf und ab. Überall an den Bahnhöfen, den Stellwerken, den Durchgängen die uns gewohnten hinweisenden oder bevormundenden Inschriften in unserer Sprache. An den gesprengt gewesenen Brücken, die damals von unseren unvergleichlichen Eisenbahntruppen eilends vorläufig wieder hergerichtet wurden, wird vielfach noch gebaut. Die Wundergebilde aus dünnem Gebälk, das einander nur infolge einer unbegreiflich kunstreichen mathematischen Berechnung stützt, weichen der Wiederherstellung der ursprünglichen Fundamente und Bogenspannungen. Der Zug fährt behutsam über provisorische Verbindungen von Ufer zu Ufer, und man kann überall die Firmen großer deutscher Unternehmungen lesen. Und der Hammerschlag deutscher Arbeit klingt hell und emsig. Sowohl die Sambre, die den Zug von Namen bis fast nach le Chateau begleitet, als auch die Oise, auf die man bei La Fère trifft, werden von der Bahnlinie, erstere mehrfach, überschritten. So hat man immer Gelegenheit zu beobachten, wie wir am Werk sind, Zerstörtes in sichere Ordnung wieder hinüberzuleiten. Aber auch immer wieder sieht man Vernichtungen, die auszugleichen, hinwegzutilgen außerhalb unsrer Aufgaben bleiben muß.

Und diese Vernichtungen sind fürchterlich und sprechen zur Phantasie, als werde sie von Donnertönen aufgeweckt und sofort in die rasendsten Vorstellungen hineingejagt . . . .

Man hat sich in die Landschaft hineingesehen. Eine liebevolle Freude an ihren sanften Reizen beruhigt das Gemüt. Eine Weile, im Herveland, in der Gegend von Lüttich, ist die Bahnlinie von hellen Felsen bedrängt; sie und die noch kahlen Bäume in einer Art von Efeu überklettert, wie man es sonst nur auf der Insel Jersey sieht — einer dieser normännischen Inseln, die England und Frankreich mehrmals, einander bekriegend, sich gegenseitig aus den Klauen gerissen haben! Wuchernder Efeu — das ist immer Idyll. Die Kohlen- und Industriegebiete mit ihren finsteren Farben und bizarren Schlackenhügeln fliegen vorbei — Reiche der Arbeit. Und Arbeit scheint immer Friede. Dann kommt die Maas — da ist Hay — später die Sambre — allerlei Kanäle — Schiffe, in ihrer Form den Elbkähnen ähnlich, liegen gesellig Bord an Bord; ab und an sieht man, wie eins getreidelt wird; am Ufer gehen die schwer stapfenden, sich nach vorn überlegenden Männer, deren Brust der breite Gurt umspannt, an dem die Schiffstaue befestigt sind. An den Ufern und am Rain der Wege stehen oft in Reih und Glied, überhoch aufgeschossen, italienische Pappeln. Es nistet, gerade wie in der Normandie, fast in jeder zweiten Krone eine Mistel als dichter, immer grüner Klumpen — ein schmarotzender, aber dennoch anmutiger Gast des Gezweigs. In ihm lösen sich schon die Säfte aus der Wintererstarrung und fangen an, sich zu rühren. Und um Busch und Baum spielen schon die Stimmungen neu erwachender Lieblichkeiten. — Alles Land ist bebaut. Die Wintersaat grünt nach ihrer Art: niedrig noch in der Vorfrühlingsherbe, aber dicht und wetterfest. Große Koppeln schweren Bodens sind vorbereitet und der Sommersaat gewärtig. In den Gärten tauchen die gelben und weißen Farbenflecke auf, die so ganz außer Zusammenhang noch mit ihrer nächsten Umgebung scheinen: Krokus und Schneeglöckchen — die

Pioniere des Frühlings. — Wo Wald an das Bahngleis tritt, ist auf das merkwürdigste ein breiter Rand gleichsam niedergeworfen. Aber die deutsche Wirtschaftlichkeit hat schon die Stämme gespalten und zu saubern Holzstapeln, die der Verfrachtung harren, geschichtet. Die weiten Gelände in Belgien wie in Frankreich liegen in wartender Fruchtbarkeit . . . .

Schritt denn hier je der Krieg? Wo schrieb er denn seine gräßliche Schrift hin? War sie so leicht verwischbar? Kann sie tief eingegraben gewesen sein? Oder war die heilende, ausgleichende Hand so stark — so Ehrfurcht gebietend kraftvoll? Hier wohnt die Ordnung und der Friede!

Aber jäh zerreißt der Eindruck. — Als töne eine abscheuliche Kakophonie in eine reine Melodik hinein — Trümmerstätten tauchen auf. — Ortschaften, deren Überreste nur noch Ruinen sind, aus deren zerbrochenen Mauern längst jede letzte Spur hinweglöschte, daß da einmal Menschen lebten, lachten, litten, arbeiteten. Selbst der Jammer ist verweht, und nur die Öde des Untergangs spinnt ihr trostloses Grauen um diese zusammengesunkenen Denkmale bürgerlichen Daseins. — Zuweilen bemerkt man inmitten sonst unbeschädigter Ansiedlungen oder in ihrer Nähe ein einziges zerschossenes Haus. Das gibt Rätsel auf. Man möchte den Gang eines Kampfes begreifen können, in welchem das Feuer der Batterien solche Auswahl traf. — Oder sank eine vernichtende Bombe — Symbol gewordene Willkür des Geschickes — aus der Höhe herab? Man versteht nichts. Man erkennt nur: hier schlug das Entsetzen ein und löschte Leben aus. — Zwischen Jeumont und Maubeuge häufen sich diese Stätten, die die Faust des Krieges zerschmetterte — man sieht es immer mehr, immer eindringlicher: Frankreich wehrte sich verzweifelt an den eisernen Wegen, die in sein Land hineinführen. — Und da ist irgendwo ein Dorf, ein gewesenes Dorf, dessen Trümmer in der feuchten Luft sich schon mit Moos und allerhand anderem Pflanzentum bedecken. Auf den wildgezackten Bruchstellen, die die Riesengeschosse unserer schweren Haubitzen in die Mauern rissen, wächst schon Gras — schon —. Die Zeit spinnt bereits die Farben und Fäden der Romantik um diese vernichteten Wohnstätten. — Die Dauer des Krieges gib ihr die Muße dazu! . . . . Von der furchtbaren Beredsamkeit grade dieses Grabschmuckes, den die Hand der Natur sacht auf einstiges Leben warf, macht man sich keinen Begriff.

Ungesucht blätterte mein Gedächtnis ein Reisebild auf: unter heißblauem, beizend lichtem Himmel, am Rande der Pontinischen Sümpfe sah ich ähnliche Ruinen. Aber sie sind fast sechs Jahrhunderte alt, und italienische Glut und feuchter Brodem haben sie mit beinah tropischem Geschling umwuchert — die Ruinen von Ninfa, das die Bevölkerung wegen des Fiebers verließ . . .

Von welcher vielgestaltigen Bedrängnis ist die Menschheit ewig umlauert. Wäre ihr das immer im Bewußtsein gegenwärtig, müßte sie verzweifeln und es aufgeben, sich gegen das Schicksal zu behaupten. Aber zu ihrem Glück ist sie überheblich, wohlgemut, voll zäher Daseinslust und von der unbewußten Philosophie getragen, daß ja die Welt ihretwegen und durch sie da sei. — — Sie, die Menschheit, überwindet alles. — Auch dieser Krieg und sein Entsetzen wird ihr einmal nur eine Erzählung sein — der rückschauenden Phantasie auch eine Art Reiseziel — —

Zar Ferdinand im Hauptquartier.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Als der Hofzug König Ferdinands in die fahnengeschmückte Stadt einrollte — der Erzherzog-Oberkommandant erwartete ihn hart am Gleis, einige Schritte hinter ihm stand der Generaloberst Conrad v. Hötzendorf — hob der Tambourmajor des Egerländer Regiments, das die Ehrenkompagnie gestellt hatte, den Stab. Bei den ersten Klängen der bulgarischen Hymne, die den hohen Gast mit heimatlichem Gruß empfangen sollte, stutzte ich: das war ja das altbekannte „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren!“ Es kam aber rasch anders, nur die ersten paar Takte haben diese verblüffende Ähnlichkeit mit unserem guten alten deutschen Soldatenlied, bei dem „die Mädchen aus Fenstern und Türen schauen“ . . .

*

Ich möchte für mein Leben gern wissen, wie das gemacht wird, daß der Salonwagen aufs Haar gerade mit seiner Flügeltür vor dem salutierenden Erzherzog hält? Vielleicht ist es der rote Laufteppich, der vom Bahnsteig quer über die Gleise gelegt wurde, nach dem sich der Lokomotivführer richten kann — jedenfalls, sei es wie immer, nach dem Schrecken, den mir der Anfang der Hymne bereitete, bekam ich's mit der Angst, daß der Salonwagen nicht genau dort halten könnte, wo der Erzherzog stand. Er hielt aber eben dort. Am liebsten hätte ich „Bravo, Zugführer“ gerufen — ich habe es natürlich unterlassen, weil sich das zweifellos nicht schickt.

Wie der Zug hält, erscheint der Zar aller Bulgaren am Fenster des Prachtwaggons, verneigt sich salutierend, schon sind zwei seiner Diener vom hinteren Trittbrett gesprungen, laufen nach vorn, öffnen die Flügel, und der Zar, zum erstenmal in der Uniform eines Feldmarschalls der österreichisch-ungarischen Armee, steigt langsam die Stufen hinunter, schwer, wuchtig. Der Stock, auf den er sich sonst beim Gehen stützt, fehlt diesmal — er paßt wohl nicht zur feierlichen Gelegenheit. Während sich die beiden Heerführer begrüßen, verlassen die Herren der Begleitung des Königs den Wagen, folgen ihm, der mit dem Erzherzog plaudernd dem Bahnsteig zuschreitet. Ein einziger Zivilist im Zylinder fällt unter den braungelben Uniformen der Bulgaren auf, ein schöner Kopf mit breitem, weißem Patriarchenbart, der vielgenannte Ministerpräsident Radoslawow. Er sieht eigentlich gar nicht bulgarisch aus, ich würde ihn eher für einen Geheimen Medizinalrat, Typus Professor Billroth, halten; dagegen hat der berühmte Generalissimus Jekow das, was ich mir unter einem bulgarischen Gesicht vorgestellt habe. Magere, bräunlichgelb gegerbte Gesichtzüge, tiefliegende dunkle Augen, ausgeprägt slawische Rasse. Neben Radoslawow zweifellos der auffallendste Kopf unter den bulgarischen Offizieren aus der Suite des Königs. Alles sehr schöne Menschen, meist jüngere Offiziere, die so wie der Generalissimus nur Schnurrbart tragen. Nur General Sawow, der Bruder des berühmten Führers aus dem letzten Balkankrieg, trägt einen graumelierten Spitzbart.

Der König begrüßt den Generalobersten Conrad,



Conrad von Hötzendorf. Erzherzog Friedrich. Phot. Jelph.

In Erwartung des bulgarischen Hofzuges.

spricht mit ihm. Die Musik spielt fortwährend den Hymnus, und da die beiden hart neben der Musikkapelle stehen, neigt sich der hochgewachsene König zu Conrads Ohr. Während der bulgarische Herrscher dem Erzherzog die anderen Herren seiner Begleitung vorstellt, finden sich Conrad und Jekow, schließen sich den beiden Fürsten an, die die Front der Ehrenkompagnie abschreiten. Vor einem Korporal, auf dessen Mantel die Große Goldene Tapferkeitsmedaille glänzt, bleibt der König stehen, fragt ihn aus, hört in seiner leicht vorgeneigten Haltung interessiert zu, nickt beifällig. Auch der Erzherzog hat früher beim Kommen den Mann bemerkt, sich mit ihm längere Zeit unterhalten und ihm auf die Schulter geklopft. Auch Jekow nickt dem Strahlenden im Vorübergehen zu, den ich am anderen Tage mit einer bulgarischen Auszeichnung auf der Straße gesehen habe. Rados-



Im ersten Wagen: Zar Ferdinand und Erzherzog Friedrich. Im zweiten Wagen: Radoslawow und k. u. k. Botschafter a. D. Graf Thurn-Valsassina.

Abfahrt vom Bahnhof im Standort des A.-O.-K.



Begrüßung des Zaren durch den Armeeoberkommandanten Erzherzog Friedrich auf dem Bahnhof. Phot. Zelpy.

lawow geht in Begleitung des ehemaligen österreichisch-ungarischen Botschafters in Petersburg, Grafen Thurn-Valsassina, General Sawow mit dem Generaladjutanten des Erzherzogs, Generalmajor Graf Herberstein, der die berühmte Kavalleriedivision in der Schlacht von Limanowa führte. Wie der König den Bahnhof verlassen will, bemerkt er einen blutjungen Kavallerieoberleutnant, dessen Dolman der Orden der Eisernen Krone schmückt — eine unerhörte Seltenheit, da diese Auszeichnung in der Regel erst dem Stabsoffizier verliehen wird. Der König spricht ihn an, deutet auf die Auszeichnung. Der Oberleutnant steht kerzengerade, die Hand an der Kappe, antwortet, dann reicht ihm der König die Hand, sagt ihm Anerkennendes. Die Kinooperateure, Soldaten des Kriegsarchivs, freuen sich, da der König bei der Episode gut im Licht steht, und kurbeln mit zufriedenem



Besuch eines Industriewerkes durch den Zaren Ferdinand: Empfang am Bahnhof. Phot. Zel.

Gesicht. Jetzt wendet sich der König zum Gehen, wird im Türrahmen für die vielen Tausende sichtbar, die den Platz vor dem Bahnhof füllen. Brausende Hochrufe donnern ihm entgegen, Fahnen und Fähnchen werden geschwenkt, ein wundervolles Bild, von heller Sonne überglänzt. Der König bleibt sichtlich überrascht stehen und dankt nach allen Seiten; dann rollt die Wagenreihe davon, durch das dichtgefüllte Spalier der Soldaten, Einwohner, Schulkinder, Fahnen und Zurufe. . . Die Musik spielt noch immer: „Wenn's die Soldaten" . . .

*

Nachmittags besucht der König mit dem General Jekow den Baron Conrad in seinen Amtsräumen. Der Generaloberst erwartet den Herrscher vor der Treppe des Gymnasiums, in dem das Armee-Oberkommando untergebracht ist, in Begleitung seines Flügeladjutanten, Oberstleutnant Kundmann. Die Sonne ist untergegangen, es ist kühl geworden, und der Generaloberst geht schnellen Schrittes mit seinem Begleiter auf und ab, bis die Meldung kommt, daß Seine Majestät eben das Schloß verlassen habe. In kurzer Zeit ist er auch schon da und folgt mit seinem Generalissimus dem voranschreitenden Chef des Generalstabes ins Innere des Gebäudes, in dem sie über eine Stunde verweilen.

*

Kinovorführung vor den dienstfreien Offizieren des A. O. K. in Anwesenheit des Königs und seiner Begleitung und des Armeeoberkommandanten. Zur Vorführung gelangen Aufnahmen des Kriegsarchivs, dessen Direktor, General v. Hoen, den hohen Besuch begrüßt. Ein Gefechtstag bei der Armee Böhm-Ermolli in Polen wird gezeigt, von Beginn der Befehlsausgabe an bis zur Alarmierung der Reserven, Infanteriesturm nach vorbereitendem Trommelfeuer der Artillerie und Abführung der gefangenen Russen Dann folgen prachtvolle Aufnahmen von einer Rekognoszierungsfahrt des berühmt gewordenen Panzerzugs an der Isonzofront, Bilder vom Winterkrieg in den Tiroler Bergen, die unter unsäglichen Schwierigkeiten entstanden sein mögen. Fast zwei Stunden dauert die Vorführung, dann verlassen die hohen Herren unter Hochrufen der Offiziere den Saal. An der Tür dreht der König sich um, tritt mitten unter die Offiziere, dankt für die spontane Ovation und sagt: „Ihre ruhmgekrönte Armee, deren wundervolle Leistungen wir eben dank den Fortschritten der technischen Wissenschaften in Bildern vor uns gesehen haben, sie lebe hoch!" Dann erst geht er, und wir alle bleiben in heller Freude zurück über diese improvisierten Worte des Königs und die so herzlich kameradschaftliche Art, in der er sie sprach. . .

Am andern Tag, frühmorgens, Besuch der riesigen österreichischen Berg- und Hüttenwerke, die wir im Hofzug nach kurzer Fahrt erreichen. Mehr als drei Stunden dauert die Besichtigung der Hochöfen, Walzwerke, der Stahl- und Granatenfabrikation, der riesenhaften Dynamos von 12 000 HP. Nach allen Details erkundigt sich der König, der ja selbst bekanntlich ein starkes Interesse an Maschinenbau und allen technischen Fortschritten unserer Zeit nimmt, und mehrmals erklärt er Radoslawow und Jekow selbst gewisse Neuerungen im Herstellungsverfahren. Oft läßt er sich's nicht mit den Erklärungen des Generaldirektors genug sein, spricht einzelne Arbeiter an, läßt sich von ihnen einzelne Handgriffe zeigen und Ähnliches. Und es ist sehr merkwürdig, zu denken, daß in diesem Augenblick Hunderttausende der Untertanen dieses Mannes, der da in der Lederjoppe mit den Arbeitern beim glühenden Schmelzofen spricht, seines Befehls gewärtig sind, ihre siegreichen Waffen weiter ins Feindesland zu tragen. Und doch empfinde ich es als sehr schön, daß dieser König im Furioso des Krieges schon an Dinge denkt, die in der künftigen friedlichen Entwicklung seines Landes eine Rolle zu spielen berufen sind. . .

Otto König.

○○○

Das Rote Kreuz und die Auslanddeutschen.

Hierzu die Abbildung auf Seite 299.

Das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz hat sich im Laufe des Krieges zu einer immer vielseitigeren und großzügigeren Organisation mit insgesamt 22 Abteilungen entwickelt. Neben den eigentlichen Aufgaben der Kriegskrankenpflege sind die Bereitstellung von Lazarettzügen, die Unterbringung der entlassenen Kriegsteilnehmer in Kurorten und Sanatorien. ein enges Zusammenwirken mit dem Reichsausschuß zur Versorgung der Kriegsbeschädigten, Gefangenenfürsorge und Liebesgabenversand, Aufgaben auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung und der Säuglingspflege, Versand von Mineralwasser, Lesestoffverteilung und Veranstaltung von Kriegsausstellungen wesentliche Arbeitsgebiete des Zentralkomitees geworden. Eine besonders umfassende Aufgabe ist der Abteilung für Flüchtlingsfürsorge zugefallen, die neben ca. 100 000 Ostpreußen mehr als 80 000 Auslandsflüchtlinge zu versorgen übernommen ha. Ihre Majestät die Kaiserin hat dieser Abteilung das Bild geschenkt, das eine Seite dieses Hefts der „Woche" ausfüllt, und dessen Ertrag für die immer größeren Aufgaben der Auslandsdeutschenfürsorge bestimmt ist.

Im Frieden hat niemand daran gedacht, daß ein kommender Krieg eine Versorgung von Flüchtlingen notwendig machen könnte. Als in den ersten Kriegstagen Flüchtlinge aus Belgien in Westdeutschland erschienen, als bald darauf Hunderttausende von ostpreußischen Flüchtlingen sich über die benachbarten Provinzen ergossen, glaubte man, daß es sich bei der Flüchtlingsfürsorge um die Arbeit weniger Wochen handeln würde. Man entschloß sich schwer zu größeren langfristigen Einrichtungen. Immerhin wurde schon damals neben der Berliner „Beratungsstelle des Roten Kreuzes für deutsche Flüchtlinge", der die eigentliche vielgestaltige Arbeit zufiel, die „Jugendhilfe vom Roten Kreuz" begründet, die ca. 2600 ostpreußische und auslandsdeutsche Kinder aller Altersstufen etwa 70 Alumnaten, Unterrichtsanstalten und Kinderheimen zuführte, und deren Arbeit eine immer größere soziale und nationale Bedeutung gewonnen hat. Sollten doch vielen auslandsdeutschen Kindern die Elemente der deutschen Sprache, allen ein tieferes Verständnis und ein möglichst tiefgehender Eindruck deutschen Wesens und deutscher Kultur vermittelt werden.

Wenn die ostpreußischen Flüchtlinge inzwischen längst in ihre Heimat zurückgekehrt sind, so hat sich der Zustrom von Auslandsflüchtlingen seit nunmehr eineinhalb Jahren ununterbrochen fortgesetzt. Bis in die letzten Tage hinein betreten Hunderte von Flüchtlingen aus England und den englischen Kolonien den Boden der deutschen Heimat. In Goch an der holländischen Grenze hat das Zentralkomitee in Anlehnung an eine Haushaltungschule für Obdach und Beratung gesorgt. Die Flüchtlinge aus Rußland kommen über Bukarest—Wien—Dresden oder über Saßnitz, wo das Zentralkomitee gleichfalls die Empfangseinrichtungen getroffen hat. Gerade in diesen Tagen vollzieht sich der Massenzuzug deutscher Zivilgefangener aus Frankreich, die, aus Konzentrationslagern kommend, in Singen das deutsche Reichsgebiet betreten. Fast durchweg sind es Frauen, Kinder und alte Männer — die Wehrfähigen warten in der Gefangenschaft das Ende des Krieges ab. Versorgung mit Kleidern und Wäsche, ärztliche Hilfe und Rechtsberatung, Vermittlung von Beziehungen zu vermißten Angehörigen und Ähnliches sind die ersten Hilfsmaßnahmen, die sich meist als notwendig ergeben. Die einen werden dann mit freier Eisenbahnfahrt den Orten zugeführt, wo sich durch Beheimatung, verwandtschaftliche Beziehung oder Arbeitsgelegenheit besonders günstige Lebensbedingungen bieten. Andere fahren zu den 3 großen Sammelstellen Berlin, Dortmund und Frankfurt, wo das Rote Kreuz zu vorläufiger Unterbringung umfassende Räume bereithält, und von wo alsdann die Verteilung auf einzelne Landesteile erfolgt. Eine Flüchtlingskolonie von 550 Betten ist in Krumm-

hübel, Riesengebirge, eingerichtet. An anderen Stellen stehen Sanatorien für Kranke und Erholungsbedürftige aller Art, Säuglingskrippen und Entbindungsanstalten zur Verfügung. Eine umfassende Tätigkeit hat der „Arbeitsnachweis des Roten Kreuzes für Vertriebene aus Feindesland" entwickelt. Insgesamt hat das Zentralkomitee, mit erheblicher Unterstützung des preußischen Staates und anderer Bundesstaaten, etwa 2½ Millionen der Flüchtlingsfürsorge zugeführt, kein Wunder, daß jetzt ein neuer dringender Appell an die Öffentlichkeit um Unterstützung dieser wichtigen Arbeit ergeht!

Eine große nationale Aufgabe hat das Zentralkomitee mit dieser Flüchtlingsfürsorge übernommen. Nicht der mehr schematisch arbeitenden, drückend wirkenden Armenpflege sollten Deutschlands Kinder bei ihrer erzwungenen Rückkehr aus Feindesland anheimfallen. In möglichst individueller Behandlung, mit deutscher Ordnung und in energischer Heranziehung zu deutscher Arbeit, aber auch mit der helfenden Liebe und Fürsorge, die die deutsche Heimat jedem Träger des deutschen Namens entgegenbringt, sollte den Auslandsflüchtlingen eine erträgliche Existenz — eine bleibende oder eine vorübergehende — innerhalb der deutschen Grenzen geschaffen werden. Möchte es auf diese Weise bei einem Teil der Auslandsflüchtlinge gelingen, einige der Lücken zu füllen, die der Krieg der deutschen Volkskraft schlägt.

o o

Am Ausguck.

Die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen verschmelzen sich.

In Cumbach und Volkstedt raunt es: „Seid umschlungen!" In Saaltal haucht es: „Einigkeit macht stark." Und die Wellen der Schwarza murmeln: „Up ewig ungedeelt!"

Vorüber sind die Zeiten deutscher Zersplitterung. Lang ist's her, daß die hemmende Schranke und der trennende Schlagbaum einen düsteren Schatten in die Nähe Sondershausens schleuderte. Nebelfern liegt alles, was vor 66 war. Wer damals in Schwarzburg-Sondershausen Schulden hatte, der floh vielleicht ins Ausland, nach Schwarzburg-Rudolstadt; dort konnte man ihm nichts anhaben.

Wir begrüßen die Verschmelzung nicht mit Rücksicht auf die (im Vaterlande längst wundervoll geregelten) Beziehungen zwischen Gläubigern und Schuldnern — sondern weil wir dadurch wieder etwas übersichtlicher geworden sind; und weil verbilligte Regierungskosten stets einen Gewinn für die Volkswirtschaft bedeuten.

In Sondershausen wird, so klein es ist, hervorragend gute Musik seit alters gepflegt. Man wähle heut unter den Bachschen Kantaten die mit dem Anfangswort: „O holder Tag. . ."

* * *

Deutschlands Gegner haben es zwar bisher unterlassen, die Promptheit, mit der wir unsre Kriegsanleihen gedeckt, für einen entmenschten Akt der Barbarei zu erklären — sie möchten aber bei sich eine ähnliche Kulturlosigkeit nur ungern begehn. Sie wollen sich den Vorwurf des Leichtsinns nicht machen, ihren geschäftlichen Ruf nicht aufs Spiel setzen — wer gilt denn gern als ein lockrer Zeisig?

Wenn Friedrich Nietzsche das Mißtrauen für einen Charakterzug der Edlen und Starken erklärt, so bekunden sie vor den Gelderfordernissen ihres Landes den hartnäckigsten Edelmut. Deshalb machen ihre Anleihen so langsame Fortschritte.

Alte Kulturvölker wahren vor dem Finanzminister ihre Haltung. Vor den Zeichnungslisten vergessen sie niemals, was sie ihrer Würde schuldig sind.

Deutschland steht vor der vierten Kriegsanleihe — und wird sie nicht weniger willig decken als die bisherigen.

Der Vierverband beabsichtigt, den Vorgang als einen Zug widernatürlicher Wildheit einem neutralen Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Präsidenten Wilson zu unterbreiten.

* * *

Der Krieg schafft seltsame Zustände. Das serbische Parlament wird in der Oper von Nizza tagen. Über die bereits stattgefundene Übersiedelung erhalten wir folgenden Bericht:

An den Plüschvorhängen sind reizende Plomben mit der Inschrift „Eigentum der Opernhausverwaltung" angebracht worden. Den goldverzierten Kronleuchter in der Höhe umgibt ein gewinnender Stacheldraht. Vor den Parkettsesseln befinden sich Pulte; diese werden, seit viele serbische Parlamentarier über die Härte der Lehnen, auf denen man schlecht sitze, klagen, allgemein benutzt. Außen an den Pultreihen sind Flaschen mit Slibowitz untergebracht, während die Ruh- und Erholungsräume in den Mittelgang verlegt sind. Der Hammelsprung erfolgt in das Orchester.

* * *

Anfangs eilten zahlreiche Mitglieder der Skupschtina während der Sitzungen irrtümlich nach dem unweit gelegenen Kasino. Dieses ist jedoch zurzeit geschlossen. Es gibt statt dessen gemeinnützige Anstalten wie: Klub der Naturfreunde (Roulette); Wissenschaftliche Vereinigung (Trente et quarante); Paläontologischer Verband (Mauscheln); Bund bildender Künstler (Bakkarat); Cercle für soziale Hygiene (Knobeln); Philharmonische Gesellschaft (Kleine Pferdchen).

Ein serbischer Parteiführer, der das soeben verlorene Fünffrankstück zurückhaben wollte, indem er sich auf die Immunität der Abgeordneten berief, wurde zum Ehrenmitglied, aber zum korrespondierenden, unter der Bedingung sofortigen Antritts dieser Tätigkeit ernannt.

Der Skupschtinapräsident, der ein Goldstück auf die 8 setzte, das er jedoch irrtümlich aus der Pinke des Croupiers nahm, wurde über die Spielregeln aufgeklärt.

* * *

Der von den italienischen Kriegshetzern gehaßte Giolitti mußte vor Beginn des Krieges auf seinen Landsitz flüchten.

Von dort ist er unlängst nach Turin (wo Salandra einen moralischen Zusammenbruch erlitten hatte) gekommen und mit großen Ehrungen begrüßt worden.

Hier die Schilderung.

Bürgermeister Graf Rossi bringt auf lokalfarbenem Kissen einen Becher. „Dies Glas Vermouth di Torino stiften wir Eurer Exzellenz. Prosit!"

Giolitti trinkt lächelnd und summt: „Donna è mobile — ach, wie so wandelbar. . ."

Der Bürgermeister: „Das leidenschaftliche Umschlagen ist unsre Hauptbeschäftigung! Wir haben Salandra vergöttert — und verab-ab-ab-scheuen ihn! (Rasend): Haben Exzellenz von den faulen Äpfeln, womit Sie als Abmahner vom Bündnisbruch beworfen wurden, noch ein paar Stück übrig?"

Giolitti: „Ich habe sie aufgehoben zur Erinnerung an den Augenblick, als ich, wie Johann Hus auf dem Scheiterhaufen, rief: O heilige Einfalt!"

Der Bürgermeister (heftiger begeistert): „Würden uns Exzellenz von den Äpfeln, die in der Zwischenzeit hochreif geworden sein dürften, einige abtreten?"

Giolitti: „Von Herzen gern — Sie wollen sie dem Museum für Volksaufklärung überweisen, nicht wahr?"

Der Bürgermeister (kochend): „Wir brauchen sie zur nächsten Huldigung für Salandra! (tobend): Wir haben eine Sammelstelle für Heringsköpfe, Rettichschalen, gebrauchte Zwetschgenknödel und einzelne Sohlen errichtet. . . Außerdem beabsichtigen wir, ihm statt der Ehrenpforte, die sich überlebt hat, mit einem Ei aus dem vorigen Jahrhundert zu nahen, das sich gleichmäßiger verteilt."

Giolitti: „Bei den jetzigen Eierpreisen?"

Der Bürgermeister (ruft in kupferroter Wildheit): „Ganz gleich! Nieder mit Salandra — nie-därr!!!" (Dann vor Leidenschaft ohnmächtig): „Hoch Giolitti!!!"

Die Stadträte (küssen puterfarben und wütend Giolittis Hände): „Damals forderten wir Ihre Vierteilung — Sie leben hoch!!!"

Während sie vor leidenschaftlicher Hingabe einzeln platzen, schmettern alle durch den Bahnhofsraum stürmisch das vaterländische Lied: O dolce Napoli!

Giolitti (im Abfahren lächelnd): „Auf Wiedersehen!"

* * *

Im preußischen Landtag ist amtlich mitgeteilt worden, daß unsre Ernährung auf lange Zeit gesichert ist. Damit wird im Innern die Möglichkeit des Durchhaltens verbürgt.

Und vor dieser Tatsache ist der Streit der Fraktionen, die vorher in manchem Einzelpunkt aneinanderprasselten, gern verstummt. — —

Falls in einem Bahnzug ohne Speisewagen Kinder auf ihr Mitgenommenes angewiesen sind, ist es zwar ganz fesselnd, wenn sie streiten, an welcher Stelle des Gepäcknetzes und über wem sich die meisten Stullen angehäuft finden — aber das Wichtigste bleibt doch, daß Mutter oder Tante feststellt: „Es reicht für uns alle . . . bis wir am Ziel sind."

Die Verteilung ist allerdings Tantens Sache.

Asmus Stehfest."

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Aufgabe, durch kurzgefaßte Wochenüberblicke unsern Lesern das volle Mitleben mit den Kriegsereignissen zu vermitteln, ist darum dankbar, weil wir das wiedergeben dürfen, was ohne Beschönigung in lauterer Wahrheit als ehrliche Berichterstattung vorliegt. Weil aus den knappen, schlichten Meldungen die ruhige Sachlichkeit, der Geist der Ordnung und Tüchtigkeit spricht, denen unser Vaterland seine Erfolge verdankt. Weil die gemeldeten Tatsachen für sich selbst sprechen. Weil das Vertrauen da ist, daß die Männer, auf deren Entschlüsse es ankommt, sich darauf verstehen, zuzufassen zu rechter Zeit und zurückzuhalten zu rechter Zeit. Weil der Maßstab, mit dem in Deutschland gemessen wird, in dem Deutschland, das sich gegen alle zu helfen weiß, sich nie ändert. Wie anders mag es bei den andern sein, die selber nicht wissen, welcher Maßstab für ihre Bewertung gilt, und die sich weder einzeln in ihren Rollen zurechtfinden noch im Zusammenspiel!

In dem gedämpften Ton, der jetzt über dem ganzen großen Kriegstheater liegt, heben sich natürlich episodenhafte Vorgänge stärker hervor, als ihnen sonst zukäme. So spielt sich der Auftritt vor uns ab, in dem der längst von der Bühne abgetretene Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als schattenhafter Vizekönig des Kaukasus aus der Versenkung hervor mit einem pomphaften Pathos, das ziemlich hohl klingt, über den Fall von Erzerum eine Deklamation an den Zaren richtet, der irgendwo hinter den Kulissen steht. Es ist wirklich keine Unterschätzung, wenn man den Applaus der Claque, die sich da auf den hinteren Plätzen rührt, nicht so recht ernst nimmt. Nicht einmal auf die Fremdenlogen scheint dieser Auftritt Eindruck zu machen.

Nun gut, die Türken haben Erzerum jetzt nicht. Sie können diesen Verlust verschmerzen. Erzerum als Besitz ist für später tatsächlich ohne entscheidende Bedeutung. Zunächst sei kaltblütig festgestellt, daß die Türken nach wie vor einem Einfluß auf die Ereignisse im Irak von russischer Seite einen festen Riegel vorschieben, an dem der Vorstoß bis Erzerum so wenig rütteln kann wie alle anderen Anstrengungen der Russen. Wir dürfen getrost das Eintreffen genauer Nachrichten über den Fall abwarten. Schon jetzt hört man deutlich, wie furchtbar wieder dabei mit Menschenopfern von den Führern dieser Aktion gewütet worden ist. Schon jetzt ist zu übersehen, daß die in erdrückender Übermacht nach Erzerum vorgedrungenen russischen Streitkräfte ohne dauerhafte rückwärtige Verbindung bestehen. Schon jetzt ist die Vermutung begründet, daß es um die Siegesbeute nur schwach bestellt ist.

Im Irak hat sich nichts geändert, wodurch die schwierige Lage der Engländer etwa auf Kosten der Türken erleichtert worden wäre. Im Gegenteil, es sind neue Anstrengungen der Engländer, auf dem rechten Tigrisufer vorzudringen, gescheitert. Es gab dort einen heftigen Kampf, nach dem die Türken hinter den abgeschlagenen englischen Truppen bis Kiew in deren befestigte Stellungen eindrangen. Außerdem wurde ihnen das Lager von Bathia fortgenommen, wobei sie schwere Verluste erlitten.

In Albanien ist die Lage nach wie vor bezeichnet durch die Gegenüberstellung der in musterhafter militärischer Ordnung vorgedrungenen österreichischen Truppen bis zur fast völligen Einschließung von Durazzo und andererseits der abgedrängten italienischen Truppenkörper und der Serben usw., mit denen Essad-Pascha zu operieren versucht. Der Stützpunkt des gegnerischen Widerstandes liegt auf dem Wasser. Dort ist die Insel Korfu ihr Halt; an der Küste ist es außer Durazzo noch Valona. Mit dem Fall dieser beiden Plätze bekommt Österreich die Straße von Otranto in die Hand. Die Aussichten für die Gegner, besonders für Italien, sind auf diesem Schauplatz also nicht glänzend. Auch hier wie vordem in Serbien ist das Zusammenwirken der bulgarischen Streitkräfte mit den österreichisch-ungarischen besonders anzuerkennen.

Die Italiener ließen mit der gewohnten Erfolglosigkeit jetzt wieder an der Kärntner Front ein stärkeres Feuer aufflammen, das sich bis an die Küste mit größerem Geräusch mehrere Tage hindurch fortsetzte. Sie versuchten auch, den Österreichern die neu gewonnene Stellung, deren Verlust sie offenbar schmerzlich berührt hat, streitig zu machen. Dieses Unterfangen endete wie üblich mit ihrem Rückzug unter schweren Verlusten. Die Anerkennung kann man Cadorna wenigstens nicht versagen, daß er konsequent ist. Er ist und bleibt durchaus abgeneigt, sich irgendwo anders zu betätigen, und besteht nach wie vor darauf, an der Front, auf die er sich von vornherein festgelegt hat, definitiv geschlagen zu werden.

An der Westfront hat sich die Kampftätigkeit immer mehr gesteigert. Wiederum sind kilometerlange Strecken feindlicher Stellungen von uns eingedrückt worden. So bei Tahure, wo mehrere hundert Franzosen als Gefangene in unsere Hände gerieten, so bei Ste. Marie à Py. Es fehlte nicht an Versuchen der Gegner, unsern Stellungen beizukommen. Es ist vielmehr zu recht erbitterten Kampfhandlungen an der ganzen Front auf und ab gekommen. Aus den Meldungen ist ersichtlich, daß sich hierbei die Gegner nur selbst schwere Verluste zugefügt haben. Am Yser-Kanal bei Ypern wurde die englische Stellung in halber Kilometerbreite gestürmt.

An der Ostfront regt es sich im nördlichen Teil neuerdings lebhaft. Es sind Meldungen eingelaufen von starker Artillerietätigkeit von unserer Seite. Besonders hoben sich aus den Meldungen die Berichte über lebhafte Betätigung im Luftkriege bei Dünaburg hervor. X.

Nummer 9. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 297



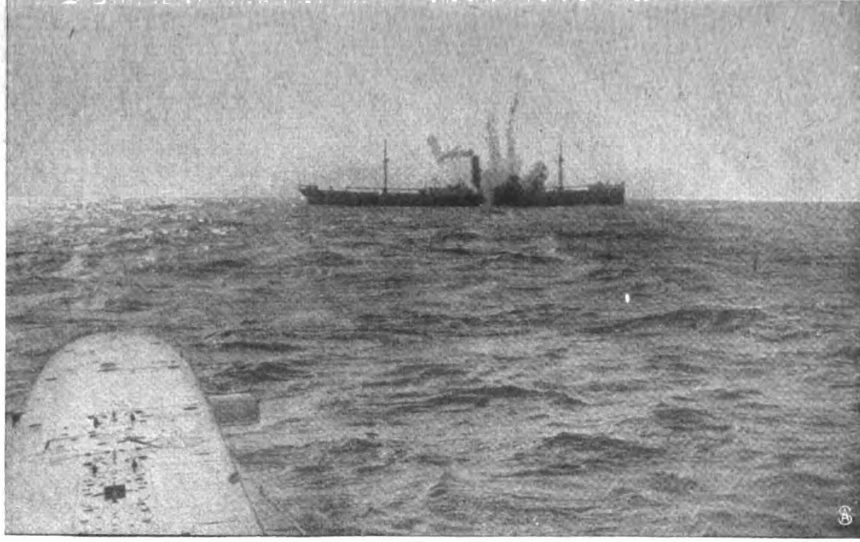
Generalmajor von Hoen,

Chef des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers.

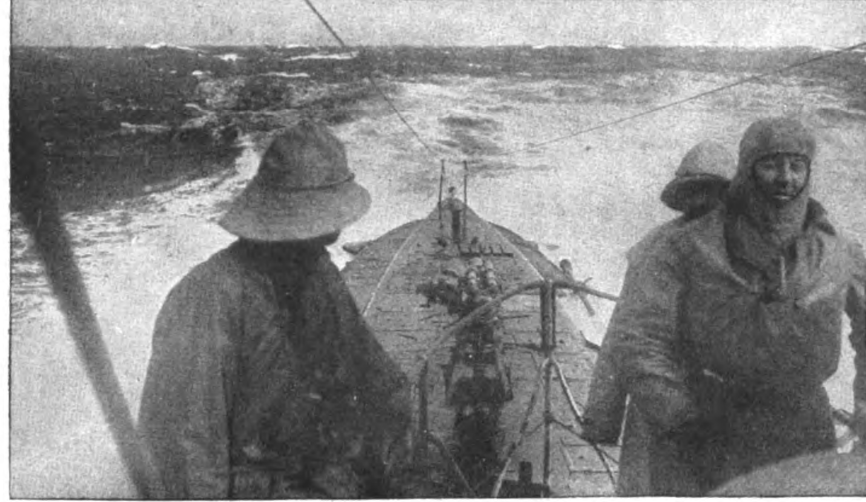
Spezialaufnahme der „Woche“ anläßlich der Anwesenheit des Generals in Berlin.



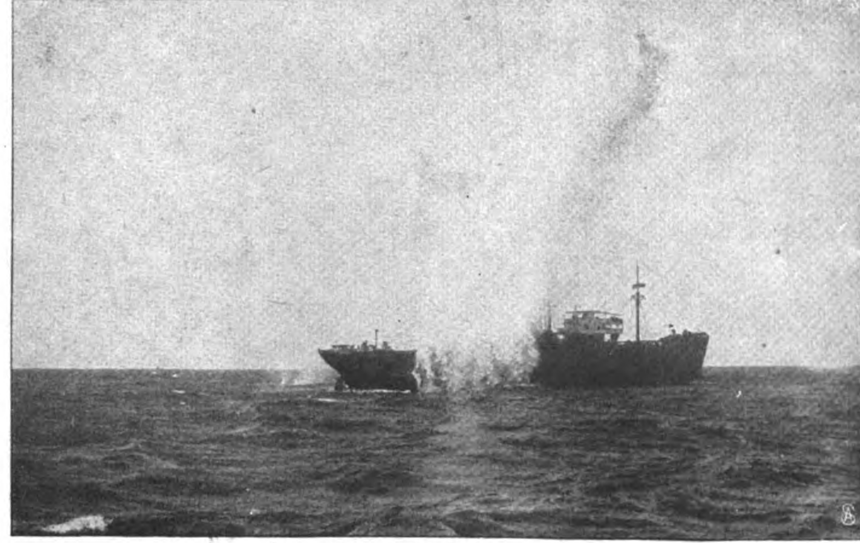
Die Besatzung des deutschen Hilfskreuzers „Meteor",
Kommandant Korv.-Kapt. v. Knorr, wird an Bord eines schwedischen Fischkutters von einem deutschen U-Boot in Schlepp genommen. K.-K. v. Knorr hatte bekanntlich mit dem „Meteor" erfolgreich Minen gestreut, den englischen Hilfskreuzer „Ramsey" vernichtet und dann sein eigenes Schiff angesichts einer Uebermacht von 4 englischen Kreuzern versenkt, nachdem er mit der gesamten Besatzung auf einen schwedischen Fischkutter übergestiegen war. Unmittelbar darauf tauchte ein deutsches U-Boot auf und schleppte den Kutter mit der siegreichen Besatzung nach einem deutschen Hafen.



Torpedodetonation.
Hinter dem Dampfer sieht man das Boot mit der ausgestiegenen Besatzung.



Ueber Wasser bei schwerer See.



Torpedodetonation.

Ein Jahr Unterseebootkrieg.



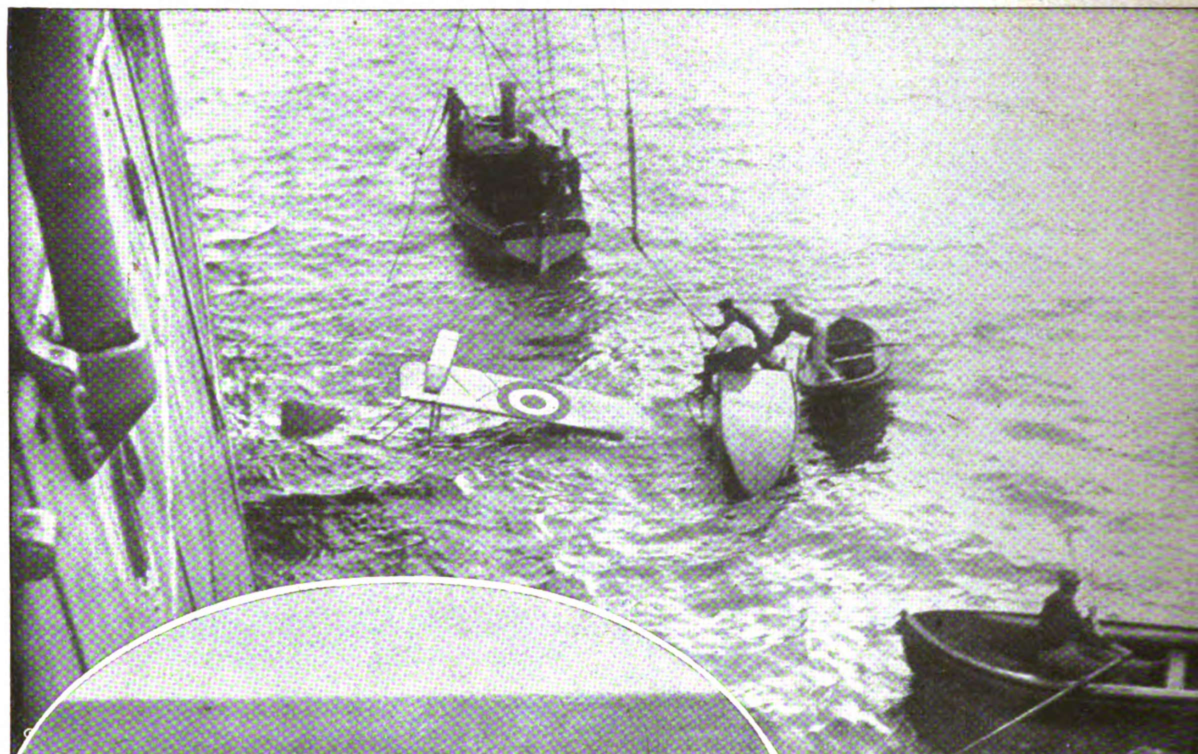
Hofphot. J. H. Voigt, Frankfurt a. M.—Bad Homburg.

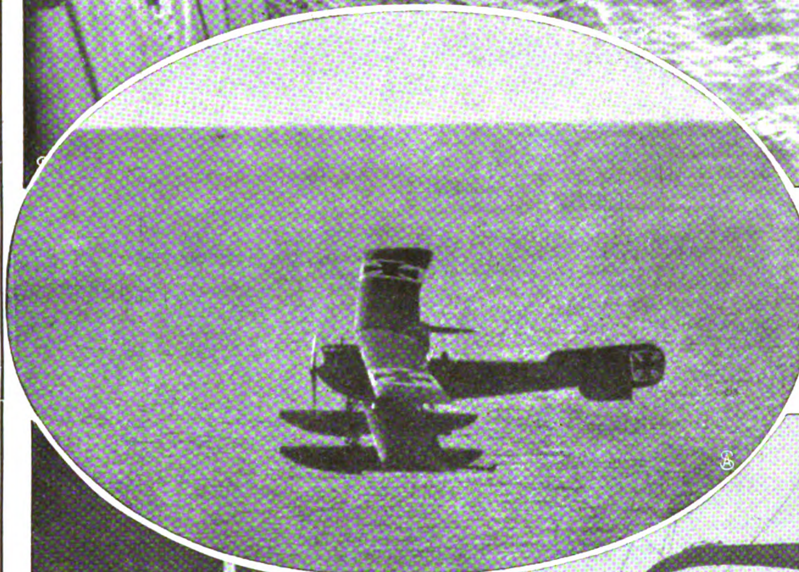
In den Kampf der Männer um die Heimath-
erde sollen die Frauen das Edelste hineintragen
Glauben, Barmherzigkeit, Reinheit.

Auguste Victoria
I. R. 1915.

Kaiserin und Kronprinzessin.

Diese Aufnahme ist als Kunstblatt gegen Einsendung von mindestens Mark 1.70 vom Kaiserindank bei der Bank für Handel und Industrie, Berlin W 35, Potsdamer Straße 56, zu beziehen. Der Erlös fließt der Beratungsstelle des Zentralkomitees vom Roten Kreuz für deutsche Flüchtlinge zu.



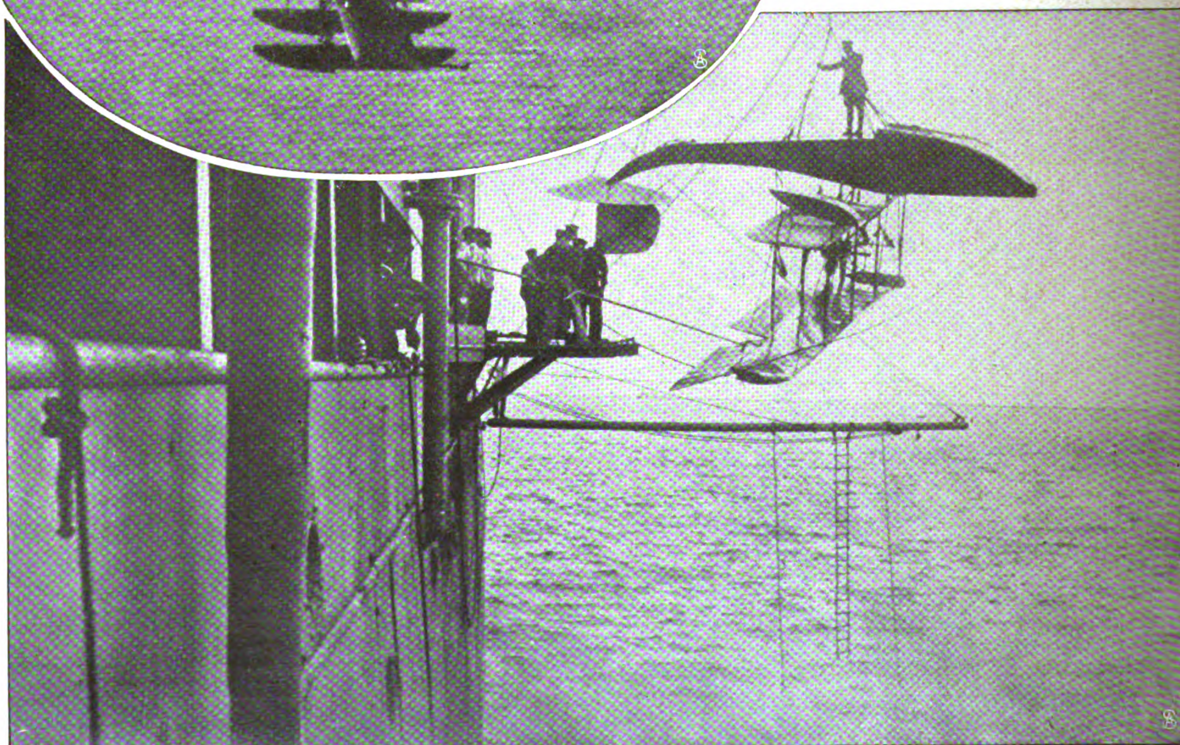


Oberes und unteres Bild: Bergung eines abgeschossenen russischen Wasserflugzeuges.

Mittleres Bild: Deutsches Wasserflugzeug über der Ostsee (aufgenommen von einer zweiten Maschine aus).

Vom Flugkampf über der Ostsee.

Phot. Benninghoven.





Hofphot. Prof. Uhlenhuth, Koburg.

Vermählung des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und der Prinzessin Marie zu Hohenlohe-Langenburg.


Oberst Heinrich Busse


Phot. A. Schmidt.
Hauptmann Fritz Schmidt.


Hauptmann Schnitzer.


Major Otto Hennings.


Hauptmann Fick.


Hofphot. Kolby.
Oberleutnant Kurt Dittmar


Ph. v. R. Ulstede.
Leutnant Heinrich Lutz.


Leutnant Joachim Frhr. v. d. Goltz.


Leutnant Arnold


Phot. Wrede.
Leutnant Kronacher.


Leutnant Stuart Linhardt.


Leutnant Martin Weihe.


Leutnant Wobig.


Off.-Stellvertreter Oellers.

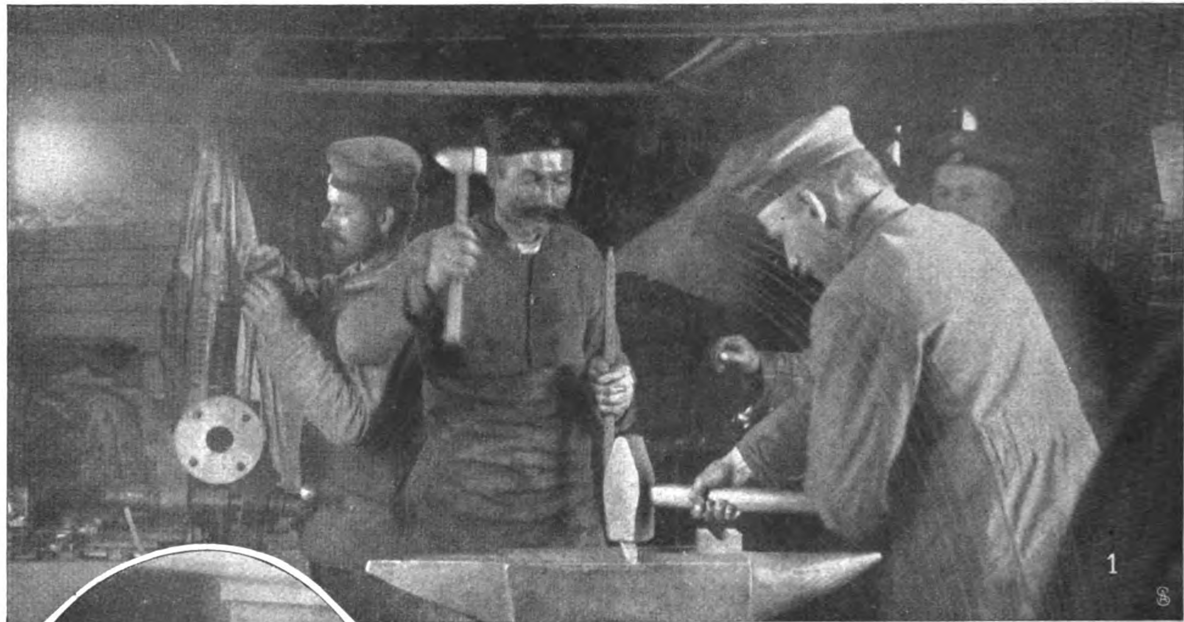

Vizefeldwebel Carl Sander.


Phot. Goebel.
Unteroffizier Ebelt.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Heldengrab in der Dolomiteneinsamkeit.





Werkstätten deutscher Soldaten in einem Eisenbahnwagen im Osten.

Phot. Benninghoven.

1. Schlosserei und Schmiede 2 Tischlerei. 3. Raum für Schildermaler. 4. Schreinerei





Die Tat bleibt.

Manch Frühling kommt und webt wohl neue Zeiten,
Die dann der Herbst in buntem Spiel verweht.
Doch Taten bleiben bis in alle Ewigkeiten,
Die wonneschauernd Zeit und All begleiten,
Wenn längst kein Stein mehr auf der Erde steht.

So wird die deutsche Tat den Zeitraum überdauern,
In den das Weltenschicksal bunt ward eingespannt.
Und immer raunt man noch von jenen Heldenmauern,
Die, festgefügt aus Weisen und aus Bauern,
Sich schützend hoben vor das Vaterland.

Wohl werden Namen in dem Schicksalsbuch verblassen,
Weil alles Irdische zu grauem Staube treibt.
Doch was mit Herzblut in das Schicksal eingelassen,
Was, groß und hehr, die Menschen kaum erfassen:
Die deutsche Tat! als ewges Denkmal bleibt . . .

Wilhelm Westerhold.

* * *

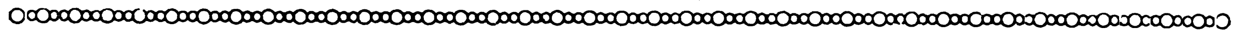
Kampffrühling.

Wieder bricht aus dunklem Stamme
Lichtberauschte Blütenpracht,
Wieder über Frost und Nacht
Siegt die große Lebensflamme!

Was uns Dunkles auch betroffen,
Opfernd heben wir die Hand,
Streuen Samen übers Land,
Und wir glauben und wir hoffen —

Und wir kämpfen und wir pflügen,
Schwert ist Pflug, und Pflug ist Schwert,
Bis durchs Korn die Sense fährt,
Wenn wir ernten, wenn wir siegen . . . .

Karl Frank.



Winterarbeiten an der Ostfront.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Die kalte Jahreszeit mit Schnee und Eis stellt an die im Felde stehenden Truppen erhöhte Anforderungen mannigfacher Natur. Ganz besonders kommt dieser Gegensatz zur warmen Zeit in Rußland und auf den Balkankriegschauplätzen zum Ausdruck, wo das östliche, stark kontinentale Klima des Zarenreiches bzw. die Gebirgsgegenden Serbiens und Montenegros ganz andere Verhältnisse schaffen, als wir sie z. B. in Flandern oder in Nordfrankreich gewohnt sind.

Schon seit dem Herbst, wo die Witterung rauher und die Wegverhältnisse durch die starken Regengüsse dauernd ungünstiger wurden, hat der Krieg im Osten mehr und mehr den Charakter des Stellungskrieges angenommen, und unsere tapferen Verbündeten waren besonders bei den letzten wütenden Russenanstürmen, die einen Durchbruch an der Bukowina bezweckten, in der Lage, zu zeigen, wie sorgfältig sie ihre Positionen ausgebaut hatten, und mit welcher Zähigkeit sie es verstanden, der oft zehnfach überlegenen Macht des Angreifers standzuhalten! Der Winter ist in den östlichen Gegenden ein besonders harter Mann, und die österreichisch-ungarischen Truppen hatten mit ihm und seinen Tücken ebenso hart zu ringen wie mit den Sturmkolonnen der russischen Generale! —

In jenen nicht sehr dicht bevölkerten Gegenden, wo überdies der Krieg vieles zerstörte, sind es besonders die Anmarschwege zur Front, die dauernd schneefrei gehalten werden müssen, wenn nicht der ganze Verkehr zwischen den Etappenorten und der vorderen Verteidigungslinie ins Stocken geraten soll.

Welche Folgen könnte es zeitigen, wenn plötzlich während eines feindlichen Angriffs z. B. die Zufuhr der Munition wegen Unpassierbarkeit der Wege in Frage gestellt würde. Eine geregelte Schneeabfuhr ist daher unbedingt notwendig, und es bedarf großer Kolonnen, die mit dem Spaten ihrem Vaterlande ebenso wichtige Dienste als Nichtkämpfer leisten.

Auch der Transport der „Menagen“, die die vorgeschobenen Truppen mit warmer Kost versehen, hängt von der Flinkheit der Schneeschipper ab, die nach jedem neuen Schneefall stets ihre Tätigkeit aufnehmen müssen.

Wie schwer es ist, mit leerem Magen Schlachten zu gewinnen oder dauernd im feindlichen Feuer auszuhalten, davon wissen alle Führer in diesem Weltkrieg, der hohe Anforderungen an die Nerven stellte, ein Wort zu sagen!

In dem groß angelegten Stellungskrieg, wie er sich nun auch im Osten herausgebildet hat, spielt naturgemäß der Hindernisbau eine ebenso bedeutsame Rolle wie auf dem westlichen Kriegschauplatz. Neben dem unvermeidlichen Draht müssen Holz und Eisen im Wettbewerb dazu herhalten, vor den eigentlichen Gräben die bekannte Schutzzone zu ziehen, die — sorgfältig hergestellt — so leicht kein stürmender Feind überschreiten kann.

Trotz Schnee und Kälte werden diese Armierungsarbeiten ohne Unterbrechung fortgesetzt, denn teils gilt es, das bereits Vorhandene weiter auszubauen und zu verstärken, teils aber auch, neue Anlagen zu schaffen



Ausrücken einer Arbeiterabteilung,
die die Wege zur Front wieder frei zu machen hat.



Wegräumung des Schnees bei der Front
durch eine Arbeiterabteilung.

oder Stellen auszubessern, die durch das feindliche Artilleriefeuer zerstört wurden.

Ein sehr dauerhaftes Material bieten in erster Linie die langen eisernen, mit Gewinden versehenen Stangen, aber sie sind nicht überall zur Stelle, und das waldreiche Rußland gibt reichlich Gelegenheit zu starken angespitzten Holzpfählen aller Größen, mit deren Hilfe sich nicht nur vortreffliche Drahthindernisse, sondern auch sehr wirksame Astverhaue anlegen lassen.

Es sind keineswegs die geschulten Pioniere allein, die auf diesem Gebiet Hervorragendes leisten, nein, alle Infanterietruppen haben den „Spezialisten" die Technik abgeguckt und sind imstande, Hindernisse zu bauen, deren Güte den Russen manch schmerzliches Wort der Anerkennung entlockte. Das Wort „Selbst ist der Mann" ist nie so zu Ehren gekommen wie in diesem Kriege, der dem „Handwerk" ein Feld von ungeahnter Ausdehnung schuf. Heute kann jede Infanteriekompagnie so trefflich Hindernisse und Schützengräben nebst Unterständen bauen, daß selbst das kritische Auge des Pioniers daran seine Freude hat! —

Der reichlich vorhandene Schnee spielt natürlich auch bei diesen Arbeiten eine große Rolle. An vielen Stellen muß er erst mühsam beseitigt, d. h. auf Wagen geladen und abgefahren werden, ehe es möglich ist, mit dem eigentlichen Bau der Hindernisse zu beginnen.

In Augenblicken aber, wo Eile not tat, hat man ihn sogar als Bundesgenossen herangezogen, indem man aus ihm Schutzwälle bildete, die die Schützen nicht nur gegen Sicht, sondern auch gegen Infanteriefeuer deckten.

So hatten die Russen in sehr geschickter Weise bei ihrem etwas hastigen Rückzug aus Wolhynien aus Schnee und Eisblöcken Wälle errichtet, deren Widerstandsfähigkeit keineswegs unterschätzt werden darf. Solche „Notdeckungen" können oft sehr gute Dienste leisten. Die Anforderungen, die diese winterlichen Armierungsarbeiten an die beteiligten Mannschaften stellen, sind, wie schon erwähnt, recht hoch.

Wenn trotzdem keinerlei Stockungen eintreten und den sich dauernd steigernden Ansprüchen stets entsprochen werden kann, so legt dieser Zustand ein gutes Zeugnis ab für die Organisation bei unseren Bundesgenossen hinter der Front.

Es handelt sich zum überwiegenden Teil um Leute älterer Jahrgänge, die aber trotz aller Anspannungen einen gutgepflegten und frischen Eindruck machen. Dazu kommt, daß die in Betracht kommenden Gegenden an sich unwirtlich und rauh sind, mithin gute Gesundheit voraussetzen, damit die Mannschaften dauernd auf dem Posten bleiben.

Aber der Winter versteht es, auch diesen Steppen und Ebenen einen eignen Reiz zu verleihen.



Menagetransport auf Schlitten zur Front.



Aufbruch zum Drahthindernisbau



Drahthindernisbau der österreichisch-ungarischen Truppen.



Anfertigung von Drahthindernissen.



Kolonne für Drahthindernisse
bei der Arbeit.



Bei der Flucht der Russen in Wolhynien
bauten sich die Russen aus Schnee in der Not Deckungen.



Beim Bau von Drahthindernissen.



Die Feldwache.

Wenn der Rauhreif die knorrigen Bäume überzuckert, die fahle Wintersonne über die Schneefelder rosarote oder bläuliche Lichtreflexe wirft und die Steinkreuze am Rain mit Schnee überpudert sind, dann wird den österreichisch-ungarischen Kämpfern auch im Winter zum Bewußtsein kommen, daß das Land, das sie mit stürmender Hand nahmen und nun zähe verteidigen, des Blutes wert ist, das um seinetwillen floß. — Sei es als Posten vor dem Feind, sei es als Erbauer von Hindernissen oder als einfacher Schipper — wir begegnen überall dem gleichen festen Willen zur Tat, der nicht eher erschlafft, bis das große Werk vollbracht ist und der Friede in Ost, West und Süd uns den Lohn für alle Mühen beschert. X.



Herzogin zu Schleswig-Holstein im Gespräch mit dem leitenden Arzt Dr. Nagelschmidt

vor dem Lazarett der Sammelstelle I des Roten Kreuzes, Berlin, in dem die Herzogin seit Kriegsbeginn als Schwester tätig ist.



Von links: Delegierter von Arnim-Falkenhayn (Joh.), Polscher (R. K.), Etappendelegierter Frhr. v. Hermann (R. K.), Generaldelegierter Ost Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Delegierter Frhr. von Massenbach (Joh.), V. v. Woikowsky-Biedau (Malt.), Riemer (R. K.).

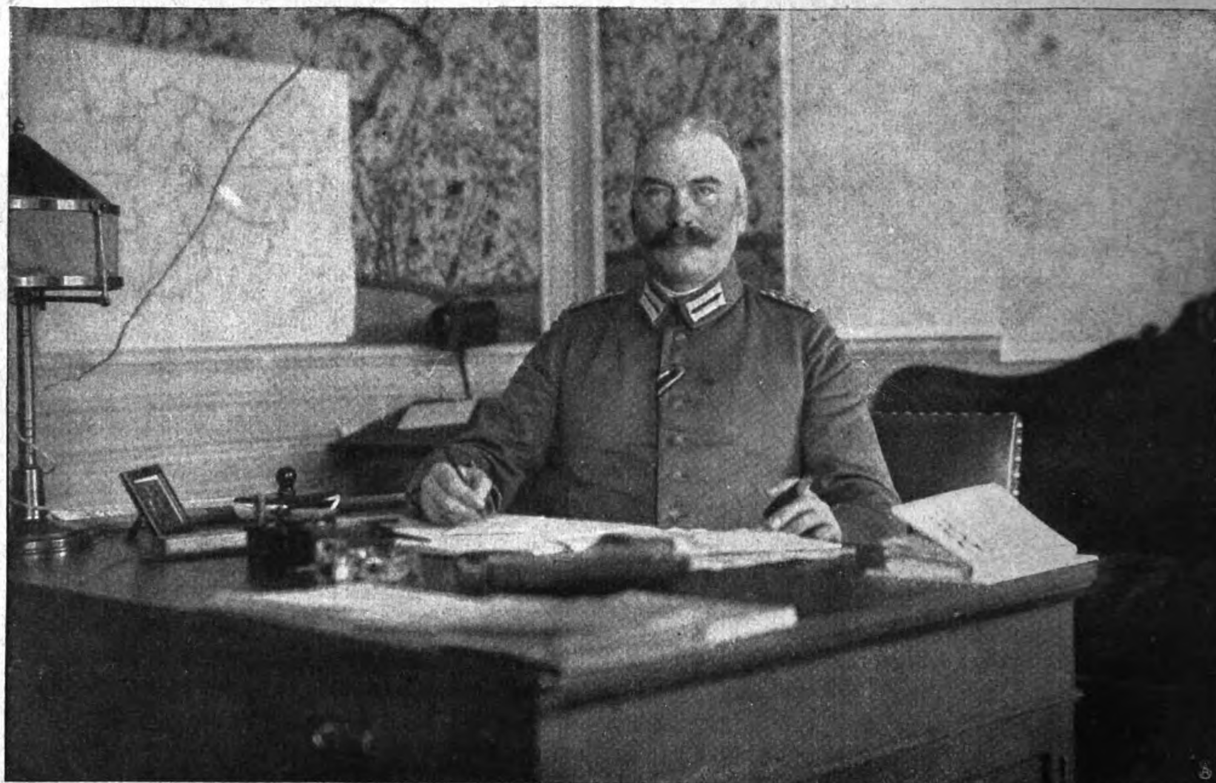
Der Generaldelegierte Ost der freiwilligen Krankenpflege mit den Delegierten einer Armee.



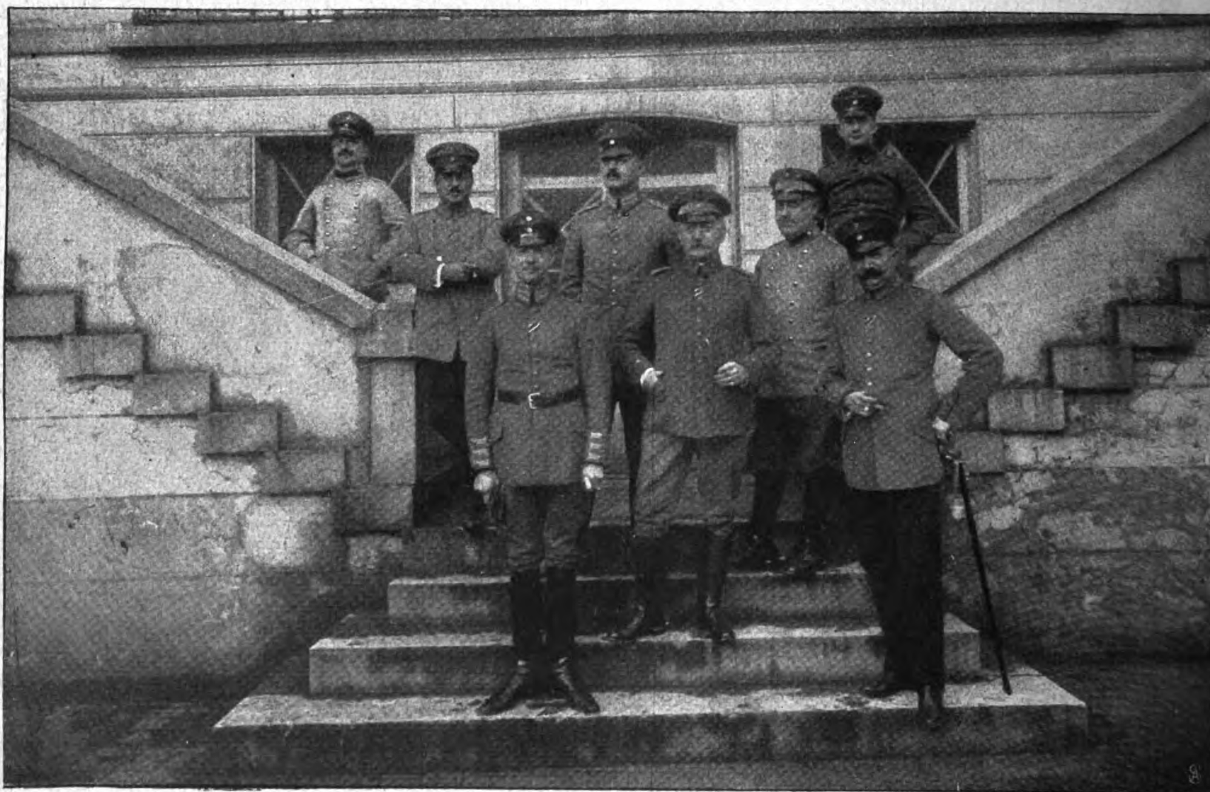
Phot. Boedecker.

General Bojadjeff,

Führer der ersten bulgarischen Armee, wurde mit dem Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.



Der Kommandant von Gent, Oberstleutnant von Wick.



Die Offiz.ere der Kommandantur:

Von links: Vordere Reihe: Lnt. Latza, Kriegsgerichtsrat Dr. Dallmeyer, Geheimer Justizrat Hauptm. Henz.
Hintere Reihe: Lnt. Weißmann, Oberlnt. v. Kuycke, Oberlnt. Averdunk, Kriegsgerichtsrat Dr. Hanfft, Lnt. Wittfeld.

Die Kommandantur Gent.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

14. Fortsetzung.

11.

„Sagen Sie mir doch um Gottes willen: Kommt der Zug aus Wien?“

Keine Antwort. Jeder hatte mit sich zu tun. Nur ein tausendfaches, wirres, abgerissenes Stimmengeschwirr unter der glühenden Glaswölbung des Münchner Hauptbahnhofs. Die Luft trüb von Staub. Unten das Gewühl eines durcheinanderwimmelnden Ameisenhaufens gleich dem Bild des aufgestöberten Erdballs im kleinen.

Inge Tillesen wurde hin und her gestoßen. Sie wehrte sich mit dem rechten Arm gegen einen langen Bergstock und ein daran befestigtes Alpenrosenbüschel. Überall waren auf einmal Bergstöcke, saß Gamsbart und Lodenhut schief auf erregten Gesichtern. Die kamen vom Brenner. Aufgescheuchte Tiroler Sommerfrischler. Immer neue Tausende. Tag und Nacht. Sie erwischte glücklich einen atemlosen Beamten am Arm.

„Wann kommt denn wieder ein Zug aus Wien?“

„Ja, i woaß net!“

„Aber ich steh nun schon seit gestern hier! Ich muß doch ...“

Der Mann war irgendwo und sie zehn Schritte weiter eingekeilt in eine neue Menschenmasse. Nun waren plötzlich ringsum weiße Hauben, stille Gesichter, niedergeschagene Augen. Ein ganzes Nonnenkloster, paarweise, die Köfferchen in der Hand, auf dem Weg von Oberbayern nach den Vogesen. Inge Tillesen dachte sich: die gehen schon an die Front! Er auch. Ich verfehle ihn noch hier!

„Bitte, wissen Sie nicht, wann der nächste Zug aus Wien ...“

Aber nun war sie mitten unter Angelsachsen. Flüchtende Bayreuther und Münchner Festspielgäste. Engländer und Amerikaner. Sie saßen ratlos wie die Schiffbrüchigen auf ihren Koffern. Soldaten rollten Handwagen mit Kaffeesäcken, Gepäckträger schoben eine kranke Dame im Fahrstuhl. Neue Menschenstrudel hinterher, auseinandergerissene Familien, die sich zuschrien und winkten, Offiziere, Papiere in der Hand. Aber alle bayrisch hellblau. Von Paul Isebrink keine Spur. Sie dachte: Wahrscheinlich ist er auch noch in Zivil! Sie wurde von der Menschenmauer mitgepreßt. Dort in der Ecke stürmte man die Züge nach Berlin. Vielleicht saß er darin. Aber wie ihn finden? Es hatte keinen Zweck. Sie drehte sich um und arbeitete sich gegen die beiden Bajonettspitzen der Bahnhofswachen durch, die den Ausgang anzeigten. Draußen in der Vorhalle, die immer noch ein brausendes Menschengewoge erfüllte, machte sie nutzlos halt. Sie war erschöpft. Sie sagte sich, was sie sich schon den ganzen Tag bis in diese späten Nachmittagstunden hinein gesagt hatte: Den Orient-Expreß hab ich glücklich verpaßt! Bis Mitternacht hab ich mir die Beine in den Leib gestanden. Bei Tagesanbruch soll er mit Gott weiß wieviel Stunden Verspätung angekommen sein. Behaupten sie wenigstens! Andere meinen, er wäre überhaupt noch nicht da ...

Dann hatte sie noch eine Hoffnung: Wenn er vernünftig ist, geht er da draußen auf und ab, damit ihn sein Vater sieht! Sie trat ins Freie, schritt suchend bis zu dem Karlsplatz. Die Sonne brannte, die Luft flimmerte, die Menschen fieberten. Das Bild des Krieges, wie es im Frieden nur der Süden bot. Tausende und aber Tausende, die scheinbar untätig auf Straßen und Plätzen beisammenstanden, halblaut sprachen, sich um die Extrablätter drängten. Ein unterirdisches Brodeln und Kochen. Ab und zu ein jäher Ausbruch. Spione im Land ... Spione ... „Fangt's die Schlawiner!“

Inge Tillesen konnte gerade noch zur Seite springen. An ihr vorbei stürmte es von überall nach dem vom Schutzmannspfiff aufgehaltenen Auto. Ein Handgemenge drinnen mit der wild um sich hauenden Mannsgestalt in Frauenkleidern ... fort ins Polizeipräsidium ... wieder ein Serbe weniger ...

Das erste Aufzucken der seit Menschenaltern schlafenden Urinstinkte der Schöpfung. Der Kampf ums Dasein. Wie in der Steinzeit. Auge um Auge. Leben um Leben. Vergiftetes Wasser ... Französische Flieger über Nürnberg ... Verräter im Auto auf der Landstraße ... Und wieder Sturmgesang um eine schwarzweißrote Fahne: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Es brandete und brauste um Inge Tillesens Ohren. Sie ging weiter. Sie suchte. Und dachte sich: Wie oft konnte ich das eine „Ja“ sagen, das ich jetzt nicht anbringe! Damals war mir das Schicksal nah. Ich brauchte es nur zu rufen. Jetzt ist es zu groß geworden und ich zu klein. Es kümmert sich nicht mehr um einzelne. Ich mag noch so sehr laufen — ich hol es nicht mehr ein ... Es geht mit Siebenmeilenstiefeln.

Vor dem großen gelben Eckgebäude des Generalkommandos hielten Reihen von Kraftwagen. Es war

ein Hasten hin und her durch das Tor. Auf dem Bürgersteig davor standen Offiziere in Gruppen. Alle noch in bayerischen Friedensuniformen. Inge sah das Himmelblau des Fußvolks, das Grün der Chevaulegers, die breiten, roten Beinkleidstreifen der Artillerie. Aber dann tauchte da aus dem Dunkel des Torwegs ein bisher in Deutschland nicht geschautes Waffenkleid auf. Alle Offiziere musterten es, während sie grüßten, und hatten dabei ein leuchtendes und kampflustiges Lächeln, alle Vorüberkommenden blieben stehen und wandten die Köpfe mit einem überraschten und oft ehrerbietigen Ausdruck: Es war etwas Feierliches um dies erste Feldgrau, diese gelbledernen Gamaschen, diesen staubfarben überzogenen Helm. Es war, im Fortfall alles Friedensprunks und aller Farbenfreude, die erste Verkörperung der ungeheuren Schicksalstunde, das erste wandelnde Sinnbild des größten Krieges aller Völker und Zeiten.

Links von ihm ging, auch als ein Vorbote des kommenden Gewimmels feldgrauer Millionen, ein langer, hagerer Leutnant. Er trug in der Herzgegend ein Abzeichen auf dem Waffenrock, das Inge nicht kannte. Dahinter kam, noch in preußischer Friedensuniform des Großen Generalstabs der Armee, ein kleiner, eleganter Hauptmann. Zwei Damen begleiteten ihn, Mutter und Tochter. Man sah es an der Ähnlichkeit.

Paul Isebrink war in ein Gespräch mit dem anderen Generalstäbler vertieft. Aber seine scharfen Augen waren gewohnheitsmäßig überall. Ihn überraschte man nicht. Schon auf hundert Schritte Entfernung erkannte er Inge, die da unschlüssig mit umgehängtem Goldtäschchen, das Kartenpaket in der Hand, stand, sagte hastig dem Kameraden ein paar Worte und eilte allein auf sie zu. Beinahe im Laufschritt. Ihr schien, als hätte er nie so gut ausgesehen wie in diesem Augenblick. Noch straffer, abgemagert und gebräunt von der Sonne des Südens, schon in Kriegstracht und Kriegsluft in den verwegenen Augen und um den lachenden Mund. Und eine ungläubige Freude, die ihr galt, die sie plötzlich stolz machte vor den Blicken all der Leute, die ringsum stehengeblieben waren und wohlgefällig auf ihn und sie schauten. Die dachten sich schon ihr Teil, während er auf sie zustürmte und ihre freie Hand zu fassen bekam und schüttelte, daß er ihr beinahe weh tat.

„Herrgott, Inge! . . . Das ist ja ein tolles Zuf . . ."

Er wollte noch etwas vom Zufall eines Zusammentreffens reden. Aber er kannte doch die Mappe, die sie in der Linken hatte.

„Das sind doch meine Karten . . ."

„Ja. Da!"

„Und ein Brief von Mutter!"

„Auch! Da!"

„Danke . . ."

In dieser Sekunde war er, der mit allen Hunden Gehetzte, in allen Sätteln Gerechte, fassungslos. Es wogte in ihm durcheinander von Zweifel und Jubel. Sie schlug mit der freigewordenen Hand an das Täschchen. „Und da ist auch's Geld . . ."

„Von meinem Vater?"

„Ja. Er ist jetzt schon in Berlin. Sie brauchen ihn! In der Front!"

Sie stockte, schöpfte tief Atem und redete entschlossen, während sie sehr blaß wurde: „Na — und da hab ich mich nützlich gemacht und es dir gebracht!"

Sie wußte, daß sie mit dem Wörtchen „dir" ihr Lebenschicksal aussprach, und er verstand es auf der Stelle so wie sie. Sie sah es an seinem Gesicht, auf dem schon, in strengen Linien, der Ernst des Krieges lag, und darüber hin jetzt eine jähe Maisonne von Glück und Dank an das Schicksal, das von allen Seiten so gewaltig auf ihn hereinbrach.

Küssen konnten sie sich vor den Leuten nicht. Er nahm nur ihre beiden Hände in die seinen und sagte: „Endlich . . ."

Und sie, noch halb im Trotz und doch schon ganz ergeben: „Na ja . . ."

„Ich dank dir, Inge . . ."

Nun war sie sehr rot geworden. Jeder mußte es sehen. Auch der lange, feldgraue Leutnant und der Generalstabshauptmann mit den beiden Damen, die inzwischen herankamen. Paul Isebrink stellte hastig und verwirrt vor: „Flieger Graf Bläming! Herr von Hellfried . . . Gestatten die Damen . . ."

Inge Tillesen verstand die Namen von Mutter und Tochter nicht. Sie war zu erregt. Sie hörte nur, daß Isebrink sie seine Braut nannte, daß man sie beglückwünschte und ihr die Hand reichte und ihm. Dann sagte er, schon mit einem Anflug von dem alten Übermut im Ton, auf den kleinen Generalstäbler und die junge Dame weisend: „Die haben's gut! Die werden morgen kriegsgetraut. Eben kommen sie vom Pfarrer!"

Dort hatten sie alles für morgen beredet. Auch den Spruch der Trauung: „So gehen wir hin, nicht zu sterben, sondern zu leben!" . . . Sie hatte feuchte Augen. Aber sie hielt sich tapfer. Sie war die Waise eines vor zwei Jahren verstorbenen Regimentskommandeurs. Sie fragte Inge, eine Braut die andere: „Lassen Sie sich denn nicht auch kriegstrauen?"

Ehe Inge Tillesen antworten konnte, fuhr Paul Isebrink in einem plötzlichen Zorn auf: „Ja, das kommt davon! Wer konnte denn das ahnen, wenn man da unten bei den Türken sitzt!"

Er wies mit einer entrüsteten Bewegung auf das preußische Dunkelblau mit Karmesin des kleinen patenten Hauptmanns.

„Wenn man noch halb in Zivil herumläuft wie der Hellfried . . . so'n Friedensoldat, der erst am dritten Tag mit seinem A. O. K. hinausgeht, der kann sich das leisten! Aber ich muß doch in 'ner Stunde auf der Walze sein . . . ich muß!" Er wandte sich verzweifelt an Inge. „Ich hatte ja keine Ahnung . . . Schon unterwegs bekam ich zwei Drahtbefehle. Bläming und ich und noch zwei Preußen und ein Haufen bayrische Herren — wir sausen Tag und Nacht durch, mit hundert Kilometer, bis an die Ostgrenze! Es geht jetzt um Spitze und Knopf. Ich kann nicht zurückbleiben!"

„Tu du nur deine Pflicht!" sagte Inge.

„Aber sowie ich ein bißchen Luft kriege — spätestens in ein paar Wochen — ich mache es schon irgendwie . . . ich telegraphiere dir . . . Gott sei Dank hab ich ja die Strippe ständig zur Verfügung . . . Richte nur inzwischen alles und halte dich zur sofortigen Abreise bereit! Wir lassen uns irgendwo hinter der Front vom Feldgeistlichen trauen!"

„Ja."

Der Pilot Graf Bläming befestigte das Einglas in der Augenhöhle seines hageren Rassekopfs und sagte zu dem Hauptmann von Hellfried und dessen Damen: „Nu schlag ich aber vor: Wir gehen! Erstens sind wir hier total überflüssig! Zweitens hab ich einen kolossalen Hunger und drittens nur noch fünfzig Minuten Zeit. Isebrink . . . Isebrink . . . Mensch . . . Wachen Sie doch auf!"

„Ja — was ist denn?"

„Wir ziehen uns jetzt verständnisvoll zurück. Aber vorher vergleichen wir unsere Uhren! So! . . . Schlag acht Uhr fährt die Benzindroschke vom Freiwilligen Automobilkorps vor — Sie wissen ja: dort drüben . . . Anderthalb Minuten vorher müssen Sie da sein! Da wird nicht gefackelt!"

„Eine halbe Minute ist auch genug!"

„Also schön! Ich bin großmütig! Sagen wir fünfundzwanzig Sekunden! Kommen Sie, Hellfried! Mit euch Bräutigamen muß man aufpassen! Ihr seid nicht ganz zurechnungsfähig!"

Der späte Augustabend webte im Dämmergrün des Maximilianplatzes. In ihm das Gewirr von Tausenden von Stimmen, das Glühen der Luft, das Zittern der Seelen. Ein plötzliches Anschwellen des Menschenbrausens da zu den feierlichen Klängen der „Wacht am Rhein", dort zu wildem Getümmel, geschwungenen Stöcken, Schutzmannshelmen im Gewühl um einen neu ertappten Spion. Hurra, erhobene Hüte und wehende Tücher beim Anblick von Generalen und von Offizieren in polizeiwidrig sausenden Autos. Isebrink und Inge gingen im Strom dieser Massen. In ihnen und dem Zwielicht verschwand sein Feldgrau, wurde nicht mehr so beachtet. Sie waren ungestört und schwiegen eine Weile wie Menschen, die sich zu viel zu sagen haben. Oder nichts mehr. Es lag ja alles hinter einem. Die Flammen dieses August löschten überall, was an Irrtümern und Mißverständnissen in der Vergangenheit aufgestapelt lag, im großen wie im kleinen. Es war nicht der Mühe wert, davon zu reden, und Inge Tillesen sagte schließ- nur: „Ja. Du brauchst nicht umzulernen. Ich gesteh es gerne: Du hast recht behalten. In allem!"

Dann fiel ihr wieder ein, was ihr die junge Hauptmannsbraut kameradschaftlich zum Abschied gesagt: „Gott sei Dank! Unsere künftigen Männer sind im Generalstab lange nicht so exponiert wie die ganz vorn in der Front!" Da dachte sie doch wieder mitten im Donnergang der Zeit an ihr eigenes bißchen Schicksal. Sie merkte jetzt an der Angst um ihn, wie lieb sie ihn hatte. Und schon liebgehabt hatte, die Jahre hindurch. Und wie sie all das Glück schon früher hätte haben können. Und sie sagte, sich fest an seinen Arm schmiegend: „Ja! Ich war dumm!"

Er lachte.

„Du Schlaukopf — du!"

„Aber wir waren's alle! Es ging uns zu gut! Wir haben nicht mehr gewußt, was uns not tat!"

„Bleib du nur, wie du bist!" sagte er. „Was sich immer gleich biegt, das taugt nichts. Ich kann die schlappen Leute nicht leiden. Wenn du nicht so dickköpfig gewesen wärst, dann hätte ich mich nicht über dich so wahnsinnig geärgert die ganze Zeit . . ."

„Nun eben . . ."

„Aber dann wäre ich auch jetzt nicht so unsinnig glücklich! Daheim seine Braut und vor sich den Krieg — was kann der Mensch eigentlich noch mehr vom lieben Gott verlangen!"

Sie schritten Arm in Arm weiter, umbrandet und umbraust von dem Rauschen eines uferlosen Meeres. Tausend Töne lebten darin, Gesang und Geschrei, Lachen und Grollen, und es war doch nur ein einziger unermeßlicher Gleichklang, das Atmen einer einzigen Brust. Alle Gesichter umher schienen einander ähnlich, leuchtende Blicke in unerschütterlich ernsten Mienen, ein großes Geheimnis über jedem und allem, eine trunkene und doch feierlich erhobene Stimmung wie das letzte Abendrot dort über den Dächern oder wie das Morgenrot des kommenden, ungeheuren Tags.

Inge blieb stehen.

„Du . . . Was war das nur mit uns bisher? . . . Warum waren wir nur so verblendet? . . ."

„. . . weil wir Deutsche sind, Kind! Wir vertragen uns immer erst, wenn wir müssen! Aber dann auch gründlich!"

„Ach Gott ja — was hat jeder aus sich für ein Wesen gemacht!" sagte Inge, während sie weitergingen. „Da dachte man, es käme auf einen an, und kam sich wichtig vor und dokterte an sich herum — und nun sieh mal hier die Menge . . ."

„Ja, heut gefallen mir die Leute durch die Bank!"

„Wer wußte denn auch, daß wir seit Jahren am Rand des Verderbens hingegangen sind . . ."

„Wir haben's euch ewig gepredigt!"

„Man begreift es kaum mehr, und es ist doch erst seit gestern oder vorgestern . . ."

„Aber noch nicht zu spät! Hiebe sollen sie kriegen, rechts und links!"

Die Leute umher hatten das lachende Wort gehört. Sie nahmen es auf und jubelten dem Hauptmann in Feldgrau zu. Junge Männer schauten ihn ernst an mit dem Gedanken: Also so einer wird uns führen! Mütter betrachteten ihn, und es lag in ihrem Blick: Euch vertrauen wir unsere Söhne an! Ein vornehm gekleideter Herr sagte zu seiner Frau: „Siehst du die roten Streifen? Das ist der Kopf! Wir von der Landwehr sind bloß die Faust . . ."

„Deutschland, Deutschland über alles!" Wieder klang das Lied. Ein Trupp Studenten in bunten Kappen zog vorbei. Auf dem Weg zum Generalkommando. Zur Meldung als Kriegsfreiwillige. Geschlossen, das ganze Korps. Sie riefen es lachend dem Hauptmann Isebrink zu. Er lachte und winkte ihnen mit der Hand zurück, schon wie jungen Kameraden! Eine Sekunde flackerte das Kriegswetter in seinen Augen. Es war Inge, als leuchteten all diese Menschen von innen heraus, als wären sie gar nicht mehr sie selbst. Sie dachte wieder an das Trauungswort der jungen Hauptmannsbraut von vorhin. Es war wie dessen Widerschein auf den tausend Gesichtern, in den tausend Augenpaaren umher: Keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber! Sie hing sich fester an Isebrinks Arm und sagte: „Weißt du . . . eigentlich ist das alles ja ein einziges Wunder."

Er lachte unbekümmert.

„Ein Wunder ist jedenfalls schon geschehen: Ich halt dich! Und nun kommst du mir aber nicht mehr aus!"

Und während sie umdrehten und den Weg zurückgingen, war ihr zumut, als hätten nicht nur sie zwei sich gefunden, sondern so wie sie und in ihnen beiden ganz Deutschland, als wäre das alles miteinander eins, als gäbe es keine Grenze mehr zwischen Mensch und Menge, jeder einzelne klein und doch groß und, was deutsch hieß, eine einzige Kraft, zu wagen, zu schlagen, zu tragen.

„Was bin ich froh, daß ich eine Deutsche bin!" sagte sie zu Paul Isebrink, während sie sich der hellerleuchteten, offenen Veranda des Wirtshauses am Lenbachplatz näherten. Innen war es gedrängt voll. Uniformen, farbige Damenkleider, helles Sommerzivil der Herren. Die Musikkapelle spielte die Nationalhymne. Alles hatte sich erhoben und sang mit. Auf der Straße draußen standen Hunderte von Menschen und jubelten und stimmten mit ein. An einem langen Tisch, zwischen Blumen und Sektflaschen, saßen abfahrtbereit die preußischen und die bayrischen Offiziere mit ihren Kameraden und ihren Damen. Der Flieger Graf Bläming war lang und ernst auf einen Stuhl gestiegen und spähte durch das Monokel auf den Platz.

„Na endlich! Immer unpünktlich, Isebrink! Nur noch zwanzig Sekunden. Los!"

Draußen auf der Straße war neuer Jubel. Ein mächtiges, kanariengelbes, offenes Reiseautomobil war vorgefahren. In Friedenzeiten beförderte es wohl zähnestochernde amerikanische Krösusse von den Münchner Hotelpalästen zwischen Lunch und Dinner nach Hohenschwangau und zurück. Jetzt war es mit Feldkoffern und Ersatzreifen vollgepackt, Aushilfs-Benzinbehälter für ununterbrochene Eilfahrt füllten den Boden, auf dem Wagenschlag stand mit schwarzer Farbe: „Nach Petersburg!" Der Herrenfahrer in der Uniform des Freiwilligen-Automobil-

korps, den Hirschfänger an der Seite, kurbelte eigenhändig die schwere Maschine an. Graf Bläming stand neben dem bayrischen Fürsten und schrie durch das Donnergerassel: „... rin in die Hochzeitskutsche, wenn ich gehorsamst bitten darf!"

„Hurra!" Wieder war alles aufgestanden, während sich die Feldgrauen von den noch Himmelblauen verabschiedeten, ihre Frauen küßten, den Freunden die Hand drückten. „Gute Reise!" Von den Nebentischen hoben Offiziere die Gläser: „Kriegsheil!" Sträußchen flogen. Die Musik spielte: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd ..."

Und wenn es auch kein Pferd, sondern ein Auto war, so sang doch der Pilot Graf Bläming, der hier keine Verwandten und Freunde hatte, begeistert mit. Viele Schlösser und weite Güter gehörten ihm als Erben. Er hätte den Feldzug in einem der vornehmsten Potsdamer Gardekavallerieregimenter mitmachen können. Aber er dachte nur an das Surren seiner Maschine oben im einsamen Luftmeer. Schon jetzt lehnte er, über die Menschheit erhaben, breitbeinig hoch auf dem Führersitz des Autos an der Windscheibe und sang:

„Da tritt kein anderer für ihn ein!
Auf sich selber steht er da ganz allein!"

Und dann: „Los, Isebrink!"

Paul Isebrink zog Inge an sich. Jetzt durfte sich, auch vor den Leuten, jeder und jede küssen zum Abschied, fast schon vor dem Feind. Endlich klatschte der lange Junggeselle mit dem Einglas oben ungeduldig in die Hände. Da drückte er ihr noch einmal die Hand und sprang mit einem Turnersatz in den schon vollbesetzten Wagen.

„Also halt dich bereit! Sowie meine Depesche kommt, los! In vierzehn Tagen ist Trauung!"

Sie nickte und lachte tapfer. Und ebenso die anderen Damen um sie. Vorn hallte die Doppelfanfare des Oberkommandorufs. Der Kraftwagen setzte sich in Bewegung und schoß durch die menschenwimmelnden Straßen, durch Hüteschwenken und Zurufe hinaus in die Nacht, dem Osten zu ...

Die Damen waren eine Weile ganz still, wie betäubt. Sie hatten noch das Abschiedlachen auf den Lippen, aber immer feuchter wurden ihre Augen. Es war so plötzlich gegangen. Nun war auf einmal die große Leere da. Das Frösteln der Verlassenheit. Die Männer fort, die Verlobten, hinaus ins Unbekannte. Die Angst und Liebe und Stille in einem. Und ringsherum wie bisher die vaterländischen Weisen der Musik, Kellnergelaufe, Stimmengeschwirr an dicht besetzten Tischen.

Von einem dieser Tische, an dem nur zwei Herren saßen, flog ein Blick zu Inge Tillesen hinüber. Ihre noch nassen Augen trafen sich mit den großen, grauen dort drüben, weiteten sich in ungläubigem Zorn. Sie war auf einmal völlig bei sich. Eine rasche Röte lief über ihre Wangen.

„Das ist also doch zu toll!" sagte sie zu der Hauptmannsbraut neben ihr. „Können Sie sich vorstellen, daß sich ein Russe, ein richtiger Russe ganz ruhig hier mitten ins Lokal setzt?"

„Ein Russe?"

„Ein Herr von Schjelting. Dort hinten an dem Tisch. Den andern kenn ich nicht!"

„Ist er denn verrückt?"

„Ich glaube, er hat die wahnsinnige Idee, daß die Bayern neutral bleiben! Wenigstens sagte er vorgestern so etwas in Wiesbaden!"

„Sind Sie auch ganz sicher, Fräulein Tillesen?"

„Gott ... ich kenn doch den Menschen! Sehen Sie doch nur das dünkelhafte Gesicht!"

„Aber er trägt doch das amerikanische Abzeichen im Knopfloch!"

An den Tischen um Schjelting herum betrachtete man wohlwollend die Sterne und Streifchen des kleinen eingenähten Fähnchens auf seiner Brust. All die Tausende von Yankees in München und ihre Frauen und Töchter hatten es. Der Münchner Bürgersmann freute sich, wenn er sie sah und ihnen irgendwie gefällig sein konnte.

„Damit kann er freilich noch lange hier ungestört herumlaufen!" sagte Inge Tillesen entschlossen. „Wo ist denn Ihr Bräutigam?"

„Im Saal drinnen! Er hat sich zu den Schweren Reitern gesetzt!"

„Bitte, holen Sie ihn! Ich verliere inzwischen den Russen nicht aus dem Auge!"

„Und dann ...?"

„Dann lassen wir ihn verhaften! Ganz einfach!"

Das junge Mädchen drängte sich nach dem Saal. Sie kam nur langsam vorwärts. Inge blieb am Eingang auf Posten. Auf Nikolai Schjeltings länglichen, nervösen Zügen bemerkte sie, während er wieder einen blitzschnellen Seitenblick herüberwarf, eine plötzliche Unruhe, dann sah er wieder schweigend und brütend in den deutschen Jubel um sich, die wild erwachte Lust der Lieder und der Waffen, mit einem ungläubigen Staunen im Blick, wie es Inge nie an ihm beobachtete. Sie zitterte. Vor ihr schwatzten zwei biedere Münchner beim Bier von den Buren.

„Drüben, auf dem Balkon vom Bayrischen Hof, hat er dazumal gestanden, der Botha. Geweint hat er, der dicke, große Mann! Zweiunddreißigtausend Markl haben's ihm an dem einen Nachmittag ins Hotel gebracht, die Münchner ... Sie, Herr Nachbar, dös haut! Dös war damals um Gottes Lohn. Aber keine Guttat is umsonst: Wenn's jetzt wirklich mit den Engländern auch losgeht, nachher reden der Botha und die Buren auch ein Wörtel mit!"

„Ich hab mehr Fiduz auf die Japaner!" sprach

der andere. „Die haben's eh schon im Schwung, wie man d' Russen drescht! Die haben was bei uns gelernt! Klein san's, aber a Schneid haben's schon. Na, zur Gesundheit!"

Er hob sein Glas und trank freundlich lächelnd zweien der vielen japanischen Studenten Münchens am Nebentisch zu. Die gelben Geschöpfe wußten, was sich gehörte. Sie kamen grinsend nach deutscher Art nach.

Draußen war wieder Lärm und Jubel. Ein Zug begeisterter junger Leute marschierte vorbei. Sie kamen vom italienischen Generalkonsulat, wo sie Hochrufe auf den Verbündeten jenseit der Alpen ausgebracht hatten.

Nikolai Schjelting wandte nachlässig den Kopf nach ihnen. Sein nachlässiges, sonderbares Lächeln machte Inge wütend. Wieder spähte sie nach dem Hauptmann.

Da . . . endlich!

„Wo ist denn der Verbrecher, Gnädigste!"

Der kleine, elegante Herr von Hellfried hatte sich zu ihr durchgearbeitet. Ein paar andere Offiziere und ein Herr in Zivil hinter ihm.

„Dort am Tisch!"

Sie wies unauffällig mit dem Kopf. Zugleich schoben sich neue Menschenwellen dazwischen und sperrten den Ausblick. Studenten von dem Demonstrationzug zu Ehren Italiens draußen. Die Musik empfing sie mit der Marcia reale, der italienischen Königshymne. Der Hauptmann wurde ungeduldig.

„Man kann ja nichts sehen! So: jetzt. Welches ist der Tisch?"

„Ganz in der Ecke!"

„Ja, aber . . ."

„Herrgott . . . der Tisch ist leer!"

Nikolai Schjelting und sein Begleiter waren in dem Gedränge verschwunden. Unauffällig hinaus in die wimmelnde, fiebernde, brausende, von Zehntausenden belebte Sommernacht, in der sich ihre Spuren hoffnungslos verloren . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein großes Friedenswerk mitten im Kriege.

Die Nordsüdbahn in Berlin. — Von Stadtbaurat, Geh. Baurat Friedrich Krause, dem Erbauer der Bahn.

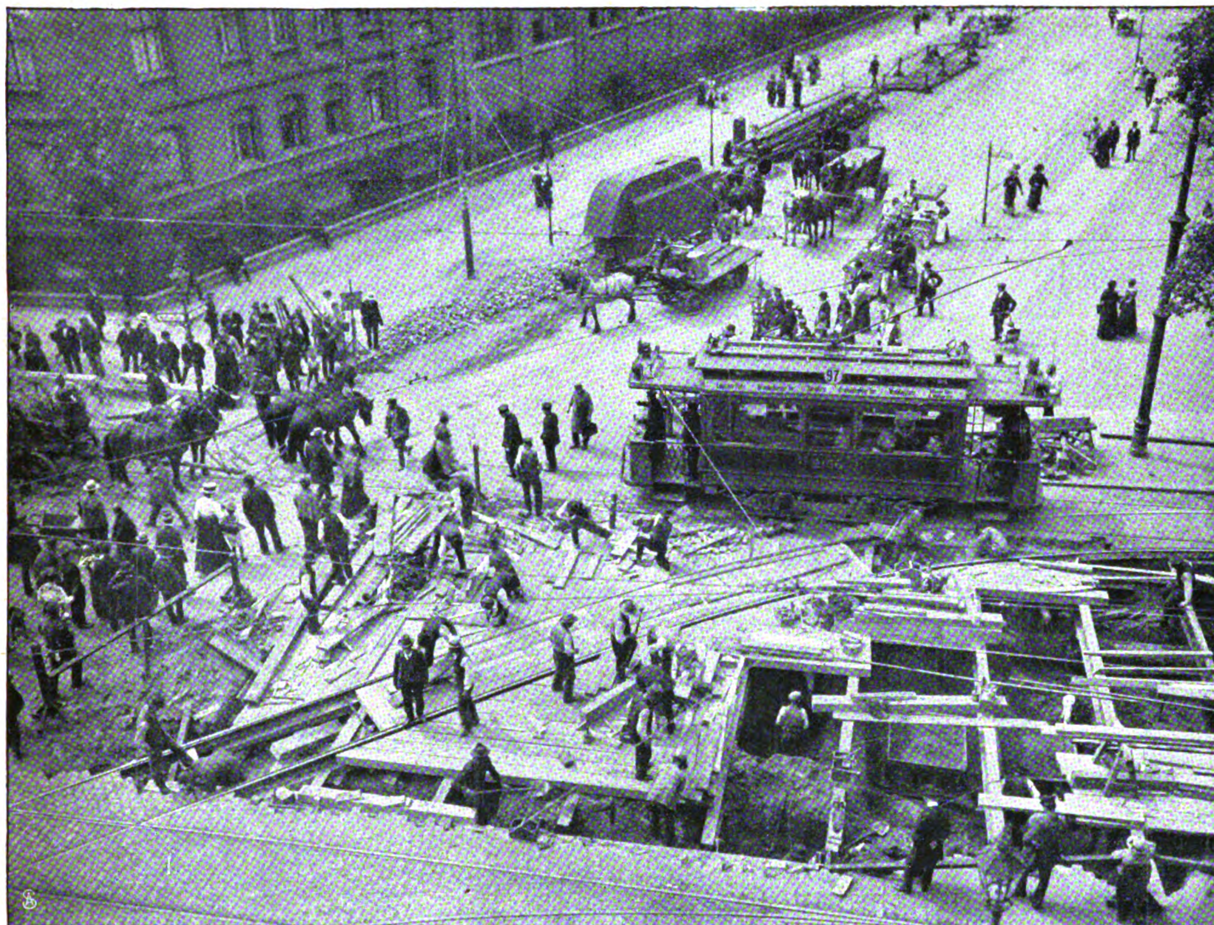
Hierzu 5 photographische Aufnahmen und eine Zeichnung.

In der jetzigen Zeit des Weltkrieges, die unsere ganze Kraft für die großen Aufgaben, welche der Kampf mit unseren Feinden hervorgerufen hat, in Anspruch nimmt, hat das Interesse an den Friedenswerken, die lediglich der Kultur und dem Fortschritt der Menschheit dienen, naturgemäß abgenommen. Und doch verdient es volle Beachtung, daß die Reichshauptstadt Berlin trotz der ungeheuren Belastung, die ihr an Arbeit und Geld durch die Wohlfahrtsfürsorge für die Angehörigen der im Felde stehenden Krieger und durch die Lebensmittelversorgung der Einwohner entstanden ist, ein großes, kostspieliges Werk energisch fördert, das nach dem Frieden für den Berliner Verkehr von der allergrößten Bedeutung sein wird.

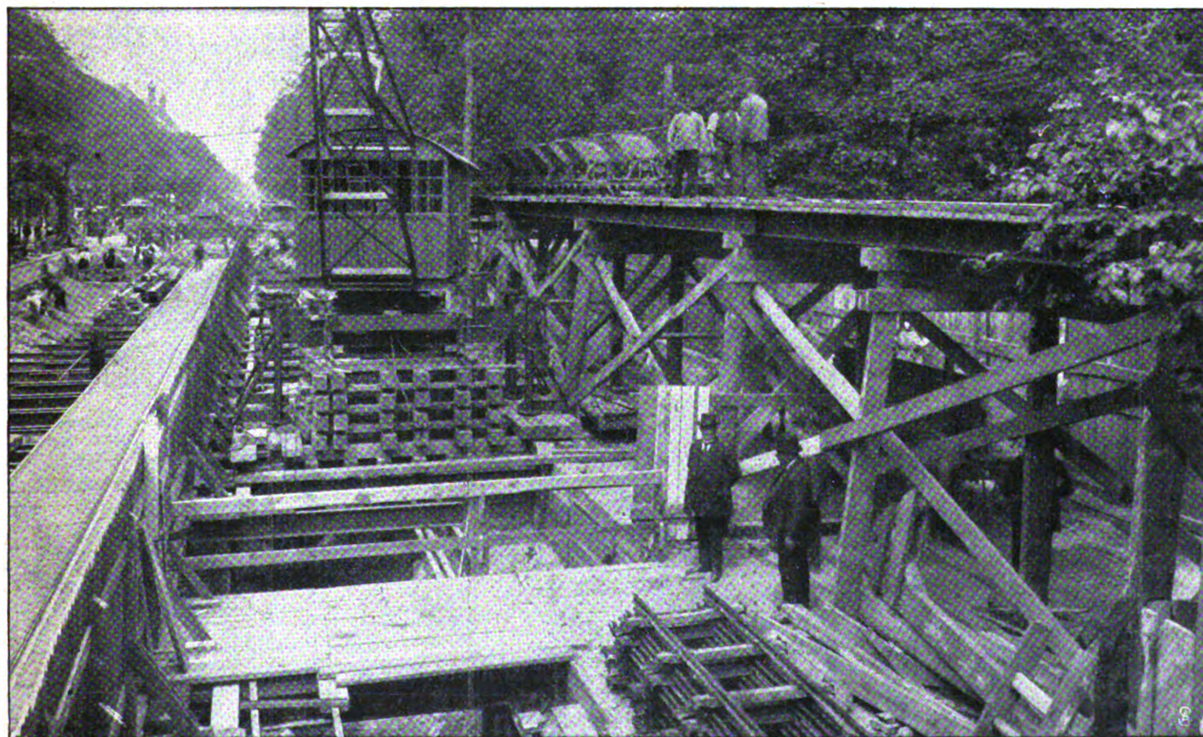
Die Hauptverkehrsader Berlins von Norden nach Süden bildet die Friedrichstraße mit ihren Verlängerungen, und zwar der Chausseestraße und Müllerstraße im Norden und der Belle-Alliance-Straße im Süden. Der mittlere Teil der Friedrichstraße zu beiden Seiten der Straße Unter den Linden zwischen der Behrenstraße und der Dorotheenstraße ist sehr eng. Die geringe Breite läßt daher die Anlage von Straßenbahnen überhaupt nicht zu und gestattet den Fuhrwerksverkehr nur in einer Richtung, während in der umgekehrten Richtung der Verkehr durch die nächstgelegene Parallelstraße, die Charlottenstraße, abgelenkt werden muß. Die Straßenbahnen müssen aber noch viel weitere Umwege als die Fuhrwerke machen, da sie teils durch die Charlottenstraße und Französische Str. am Opernhaus vorbei nach der Weidendammer Brücke umgeleitet, teils vom Halleschen Tor über den Potsdamer Platz am Brandenburger Tor vorbei durch die Karlstraße in den nördlichen Teil der Friedrichstraße geführt werden müssen. Diese Verkehrswege genügen aber nicht, um den sich immer stärker entwickelnden Nord-Süd-Verkehr zu bewältigen, und es wurde deshalb von den städtischen Behörden der Bau einer Untergrundbahn in der Friedrichstraße beschlossen, die diesen Verkehr auf dem schnellsten und kürzesten Wege aufnimmt und gleichzeitig die Straßenoberfläche entlastet.

Diese Schnellbahn, Nordsüdbahn genannt, beginnt im Norden in der Müllerstraße an der Ungarnstraße mit einem Betriebsbahnhof, der, innerhalb eines Baublocks angelegt, rund 40000 qm Fläche einnimmt und Raum für die Aufstellung von etwa 100 Fahrzeugen nebst den erforderlichen Werkstätten bietet. Der erste Personenbahnhof im Norden liegt an der Seestraße; er hat 2 Bahnsteige mit 4 Gleisen erhalten, damit später eine Bahn von Tegel oder von Wittenau-Frohnau dort Anschluß erhalten und erforderlichenfalls sowohl im Durchgangs- wie im Pendelverkehr betrieben werden kann. In gleicher Weise ist auch der südliche Bahnhof in der Belle-Alliance-Straße an der Gneisenaustraße eingerichtet, damit die Fortsetzung der Bahn sowohl in südlicher Richtung nach Tempelhof wie in südöstlicher Richtung nach Neukölln stattfinden kann. Beide Bahnhöfe sind als Gemeinschaftsbahnhöfe mit Richtungsbetrieb angelegt, so daß ein bequemes Umsteigen von einer Bahn zur anderen erfolgen kann.

Die Länge der Bahn zwischen den Bahnhöfen Seestraße und Gneisenaustraße beträgt 7,6 km; sie ist in 7 Bauabschnitte oder Lose eingeteilt, von denen 2 bereits fertiggestellt und 4 andere in der Bauausführung begriffen sind. Die Kosten dieser Bahnstrecke sind auf 66,35 Millionen Mk. veranschlagt, so daß das Kilometer Bahn sich durchschnittlich auf 8,7 Millionen



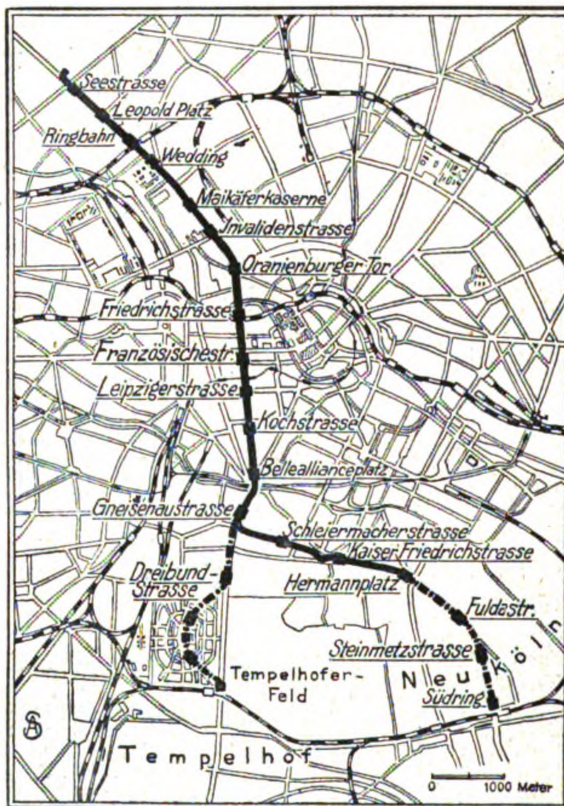
Baugrubenüberbrückung an der Kreuzung Müller-Gericht- und Triftstraße.



Kran und Ladegerüst am Courbièreplatz.

Mark stellt. Diese Kosten erscheinen ungewöhnlich hoch, zumal auf der ganzen Strecke, abgesehen vom Betriebsbahnhof, Grunderwerbskosten nicht in Frage kommen. Daß sie die Kosten der von der Hoch- und Untergrundbahn-Gesellschaft erbauten bisherigen Schnellbahnen, welche durchschnittlich rund 5 Millionen Mark pro Kilometer betragen, weit übertreffen, ist schon allein dadurch begründet, daß die Nordsüdbahn auf ihrer ganzen Strecke als Untergrundbahn gebaut werden muß, also durch wesentlich billiger herzustellende Hochbahnstrecken nicht unterbrochen ist. Der besonders hohe Kostenaufwand, den die Nordsüdbahn erfordert, wird aber auch noch durch andere Umstände herbeigeführt, die in der besonders schwierigen Bauausführung und der Ueberwindung vieler Hindernisse beruhen.

Diese bestehen zunächst darin, daß 2 Wasserläufe, die Spree und der Landwehrkanal, an sehr verkehrsreichen Punkten, an der Weidendammer Brücke und am Halleschen Tor, von der Bahn unterfahren werden mußten. Ist die Herstellung derartiger Bauten an sich schon recht schwierig, da die Schiffahrt und der Hochwasserabfluß durch die Ausführung nicht unterbunden werden dürfen, so stellten sich dieser noch besondere Hindernisse dadurch in den Weg, daß die Weidendammer Brücke abgebrochen, durch 2 provisorische Brücken ersetzt und nach Fertigstellung der Untertunnelung wieder aufgebaut werden muß. Auch der Unterfahrung des Landwehrkanals stellte sich als schweres Hindernis der Hochbahnviadukt am Halleschen Tor entgegen, da die Untergrundbahn auf die Pfeiler der Hochbahn stieß, deren Beseitigung einen Umbau der im Betriebe befindlichen Bahn notwendigerweise zur Folge hatte.



Die Strecke der Bahn.

Außer diesen beiden Flußläufen kreuzt die Bahn an 2 Stellen die Panke — den sogenannten Schönhauser Graben und die Stadtpanke — welche beide, da sie nicht schiffbar sind, als Düker unter die Bahn hindurchgeführt werden konnten.

Aber nicht nur die Hochbahn am Halleschen Tor, sondern auch die Ringbahn am Bahnhof Wedding, die Stadtbahn am Bahnhof Friedrichstraße und die Untergrundbahn an der Mohrenstraße, welche sämtlich von der Nordsüdbahn gekreuzt werden, erforderten weitgehende Sicherheitsmaßregeln und Umbauten der Fundamente der Staatsbahn, die sich als recht zeitraubend und kostspielig ergaben.

Eine besonders schwere Aufgabe wurde der Technik auch durch 2 Moorstrecken gestellt, welche die Bahn in der Friedrichstraße an der früheren Kaiser-Wilhelm-Akademie und an der Besselstraße auf Längen von 60 m und 128 m zu überschreiten hatte, zumal das Moor Tiefen bis zu 30 m aufwies. Es mußte dort die Baugrube durchweg durch eiserne Spundwände bis zu 22 m Länge eingefaßt und eine besondere aus eisernen Rahmen gebildete Tunnelkonstruktion gewählt werden, die selbst bei eintretenden geringen Senkungen genügend Widerstand bietet.

Berücksichtigt man ferner, daß der Bau der Bahn in Straßen mit sehr lebhaftem Verkehr vorgenommen werden muß und infolgedessen die Baugrube nicht offen gelassen werden kann, sondern überdeckt werden muß, so daß der Straßenverkehr auf der Decke und der Tunnelbau unter der Decke stattfindet, so dient auch dieser Umstand dazu, die Kosten der Bahn zu vermehren.

Endlich ist aber die Friedrichstraße ganz besonders stark belegt mit Kanälen und Leitungen der städtischen Entwässerung, der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke usw.; auch diese Leitungen mußten sämtlich verlegt werden, um einen freien Raum für den Bahnkörper, der mit seiner Oberkante meist nur 80 cm unter dem Pflaster liegt, zu schaffen. Diese Verlegungsarbeiten kosten aber viel Geld und betragen allein etwa 1 Million Mark für das Kilometer.

Vor einem Jahre haben nun die Berliner städtischen Behörden die Verlängerung der Nordsüdbahn im Süden durch die Gneisenaustraße und die Hasenheide bis zum Hermannplatz beschlossen. Die Nordsüdbahn erhält von dort aus eine weitere Fortsetzung durch eine von der Stadt Neukölln zu erbauende Untergrundbahn, die im Zuge der Berliner Straße bis zum Südring geführt werden soll. Auf dem Hermannplatz soll der Bahnhof so angelegt werden, daß zwischen der Nordsüdbahn und der dort vorläufig endigenden Untergrundbahn Gesundbrunnen—Neukölln der A.E.G. eine gute Umsteigegelegenheit geschaffen wird.

Die Berliner Nordsüdbahn erhält dadurch eine Länge von 10,4 km, die in 22½ Minuten durchfahren werden kann; sie enthält 16 Stationen mit einer durchschnittlichen Entfernung von 655 m und kostet im ganzen 81,2 Millionen Mark.

Hieran schließt sich noch die Neuköllner Strecke mit 2,4 km Länge und 3 Stationen an, die auf Grund bereits getroffener Vereinbarungen von der Stadt Berlin mitbetrieben werden soll (siehe obenstehende Abbildung).

Die Wagen der Nordsüdbahn haben eine größere Breite als die der Hochbahn erhalten, sie beträgt 2,65 m statt 2,20 m. Dadurch ist auch das Fassungsvermögen



Vorarbeiten für die Herstellung der provisorischen Tunneldecke an der Chaussee- und Invalidenstraße.



Ausgeschachtete Baugrube für die Haltestelle Leopoldplatz.

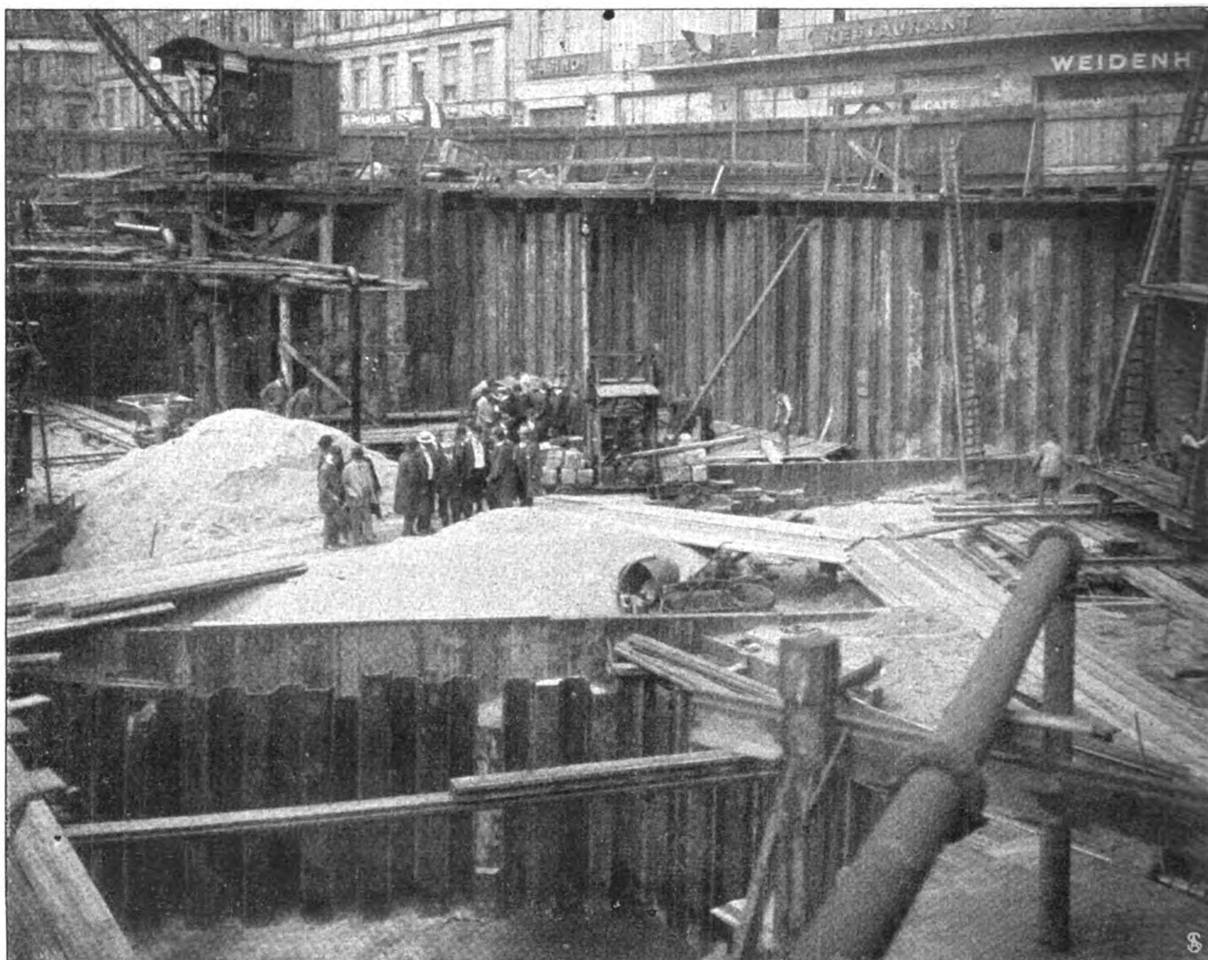
der Nordsüdbahnwagen größer geworden, und es beträgt 110 Personen für den Wagen gegenüber 75 bei der Hochbahn. Zur Beförderung von 600 Personen genügen also 6 Wagen gegenüber 8 Wagen der Hochbahn. Dementsprechend können auch die Bahnsteige, deren nutzbare Länge zu 81 m bemessen ist, kürzer gehalten werden.

Auch die Einteilung der Wagen der Nordsüdbahn ist eine andere wie die der bestehenden Untergrundbahn. Es sind in der Mitte des Wagens 3 Abteile mit Quersitzen, die durch einen Mittelgang geteilt sind, angeordnet, während an beiden Enden ein Raum für Stehplätze mit Längssitzen auf beiden Seiten geschaffen ist. Soweit Führerstände nebst einem Raum für den Zugbegleiter in den Wagen untergebracht sind, mußte an einem Wagenende eine entsprechende anderweitige Ausgestaltung erfolgen.

Sowohl die 3 Abteile mit Quersitzen wie die beiden Räume für Stehplätze sind durch Schiebetüren zugänglich gemacht, so daß das Füllen und Entleeren der Wagen sehr schnell bewirkt werden kann. Um das Schließen dieser 5 Türen jedes Wagens beim Abgang des Zuges zu erleichtern, ist die Anordnung getroffen, daß durch den Zugbegleiter von einer Stelle aus mittels elektrischer Uebertragung das Schließen auf mechanischem Wege erfolgen kann. Dabei mußte natürlich dafür Sorge getragen werden, daß bei der Einschaltung der Schließvorrichtung niemand verletzt oder geklemmt werden kann, und es ist dies dadurch erreicht, daß jede Tür, sobald sie nur geringen Wiederstand findet, sich leicht auslöst und selbständig für sich bewegt werden kann. Die bisher ausgeführten Probewagen haben bewiesen, daß für die Schließvorrichtung eine technisch einwandfreie Lösung durchgeführt werden kann, die betriebsicher funktioniert.

Entsprechend der größeren Breite und Höhe der Wagen hat auch das Tunnelprofil der Nordsüdbahn größere Abmessungen als das der vorhandenen Berliner Untergrundbahn; auch hat der Tunnel auf normaler Strecke keine Mittelstützen erhalten, damit im Notfall Weichenverbindungen zwischen beiden Gleisen eingelegt werden können.

Der Bau der Bahn schreitet trotz des Krieges rüstig vorwärts, er wird erleichtert durch den geringeren Fuhrwerks- insbesondere Autoverkehr auf den im Bau befindlichen Strecken, erschwert durch die schwierigere Beschaffung von Material und durch die Verminderung von Arbeitskräften in der Kriegzeit. Wenn auch die ursprünglich festgesetzte Bauzeit nicht ganz eingehalten werden kann, so ist doch zu hoffen, wenn nicht noch besondere Hindernisse eintreten, daß dieses Verkehrsunternehmen im Herbst 1918 fertiggestellt sein wird.



Baustelle der Untertunnelung der Spree an der Weidendammer Brücke.

Kriegswinter.

Fallender Schnee, fallender Schnee,
Lautloses Weh, lautloses Weh!

Wir halten hier bange den Atem an,
Wir wissen, sie fallen dort, Mann um Mann

Wie Flocken so dicht, wie Flocken so leicht,
Längst ist die Erde vom Blut erweicht,

Ein Gottesacker weit über Feld
Für jüngsten Tages Ernte bestellt

Ruhe das Korn und keime die Saat
Bis zu der Engel glorreicher Mahd!

Fallender Schnee, fallender Schnee,
Lautloses Weh, lautloses Weh!

Decke das Grauen in Gnade zu,
Allen sei liebreich die weiße Ruh!

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Pilgerfahrt.

Skizze von Katharina von Sanden.

In dem langen Durchgangswagen des Schnellzuges wurde es ruhiger. Es dämmerte. Einzelne Regentropfen pfiffen an die Scheiben in langen nassen Streifen.

Der Zug trieb schwer durch die windgepeitschte Ebene.

Die Gespräche stockten. Es war noch kein Licht angezündet worden.

Frau Maria stützte den Kopf in die Hand und schloß die Augen. Wohltätig war die Dämmerung. Betteln hätte sie mögen, daß die Lampen dunkel blieben. Sie hatte ihr Gesicht beherrscht, solange die Blicke der Mitfahrenden es erkennen konnten. Nun ließ sie sich gehen. Sie saß zusammengesunken in ihrer Ecke — müde, müde über alles Sagen. Daß eine starke Kraft sie vorwärts riß, ohne daß sie sich zu rühren brauchte, tat auch wohl.

Nur nicht gehen müssen, nicht reden müssen — leben müssen.

Sie hörte mechanisch auf das schwere Dröhnen des Zuges über die Eisenschienen. Sie kreischten, stöhnten, zeterten unter ihm, die Weichen knirschten. Er trieb vorwärts in einem gleichmäßigen starken Rhythmus, der einschläferte. „Said the joung Obadja to the old Obadja" — Kiplings Eisenbahnsang! Wie hatten die Jungen damals gelacht. Karl Hennings hatte ihr gegenübergesessen. Sie sah sein fröhliches Jungengesicht mit den abstehenden Ohren und der gescheiten Stirn.

Der lag in den Karpathen begraben.

Das war damals die letzte Wanderung gewesen. Über die Müggelberge an einem herbfrischen Julitag. An dem Himmel die Wolken trieben wie geschwollene Säcke. Der Müggelsee schlug Wellen mit stählernen Reflexen. Und bevor sie auf den kleinen Dampfer stiegen, rief Heinrich die Jungen mit einem Pfiff und nahm dem einen ihre Jacke ab, und sie mußte sie anziehen. Die Jungen erreichten es immer, daß einer von ihnen die Jacke trug, und es war doch gegen alles Wandervogelrecht. Freilich war sie ein Ehrenwandervogel und überhaupt, die Jungen setzten es eben durch. Die Jacke war eine Art Panier, und sie hatte manches durchmachen müssen in den festen Jungenhänden, die nie unachtsam sein wollten, aber doch für die Lebensbedingungen einer Damenjacke kein Verständnis hatten. Meist flatterte sie auf einem Stock oder lag durchgezogen durch die Riemen des Rucksacks auf irgendeinem schmalen, braven Jungenrücken. Ein Panier war sie und eine Auszeichnung. Denn es war ihre Jacke, und sie war seine Frau. Ja, das war sie. Das war ihr Schmuck- und Ehrenkleid, und das war der Grund, weshalb die Jungen ihr dienten. Sie wußte es und trug es stolz und demütig.

Ihr Mann! Die Lider bebten einen Augenblick auf den Augen und öffneten sich dann schreckhaft weit. Im Wagen war es dunkel, und das war gut, denn in den Augen lag die Nacht und das Erlöschen wie das Ende aller Dinge. Es war nicht gut, in diese Augen zu sehen. Sie wußte es und sah niemand an. Es war nicht gut in dieser Zeit. Menschen mutlos zu machen, war wie ein Unrecht. Sie liebte den Mut der anderen und hing ihm an und wollte ihn nicht zerstören, wenn es auch für sie zu Ende war, ganz, ganz, und zu Ende sein durfte — ja.

In dem Dämmer blickte sie hinaus in den Gang, der an den Abteilen entlanglief. Gerade vor der Tür, zwischen den Außenfenstern, leuchtete eine Glasscheibe, und dahinter, ganz matt in den Umrissen, ahnte sie mehr, als sie sah, die Werkzeuge für den Fall der höchsten Not und Gefahr — Beil und Säge. Ihre Augen hingen daran.

Es gab ein Ende, das plötzlich kommen konnte, an dem man nicht schuld war, das man annehmen durfte wie das letzte große Geschenk. Nicht mehr leben brauchen. —

Sie schloß die Augen und sank noch tiefer in sich zusammen. Der Zug schüttelte und warf, sie hatte keinen Widerstand. Ihr Gehirn sog das Eisenlied der Schienen in sich hinein und betäubte sich daran.

Es tat fast weh, als das Lied langsamer wurde, immer langsamer, als die Bremsen kreischten. Lichter flossen vorüber, immer mehr. Die Bremsen schrien. Der Zug stand. Maria saß still, in einer großen Furcht. Ein Mann kam herein und stand gegen die Helle draußen groß und dunkel. Die kühle Nachtluft um ihn tat einen Augenblick wohl. Er öffnete die Glaskuppel an der Wagendecke und ließ das Gas aufflammen. Die Helle schlug gegen Marias Augenlider wie ein Ham-

mer. Sie saß hilflos, umflossen von Licht, das ihre Augenlider nur dämpfen konnten zu einer licht purpurnen Nacht. Die Stimmen umher sprangen auf. Zeitungen raschelten. Man lachte. Und leise begann der Zug wieder zu fahren.

Als das Licht heller und heller zu brennen schien und auf Maria wie mit Fäusten einschlug, stand sie auf und trat hinaus auf den schütternden Gang. Da war es dunkler. Sie ging bis zum Ende des Wagens, wo der Gang sich erweiterte. Hier war niemand. Der Wind schlug gegen die Scheiben wie ein schweres nasses Tuch.

Sie lehnte gegen die schwingende Wagenwand mit schlaffen Händen. Die Einsamkeit stand um sie und war wie Stahl.

Wie lange das war, wußte sie nicht. Das Räderlied wurde nicht langsamer. Der Zug trieb nach Osten durch die Ebene. Und Maria, mit geschlossenen Augen, ließ sich treiben.

Sie schrak nicht zusammen, als eine Hand leise ihren Arm berührte; es war nur wie ein Wiederkommen, das weh tat. Sie öffnete die Augen und sah in ein blasses Knabengesicht, das sie freundlich und verlegen ansah.

„Verzeihen Sie," sagte er — sie wunderte sich über die männliche Stimme — „ich hatte Angst, Sie wären eingeschlafen, und Sie lehnten sich so gegen die Tür. Die sind doch nicht immer sicher."

Es war etwas Beschützendes in der Stimme. Sie richtete sich auf. „Danke", sagte sie mechanisch. Dann sah sie, daß er die geliebte graue Uniform trug. Und sie sah auch, daß in dem jungen Gesicht ein Schmerzenzug war. Der rechte Arm lag in der Binde, dick verpackt, steif geschient wie ein unförmiges, armes, kleines Wickelkind. Er hielt sich mit der gesunden Hand an dem Messingbügel neben dem Fenster und wiegte sich leise hin und her.

„Warum stehen Sie hier?" fragte sie mit einem Ausbruch ihres mütterlichen Gefühls, der sie wunderte. „Haben Sie keinen Sitzplatz? Sie sind doch verwundet und haben Schmerzen."

„Ja", sagte er und wurde rot. „Der Arm tut weh. Ich dachte, es würde hier draußen besser werden. Ich habe gesessen bis jetzt." Er ließ den Bügel los und versuchte mit der gesunden Hand die schwarze Binde, die den Arm trug, etwas zu verrücken. Sie war zusammengeschnurrt zu einem schmalen Streifen, der drückte. Er stieß mit der Schulter gegen die Wand, als der Zug schwankte. Seine Augen kniffen sich ein wenig zusammen, und er griff wieder nach dem Bügel. Es hatte weh getan.

„O — bitte —!" sagte Marie und streckte beide Hände aus. „Lassen Sie mich —!" Sie löste mit schnellen Fingern den Knoten des Tuchs in seinem Nacken und breitete es aus. Dann knüpfte sie es so, daß der kranke Arm darin ruhte wie in einer Wiege.

Er hatte ihr voll Verständnis zugesehen. „Ist es besser jetzt?" fragte sie.

„O, wunderschön!" sagte er und wurde von neuem rot. „Das haben Sie herrlich gemacht. Ich versuchte es die ganze Zeit, aber einer kann das ja nicht allein."

„Sie hätten jemand bitten sollen", sagte Maria. „Sie haben sich unnütz gequält."

Er lachte sie an. „Bitten, das mag man nicht. Aber es ist so schön, wenn es einer von selbst tut. So wie Sie eben."

„Fahren Sie auf Urlaub?" fragte Maria.

„Ja, nach Haus!" sagte er glücklich. „Ich habe so gequält, daß man mich schon jetzt hat fahren lassen. Es ist noch ein bißchen früh, wie der Stabsarzt meint, aber wir haben einen mordsgescheiten Doktor zu Haus. Und dann wissen Sie, bei Muttern — dazu ist es nie zu früh!"

„Wie sich Ihre Eltern freuen werden", sagte Maria.

Er nickte. „Doll!" sagte er. „Und meine Schwestern. Es soll übrigens furchtbar komisch bei uns sein. Drei Viertel vom Gut ist abgebrannt, und die ganze Familie wohnt übereinander im Kämmererhaus und in der Käserei. Die Mädels schreiben zum Totlachen darüber. Gibt einen Mordsjux, wenn ich dazwischenkomme."

Er griff in seine Rocktasche und brachte ein Zigarettenetui heraus und Streichhölzer. Wieder griff Maria zu, und es ging schon ganz selbstverständlich. „Danke tausendmal!" sagte er. „Stört Sie der Rauch auch nicht? Was eine Zigarette wert ist, das haben wir jetzt erst gelernt — da draußen. Ich habe früher nie rauchen mögen."

Es klang wie die Erfahrung eines langen Lebens — und das ganze ist vielleicht achtzehn Jahr, sagte sich Maria.

„Ja, dies Nachhausekommen ist was anderes wie so früher — vom Penal", träumte er und blies den Rauch gegen die Wagendecke. „Man ist was und bedeutet was. Einen alten Feldsoldaten wie mich, den kann man nicht mehr so durch den Kakao ziehen — ich meine meinen alten Herrn", setzte er etwas verlegen hinzu und sah Maria an. „Er reitet einen etwas auf Kandare nämlich — aber" — die Röte stieg wieder in die Knabenstirn — „prachtvoll ist er doch!"

Er richtete sich auf, als wollte er sich selbst etwas in die Zügel nehmen.

„Fahren Sie auch nach Hause?" fragte er höflich.

Maria stand hilflos einen Augenblick. Es schlug etwas über ihr zusammen wie ein schwarzes Tuch. Nach Hause — Herrgott! Ihre Augenlider bebten.

„Ja!" sagte sie dann, und er sah ihre Augen. Er hielt die Zigarette in der Hand und vergaß sie, er war so tief erschrocken. Sie sah es und lächelte mühsam.

„Haben Sie im Osten gekämpft?" fragte sie.

„Ja!" sagte er und versuchte unbefangen zu erscheinen. „Meistens im Osten. Man kommt ja herum in der Welt. Angefangen habe ich in Flandern. Aber da konnte man Pferdebeine sehr bald nicht mehr gebrauchen — und ich bin Kavallerist. Natürlich, als Ostpreuße!" Er lachte. „Ja, wir sind Kentauren. Mit dem Zügel in der Hand geboren, wie man sagt bei uns. Es ist ganz gut, daß mein Arm kaputt ist und ich jetzt doch nicht reiten könnte, sonst wäre mir's schwer, daß die zu Haus auch nicht ein Pferd im Stall haben."

„Gar keins?" fragte Maria.

„Ich meine, was man so Pferd nennt", berichtigte er. „Es sind einige Lebewesen da, die Fortbewegungzwecken dienen — sie stehen sogar im Kutschstall, wie die Schwestern schreiben, weil der Arbeitstall abgebrannt ist — immerhin — Sie verstehen!"

Er rauchte nachdenklich.

„Überhaupt, das mit den Pferden," sagte er „das ist sehr schlimm bei uns. Was aus der Zucht werden soll nach dem Krieg, wo drei Viertel der besten Stuten fort sind — das ist wirklich meine größte Sorge."

Seine Augen waren so bekümmert, daß es ihr nicht in den Sinn kam, zu lächeln.

„Wenn man Pferde liebhat, ist es schlimm im Krieg“, fuhr er langsam fort. „Die Quälerei ist zu gräßlich. Die Pferde und die kleinen Kinder, die haben mir immer am meisten leid getan. Die sind so ganz unschuldig.“

Er zog seine Uhr.

„So spät ist's schon? Ich muß bald umsteigen! Fahren Sie weiter?“

Gleich darauf erschrak er, sie sah es. Er hatte gewiß nichts mehr fragen wollen.

„Ja, nach Tilsit“, sagte sie sehr ruhig. Und doch lauerte ganz, ganz tief in ihren Augen das Entsetzen.

Er sah aus dem Fenster.

„Tilsit kenne ich“, sagte er, „und das Memeltal nach Rußland zu. Unglaublich schön ist es! Ich bin viel dort gewesen, als noch Friede war. Dort ist ein Familiengut. Für mich ist die Memel ein geliebter deutscher Fluß. So stark, so breit in ihren weiten Wiesen. Und in Rußland, wenn wir sie bezwangen, wenn die Pioniere sie knebelten mit Brücken oder wir in den kleinen Booten übersetzten, dann war mir's immer, als müßte ich reden mit ihr. Bald bist du bei uns, Mütterchen, sagte ich ihr. Du weißt, daß wir dich liebhaben. Ich kämpfe für dich, weißt du? Mir war's immer heimatlich, wenn ich die Hand in ihr Wasser stecken konnte.“

Er lachte etwas verlegen.

„Wie überhaupt im Krieg unbeseelte Dinge eine Seele bekommen können!“

„Ich weiß, daß die Memel schön ist“, sagte Maria leise. „Ich weiß es von meinem Mann. Er kannte sie nicht früher. Er kam, um sie zu verteidigen. Und er hat sie sehr liebgehabt.“

Langsam wandte er den Kopf und sah sie an. Sie stand mit schlaffen Händen an das Fenster gelehnt, hinter dem die Nacht lag wie ein Abgrund.

„Fahren Sie zu ihm?“ fragte er.

„An sein Grab“, sagte Maria.

„Oh“ — sagte er nur.

Der Zug raste. In dem tobenden Rollen hörte man ganz leise den Ton der Bremsen.

Maria wandte den Kopf. Die Knabenaugen ruhten auf ihr voll warmen Leids.

Sie legte ihre Fingerspitzen leicht auf seine gesunde Hand, die den Bügel hielt. „Leben Sie wohl!“ sagte sie. „Und seien Sie vernünftig mit dem Arm. Nicht wahr? Nichts verspielen! Gehen Sie vorsichtig durch den Gang. Die Station kommt nun gleich.“

Er beugte sich wortlos und küßte ihre kalten Finger. Sie griff noch einmal nach der Armschlinge und strich sie glatt.

„Sie hätten ihn liebgehabt“, sagte sie dabei hastig, als täte das Sprechen weh. „Er war ein Lehrer und ein Freund — o ein Freund! Nie können seine Jungen ihn vergessen. Und so war es auch mit seinen Leuten. Sie haben ihm ein Grab gemacht — ein herrliches — und konnten sich nicht trennen. Und sie haben mir geschrieben — fast alle — ohne daß einer vom andern wußte!“

Sie sah, wie er krampfhaft schluckte, und streichelte leise seinen Arm.

„Gehen Sie nun“, sagte sie, „und vorsichtig. Daß Sie sich nicht eilen müssen beim Aussteigen!“ Und als er noch zögerte: „Seien Sie nicht traurig, Sie haben mir gut getan!“

Da ging er, und sie sah ihm nach, wie er durch den Gang schritt, so männlich in der grauen Uniform, so rührend mit dem schweren, unförmigen, geschienten Arm, bis die Tür hinter ihm zuschwang.

Als Maria aus dem roten Ziegelbau des Tilsiter Bahnhofs trat, lag über der Stadt das Dämmern eines klaren Oktobertages. Sie ging durch die noch leeren Straßen in seltsamer Ruhe. Es war die schmerzvolle Erfüllung eines großen Wunsches. Diese Stadt hatte er liebgehabt, seit er damals an der Spitze seiner Leute sie zu befreien kam und sie ihn mit Rosen überschüttete. Jedes Wort seiner Briefe war wach in ihr, und der Wunsch nach dieser Pilgerfahrt war das einzig Lebende in ihr geblieben. Nun trug sie ihr Herz durch die stillen Straßen.

Die Sonne lag sanft verschleiert auf der Memel. Still und mütterlich breit, mit schimmerndem Wasser floß sie dem deutschen Meere zu.

Maria lehnte den Kopf in die Hand. Sie stand auf das Geländer der Luisenbrücke gestützt, die unversehrt geblieben war, trotzdem die Minen zu ihrer Zerstörung bereits gelegt waren und die Zündschnur brannte, als die deutschen Truppen einzogen. Ein junger Pionieroffizier hatte sie mit seinem Degen zerhauen. Unversehrt spannte sich der lichte Bogen dem jenseitigen Ufer zu, das im Morgendunst lag.

Stromauf, der Sonne entgegen, bog sich der Fluß und verschwand hinter den Uferbäumen. Dorthin ging Marias Weg.

Sie bestellte einen Wagen und fuhr durch die Vorstadt, die eben aufzuwachen begann, und hinaus in das weite Land.

Schmal und einsam saß sie in dem großen Wagen, im Herzen doch leise getröstet. Immer näher kam sie ihm — immer näher. Es war eine lange Fahrt.

Endlich eine Reihe Pappeln über einem Hügelrücken wie der Rücken einer buckelnden Katze und dahinter das Dorf, eingenestelt in die Talsenkung, die sich sanft hinunterschwang zu der breit hinströmenden Memel.

Maria stieg aus und ließ den Wagen warten. Wie schlafwandelnd ging sie über den fremden geliebten Boden. Die Gehöfte lagen breit und rotbedacht — ein jedes für sich — wohlbehäbig in Obstgärten. Da und dort fraßen schwarze Flecke sich in das Grün, verbrannte Gehöfte. Auch die stehengebliebenen Häuser zeigten Spuren der Beschießung, und viele Dächer waren neu gedeckt.

Maria hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Sie ging auf der breiten Lehmstraße, die an den Gärten entlanglief und die Hauptstraße war, auf das Haus zu, das etwas einsam lag, am Ende des Dorfes.

Sie war sehr rührend anzusehen, wie sie ging, blaß und schwarz, des Lehmweges mit den tiefen Gleisen ganz unbewußt. An einem Fenster des Hauses bewegte sich die Gardine wie zitternd, und gleich darauf ging die Tür auf.

Von dem Mann, der ihr den Gartenweg hinunter entgegenkam und stumm ihre kalten Hände in die seinen nahm, hatte Maria nur die Empfindung, daß er alt war und sehr groß und wie ein Bruder. Er fragte nichts, er behielt ihre Hand in der seinen und ging neben ihr, führte sie auf einem schmalen Wege, an dem der Buchs in grüner Wölbung stand, um das Haus und war plötzlich nicht mehr da. Sie aber ging einen breiten Weg unter Obstbäumen dahin. Der Himmel blaute langsam auf, und sie sah, daß die Bienen noch flogen.

Sie sah das Birkenkreuz und das Grab am Ende des Gartens, der in eine Wiese auslief. Sie ging nicht schneller, sie beugte nur den Kopf ein wenig vor, die

Hände geballt und fühllos. Ihr Herz schlug schwer und hart. Sie wußte, daß in ihrem Gehirn wie eine Neugier stand: „Was werde ich tun —?" und darum gingen die Füße wie beschwert den gleichen Schritt. Der Kopf war leer und wie Glas, nur die Augen sahen.

Eine Birkenbank, schmal und niedrig, stand an dem Grabe. Sie setzte sich mit schmerzenden Knien, als sei sie weit und schwer gegangen. Das Grab lag zu ihren Füßen, und sie sah darauf ohne Bewußtsein. Die jungen Efeuranken waren eben dabei, sich einzukrallen, sie folgte mit den Augen dem krausen Gewirr.

Bis ganz tief in ihrem Gehirn das Bewußtsein aufstand. Da wußte sie, daß er hier lag, daß sie bei ihm war. Und schloß die Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Maria an ihre Mutter:

„Seit vier Tagen bin ich nun bei diesen unglaublichen Menschen, Mutter. Sie hatten auf mich gewartet, sie wußten, wer ich war, wie sie mich sahen, und sie sind unsagbar, unsagbar gut zu mir. Sie ließen mich nicht im Krug wohnen, ich bin bei ihnen geblieben. Sie sprechen kaum und sind doch nicht fremd, nein, wie Geschwister.

Andreas — Du weißt, er ist der Lehrer hier, Mutter — sprach mir gestern abend von Heinrich, während wir im Garten auf und ab gingen. Ganz vorsichtig erst, mit einem Blick auf mich, ob ich es aushielte. Er sah bald, wie ich hungerte danach, und erzählte alles. Heinrich lag bei ihm im Quartier die letzten Tage — in meiner Stube, Mutter — und saß abends lange mit ihm und Frau Anna vor dem Haus in den hellen Nächten, wo es nie ganz dunkel wird. Er war ganz ruhig und fröhlich, Mutter. —

— In der Schule hier ist jetzt sehr viel zu tun, denn aus vielen Dörfern, wo die Schulen verbrannt sind oder die Lehrer fort, kommen die Kinder hierher zum Unterricht. Seit ich hier bin, sind sie rührend bemüht, leise zu sein, und die Jungen reißen an ihren Mützen. Heinrich hatte schon Freunde unter ihnen — wann konnte er je an Jungen vorbeigehen —

Die Mädchen bringen mir Astern für ihn und Strohblumen — es wird Winter. Wie soll ich hier jemals fort —"

Zwei Tage später:

„Ich bin mit Andreas die Memel hinaufgegangen zu der vorderen Stellung, wo Heinrich fiel. Andreas weiß die Stelle von Heinrichs Leuten.

Es war noch kaum Tag, als sie angriffen, Heinrich voran. Zwei Kugeln, Mutter. Er war gleich tot. Sie brachten ihn zu Andreas, fassungslos. Alte graue Männer dabei. Andreas kann es nicht vergessen. An dem Grab hat dann ein Landsturmmann für mich gebetet. Mutter, ich kann hier nicht wieder fort."

Am Abend.

„Ich brauche nicht fort. Ich bleibe hier und helfe Andreas mit der Schule. Er und Frau Anna baten mich eben. Mutter — b a t e n —

Ich bin ja Lehrerin, Mutter, ich k a n n helfen. Ich soll richtig angestellt werden, sagt Andreas. Hier ist so viel zu tun, auch im Dorf, in allen Dörfern. Es ist doch alles noch ganz wirr und wund. Und ich bin zu Hause, Mutter, auf der ganzen, ganzen Welt n u r h i e r. Du weißt das.

Heut liegt auf dem Grabe der erste Schnee —"

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 10. Berlin, den 4. März 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.



Die sieben Tage der Woche.

22. Februar.

Auf den Höhen zu beiden Seiten der Maas oberhalb von Dun setzen Artilleriekämpfe ein, die an mehreren Stellen zu beträchtlicher Stärke anschwellen.

Ein deutsches Luftschiff fällt bei Revigny dem feindlichen Feuer zum Opfer.

23. Februar.

Auf den Maashöhen dauern die Artilleriekämpfe mit unverminderter Stärke fort. Oestlich des Flusses greifen wir die Stellungen an, die der Feind etwa in Höhe der Dörfer Consenvoye—Azannes seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungskunst ausgebaut hatte. Der Angriff stößt in der Breite von reichlich 10 Kilometer, in der er angesetzt war, bis zu 3 Kilometer Tiefe durch. Neben sehr erheblichen blutigen Verlusten büßt der Feind mehr als 3000 Mann an Gefangenen und zahlreiches, noch nicht übersehbares Material ein.

Der bisherige Flottenchef Admiral von Pohl stirbt in Berlin. (Portr. S. 333.)

24. Februar.

Der Erfolg östlich der Maas wird weiter ausgebaut. Die Orte Brabant, Haumont und Samogneux werden genommen. Das gesamte Waldgebiet nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Beaumont sowie das Herbebois sind in unserer Hand.

Oesterreichisch-ungarische Truppen in Albanien schlagen die Italiener und ihren Bundesgenossen Essad bei Durazzo.

Das portugiesische Amtsblatt veröffentlicht eine Verordnung zur Regelung der Benutzung der in den portugiesischen Häfen internierten deutschen Dampfschiffe durch die portugiesische Regierung.

In Santa Cruz auf Teneriffa (Kanarische Inseln) läuft der englische Dampfer „Westburn" unter deutscher Flagge ein. Das Schiff hat eine deutsche Prisenbesatzung, 11 spanische Matrosen und 206 Gefangene an Bord, welche von folgenden 6 englischen, durch die „Möwe" versenkten Dampfern herrühren: 1. Dampfer „Flamenco", 2 Dampfer „Horace", 3. Dampfer „Edinbourg", 4. Dampfer „Cambridge", 5. Dampfer „Belge", 6. Dampfer „Luxemburg". Später wird der Dampfer „Westburn" von der deutschen Prisenbesatzung in die See hinausgeführt und dort versenkt.

25. Februar.

Auf dem rechten Maasufer werden die befestigten Dörfer und Höfe Champneuville an der Maas, Cotelettes, Marmont, Beaumont, Chambrettes und Ornes genommen, außerdem sämtliche feindliche Stellungen bis an den Louvemontrücken gestürmt. Wieder sind die blutigen Verluste des Feindes außerordentlich schwer, die unserigen bleiben erträglich. Die Zahl der Gefangenen steigt auf über 10 000.

Die Hafenanlagen von Durazzo liegen im Feuer der österreichisch-ungarischen Geschütze. Die Einschiffung von Mannschaft und Kriegsgerät wird erfolgreich gestört.

26. Februar.

Die Panzerfeste Douaumont, der nordöstliche Eckpfeiler der permanenten Hauptbefestigungslinie der Festung Verdun, wird durch das brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 erstürmt.

Die österreichisch-ungarischen Truppen sind bis an die Landengen östlich und nördlich von Durrazzo vorgedrungen.

27. Februar.

Auf den Höhen rechts der Maas versuchen die Franzosen in fünfmal wiederholten Angriffen mit frisch herangebrachten Truppen die Panzerfeste Douaumont zurückzuerobern. Sie werden blutig abgewiesen. Westlich der Feste nehmen unsere Truppen nunmehr Champneuville, die Cote de Talou und kämpfen sich bis nahe an den Südrand des Waldes nordöstlich von Bras vor. Oestlich der Feste erstürmen sie die ausgedehnten Befestigungsanlagen von Hardaumont. In der Woëvre-Ebene schreitet die deutsche Front kämpfend gegen den Fuß der Côtes Lorraines rüstig vor.

Oesterreichisch-ungarische Truppen haben Durazzo in Besitz genommen.

28. Februar.

In der Champagne erobern unsere Truppen das Gehöft Navarin an der Straße Somme-Py-Souain. Im Gebiet von Verdun wird die Maashalbinsel von Champneuville vom Feinde gesäubert. Wir schieben unsere Linien in Richtung auf Bacherauville und Bras weiter vor. In der Woëvre wird der Fuß der Côtes Lorraines von Osten her an mehreren Stellen erreicht.

Die Brandenburger vor Verdun.

Von Rudolf Herzog.

War ein Winter, der nicht enden wollt';
Waren Tage, die das Licht nicht sahn;
Und dann flog ein Flöckchen Sonnengold
Morgens über Blick und Büchsenhahn.

Und der Posten hob die frostge Hand,
Wischte über Augen und Gewehr,
Summte, bis der Mund ein Liedlein fand,
Selber staunend, wo die Freude her.

Und das Sonnenflöckchen wob und wob
Wie ein Frühlingsmärchen durch die Reihn,
Daß der Männer Brust sich sehnend hob:
Vorwärts, vorwärts in den Glanz hinein.

In den Glanz, den junge Sonne spinnt.
In den Glanz, der alten Ruhm verjüngt.
In den Glanz, der von der Fahne rinnt,
Wenn der Feinde Blut den Boden düngt. —

Ritt der Kaiser übers weite Feld.
Mußte blinzelnd durch die Sonne sehn.
Fragte suchend: Wer in aller Welt
Weiß, wo meine Brandenburger stehn?!

„Eure Brandenburger, Majestät,
Stehen nirgends, denn sie stürmen ja.
Was dort drüben in die Feinde mäht,
Konnt nicht warten, weil die Sonne da.

„War ein Strählchen nur und brannt' so heiß.
Ward ein Lied und winkte wie ein Kranz"...
Frühling wird es, sprach der Kaiser leis.
Meine Brandenburger gehn zum Tanz. —

Und sie sprangen zum Kanonentakt,
Und die Sohlen tanzten sie vom Schuh.
Kinder, lacht der Hauptmann, zugepackt!
Märker, euer Markgraf sieht euch zu!

Und sie sangen: „Liebchen, sei mir gut,
Ach, dein Panzermieder freut mich nicht,
Wenn ich dich nur habe, all mein Blut,
All mein junges Blut, das reut mich nicht."

Und sie sprangen, und sie rangen stumm,
Preßten jede Panzerrippe ein,
Blickten schweißbedeckt im Kreis sich um:
„Kaiser, und Fort Douaumont wär dein.

„Hat der Schwestern mehr im Panzerhemd
Und kein Panzerhemd, das uns behagt.
Zugepackt und Fäuste eingestemmt,
Bis Verdun, die Alte, Amen sagt."

Ging ein Lächeln durch das rauhe Land.
War des Jahres erster Sonnenschein...
Und der Kaiser fügte Hand zu Hand:
Laß es, Gott, der deutsche Frühling sein.

Die vierte deutsche Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Nur der Dauer des Krieges, für die das Deutsche Reich nicht verantwortlich ist, muß es zugeschrieben werden, daß die Auflagen der Kriegsanleihen wachsen. Die vierte — hoffentlich verbesserte und vermehrte — Auflage ist erschienen. Nach der weiten Verbreitung, welche die drei ersten Ausgaben fanden, ist nicht daran zu zweifeln, daß auch die Emission Nummer 4 mit einem großen Erfolg enden wird. Es ist einfach Ehrensache, daß dieser Erfolg kommt; denn die Herren Feinde bilden sich ein, sie könnten durch schlecht erfundene Schauermärchen Eindruck auf das deutsche Volk machen. Sie wissen, was ein neuer Anleihesieg zu bedeuten hätte. Für sie eine gewaltige Niederlage, verschärft durch das Bewußtsein der eigenen Unzuverlässigkeit. Wann wird der britische Schatzkanzler McKenna seine dritte Kriegsanleihe auf den Markt bringen? Welche Wege wird der französische Finanzminister Ribot einschlagen, um den „Sieg" von neuem zu finanzieren? Der Russe aber sucht in England, Amerika und Japan nach barem Gelde, da die kaiserlichen Befehle, Anleiheerfolge im Inland zu bewerkstelligen, wirkungslos blieben. Auf Italien braucht man nicht einzugehen. Jtalia farà da sè. Italien wird ganz allein fertig werden. Fertig, ja wohl. Aber ganz anders, als wie man sich das damals gedacht hat. Und nun wollen die verdammten Deutschen wieder eine ganze Anzahl von Tausendmillionen aufmarschieren lassen. Sehr fatal.

Als die zweite deutsche Kriegsanleihe, die vor einem Jahr erschien, 9000 Millionen Mark gebracht hatte, glaubten viele, das sei der Höhenrekord. Darüber hinaus werde es nicht gehen. Dann kam die dritte Anleihe im September 1915. Die kühnsten Schätzungen wagten sich nicht über 10 000 Millionen. Die Wirklichkeit übertraf mit ihren 12 100 Millionen alle Erwartungen. Ist es also vermessen, sich für die vierte Anleihe auch eine Überraschung zu erhoffen? Der vorsichtige Schätzer wendet ein: „Ein Posten von 25 621 Millionen Mark für drei Anleihen ist keine Kleinigkeit. Der will verdaut sein; und das geht nicht so schnell. Man soll sich deshalb keine übertriebenen Hoffnungen machen." Dieses Bedenken übersieht einen wesentlichen Umstand: Die Vaterlandsliebe und den Willen zum Sieg. Kein Deutscher hat bei der Berührung mit der Kriegsanleihe nur die Empfindung, es handle sich um eine sehr gute und sichere Kapitalsanlage. Die Mehrzahl denkt vielmehr in erster Linie an die vaterländische Pflicht, jedes denkbare Geldopfer zu bringen, um den Sieg des Deutschen Reiches zu sichern. Immer wieder muß an das schon sehr abgegriffene Wort des Engländers Lloyd George erinnert werden, daß die Nation triumphieren werde, die die letzte Milliarde zur Verfügung habe. Je näher das Ende des Krieges rückt, desto mehr spitzt sich die Entscheidung auf den finanziellen Widerstand zu. Hier darf es gar keine Berechnungen, sondern nur noch blinde Entschlüsse geben. Und aus diesem Grunde sind Erwägungen über die Verdauungstätigkeit des deutschen Volksvermögens überflüssig. Sie sind es auch deshalb, weil die Voraussetzungen der Geldbereitschaft sich nicht geändert haben. Bei den öffentlichen Sparkassen wurden im Jahre 1915 nicht weniger als 4854 Millionen gezeichnet; trotzdem hat sich der Bestand der Kassen im genannten Jahr um 2000 Millionen vergrößert. Bedarf es eines besseren Beweises als dieses, daß die Beweglichkeit des Sparsinnes nicht nachgelassen hat? Die neuen Reichsanleihen haben also nicht nur keine Verdauungstörung bewirkt, sondern die Funktionen des Wirtschaftskörpers sogar erfrischt. Die Zinsen der ersten beiden Anleihen (der Zinsenlauf der dritten Ausgabe beginnt am 1. April 1916) haben zur Auffüllung der Ersparnisse beigetragen. Auch die Depositengelder bei den Banken und die Guthaben der Industrie sind auf der Höhe geblieben, zum Teil sogar größer geworden. Dabei ist durch Vermittlung von Banken und Bankiers ein Anteil von mehr als 13 000 Millionen Mark auf die zweite und dritte Kriegsanleihe, die zusammen 21 161 Millionen brachten, gezeichnet worden. Hier zeigt sich am besten, welche Fortschritte die Neubildung

von Geldkapital gemacht hat. Die Kaufleute und Industriemänner sind weniger denn je auf Bankkredit angewiesen. Was sie für das Heer liefern, bekommen sie, Zug um Zug, in barem Geld bezahlt. Die Heeresverwaltung leistet so prompt, daß sie mit ihren Ausgaben den bestimmten Erscheinungsterminen der Kriegsanleihen vorauseilt. Das wäre nicht nötig, erfolgt aber trotzdem, um das Zeitmaß der Umwandlung von Geld in Verbrauchsgüter und der Zurückbildung in Geldkapital möglichst kurz zu halten. Auch ein Zeichen der weitverzweigten, von den Feinden natürlich bespöttelten Regelung aller wirtschaftlichen Zusammenhänge. Handel, Gewerbe, Industrie haben, soweit sie irgendeine Berührung mit der neuen Geschäftskonjunktur fanden, gut verdient. Es sind Dividenden genannt worden, die man in den besten Friedensjahren für märchenhaft gehalten hätte. Natürlich bilden solche Rekordleistungen nicht die Regel, aber sie zeigen, bis zu welcher Entfaltung die sogenannten Konjunkturgewinne kommen können. Die Gesellschaften haben für die Kriegsgewinnsteuer Vorsorge getroffen. Das Gesetz zwingt sie dazu. Und die Sonderrücklagen, die den halben Betrag der Mehrgewinne im Krieg ausmachen, sind in fünfprozentigen Reichsanleihen angelegt worden, oder sie stehen der Unterbringung der neuen Kriegsanleihe offen. Wo findet sich also die Stelle im Ringe des deutschen Geld- und Güterumlaufs, die abgewetzt erscheint? Man wird sie nicht entdecken, weil sie nicht da ist. Auch die kleinen Sparer, die Zeichner der Kriegsanleihen, die Einzelbeträge von 100 bis 2000 Mark aufgebracht haben, sind nicht erschöpft. Sie haben jede Vermutung dieser Art bei jeder neuen Kriegsanleihe widerlegt. Bei der ersten waren es 926000 einzelne Posten, die zusammen 734 Millionen ausmachten; bei der zweiten 2.11 Millionen Mitwirkende mit 1662 Millionen Mark; bei der dritten aber hatte sich das Bürgerheer auf 2.88 Millionen Mann vergrößert, die in kleinen Beträgen 2165 Millionen aufbrachten. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Entwickelungsfähigkeit des Sparers sich geändert hat.

Die Finanzverwaltung hat diesmal die Eintönigkeit der fünfprozentigen Anleihen durch eine interessante und wichtige Ergänzung unterbrochen. Sie bietet neben der Reichsanleihe viereinhalbprozentige Reichsschatzanweisungen an. Die Wahl dieser Art von Schuldverschreibungen ist nicht das Neue: der Zinsfuß ist es. Schon bei der ersten und zweiten Ausgabe standen Schatzanweisungen neben der Anleihe zur Auswahl. Bei der dritten Emission wurde auf die Zweiteilung verzichtet, weil sich herausgestellt hatte, daß der Typus der Reichsanleihe dem der Schatzanweisung vorgezogen wurde. Daß nunmehr zu dem Doppelangebot zurückgekehrt wird, hängt mit dem Wunsch zusammen, den ersten Versuch der Abkehr vom fünfprozentigen Zinsfuß zu machen. Wenn man auch noch gar nicht weiß, wann die alten vier Prozent wieder den Normalzustand bilden werden, hat man doch keinen Grund, in ehrfürchtiger Zurückhaltung vor dem Kriegsgebot von fünf Prozent zu verharren. Die 4½ Prozent, auf die der Zinsschein der neuen Schatzanweisungen lautet, sind ja in Wirklichkeit auch fünf Prozent; aber sie geben der Schuldverschreibung ein besonderes Kennzeichen. Aus diesem Grunde ist die vierte deutsche Kriegsanleihe ein neuer Fortschritt, den die Feinde nicht nachmachen können. England muß von 4½ auf 5 Prozent klettern, da seine Schatzwechsel bereits diese Marke tragen; und die andern beiden Großmächte der Entente sind auf 5 Prozent festgenagelt. Wie der deutsche Käufer sich zu entscheiden habe, bleibt ihm überlassen. Dem Werte nach sind beide Papiere vollständig gleich. Nur in der Ausstattung weisen sie Verschiedenheiten auf. Die 4½ prozentigen Reichsschatzanweisungen kosten 95 Prozent. Das bedeutet eine Verzinsung von 4.73 Prozent, da 4½ Prozent auf je 100 Mark Nennwert gezahlt werden. Die Schatzanweisungen haben aber noch den Vorteil der Verlosbarkeit. Sie werden in 10 Jahresserien ausgelost und in der Zeit vom 1. Juli 1923 bis 1. Juli 1932 zum Kurs von 100 Prozent zurückgezahlt. Wer sein Geld schon bei der ersten Verlosung zurückbekommt, hat nach sieben Jahren einen Kapitalgewinn von 5 Prozent sicher. Auf das Jahr verteilt, sind es 0.71 Prozent. Um die erhöht sich der Ertrag von 4.73 auf 5.44 Prozent. Die Papiere, die erst in der letzten Serie, also nach 16 Jahren, getilgt werden, bringen jährlich 5.04 Prozent. Die wirkliche Rente ist demnach bis ans Ende der Rückzahlungsfrist höher als 5 Prozent. Außerdem ist den Besitzern der Schatzanweisungen die Möglichkeit geboten, daß sie für die vor dem 1. Juli 1932 ausgelosten Stücke eine bis zu diesem Tage unkündbare 4½ prozentige Schuldverschreibung eintauschen können. Damit sichert man sich die hohe Verzinsung möglichst lange; denn es ist denkbar, daß innerhalb der nächsten 16 Jahre der Normalzinsfuß wieder auf 4 Prozent zurückgekehrt sein kann. Die 5 prozentige Reichsanleihe wird zu 98.50 Prozent angeboten. Ein halbes Prozent weniger, als die dritte Kriegsanleihe gekostet hatte. Das geschieht, um den Zeichnern eine Entschädigung für die um ein halbes Jahr kürzere Unkündbarkeit zu bieten. Der 1. Oktober 1924 ist für die 5 prozentigen Kriegsanleihen der Tag, an dem das Reich erklären kann, daß es die 5 Prozent Zinsen nicht weiter gewähren und die Schuldverschreibungen zum Nennwert von 100 Prozent zurückzahlen will. Bis zu dem genannten Tage ist die Unkündbarkeit der Anleihen unbedingt gesichert. Während nun die dritte Kriegsanleihe bei ihrer Ausgabe noch 9 Jahre vor sich hatte, hat die vierte Anleihe nur 8½ Jahre. Und um diesen Zeitunterschied auszugleichen, ist der Preis etwas erniedrigt worden. Die Nettoverzinsung beträgt 5.24 Prozent.

Die Zeichnungen sind dem Publikum ebenso bequem gemacht wie die Zahlungsbedingungen. Jedes Finanzinstitut, jeder Bankier, jede Sparkasse, jede Lebensversicherungsgesellschaft nehmen Anmeldungen entgegen. Wer die vierte Kriegsanleihe zeichnen will — nur wer ganz mittellos ist, darf sich ausschließen — braucht nicht sofort bares Geld. Er hat auch die Möglichkeit, bei den Darlehnskassen Wertpapiere zu verpfänden, um sich die Mittel zur Beteiligung an der vierten Kriegsanleihe zu schaffen. Ein Weg, vor dessen Betreten keiner zurückzuscheuen braucht, da er kein anderes Ziel hat, wie, entfernt liegendes Vermögen in greifbare Nähe zu rücken. Mancher hat Einnahmen in Aussicht, die ihm für später eine zur Anlage geeignete Barsumme sichern. Warum soll er zögern, den Zeitpunkt als Hindernis zu beseitigen! Denn es ist nötig, daß die Bereitschaft sich stets in weitesten Grenzen zeigt. Der kleinste Betrag (die Anleihescheine fangen mit 100 Mark an) und der rascheste Entschluß genügen, um den Erfolg der vierten Kriegsanleihe mit bauen zu helfen. Drei Wochen hat man Zeit zum Überlegen. Bequemer kann's einem nicht gemacht werden. Aber die Überlegung muß sich immer um den gleichen Punkt drehen, daß die Armee der Heimkrieger den tapferen Feldgrauen nicht besser dienen kann, als wenn sie ein gewaltiges Trommelfeuer von schweren Millionen gegen die feindliche Front unterhält. Dann wird die *deutsche* Milliarde triumphieren.

Der Geburtenrückgang — eine Zukunftsfrage.

Von Geh. Obermedizinalrat Dr. Krohne, Vortragendem Rat im Ministerium des Innern, Berlin.

Die große Lehrmeisterin Geschichte zeigt uns in allen bedeutsamen Perioden der alten und neuen Zeit nicht nur wachsende, an Zahl zunehmende, sondern auch absterbende Völker; und sie lehrt uns mit aller Deutlichkeit, daß sich in dem ewigen Auf und Nieder der Menschheitsentwicklung auf die Dauer nur diejenigen Völker behaupten können, die ihren Volksbestand nicht nur auf gleicher Höhe erhalten, sondern durch einen Überschuß an Geburten andauernd vermehren. Ist es doch in der Natur nicht anders. Ein Baum, der nicht mehr wächst, wird dürr, er stirbt ab! Wir Deutschen haben allen Anlaß, uns jene Lehren der Geschichte und der Natur tief einzuprägen. Zeigen sich doch in dem bisher so glänzenden Bilde unserer Volksvermehrung seit Beginn dieses Jahrhunderts tiefe Schatten, die eine bedenkliche Verlangsamung oder gar einen Stillstand unserer Bevölkerungszunahme in greifbare Nähe rücken. Und das gerade in der schicksalschwersten Periode unserer Geschichte, die uns einen Krieg gebracht hat, in dem wir uns gegen eine Welt neidischer und rachsüchtiger Feinde für eine lange Zukunft die Sicherheit unseres Volkstums erkämpfen müssen! Sollen die Opfer des Sieges, den wir alle erwarten, nicht umsonst gebracht, sollen wir in Zukunft gegen einen ähnlichen Überfall gesichert sein, dann muß das deutsche Volk stark und immer stärker werden, d. h., es muß weiter wachsen. Dies dringend nötige Wachstum unseres Volkes erscheint seit einiger Zeit gefährdet; und dieser Gefahr müssen wir zu begegnen suchen, ehe es zu spät ist.

Wie liegen die Dinge?

Die Bevölkerung Deutschlands, die im Jahre 1870 rund 40 Millionen betrug und damals die Volksziffer Frankreichs nur um etwa ¾ Millionen übertraf, hat von 1871 bis 1913 um 27 Millionen zugenommen, d. h. sie ist auf mehr als 67 Millionen gestiegen. In dem gleichen Zeitraum hat sich die Bevölkerung Frankreichs nur um einen geringen Bruchteil vermehrt, so daß Frankreich heute mit rund 39½ Millionen noch nicht die Volkszahl erreicht hat, die unser Vaterland (innerhalb des heutigen Reichsgebietes) schon 1870 aufzuweisen hatte. Das enorme Wachstum unserer Bevölkerung kam dadurch zustande, daß in den letzten vier Jahrzehnten nicht nur unsere Geburtenziffern jährlich bedeutend anstiegen, sondern zugleich auch die Sterblichkeit unseres Volkes infolge der sich immer mehr bessernden gesundheitlichen Verhältnisse, des großartigen wirtschaftlichen Aufschwungs und der Verbesserung fast aller Lebensbedingungen so erheblich abnahm, daß der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle von Jahr zu Jahr größer wurde; dieser Überschuß, d. h. der Zuwachs an Bevölkerung, erreichte mit Beginn dieses Jahrhunderts die außerordentliche Höhe von rund 900 000 Menschen in einem Jahre.

Leider hat nun aber seit einer Reihe von Jahren ein zunächst ganz unbedeutender, dann allmählich stärker werdender Rückgang unserer Geburtenziffern eingesetzt, der seit etwa 15 Jahren einen derart raschen Verlauf angenommen hat, daß wir die Weiterentwicklung dieses Geburtenabsturzes insbesondere mit Rücksicht auf gewisse nebenhergehende Begleiterscheinungen nur mit der größten Sorge für die Zukunft unseres Volksbestandes verfolgen können. Während nämlich im Jahre 1876 in Deutschland 40,9 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner, 1881/90 noch 36,1 und 1900 noch 35,6 Geburten gezählt wurden, ist diese Verhältniszahl seit Beginn des Jahrhunderts auf 27,5 Geburten im Jahre 1913 und seitdem noch weiter gesunken! Es werden also jetzt auf das Tausend Einwohner 8—9 Kinder weniger geboren als im Jahre 1900 oder, auf unsere gegenwärtige Bevölkerungszahl berechnet, 560 000 Kinder im Jahre weniger, als hätten geboren werden müssen, wenn wir wenigstens noch die gegen 1876 bereits gesunkene Geburtenziffer des Jahres 1900 zu verzeichnen hätten. Hätten wir nur jene Geburtenziffer vom Beginn des Jahrhunderts behalten, so würde unsere gegenwärtige Bevölkerungsziffer unter Berücksichtigung der inzwischen durch Tod etwa wieder ausgeschiedenen Kinder mindestens 2½ Millionen mehr, also anstatt 67—68 etwa 70 Millionen betragen — ein Vorteil, der angesichts der schweren Verluste dieses furchtbaren Krieges gar nicht hoch genug bewertet werden könnte!

Der Rückgang unserer Geburtenziffern erscheint aber, wie schon angedeutet, gerade deshalb so gefahrdrohend, weil er in immer rascherem Tempo verläuft und alle Anzeichen für einen noch weiteren Absturz sprechen. Ist doch allein in den ersten 12 Jahren des Jahrhunderts der durchschnittliche jährliche Geburtenabfall dreimal so stark gewesen wie in den vorhergegangenen 25 Jahren! Dazu kommt die weitere bedenkliche Erscheinung, daß, während auf dem Land die Geburtenabnahme noch verhältnismäßig langsam erfolgt, in den mittleren und Großstädten, in denen jetzt die Hauptmasse des deutschen Volkes wohnt, eine geradezu erschreckende Geburtenverminderung zu beobachten ist. So wurden in Berlin im Jahre 1876 auf 1000 Einwohner 46, im Jahre 1913 nur noch 19,5 Kinder, in Charlottenburg 1879 noch 49,7, 1911 nur 19,3 Kinder geboren; Schöneberg ist im Jahre 1912 sogar auf die beunruhigend niedrige Ziffer von 13,7 Geburten auf 1000 Einwohner gesunken. Mehr oder minder ähnliche Beobachtungen bieten zahlreiche andere Städte, wenngleich die Verhältnisse nicht überall so schlimm sind wie in Großberlin. Nun glauben manche kurzsichtige Personen sich damit trösten zu können, daß auch andere Kulturstaaten, z. B. England, Österreich, Italien, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden Norwegen, die Schweiz und insbesondere Frankreich seit längerer Zeit eine Geburtenabnahme und zum Teil eine noch niedrigere Geburtenziffer (Frankreich etwa 18,0 auf 1000 Einwohner) als wir haben. Demgegenüber muß eingewendet werden, daß kein einziges Land seit 1900 einen so rasch verlaufenden Geburtenabsturz erkennen läßt wie Deutschland, und daß unser durch seine Menschenmassen gefährlichster Nachbar Rußland infolge seiner fast unverändert hohen Geburtenzahl von weit mehr als 40 auf 1000 Einwohner einen jährlichen Geburtenüberschuß von über 2 Millionen Menschen zu verzeichnen hat.

Die zunehmende Geburtenabnahme würde schon längst zu einer bedenklichen Verminderung unseres jährlichen Menschenzuwachses geführt haben, wenn sich nicht in den letzten Jahrzehnten unsere Sterblichkeit außerordentlich verringert hätte. Während nämlich noch vor 30 Jahren in Deutschland von 1000 Einwohnern jährlich 26,4 starben, ist diese Zahl im Jahre 1913 auf 15,8 zurück-

gegangen — d. h., es sterben heute in Deutschland jährlich rund 710 000 Menschen weniger, als beim Nochbestehen der Verhältnisziffer von 1880/1890 sterben würden. Aber — täuschen wir uns nicht! Auch diese günstigen Sterblichkeitsverhältnisse bedeuten keine Beseitigung, sondern nur ein Hinausschieben der Gefahr. Denn die weitere Abnahme unserer Sterblichkeit hat eine natürliche Grenze, der fortschreitende Rückgang unserer Geburtenziffern dagegen nicht oder doch nicht im gleichen Maße; zum mindesten ist mit der Gefahr zu rechnen, daß die Geburtenziffern schließlich unter die Zahlen der Todesfälle heruntergehen. Frankreich ist bereits an diesem gefährlichen Punkte angelangt; dort werden seit 1911 jährlich 30—40 000 Kinder weniger geboren, als Menschen sterben. Und daß uns Ähnliches droht, beweist der Umstand, daß das so erfreuliche Tempo des Absinkens unserer Sterblichkeit durch die Schnelligkeit, mit der unsere Geburtenziffer abnimmt, bereits seit Beginn unseres Jahrhunderts überholt ist. Von 1902/13 ist nämlich in Preußen die Sterbeziffer insgesamt um 4,41 auf 1000 Einwohner, die Geburtenziffer aber um 7,72(!) gesunken oder mit anderen Worten — die Geburtenabnahme ist in Preußen seit 1902 um 75 Prozent stärker als die Abnahme der Sterblichkeit. Dementsprechend nimmt unser Geburtenüberschuß seit einigen Jahren nicht nur prozentual, sondern auch absolut ab. Gegenüber der Wucht dieser Tatsachen wird sich kein Einsichtiger der Befürchtung verschließen können, daß unsere Bevölkerungsbewegung eine gefährliche Wendung zu nehmen droht.

Was sind nun die Ursachen des auffallenden Geburtenrückganges? Auf diese Frage geben die zahllosen Untersuchungen der letzten Jahre recht verschiedene Antworten — je nach der Weltanschauung, der religiösen, wirtschafts-, parteipolitischen Stellung oder sonstigen, manchmal recht einseitigen Auffassung, von der der eine oder andere Untersuchende das Problem betrachtet. Versuchen wir einmal die Frage ruhig und leidenschaftslos zu prüfen, indem wir davon ausgehen, daß nicht nur eine einzige, sondern eine Vielheit von Ursachen bei der Geburtenverminderung zusammenwirkt.

Die vielfach verbreitete Meinung, daß der Rückgang der Geburten auf eine Abnahme der Eheschließungen zurückzuführen sei, ist leicht zu widerlegen. Zwar hat die Zahl der Eheschließungen in den letzten Jahren um geringe Bruchteile prozentual abgenommen; doch ist die absolute Ziffer der Ehen andauernd gestiegen. So hatten wir in Deutschland im Jahre 1900 rund 476 000, dagegen 1913 bereits 513 000 Eheschließungen; trotzdem war die Zahl der Geburten im Jahre 1913 um 166 000 geringer als 1900. Auch die Auffassung, daß seit einiger Zeit eine Rassenverschlechterung und infolgedessen eine Abnahme der Fortpflanzungsfähigkeit unseres Volkes eingetreten sei, hält ernster Prüfung nicht stand. Abgesehen von vielen sonstigen Momenten spricht schon die fortdauernde Abnahme unserer Sterblichkeit gegen eine Entartung unseres Volkes, da eine solche in der Regel in einer Zunahme der Sterblichkeit ihren Ausdruck findet. Mehr als alles andere sprechen aber die großartigen Leistungen unseres Volkes in körperlicher, sittlicher und geistiger Hinsicht während des herrschenden Krieges gegen eine Rassenverschlechterung des deutschen Volkes. Auch der leider noch weit verbreitete Alkoholismus kann bei der Geburtenverminderung keine nennenswerte Rolle spielen. Von weit ernsterer Bedeutung sind die Geschlechtskrankheiten, deren starke Verbreitung zweifellos seit Jahrzehnten zahlreiche Fälle von Unfruchtbarkeit bzw. Zeugungsunfähigkeit, d. h. also Verhinderung von Geburten bewirkt hat; da aber nach Ansicht der bedeutendsten Fachärzte die Geschlechtskrankheiten seit Anfang dieses Jahrhunderts keine Zunahme, sondern wahrscheinlich sogar eine gewisse Abnahme erfahren haben, so kann man diese Krankheiten kaum als Ursache für den gerade seit 1900 bemerkbaren raschen Geburtenabsturz ansehen.

Nach allen Beobachtungen beruht zweifellos der Geburtenrückgang in der Hauptsache auf einer von weiten Kreisen des Volkes gewollten Einschränkung der Kinderzeugung. Hierfür glauben nun viele in erster Linie wirtschaftliche Schwierigkeiten, die Teuerung aller Lebensbedürfnisse, der Wohnungen, der Kindererziehung usw. verantwortlich machen zu sollen. Wie steht es damit? Sicherlich gibt es viele Ehepaare, die aus wirtschaftlicher Not, wegen geringen Einkommens, hoher Miete und ähnlicher Schwierigkeiten die Kinderzeugung einschränken. Namentlich die zahlreichen Fälle, in denen Ehefrauen infolge der Notwendigkeit, mitverdienen zu müssen, Fabrikarbeit leisten und sich deshalb nur wenig der Kinderpflege im Hause widmen können, sowie die in vielen Orten herrschende Wohnungsnot und Wohnungsteuerung dürften nicht selten die Ursache für eine absichtliche Beschränkung der Kinderzahl sein.

Aber — ob wir diese wirtschaftlichen Momente als die Hauptursache für den erst in neuerer Zeit so bedrohlichen Geburtenrückgang ansprechen können, erscheint doch nach allen Untersuchungen und angesichts der Tatsache, daß die Geburtenabnahme zunächst in den wohlhabenden, dann in den mittleren Volksschichten einsetzte und erst in der allerjüngsten Zeit auch in den unteren Ständen beginnt, in hohem Grad zweifelhaft. Gewiß sind die Mieten, die Preise der meisten Lebensmittel und sonstiger Lebensbedürfnisse seit 30 Jahren erheblich gestiegen, und die Kindererziehung ist im allgemeinen weit teurer geworden. Aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß in demselben Zeitraum fast alle Einkommen, Gehälter und Löhne in weit höherem Grad gestiegen sind, und daß der Wohlstand und die gesamte Lebenshaltung des deutschen Volkes in allen seinen Schichten sich so außerordentlich gehoben haben, daß unser Volk (ich spreche immer von der Zeit vor Ausbruch des Krieges) wirtschaftlich noch mindestens ebenso oder vielmehr noch weit besser in der Lage ist, die gleiche Anzahl Kinder aufzuziehen und zu ernähren wie vor 30 Jahren.

Wer seit längerer Zeit gewisse unerfreuliche Erscheinungen in unserem Volksleben mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß sich in weiten Kreisen hinsichtlich der Begriffe Ehe und Kindersegen und deren sittlicher Bedeutung eine bedenkliche Umwertung vollzogen hat, wie sie deutschem Wesen früher fremd war, und daß diese bedauerliche Erscheinung bei der gewollten Einschränkung der Kinderzahl eine wesentliche Rolle spielt. Der während des Friedens mehr und mehr zunehmende Wohlstand, die Gewöhnung an Luxus und mancherlei sonstige, durchaus entbehrliche Genüsse haben bei vielen Menschen einen Hang zur Bequemlichkeit und eine Scheu vor der Übernahme ernster Pflichten erzeugt, die — wie uns die Geschichte aller zu hohem Wohlstand gelangten Kulturvölker zeigt — in gewissem Umfange die Anschauung zur Geltung bringen, daß Kinderreichtum nur eine Last sei, der man sich möglichst entziehen sollte. Namentlich in unserer Frauenwelt hat diese Auffassung bedenklich an Boden

gewonnen, so daß es heute schon manche Frauen gibt, die sich glücklich preisen, wenig oder gar keine Kinder zu haben, und damit das Höchste und Heiligste, was es für ein Weib geben kann, die Mutterschaft, in den Staub ziehen. So greift das Zweikindersystem oder gar das Ein- oder Keinkindsystem mehr und mehr um sich. Dieses Übel hat in den höheren Gesellschaftsschichten begonnen, und wir dürfen uns nicht wundern, daß dies schlechte Beispiel der führenden Kreise in den mittleren und niederen Volksklassen Schule macht und allmählich Nachahmung findet. Die bedenkliche Moral unserer Männerwelt in geschlechtlichen Dingen aber trägt zur Verschlimmerung der gekennzeichneten Übelstände noch besonders bei. In geradezu gefährlicher Weise wird die Abneigung gegen Kindersegen gefördert durch die zahllosen Verhütungsmittel, die heute in schamlosester Weise in Tausenden von Geschäften dem Publikum, und zwar auch dem, der an solche Dinge gar nicht denkt, angeboten oder ins Haus gesandt werden. Die schlimmste Verwirrung auf diesem Gebiete aber zeigt sich in der enorm anwachsenden Zahl der Fälle von Vernichtung des keimenden Lebens, die Frauen entweder selbst an sich vornehmen oder vornehmen lassen; nach Auffassung aller Sachverständigen hat die Vernichtung der noch ungeborenen Kinder, die jährlich auf diese Weise in Deutschland zugrunde gehen, in erschreckendem Maße zugenommen.

Es ist hohe Zeit, der Gefahr, die unserer ganzen Zukunft, unserer nationalen Existenz durch eine weitere Zunahme des Geburtenrückganges droht, Herr zu werden. Zahllos sind die Vorschläge, wie eine Steigerung der Geburtenziffern oder mindestens ein Stillstand der noch andauernden Geburtenabnahme angestrebt werden soll; sie gipfeln meist in folgendem: Wirtschaftliche Begünstigung kinderreicher und unbemittelter Familien in Form von Kinderzulagen, Steuererleichterungen aller Art, Schulgeldbefreiungen, höheres Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß für verheiratete Beamte und dergleichen. Daneben staatliche Fürsorge für gute und billige Wohnungen, Junggesellensteuer. Innere Kolonisation im Sinne der Bekämpfung der Landflucht und Stärkung des Kleinbauernstandes und der ländlichen Arbeiterfamilien, die im allgemeinen besonders kinderreich sind. Aufklärung der breiten Volksmassen über die Bedeutung der Volksvermehrung für das Wohl des Staates, Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühls des einzelnen gegenüber der Allgemeinheit. Pflege der Religiosität. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Unsittlichkeit. Schärfstes Vorgehen gegen öffentliches Feilbieten und Verbreitung der empfängnisverhütenden Mittel und gegen das Abtreibungsunwesen. Schließlich werden verlangt Maßnahmen behufs noch weiterer Verminderung unserer Sterblichkeit, insbesondere der bei uns zweifellos noch viel zu hohen Säuglingssterblichkeit, erhöhter Schutz für die Mütter (Schwangere und Wöchnerinnen), Verbesserung des Hebammenwesens zur Verminderung der Totgeburten, also Maßnahmen zur Erhaltung einer größeren Zahl der Geborenen. Welche von diesen Mitteln in erster Linie zur Bekämpfung des Geburtenrückganges in Frage kommen, läßt sich bei der Schwierigkeit des ganzen Problems noch nicht übersehen. Das aber möge gesagt sein, daß die preußische Regierung, wie schon an anderer Stelle mitgeteilt worden ist, seit längerer Zeit mit einer eingehenden Prüfung der ganzen Frage und der zu ihrer Lösung gemachten Vorschläge befaßt ist, und daß sie im Bewußtsein der ernsten Bedeutung der Geburtenrückgangsfrage diejenigen Maßnahmen ergreifen wird, die einer Hebung der Geburtenziffer und einer weiteren Verbesserung unserer Sterblichkeit zu dienen geeignet und durchführbar erscheinen.

Freilich ist es mit den von vielen Seiten verlangten staatlichen Maßnahmen allein nicht getan; vielmehr ist es nötig, daß das Verständnis für den Ernst der Sachlage in alle Kreise des Volkes dringt, und daß der erhebende Geist der Einmütigkeit und Opferwilligkeit des deutschen Volkes, den wir als vielleicht wertvollsten Gewinn dieses Krieges fast täglich beobachten können, den Krieg überdauert und all die unerfreulichen, die zunehmende Kraft und das Wachstum unseres Volkstums bedrohenden Erscheinungen hinwegweht. Gerade der gegenwärtige Krieg zeigt uns ja mit größter Deutlichkeit an dem Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, von welcher entscheidenden Bedeutung Zunahme oder Stillstand der Volksvermehrung für die ganze Zukunft einer Nation sein können. Wäre Deutschland, wie dies für Frankreich gilt, seit 1871 auf dem Stande der damaligen Volksziffer von rund 40 Millionen verblieben oder nur wenig gewachsen, so würde es jetzt höchstens seinen westlichen Gegnern, Frankreich und England, die Stirn bieten können. Nur der Umstand, daß unser Volk seit der Gründung des Deutschen Reiches um 27 Millionen zugenommen hat, gibt uns überhaupt erst die Möglichkeit, mit diesem Bevölkerungsüberschuß, der allein einer Armee von rund 2,700,000 Mann entspricht, an der Seite unseres Verbündeten auch den Gegner im Osten siegreich abzuwehren. Und Frankreich? Seine Bevölkerung hat seit 1870 nur um etwa 1 Million zugenommen; seit 1911 hat es überhaupt keinen Geburtenüberschuß mehr, sondern eine Abnahme seiner Volkszahl zu verzeichnen. Der Prozeß des Absterbens hat bei ihm also bereits vor dem Kriege begonnen. Einzig schon aus diesem Grunde war es eine geradezu wahnwitzige Politik der verantwortlichen französischen Staatsmänner, ihr Land — anstatt alles zu tun, um in friedlicher Arbeit möglichst viel Menschen am Leben zu erhalten — in diesen vermeidbaren, grauenvollen Krieg hineinzuhetzen, der bis jetzt bereits 6-700 000 französische, im blühenden, zeugungsfähigen Alter stehende Männer dahingerafft hat. Von dem Aderlaß dieses Krieges kann und wird sich Frankreich nach menschlichem Ermessen nie mehr erholen; die Lenker der französischen Politik haben ihrem eigenen Volke das Todesurteil gesprochen.

Wir Deutschen werden die schweren Verluste dieses Krieges an Hunderttausenden von Männern, die natürlich in den nächsten Jahren eine erhebliche Verminderung unserer Geburtenziffern bewirken werden, wieder ausgleichen — wenn wir die Gefahr, die der seit Anfang dieses Jahrhunderts so bedrohlich zunehmende Geburtenrückgang für uns bedeutet, klar erkennen und alles tun, um zum mindesten einem weiteren Herabsinken der durchschnittlichen Geburtenzahlen Einhalt zu gebieten. Mehr noch als bisher brauchen wir in Zukunft einen Zuwachs an Menschen; und zwar nicht nur, um in künftigen Kriegen auch einer Übermacht von Feinden gewachsen zu sein, nein, in noch höherem Maße, um nach den bedeutungsvollen Worten Friedrichs des Großen, der „Menschen vor den größten Reichtum eines Staates erachtete“, die kulturellen, sittlichen und wirtschaftlichen Aufgaben unseres Volkes erfüllen zu können. Sind doch die Grundbedingungen einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung, Unternehmungsgeist, Arbeitskräfte, Gütererzeugung usw. aufs engste mit der fortdauernden Zu-

nahme unserer Bevölkerung verbunden, während bereits der Stillstand der Volksvermehrung mit Erschlaffung und Abnahme der Leistungsfähigkeit einer Nation gleichbedeutend ist.

Möge der Ernst der Stunde überall Beachtung finden! Dann — aber auch nur dann wird dem wachsenden deutschen Volke die glänzende Zukunft beschieden sein, die wir alle als Preis der unerhörten Opfer dieses Krieges erhoffen.

o o

Am Ausguck.

Vieles scheinbar Geringfügige wird heut amtlich geregelt. Den Bahnhofswirten ging nicht bloß die verständige Weisung zu, Kartoffeln in der Schale zu kochen. Man hat auch, gleich einer guten Hausfrau, ihnen ein Rezept mitgeteilt, wie beim Herstellen von Bratkartoffeln Butter oder Schmalz gespart werden kann.

Die Staatsgewalt stellt sich vorurteilslos an den Küchenherd, es gibt amtliche Bratkartoffeln.

* * *

Die Rollen der Geschlechter sind ohne Schaden im Kriege bisweilen vertauscht. Die Wissenschaft in ihren männlichen Vertretern hat sich des Kochtopfs längst bemächtigt. Und je mehr Fachleute der Medizin oder der Chemie den heut ehrenvollen Namen „Pottenkieker“ erwerben, je besser wird es mit uns stehn.

Mancher, der nichts mit der Eisenbahn zu tun hat, möchte sich das den Wirten vertraulich mitgeteilte Rezept gern verschaffen.

Der oberflächliche Mantegazza hat ja in der „Physiologie der Wonne“ unbegreiflicherweise die Berücksichtigung der Bratkartoffel vergessen.

An der Wasserkante wird aber behauptet, jeder Mensch habe sein Leibgericht, und das sei häufig Erbsensuppe „mit Snuten un Poten un brate Kantüffeln“ — so daß in den küstenländischen Gegenden ein ernsteres Bedürfnis nach allgemeiner Bekanntgabe des Rezepts besteht. Dürfen wir darauf hoffen?

* * *

Sorgliche Vorschriften für die Kartoffel sind sehr am Platz. Dieser Knolle verdanken wir ja so viel.

Schon als vor Jahrhunderten Deutschland keinen Ueberfluß hatte, trugen die wackren Erdäpfel das Ihre zur Lebensfristung eines großen, hochstehenden Volks bei.

Auch jetzt versagte die treue Kartoffel nicht, sie kam uns in Milliarden zu Hilfe . . . und eine Ironie des Schicksals spielt ihre Rolle dabei.

Eine Ironie, die sich gegen England richtet, denn ein Brite war es, der die Kartoffel sozusagen erfand. Wo blieben wir heut, wenn der selige Raleigh sie nicht Anno 1581 aus Amerika geholt hätte? Ja, ein Engländer hat uns gegen England gewappnet — im ernstesten Augenblick unseres staatlichen Daseins.

Und vielleicht witterte das der mißtrauische angelsächsische Genius, als er Deutschlands vorzeitlichen Proviantmeister Raleigh grausam auf dem Schafott enden ließ.

Eine Büste gebührt ihm, der uns die Kartoffel gab, in einer der Markthallen. Herr Grey, der, wenn es mit rechten Dingen zugeht, die größten Exemplare dieser Frucht besitzen müßte, hat Raleighs weise Tat nicht ungeschehen machen können. Und der Hingerichtete hat seine Genugtuung.

* * *

Männer sorgen mütterlich — und Frauen fahren fort, Mannsämter zu versehen.

Noch Anfang Dezember gab es in Deutschland nur drei Dutzend weibliche Postillione, daraus sind jetzt schon dreihundert geworden . . . so daß man wünscht, mit dieser unheimlichen Vermehrung weiblicher Postillione möchte die allgemeine Bevölkerungzunahme Schritt halten.

Wenn in früherer Zeit Zofen Liebesbriefe brachten, hieß man sie, in der galanten Großväterſprache, „postillon d'amour“. Heut bringen die Postillioninnen im gelben Wagen auch Rechnungen, gerichtliche Zustellungen und andere Annehmlichkeiten des Daseins. Diese freundlichen Sendungen überwiegen sehr die Liebesbriefe. Der „Postillon d'amour“ gehört ins Museum.

Der neue weibliche Postillion hat kaum ein Posthorn — wie der Lenausche, von dem es hieß:

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade!

Unter allseitiger Zustimmung verzichtet man auf diese Tätigkeit der Lungen, obschon einer Frau der Atem nie ausgeht. Sie wird schwerlich in der kurzen Zeit Musikunterricht nehmen, um etwa zwischen Wernigerode und Elbingerode an verflossene Romantik zu erinnern. Lenaus Strophe muß zeitgemäß umgewandelt werden:

Sie kutschiert in guter Ruh
Hart an Wald und Rasen.
Wirfst ihr eine Kußhand zu,
Wird sie dir was blasen.

* * *

Das Leder ist knapp. Deshalb raten unsere Schuherzeuger öffentlich zur Verwendung von Ersatzstoffen.

Die sind schon in der Friedenzeit gelegentlich verwendet worden, mancher hat es bloß nicht gemerkt.

Mehr als ein Absatz unterlag, ohne es zu fühlen, den preßgesetzlichen Bestimmungen, da er nicht aus Leder, sondern aus Preßpappe und ein offenkundiges Preßerzeugnis war. Das hat niemand geschadet — und wird es auch jetzt nicht.

Der Mensch muß sich zu helfen wissen. Die Lederabsätze waren nicht immer aus Leder, und die neuen Gummiabsätze sind nicht immer aus Gummi. Was macht es, wenn wir damit nur aufrecht gehn!

* * *

Ein Laden. Das ganze Schaufenster voll Gummiabsätze. Ein zierlich gekleidetes Wesen sitzt wartend auf einem Stuhl — ihre ausgezogenen Stiefelchen werden auf dem Ladentisch mit Gummi benagelt; es kann gleich gewartet werden.

War der Absatz schief, so meißelt ihn das bedienende Fräulein im Handumdrehn grade — dann hämmert sie den Gummi drauf, der keiner zu sein braucht, auf dem man aber stramm vorwärts schreitet.

Am Schluß pinselt sie das befestigte Gummistück mit einer schwarzen Flüssigkeit an.

Es riecht allerdings ähnlich wie Jodoform.

Dieser Geruch hat aber, dank der opferwilligen vielfachen Arbeit in den Lazaretten, längst nichts Störendes mehr.

Wieder ist eine zeitweilige Not überwunden — durch den Stoffwechsel des Schuhs. Wir trotzen dem Vierverband, was das Leder hält; sogar wenn es ersetzt ist.

* * *

Das Eisenbahnwesen hat bekanntlich auch eine kriegerische Seite, da wir im Westen und im Osten zugleich bedroht sind.

Man weiß, daß der geniale Ordner, Lenker und Beherrscher dieses Verteidigungsmittels der Generalmajor Gröner ist, der eine glänzende Laufbahn hinter sich hat; etliche von uns kannten den Offizier mit der ehernen Arbeitskraft vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch als Oberleutnant. Er hat im Frieden für den Generalstab täglich achtzehn Stunden gearbeitet.

Das freundliche Schicksal schuf hier einen gerechten Ausgleich. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Fuhr man früher mal nach Süddeutschland, so hörte man klagen, besonders von vorlauten Norddeutschen: „Sobald die Züge aus Preußen raus sind, klappen die Anschlüsse nicht mehr!“

Diesen gewiß ungerechten Vorwurf mußten die Süddeutschen oft einstecken. Jetzt hat ihnen der Weltlauf eine Genugtuung verschafft, denn Gröner ist aus Schwaben. Seine Sprache hat noch heut einen anheimelnden Spätzleklang.

Sind nicht alle Verdächtigungen gegen die Eisenbahntüchtigkeit der Süddeutschen, wie es im Liede heißt, „in ödes Nichts zerronnen“? Ein Mann, der mit Eisenbahnanschlüssen Deutschland retten half, hat jene Sticheleien hinfällig gemacht und seine Landsleute für ewige Zeiten rausgepaukt!

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Mit verhaltenem Atem verfolgte man das Ereignis der vorigen Woche. Das Vordringen gegen Verdun brachte alle Nebengeräusche zum Schweigen, die in der Stille der letzten Zeit sich über Gebühr hervorgetan hatten.

Am Montag, dem 21. Februar, setzte frühmorgens der Angriff in der Linie Consenvoye—Azannes ein, und Stoß auf Stoß folgten sich Tag für Tag in unwiderstehlichem stetem Vorwärts die Kampfhandlungen, die dazu führten, daß am Schluß der Woche die Panzerfeste Douaumont, der nordöstlichste Eckpfeiler der Festung Verdun, durch das brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 erstürmt wurde. Gleichzeitig konnte gemeldet werden, daß in der Woevre-Ebene der feindliche Widerstand auf der ganzen Front bis an Marcheville heran zusammenbrach, daß unsere dichtauf verfolgenden Truppen die große Straße von Metz nach Paris gesperrt hatten.

Verdun ist die stärkste Befestigung Frankreichs. Das gepanzerte Fort Douaumont ist der stärkste Teil der Panzerung. Natur und Kunst vereinigen sich, um es zu einem vielbewunderten Meisterwerk der Befestigungskunst zu machen. Dieses Werk galt mit Recht für uneinnehmbar, solange es die Probe deutscher Angriffskunst noch nicht bestanden hatte. Daß den Franzosen selbst diese nach sonstigen Begriffen unbezwingliche Panzerfeste auf ihrer steilen Höhe vor deutschen Angriffen nicht sicher schien, geht daraus hervor, daß sie nach den ersten erschütternden Schlägen unserer Festungsbrecher zu Beginn des Krieges sogleich anfingen, mit den gesteigerten Anforderungen an die Widerstandsfähigkeit zu rechnen. Sie haben die anderthalb Jahre seitdem benutzt, um Erdwerke, Waldverhaue und was irgend zur Verstärkung beitragen konnte, mit größtem Aufwande und vielem Scharfsinn anzulegen.

Was dem Erfolg dieser neuen Tat unserer Waffen seine große Bedeutung verleiht, und was den schweren Ernst der Unternehmung ausmacht, ist der Vorstoß gegen den schwachen Punkt Frankreichs, ist die Beharrlichkeit, mit welcher er Ruck auf Ruck durch die stärkste aller Schutzwehren hindurchdringt und sich mit Widerhaken festsetzt. Um ferner die Bedeutung, die darin liegt, daß wir uns in der Woevre-Ebene südlich der Straße nach Paris festgesetzt haben, in vollem Umfange zu würdigen, mag man sich aus den Entscheidungskämpfen um die russischen Festungen erinnern, wie verhängnisvoll es für den Feind ist, wenn wir ihm die Hauptverkehrsadern unterbinden.

Nicht allein die gut abgeschnittene Ecke im Norden des Festungsgürtels von Verdun wird in unserer Hand durch ihre beherrschende Lage zum Stützpunkt, um den Hebel zur Entriegelung anzusetzen. Auch der Angriff in der Woevre-Ebene, und zwar in deren südlichstem Teil, gibt uns einen schweren Druck von Osten her in die Hand.

Aus den Schlußberichten der verflossenen Woche war ein so kraftvoller Drang nach vorn ersichtlich, daß den weiteren Meldungen mit aller berechtigten Zuversicht entgegengesehen werden konnte.

Überblicken wir den bisherigen Verlauf der Kampfhandlungen, so ergibt sich, kurz gefaßt, folgendes Bild, das in seinem inneren Zusammenhang und in seinen scharf und genau durchgeführten Einzelheiten eine Leistung darstellt, wie sie nur hohe Triebkraft jedes einzelnen Kämpfers, zielbewußte Leitung und vorzügliche Vorbereitungen zustande bringen.

Die Artillerie erreichte mit ihren Mitteln und deren erschöpfender Verwendung eine Erschütterung des für den Angriff ins Auge gefaßten Punktes, ohne daß dem Gegner dieser beabsichtigte Angriffspunkt klar wurde, weil zugleich andere Punkte seiner Stellung ebenso stark erschüttert wurden. Kaltblütig erfüllte diese artilleristische Einleitung zu gleicher Zeit alle Aufgaben, die ihr zufielen, während die schier unüberwindlichen Waldverhaue zersetzt wurden, während das Sperrfeuer den lebendigen Feind lahmlegte, fuhren die großen Schläge, von denen nur vier nötig waren, in die berühmte Verpanzerung. In hinreißender Kraft und Frische nahm dann die Infanterie den Angriff auf und führte in glänzender Haltung ihre Aufgabe durch. Gegenangriffe, an denen es nicht fehlte, so am 23. in den Gefechten von Brabant und Samogneux, konnten dagegen nicht aufkommen.

Derselbe Geist, aus dem diese Taten entsprangen, lebt an der ganzen Westfront, bereit, vom Widerstand zum Angriff überzugehen. Von Souchez und von Heidweiler kamen Meldungen von erfolgreicher Rührigkeit unserer Truppen.

Blicken wir nach den anderen Fronten hinüber, so liegt, nach Maßgabe der eingelaufenen Meldungen, kein Anlaß vor zur Betrachtung einzelner Abschnitte.

In Ruhe können wir ringsum dem Stand der Dinge weiter vertrauen.

Die Entwicklung der Ereignisse in Albanien wird von der österreichisch-ungarischen Heeresführung planmäßig mit beharrlichem Erfolg fortgeführt. Östlich von Durazzo waren die Italiener im Sturm zurückgewichen und erreichten die Landzunge westlich der Dur-Teiche im schärfsten Tempo. Im Hafen von Durazzo ging es ihnen dann schlecht genug, als sie sich auf ihre Schiffe flüchteten, denn die östereichische Artillerie nahm sie unter scharfes Feuer. Auch Essad Pascha schritt auf dem Wege der Mißerfolge mit zunehmender Beschleunigung weiter.

Nachdem schon am 26. Februar eine der östereichischen Kolonnen, ohne sich durch das Feuer italienischer Schiffsgeschütze stören zu lassen, über die nördliche Landenge vorgedrungen war, erreichte sie Portos, 6 Kilometer nördlich von Durazzo, noch am selben Tage. Dem Vordringen österreichischer Truppen, die zum Teil an der seichten Küste entlang, im Meere watend, sich einer östlichen Brücke bemächtigten und auf Holzflößen übersetzten, konnten weder die Italiener noch Essad mit seinen Leuten Einhalt gebieten. Durazzo wurde von Osten her durch die österreichisch-ungarischen Truppen besetzt. Nun bleibt noch Valona zu erledigen.

Aus Aegypten hören wir über Konstantinopel Verschiedenes, woraus hervorgeht, daß die Ausdehnung des Krieges auf den Orient längst über die anfängliche Langsamkeit hinaus ist. Ist der Zündstoff dort auch weit verteilt und anfangs schwer in Brand zu setzen, so glüht er, wenn er erst einmal Feuer gefangen hat, um so stärker. Das dürften die Engländer jetzt in Aegypten gewahr werden. Die Kämpfe der Senussi bis ans Niltal heran haben ihnen bereits empfindlich zugesetzt. Die Haltung anderer Stämme bringt ihnen weitere Enttäuschungen.

X.



Phot. Dührkoop.

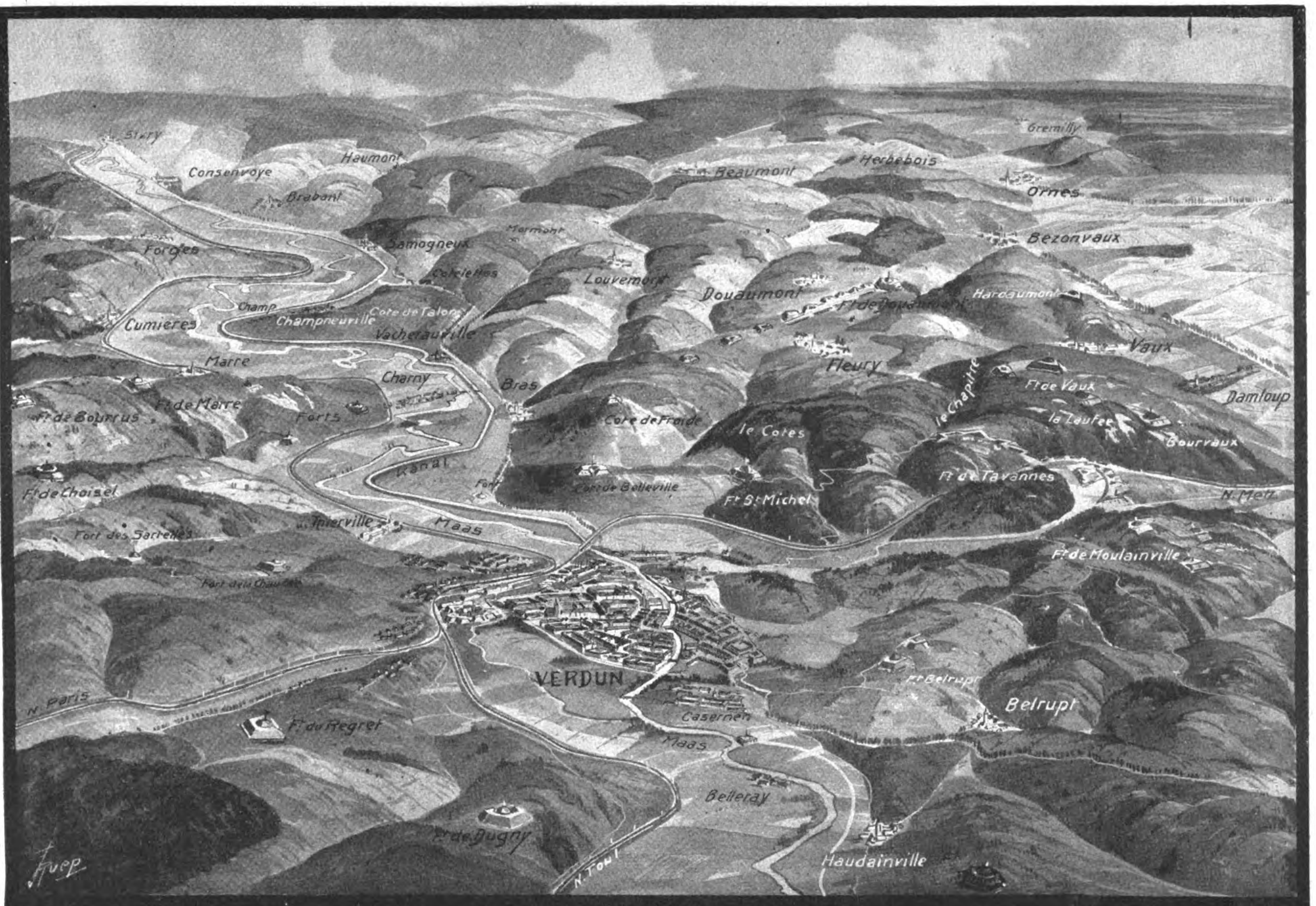
Flottenchef Admiral v. Pohl †



Phot. Kiebicke.

Zur Erstürmung der Panzerfeste Douaumont durch das Inf.-Regt. 24:

Das Denkmal eines voranstürmenden Fahnenträgers der 24er in der Garnison Neuruppin, 1913 errichtet.



Zu den Kämpfen um Verdun: Das Kampfgebiet aus der Vogelschau.



Phot. Boedecker.

Die jüdische Bevölkerung gräbt beim Herannahen unserer Truppen ihre vor den Russen verborgene Habe wieder aus.

Vom südöstlichen Kriegschauplatz.



Hofphot. F. Schmitz.

Generalmajor Dr. Wilh. Groener,

Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens.


Hofphot. Schoppmeyer.
Oberstleutnant Vorberg.


Hauptmann Hans Haschke.


Oberleutnant Zimmermann.


Leutnant Schramm.


Phot. H. Boehm.
Von links: Die Hauptleute Bergeré, Goder, v. d. Lippe, Hebenstreit und Oberleutnant Stadler.


Leutnant Schlüter.


Hofphot. Heuschkel.
Leutnant Sercander.


Leutnant Leo Meeß.


Phot. Stauß.
Obersteuermann Galle.


Phot. Thörner.
Unterseebootsmaschinist O. Thedsen.


Unteroffizier Friedr. Görhs.


Phot. Stauß.
Steuermann Dirschauer.


Torpedoobermaschinist Ernst Lamprecht.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

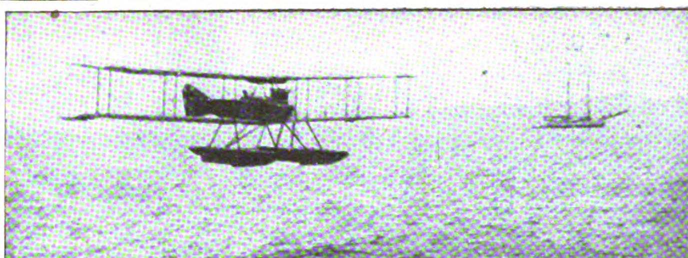


Typen montenegrinischer Gefangener.



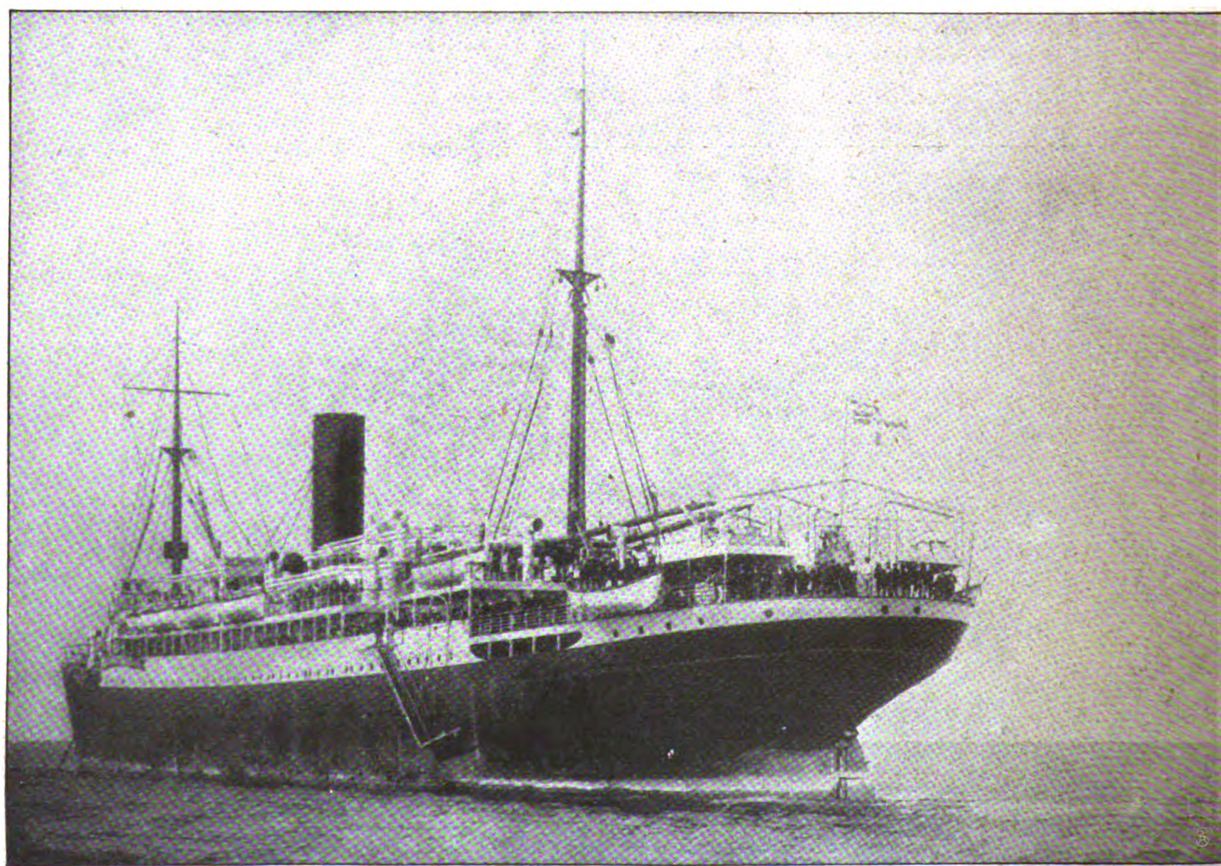
Requisition von Heu in einer montenegrinischen Ortschaft.

Bilder aus Montenegro.





Ein Wasserflugzeug wird zu Wasser gebracht. Oben: In der Fahrt. Phot. Groß.
Momentbilder von unseren Wasserflugzeugstationen.



Phot. Griffith.
Der gekaperte englische Dampfer „Appam" im Hafen von Norfolk (Amerika).

Der Generalissimus.

Wir haben ein'n Generalissimus,
Der kennt nicht Stand noch Rang,
Und wenn die Trommel ruft zum Streit,
Geht er die Front entlang,
Hängt selbst sich wohl die Trommel um,
Trägt sie an breitem Leder,
Und trommelt er, bumbumderum,
Dann hört ihn jeder, jeder!

Ein Kalbsfell kennt die Trommel nicht
Sie trägt nur Menschenhaut,
Und da sie nicht zur Freude ruft,
Dröhnt sie mit dumpfem Laut.

Der Trommler kennt auch Schlägel nicht,
Er trommelt mit Gebeinen.
Und wo er Bataillone führt,
Da gibt's Wehklag und Weinen.

Das ist der Generalissimus,
Der wird der Tod benannt!
Der führt seit Monden uns schon an
Durch blutgetränktes Land.
Und wer dies neue Lied ersann,
Aufs neue mochte singen,
Der lag vorm Feind und hörte fern
Die dumpfe Trommel klingen.

Hugo Wolfgang Philipp (z. Zt. im Felde).

Frauen in Uniform.

Von Else von Boetticher.

Stolze Fürstinnen, mit schimmernden Ordensternen geschmückt, hoch zu Roß oder in kostbare Festgewänder gehüllt, sind die ersten Frauen in Uniform, denen wir begegnen. Unter weißen Puderperücken und zierlichen Dreispitzen blicken sie herrisch und doch spielerisch hervor, echte Kinder jener gefallsüchtigen Zeit, wo die verliebte Tyrannei der Frau das Gesellschafts- und Staatsleben lenkte. Man hat den Eindruck, als wäre es übermütige Laune, die sie veranlaßte, die Uniform anzulegen — jene Tracht, die seit dem 17. Jahrhundert von Militär und bestimmten Zivilbehörden getragen wurde, um ihre Zugehörigkeit zum Staat zu kennzeichnen.

Im Anlegen der Uniform liegt der Wille zur Unterordnung unter eine höhere Einheit, zum Auslöschen eigener Ansprüche. Das große „Ich dien!“ wird durch sie zum Ausdruck gebracht — wenn eine hochstehende, unabhängige Persönlichkeit sich in ihr zu einem Stand bekennt, der bestimmte Lasten tragen, bestimmte Pflichten erfüllen muß, durch das alte Adelsmotto: „Vornehmheit verpflichtet!“

Auch die Fürstinnen, die die Uniform ihrer Regimenter anlegten, folgten nicht nur einer Laune, sondern einem Gefühl der Standesverpflichtung, das sie in galant liebenswürdige Form kleideten. Heller Jubel hat sie allzeit empfangen, wenn sie bei Paraden und Festlichkeiten erschienen. Auch die Frauen unseres Kaiserhauses werden von den Truppen und dem Volk mit Begeisterung begrüßt, wenn sie sich in Uniform zeigen.

Dieser Anblick war stets so außergewöhnlich und festlich, daß er an der Stätte nachgeahmt wurde, wo man am eifrigsten bestrebt ist, den Glanz und die Schönheit des Lebens festzuhalten, um Freude in den Zuschauern zu wecken: auf der Bühne. Kriegerische Frauen erschienen dort nicht nur als Jungfrau von Orleans im Ritterpanzer und als Gustel von Blasewitz im mehr oder minder phantastischen Marketendergewand. Auch als Leutnants und Fähnriche in Operetten und Singspielen. Man stellte sieben Mädchen in Uniform nebeneinander und erfreute sich am Anblick der hübschen Gesichter, deren Verschiedenheit in der gleichartigen Tracht um so reizvoller hervortrat. Man erdachte nicht nur Hosenrollen, sondern auch solche für Frauen in Uniform. In Schaftstiefeln aus blitzendem Lackleder, mit zierlichen hohen Hacken, kurzen Faltenröcken, verschnürten Uniformjacken und schief aufgesetzten, gefallsüchtigen kleinen Mützen, unter denen das Haar kunstvoll und kleidsam aufgesteckt wurde, haben wir häufig Frauen erblickt. In Ausstattungstücken und Balletten, im Varieté und Theater.

Aber all das war nur ein Spiel, dessen Hauptreiz in der Nebeneinanderstellung der Gegensätze lag: der einförmigen Strenge der Tracht und des lustigen Übermuts der Trägerin sowie des individuellen Geschicks, mit der sie die Uniform für sich umzugestalten wußte.

Im Ernst hielt man es für ausgeschlossen, daß Frauen zu ständigen Trägerinnen einer Uniform werden könnten. Das überließ man Nonnen, Krankenpflegerinnen und Zöglingen vornehmer Erziehungsanstalten, die den Anspruch zu gefallen nicht erheben durften. Man meinte, die Anziehungskraft der Frauen werde durch einen ständigen Wechsel von Mode und Tracht erhöht, der ihrem launischen, wechselnden Wesen auch entspräche. Viele verbrachten ihre wichtigste Zeit mit Kleidersorgen, die auch ihre Gedanken vollständig in Anspruch nahmen, und glaubten, so ihren Lebenspflichten zu genügen.

Welchen Wandel hat hier der Krieg gebracht!

Die Frauenuniform, ehedem höchster Festschmuck der Ersten des Landes oder lustiges Spiel zum Ergötzen der Menge, ist heute eine Alltagserscheinung geworden. Sie wird von vielen Tausenden von Berufsfrauen getragen. Still und selbstverständlich haben diese die Pflichten ihrer ausziehenden Männer auf sich genommen. Ohne viel Worte vertauschten sie auch ihre modischen Anzüge mit der Uniform. Nicht als Festgewand, sondern als praktisches Arbeitskleid mußte diese hergestellt werden aus dauerhaftem Stoff, den Anforderungen von Wind und Wetter Trotz bietend wie die Uniformen der Männer.

Die ersten waren die Straßenbahnschaffnerinnen. Sie traten in grünumrandeten Dienstmützen, dunkelgrauen, langen Jacken und fußfreien Röcken auf. Den meisten steht diese Tracht ausgezeichnet, besonders jungen, zierlichen Gestalten. Sie wirkt vornehmer als etwa ein billiger Samtmantel und ein Hut mit unechten Federn — besonders bei Regenwetter. Man empfindet den ästhetischen Wert des Zweckmäßigen bei ihrem Anblick und erfreut sich daran. Hoffentlich wird auch der Geschmack unserer Frauen dadurch auf den Wert des

Echten, Schlichten gelenkt, das sie nicht immer zu würdigen verstehen.

Wir erblicken immer neue Erscheinungen in Uniform. Briefträgerinnen mit roten Mützenstreifen, die flink treppauf, treppab laufen. Post- und Bahnbeamtinnen, Angestellte der Elektrizitätswerke. In einigen Warenhäusern begegnen wir Fahrstuhlführerinnen in braunen, uniformartigen Kitteln. Volles Milchwagen werden von lustigen Mädchen in blauen Blusen durch die Straßen gelenkt. Am Steuer der Autos sitzen Frauen. Manche rotwangig und derb, keck die neuen Pflichten erfassend und schnell fähig, sie in vollem Umfang zu erfüllen. Andere ein wenig zaghaft und schüchtern. Aber alle von gleichem Eifer beseelt.

Mit der Uniform zogen sie einen neuen Menschen der pflichteifrigen Hingabe an ihre Arbeit an. Was schiert sie jetzt Mode und Tand?

Das Ideal der Frauenbewegung: die Leistung einer vaterländischen Dienstpflicht durch die Frauen, wird von ihnen in gewissen Grenzen erfüllt. Sie haben ihre Aufgabe mit der vollen Verantwortung und dem vollen Ernst des Staatsbürgers auf sich genommen.

Die Frauen in Uniform bilden den Landsturm des Deutschen Reiches, einen unerschöpflichen Vorrat an Ersatzkräften, die bis zum Äußersten durchhalten wollen. Die Uniform, das schlichte Arbeitsgewand, wurde ihnen zum Ehrenkleid. Mit Dankbarkeit und Achtung erkennen wir den Wert ihrer Leistungen.

Eine junge Dichterin sagt von ihnen:

„Eure Männer schützen Grenzen
Schirmen deutsches Land und Haus.
Auch ihr sollt in Ehrenkränzen
Friedlich glänzen.
Fest in Treuen haltet aus!"

Aus dem Theaterleben.



Phot. A. Rudolf, Frankfurt a. M.-Süd.

Von links: Gräfin Batthyany (Frl. Korn), Prinzessin Maria von Soissons-Savoyen (Frl. Aschenbach), Prinz Eugen (Artur Bauer), Graf Hans Palffy (Herr Manz), Graf Lamberg (Herr Pröckl).

Szenenbild von der Uraufführung des Prinz-Eugen-Stückes „Die stille Stunde" von Georg Terramare im Frankfurter Schauspielhaus unter Leitung von Gustav Hartung.



Frl. Heisler, Herr Clewing.

Die Fischerin. Singspiel von Goethe.



Herr Bergman, Frl. Dux.

Die Gärtnerin aus Liebe. Komische Oper von Mozart.

Rokoko. Miniaturbilder von Goethe und Mozart. Mit einem Rahmenspiel von Rud. Presber.

Aufführung im Berliner Kgl. Schauspielhaus.



Fürstenliebe.

Von Leo Fall.

Aufführung im Wiener Carltheater.

1. Fürstin Rose (Mizzi Zwerenz) u. Herzog Franz (B. Norbert)
2. Prinzessin Bichette (Gerda Walde)
3. Fürstin Rose (Mizzi Zwerenz)

Phot. Gutmann.







Phot. Salz.

Oberstlt. Kersten, Präsident der Militär-Generaldirektion für Eisenbahnen im Ost in Warschau.



Vordere Reihe (sitzend) von links: Generalmajor Stüri, Generalleutnant Kasten, Generalleutnant Madlung, Prinz Oskar von Preußen, Großherzog von Mecklenburg, Generaloberst v. Eichhorn, Oberkommandierender der Armee, Herzog Paul v. Mecklenburg, Oberst Hell.

Festessen beim Oberkommandierenden der Armee in Wilna zur Begrüßung des Großherzogs v. Mecklenburg.



Das neue Rathaus in Mülheim (Ruhr).

Der Bau ist im Januar 1913 begonnen und in den Kriegsjahren durchgeführt. Die Bausumme beträgt 3,2 Millionen. Der Erbauer ist Architekt Hans Großmann in Karlsruhe



Das neue Städtische Konzerthaus von Karlsruhe. Phot. Leipziger Pressebüro.

Der Bau ist nach Plänen der Architekten Curjel und Moser mit einem Kostenaufwand von etwa 1 1/4 Millionen Mark ausgeführt worden. Das Konzerthaus umfaßt 1500 Plätze.

Neue Bauten in der Kriegzeit.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

Nachdruck verboten.
15. Fortsetzung.

12.

Nikolai von Schjeltings Genosse an diesem Abend war ein Moskauer Däne, einer jener Finanzmänner, die sich den mächtigen Schutz der Kaiserinmutter aus der Kopenhagener Clique für ihre Geschäfte im Zarenreich im Land der unbegrenzten Möglichkeiten zunutze machten. Er war klein, brünett und hager. Er hatte seine Freunde in dem Petersburger Ministerkomitee, im Reichsrat und in der Gossudarstwennaja Duma. Mit Schjelting einte ihn der Deutschenhaß. Sie hätten sich trotzdem am leichtesten deutsch miteinander verständigt. Aber, um nicht durch dessen fremdartigen Klang aufzufallen, sprachen sie Englisch.

„Nun — Sie brachen so plötzlich auf, Herr von Schjelting?"

Sie gingen in der lauen Sommernacht durch die Ottostraße dahin. Nikolai Schjelting hatte seine Sicherheit wieder. Etwas gönnerhaften Hochmut gegen den Homme d'affaires neben ihm.

„Ja, wie? Man kann doch nicht ewig sitzenbleiben! Diese Deutschen . . ."

Herr Niels Poulsen war noch dänischer Staatsangehöriger und also neutral. Es war ihm seit dem fluchtartigen Rückzug in Gegenwart des Russen mit der Yankeeschleife nicht mehr ganz behaglich zumute. Schjelting achtete nicht auf das betretene Schweigen des andern. Er sagte wieder nachdenklich vor sich hin: „Diese Deutschen . . ."

Und dann, in jähem, slawischem Stimmungswechsel, seinen Begleiter am Arm packend: „Wie ist das? Verstehen Sie das?"

„Was denn?"

„Haben Sie gesehen, wie dies gelbe Automobil vorhin abging? Diese Offizierchen lachten und scherzten. Sie hatten sich mit Blumensträußchen bestecken lassen. Sie hatten Eichenlaub am Helm und am Wagen. Sie fuhren in den Krieg mit uns, mit Frankreich, mit England, mit der halben Welt, so wie man Sonntags auf die Datsche fährt! Belieben Sie! Was heißt das?"

„Es sind Soldaten!"

„Nun — und ihre Frauen? Haben Sie bemerkt, daß keine von ihnen beim Abschied weinte? Auch die jungen Mädchen nicht? Die Bräute? Wie machen sie das? Sind diese Deutschen von Stein?"

„Vielleicht waren es nur entfernte Verwandte."

„Es war schon eine Braut unter ihnen!" sagte Nikolai Schjelting mit einem sonderbaren Lächeln. „Ich weiß es. Und auch, wem dieses Gretchenherz gehört!"

Er warf den Kopf höhnisch in den Nacken.

„Aber die letzte Stunde des preußischen Militarismus hat geschlagen. Der Krieg wird diese Kriegskaste verschlingen. Es ist ja nur eine Handvoll Menschen. Das deutsche Volk hat nichts mit ihr gemein!"

Um die Ecke der Brienner Straße wälzte es sich uferlos, tosend, im Sturm flutend, wie ein von Blitz und Donner der Berge angeschwollener Alpenstrom, in der Nacht verschwimmend, von Fackeln erhellt, von Fahnen überflattert, von geschwungenen Hüten und Tüchern, von Hurra und Massengesang überbraust. Der Däne riß Schjelting zur Seite: „Passen Sie auf! Das Volk reißt Sie mit!"

„Das Volk? Wie denn das Volk?"

„Nun, was ist denn das da?" Der andere mußte schreien, um sich in der tausendfach erschütterten Luft verständlich zu machen, und deutete auf die endlos in Schritt und Tritt über das zitternde Pflaster ziehenden Reihen. „Da marschieren junge Fabrikarbeiter und Studenten, Arm in Arm, Handwerker, Ladenverkäufer, Lehrlinge, Mädchen, Frauen aus dem Volk . . . Alle aus dem Volk! Wo kämen denn sonst die Tausende her?"

Schjelting nickte.

„Ganz richtig!" sagte er lächelnd. „Meine These! Sie demonstrieren! Gegen den Krieg! Gegen den Militarismus!"

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Alle, die vorüberzogen, sangen es aus voller Kehle. Schjelting zuckte zusammen. Er wollte es nicht hören.

„Sie demonstrieren!" wiederholte er. „Sie rufen die Rechte des Volkes gegen die Machthaber aus!"

Der Däne hatte sich höflich auf deutsch an einen Herrn im Zylinderhut gewandt. „Bitte! Wohin wollen diese Mengen von Menschen?"

„Dort, zum Wittelsbacher Palais — den König begrüßen!"

Nikolai von Schjelting drehte mit einer hochfahrenden Bewegung den Kopf zur Seite.

„Gehen wir!" sagte er. „Gott mag wissen, was das für Leute sind! Der Polizeiminister hat diesen Aufzug bestellt. Man hat die Fahnen geliefert. Die Schreier. Die wahre Stimmung ist anders. Wir haben sie studiert. Wir wissen die Ergebnisse der Wahlen in Deutschland. Wir kennen die Unzu-

friedenheit des Handarbeiters, die Mutlosigkeit der Intelligenz. Beide gingen bisher nebeneinander her. Nun werden sie sich gegen den Militarismus vermählen! Ah da . . . sehen Sie: da stürmen sie die Kasernen der Garde."

Vor den langen, blumengeschmückten Fensterreihen des Leibregiments in der Türkenstraße drängten sich lärmende Haufen. Fast nur junge Männer. Viele in bloßem Kopf. Im Schurzfell. So, wie sie von der Arbeit kamen. Sie hoben die Hände. Pochten an die Tore. Riesen. Schutzmannshelme dazwischen. Nikolai Schjelting trat triumphierend näher. Er hörte, wie ein dicker Polizist beruhigend sagte: „San S' doch stad! Es kommt a jeder dran! Morgen früh um acht!"

„Ja — dös kennt ma! Nachher is wieder alles kumplett!"

„I steh seit heut mittag und wart, daß S' mi nehme, bal einer drin schlapp macht!"

„Da kannst nix machen! Es müssen ja net grad die Leiber sein! I fahr noch heut nacht nach Nürnberg!"

„Hat's dort Platz?"

„Dös glaabst!"

„Wart, i kumm mit!"

Ein paar junge Gesellen liefen in langen Sprüngen über die Straße dem Bahnhof zu. Ein junger Kaufmann schüttelte den Kopf.

„Nürnberg nimmt seit heute mittag nichts mehr. Alle Regimenter besetzt. Ich hab's telephonisch. Ich reis morgen früh nach Metz zur bayerischen Brigade!"

„Warum nöt gleich, Herr Nachbar?"

„Ich hab net Geld genug! Ich muß erst meine Uhr versetzen!"

„Jetzt i tät mi doch schämen, so zu drängen!" sagte der Schutzmann. Und dann, auf die Frage des Dänen: „Bald man sie hier los wird, ziehe sie vors Generalkommando oder zu den Schwolleschenhs!"

„Was wollen sie denn?"

„Aufbegehren tun's, weil sie nöt glei alle als Kriegsfreiwillige eingestellt werden! Ja, du mein Gott, wann's immer glei zu zehntausend angruckt kommen . . ."

Nikolai Schjeltings Züge zwinkerten unruhig. Er wandte sich jäh ab. „Kommen Sie, Mr. Poulsen!"

Er schritt hastig die nächste Straße hinab. Zu seiner Rechten, in der Richtung gegen Nymphenburg, lagen die industriellen Vorstädte Münchens. Arbeiterviertel. Fabriken. Mietkasernen. Er horchte in die Nacht hinaus. Sein Gesicht verklärte sich. „Hören Sie diese fernen, wilden Schreie?"

„Ja. Seltsam."

„Sie kommen näher. Schreie der Verzweiflung! Nein, der Wut! . . . Der Schlachtruf des Volks . . . Endlich! Ah . . . Da naht der Aufruhr . . ."

„Juhu! !"

Es klang wie der Schrei des Steinadlers über Karwendel und Werdenfelser Land, wie der Ruf des Wanderfalken über Wildem Kaiser und Steinernem Meer. Weißer Adlerflaum wehte trotzig von den Berghüten. Braungebrannte Gesichter voll lachenden Schneids darunter, Holzhacker, Jäger, Senner, Bauernburschen in grüner Jacke und kurzen Gamslederhosen an gestickten Trägern, mit nackten Knien und Wadenstutzen und Nagelschuhen.

Die ersten Kriegsfreiwilligen aus dem bayrischen Hochland. Die Vorboten von vielen Tausenden. Schjelting hörte, wie ein Bürger es dem andern ins Ohr schrie, und dann der, mit einem strahlenden Blick auf die wilden, stutzengeübten Burschen: „Wo die Bub'n hinschiaßen, da möcht i nöt an Franzosen machen!" Sie sprangen und schuhplattelten im Marsch, klatschten mit Lachen mit der flachen Hand auf die Schenkel.

„Juhu! Juhu!" Die ganze Menge jubelte mit, sang, schrie, riß Nikolai Schjelting in ihrem Brausen fort. Es klang wie eine Stimme. Es war, als schritt da ein unsichtbarer Riese neben ihm und brüllte ihm in die Ohren: „Ihr habt mich gerufen! Ich bin gekommen. Da bin ich!"

„Nun — was sagen Sie dazu, Herr von Schjelting?"

Sie hatten sich aus dem Gedränge herausgearbeitet. Schjelting war etwas bleich geworden.

„In der Tat: es ist anders, als ich . . . Ich war oft in München. Man traf sich hier. Man hatte seine Formeln und Schlüsse für die Stimmung . . . In Preußen sieht es jedenfalls ganz anders aus. Berlin ist in dieser Stunde unzweifelhaft schon in der Hand der Blusenmänner!"

„Oh . . .?"

„Ich kenne die wahre Seele Deutschlands. Man wird in dieser Nacht in Württemberg weinen, man wird in Sachsen die Faust gegen die Militaristen ballen!"

„Meinen Sie?"

„Man wird am Rhein zittern und an der Oder verzweifelt die Kirchen füllen."

„Nun — ich weiß nicht . . . ich würde an Ihrer Stelle machen, daß ich nicht hier festgenommen werde!"

„Wie kann man das? Ich bin nicht wehrpflichtig — meiner Gesundheit wegen. Man kann mich höchstens ausweisen!"

„Glauben Sie wirklich, daß man so viel Rücksicht nimmt?"

„Wir nicht! Aber Iwan Iwanowitsch wohl!"

„Der Deutsche?"

„Ja, er ist doch so pedantisch."

Sie standen unter der Wölbung des Neuhauser

Tors. Unheimlich ragten neben ihm die Trümmer des am Abend vorher der Volkswut gegen die Ausländer zum Opfer gefallenen Kaffeehauses. Drei Stockwerke hoch war alles, bis auf die Mauern, zerschmettert. Selbst die armdicken, gußeisernen Kandelaber davor von Riesenfaust krummgebogen. Es war wie der erste rasende, noch blind gegangene und irre geleitete Ausbruch fürchterlicher deutscher Kraft, die noch kein rechtes Ziel gefunden. Der Däne betrachtete es unbehaglich. Dann sagte er: „Gestatten Sie, daß ich es Ihnen als Freund gestehe: es wird mir etwas unheimlich in Ihrer Nähe . . . Dies Volk hier . . . Kann ich Ihnen noch mit etwas dienen?“

„Doswidanje!“

Zwei Fingerspitzen, die Hutkrempe einen Zoll hoch vom Scheitel. Dann ließ Nikolai Schjelting den andern stehen. Ihn verabschiedete man nicht. Das tat er selbst. Er sagte sich, während er allein weiterging, verächtlich: Wie soll er nicht Angst haben? Eine Krämerseele . . . Ein Rubelraffer . . . Päh! Ein halber Ausländer außerdem . . .

Aber dann gab er sich mit einem Frösteln zu: Dieser Mensch aus der Antichambre des Finanzministers hat mich angesteckt! Wie ist das? . . . Man kennt doch die Deutschen! . . . Man belächelt sie! . . . Sind sie denn das noch, diese Menschen um einen? . . . Sonst waren sie ruhig. Friedlich. Übertrieben höflich gegen Ausländer. Man machte unter ihnen, was man wollte. Deutschland war so recht der Ort, um sich gehen zu lassen. Eben hier in Bayern. Nicht umsonst hatte Iswolsky seinen ständigen Sommersitz in Tegernsee, Sonnino in Marquardstein, aber jetzt?

Er warf nervös seine Papyros weg. Lieber die Koffer gepackt und davon! Nein: am besten gleich, so, wie man ging und stand. Er hatte auf einmal Angst vor München, vor diesem tosenden, brausenden, erbitterten Bienenschwarm um ihn her. Arbeitsbienen — ja. Aber sie stachen. Besser nach Berlin. Dort war man sicher. Wo man ohnedies bald dort einrückte, wo inzwischen schon der Mann der Straße, dieser aufgeklärte, mit den Zielen der europäischen Demokratie vertraute Mann des Vierten Standes, sein Veto gesprochen und dem örtlichen Machthaber die Gewalt entwunden hatte . . .

Er fand sich plötzlich in einem der vollgepfropften Nachtzüge nach Berlin. Auch draußen auf dem Gang stauten sich noch die Menschen. Um ihn herum waren lauter junge Männer. Er antwortete englisch auf ihre Frage, ob er sich bei der zweistündigen Ablösung von Sitzen und Stehen beteiligen wolle. Ein eleganter, junger, mit Schmissen bedeckter Student neben ihm sagte: „Kinder . . . quält nie einen Amerikaner zum Scherz! Der hat ja keinen Schimmer von Deutsch! Der Fremdling bleibt sitzen!“

Nikolai Schjelting drückte sich in die Ecke. Er blinzelte nur zwischen den halbgeschlossenen Lidern. Er dachte sich: Ich habe jetzt keine Zunge. Nur Augen und Ohren. Aber die werde ich brauchen. Jetzt werdet ihr ahnungslosen Deutschen mir eure geheimsten Gedanken offenbaren . . . Eure dumpfe Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung . . .

Unter denen, die hereinkamen und mit den anderen die Plätze tauschten, war ein blondbärtiger Dreißiger. Er ließ sich hinfallen: „Donnerwetter ja . . . das tut gut!“

„Kommen Sie weit her?“

„Es geht! Aus Marokko.“

„Bei der Hitze!“

„Ich hatte als Ingenieur für meine Firma zu tun. Urlaub schon angetreten. Nun komm ich gerade zurecht. Kolossales Glück!“

„Infanterie?“

„Regiment Elisabeth!“

„Ich bin Ulan!“ sagte der junge Graf. „Aber erst Unteroffizier der Reserve. Mein Bruder da, mit

dem ich eben vom Tiroler Ferienbummel komm, hat's besser. Der ist schon Rittmeister!"

„Aktiv?"

„Nein. Im Hauptamt: Privatdozent der Assyriologie", sagte der ernste, bärtige Herr lächelnd. „Aber ich freue mich recht! Meine Familie hat durch vier Generationen das Eiserne Kreuz. Nun holen wir's uns in der fünften!"

„Was der Amerikaner da rüberglupscht! Dabei versteht er doch nicht 'ne Bohne!"

Nikolai von Schjelting schloß die Augen. Er fragte sich: Wie denn? Dieser deutsche Adel erkennt doch nichts neben sich an. Und doch trinkt da der Graf mit dem Ingenieur aus einer Flasche! Die deutsche Wissenschaft ist doch international. Und doch träumt dieser Assyriologe vom Eisernen Kreuz! Die teutonische Verschwörung geht weiter, als man in der europäischen Intelligenz dachte . . .

„Wohin denn, Herr Landgerichtsrat . . . Verzeihung, Herr Hauptmann!"

Ein großer, breitschultriger Herr war aufgestanden.

„Ich will mir mal den Mann da draußen hereinholen, der sieht ja elend aus! So kommen Sie doch schon!"

„Ich hab dritte Klass'!"

„Ach was! Hier gibt's keine Deutschen erster, zweiter und dritter Klasse! Hingesetzt. So!"

„Danke, Ihr Herre! . . . 's isch so saumäßig heiß . . ."

„Na, Sie Wüschteberger! Wollen Sie denn nach Berlin?"

„Ja. Ich meld mich bei den Preißen!"

Der Neuangekommene war ein einfacher Mann. Schon über die Mitte der Vierzig. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Mei alter Hauptmann, unter dem ich in Weingarte Unteroffizier war, hat jetzt ein Regiment in Spandau. Ich hab's meiner Frau g'sagt: 's isch so und bleibt dabei! I geh zu mei'm alten Hauptmann!"

„Wie lange ist denn das in Weingarten her?"

„Fünfzehn Jahr! Ich bin schon lang Rentamtsbote im Sigmaringschen!"

„Der Amerikaner ist gottvoll! Der macht 'n Gesicht wie ne Katze, wenn's donnert!" sagte der kleine Graf halblaut. Nikolai Schjelting stellte sich schlafend. Er dachte sich: Immer hat man gehört, die Deutschen werden in den Kasernen geknechtet. Und da kommen sie, nach langen Jahren, von weit her zu ihren früheren Offizieren . . . Wieder Stimmen um ihn.

„Sie sind gewiß ein Frankfurter, Herr Doktor, nach Ihrer Sprache?"

„Nicht weit davon! Ein Offenbächer! Aber hören Sie mal den da draußen: wenn das kein Pfälzer ist . . ."

„Man wird doch noch kreische derfe . . . Wie? . . . Ha, freilich bin ich schon im Landsturm!"

„Der ist ja noch gar nicht einberufen!"

Aber der Metzgermeister und Kriegervereinsvorstand aus der Pfalz verstärkte seine Lungenkraft.

„Jo — do könnt ich lang warte! Ich will nichts, als norr zu mein'm alten Regiment nach Nürnberg. Bei sellerer Artillerie hab ich als junger Vorsch g'stanne. Do gehör' ich nei!"

Und wieder fragte sich Nikolai Schjelting: Das Volk . . . ja, aber da ist doch das Volk . . . es drängt sich herein — — setzt sich zwischen seine Bedrücker, ist mit ihnen ein Herz und eine Seele . . . Wenn ich wirklich Amerikaner wäre, wofür sie mich halten — ich müßte mich wie zu Hause fühlen, so gleich ist einer dem andern. Wo bleibt der Aufschrei der Massen! . . . Ah — da endlich ein Weinen!

Der junge, kaum achtzehnjährige Mensch vor ihm kämpfte wirklich mit bitteren Tränen. Er war sauber gekleidet, guter Leute Kind und hatte eine Pappschachtel mit seinen Habseligkeiten unter dem Arm.

An dem schüttelte ihn einer: „Zum Donnerwetter — wer flennt denn da? Sind Sie denn schon einberufen?"

„Sie wollen mich ja nirgends haben! Bei sieben Regimentern hab ich mich schon gemeldet. Immer sprechen sie, das wär noch nix mit meinem Brustumfang . . ."

Er schaute kummervoll mit nassen Augen auf. Es zeigte sich, daß er ein Kaufmannslehrling aus Kassel war. Nun hatte er seine Stellung aufgegeben und reiste überall herum mit seinem Pappbündelchen unter dem Arm, und sie mochten ihn nicht. Seine Hoffnung war jetzt die Marine. Er war auf dem Weg nach Wilhelmshaven. Nun tröstete man ihn. Der Student gab ihm eine Karte: „Mein alter Herr ist Staatsminister! Schlimmstenfalls kann er was für Sie tun! Aber eilen Sie sich. Er rückt zugleich mit mir und meinen Brüdern aus!"

Und vom Gang her rief es aufmunternd wie ein Hauch von Salz und See: „Jong . . . Jong . . . Kopp hoch . . . . Die können wie bruken!"

Ein blonder Siegfried von einem deutschen Seemann war es, auf dem Weg von seinem Handelschiff in Genua zu seinem Gestellungsort in Kiel. Er stand mit ein paar deutschen Köchen und Kellnern, die aus der Schweiz zu ihren Regimentern eilten. Er trug Bürgerkleider wie sie und all die andern. Aber es war Nikolai Schjelting in seiner Ecke, als hätten sie alle zusammen schon denselben Waffenrock, denselben Willen, den die Pickelhaube krönte. Er begriff das nicht. Er versuchte, es sich zu analysieren. Er fragte sich: Wie können die Deutschen denn jetzt auf einmal einig sein? Fröhlich, herzlich wie Brüder. Der Alkohol? Er ist ja auf allen Bahnhöfen gesperrt.

Nein: dieser Rausch kommt ihnen von innen . . .

Dieses neue Fiebern und Brausen. Dieses tausendstimmige „Deutschland, Deutschland über alles!" über strudelndem Menschengewoge. Es war wieder wie das grimme Lachen eines unsichtbaren Riesen unter der Bahnhofswölbung von Nürnberg. Dann fuhr der Zug wieder in die Nacht hinaus. Man schlief. Aber die draußen auf dem Gang Stehenden hatten kleine elektrische Taschenlampen, sahen nach der Uhr, lösten auf die Minute alle zwei Stunden die Innensitzenden ab wie die Schildwachen. Das war im Handumdrehen organisiert. Nikolai Schjelting saß wach. Er sann: Was haben diese Leute für Nerven? Sie haben ihre Heimat verlassen, Abschied von ihren Eltern und Familien genommen, ziehen in einen furchtbaren aussichtslosen Krieg gegen die halbe Erde, und dabei schlafen sie! Und wenn sie aufwachen, machen sie womöglich im Dunkeln mitunter Witze . . . Wahrscheinlich — wenn sie nicht so verblendet wären, könnte man sich vor ihnen fürchten . . .

Ein Frösteln der Seele überlief ihn in der glühend heißen Augustnacht. Er prüfte sich mit gerunzelter Stirn. Er liebte es, immer mit sich und über sich im klaren zu sein. Das war sein Vorsprung vor der Verschwommenheit allrussischen Denkens. Und er gestand sich: Das war etwas, was er noch gestern für unmöglich und lächerlich gehalten hatte. Das war Angst vor Deutschland! Unbegreifliche Angst . . .

Er wollte sich beruhigen: Das sind die Nerven. Die schlechte Luft. Die Enge zwischen diesen schnarchenden Teutonen. Man ist im Gefängnis. Wehrlos. Wenn sie mich entdecken, schlagen sie mich tot oder werfen mich aus dem Zug. Diese lachenden Leute sind zu allem fähig . . .

Nikolai von Schjelting schluckte ein paarmal heftig. Er hätte gewünscht, im Freien zu sein. In der schützenden Finsternis draußen. Seine Angst stieg und stieg. Er hielt es kaum mehr aus. Er wollte sich mechanisch eine Papyros drehen und zuckte im letzten Augenblick zurück. Um Gottes willen — dadurch verriet er sich wieder als Russe! Bei jeder Gelegenheit! Nur fort hier . . . fort . . . Das da um einen — das war nicht mehr der deutsche Michel . . .

Der Zug hielt. Noch vor einer Station, die keine Einfahrt gab. Es schien ein Vorort von Leipzig zu sein. Man hörte es aus den Gesprächen von Menschen draußen, die aus den Wagen kletterten. Offenbar wohnten sie in der Nähe und legten die kurze Strecke lieber zu Fuß zurück. Nikolai Schjelting sprang auf, drängte sich zwischen den vielen verschränkten Beinpaaren durch, atmete auf dem Bahnsteig die kühle Morgenluft . . . ah . . . man war gerettet . . . Er fand sich allein auf einer der äußersten Randstraßen des rings um Leipzig gelagerten Fabrikgürtels, im Dämmergrauen, halb auf freiem Feld, halb zwischen den letzten Häusern. Und doch war ihm plötzlich jubelnd ums Herz. Er sagte sich: Hierhin hat mich das Schicksal geführt. Dies ist die Stelle, wo Deutschland sterblich ist. Ich habe dieses Problem studiert. Ich habe in meinem „Essai contre le teutonisme" geschrieben: Industrialismus und Militarismus heben sich in Wilhelms Landen gegenseitig auf. So wird uns in der Stunde der Entscheidung dort kein Bismarck, sondern ein Hamlet gegenüberstehen. Die Pangermanisten kennen sie wohl, diese Hyäne: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!" Sie wissen, daß dann allüberall eine schwielige Faust den ehernen Riegel des Volkswillens vor die Fabriktore legt!

Es glühte noch kaum das erste Morgenrot im Osten, und doch war ringsum im Zwielicht eine geheimnisvolle Helle, ein rotflackerndes Atemholen der Schlote, purpurnes Funkensprühen, ein summendes Stampfen von nah und fern. Im Zwielicht lebten die Wege. Waren erfüllt von langen Zügen dunkler, rüstig schreitender Männer. Reihen von Radfahrern schossen an ihnen vorbei. Die ersten Straßenbahnen klingelten. Nikolai Schjelting fuhr sich über die Stirn und sah in dumpfem Staunen: Deutschland ging, als wäre nichts geschehen, auch heute morgen mitten im aufziehenden Weltkrieg an die Arbeit . . .

Es fiel ihm schwer, das zu glauben. Wo blieben die roten Fahnen? Es wurde hell. Nichts war zu erblicken als Ordnung und Ruhe. Schjelting schritt nach der Stadt . . . Er sagte sich zum Trost: Man hat diese Enterbten unter die Waffen berufen. Sie werden da innen irgendwo zusammenströmen, um zu protestieren! Ah — da biegt es um die Ecke — es nimmt kein Ende — ein vielhundertköpfiger Zug — sie marschieren in Schritt und Tritt, diese jungen Männer — sie singen — aber sie singen ein Schlachtlied des Trotzes! Das Pflaster zittert unter dem Tritt der Arbeiterbataillone . . . Die Kriegspartei zittert vor ihnen . . .

Er drängte sich heran. Er beugte atemlos, mit aufgerissenen Augen, den Kopf vor, um die Worte des brausenden Massenchors aufzufangen. Hunderte, die Bündel unter dem Arm, auf dem Marsch zur Kaserne sangen es ihm ins Gesicht:

„Mit Herz und Hand
fürs Vaterland . . ."

Nikolai Schjelting eilte davon, blindlings die Straßen hinab, durch das immer wildere Gewimmel der Innenstadt, die Fahnen, das Hurra, die Umzüge, alles, was er nun schon kannte. Er erreichte den Hauptbahnhof. Auch da, trotz des frühen Morgens, ein unabsehbares Gewühl. Aber sonderbar: ein unsichtbares Uhrwerk regelte das Chaos. Für jeden war gesorgt. Auch er fand seinen Stehplatz im Gang eines Wagens nach Berlin. Eben als man abfuhr,

sprang noch ein kleiner, behender Sachse auf und drängte sich neben ihn.

„Gottvertimmch! Ich mächte doch ooch mitgommen!"

Dann winkte er, noch atemlos, seinen Freunden draußen: „Adche, Leipz'g! Mir wärsch lieber, ich wär schon in Johannisthal! Nu — ich schreib eich von dort ne Garte!"

Er erzählte unaufgefordert denen um ihn, daß er Optiker von Profession sei und sich als Flieger ausbilden lassen wolle. Ein stämmiger Maurer in der zweiten Hälfte der Zwanzig neben ihm meinte trocken: „Aujust — fall nich vons Jerüste!"

Und der zweite, mit Vollbart, sein Arbeitskollege, sagte in tiefem Baß: „Mensch, woher nimmste denn den Zimt?"

„Hären Se — ich hab doch mei Erspartes! Fahren Sie ooch nach Berlin?"

„Ja, wat jloobste denn, daß die Jardepioniere ohne mir anfangen?" sagte der Maurer geringschätzig. Und der zweite mit dem heiseren Baß: „Wat der Nikolajewitsch is, da wär's doch jut, wenn der seine Knochen beizeiten numerieren tät! Nachher will es wieder keener jewesen sind!"

„Pst! Wat schaut denn der da neben uns so rüber?"

„Der? Det is nur ein janz entfernter Fremder von außerhalb! Der kann nur Amerikanisch! Da kannste schreien, wie du willst — der versteht dir nich!"

Die beiden Berliner trugen rote Federchen am Schlapphut, der Leipziger eine blutrote Krawatte. Sie erkannten sich als Genossen. Der im Bart fragte: „Sind Sie ooch orjanisiert?"

„Nu freilich! Was dänken Sie denn?"

Und es ging Nikolai Schjelting durch den Kopf: Wie ist denn das mit euch? Ihr seid doch die Unzufriedenen. Der eigene Hemmschuh der Teutobarbarei. Der Kummer Potsdams. Auf euch steht unsere Hoffnung. Und nun? . . . Der Maurer neben ihm brannte sich eine Zigarre an.

„Ich war lange jenug im Osten uff Arbet, nah bei die Russen. Ich kenne die Brieder. Senge muß der Blutzar sehen, daß er denkt, Ostern und Pfingsten fällt uff eenen Tach!"

„Nieder mit dem russischen Despotismus!" sprach der andere. Er lachte nicht mehr. Jetzt war ein heißer und starker Haß in seiner tiefen Stimme. Nikolai Schjelting fuhr sich unwillkürlich mit der Rechten über die Augen, als lüftete sich da eine Binde. Also so war das? . . . Er fragte sich: Ja, aber wo bleiben denn da die Methoden unseres experimentellen Denkens? Deutschland war doch für uns ein Präparat unter dem Mikroskop. Die pathologischen Resultate waren festgestellt an der Seine und Themse wie an der Newa. Und nun auf einmal . . . Ah, wir täuschen uns nicht. Diese Deutschen täuschen sich. Sie sind in einem Fieber!

„Morjen, Morjen, Herr Karfunkelstein! Immer flott auf der Tour bei den Zeiten?"

„Wie heißt auf der Tour, Herr Krause?"

„Na — reisen Sie in Bettfedern oder nicht?"

„Zu meinen Eltern reise ich, nach Berlin. Um Adieu zu sagen. Morgen werd ich in Zittau eingekleidet!"

„Nanu! Ich denk, Sie hat man nicht brauchen können voriges Jahr bei der Musterung!"

„Jetzt hab ich mich aber doch als Kriegsfreiwilliger durchgeschmuggelt!" sagte der blasse junge Handelsbeflissene triumphierend. „Mein Vetter Sally auch! Und der kleine Lesser von Boas und Kompagnie, wenn Sie den kennen!"

Das wurde hinter Nikolai Schjelting gesprochen. Vor ihm sagte im Gespäch ein Achtzehnjähriger aus gutem Hause zu einem weißhaarigen Herrn: „Es wird fein! Unsere halbe Prima geht raus mit dem Ordinarius zusammen!"

„Nun, Gott mit euch allen!"

„Ach, auf uns junge Leute kommt's ja nicht so an! Besser wir fallen als die Verheirateten!"

Wieder dachte sich Nikolai Schjelting: Die Deutschen fiebern! Sie lachen, aber sie sehen sich dabei an, als hätte jemand über Nacht Ehrfurcht vor dem andern bekommen. Einer wächst durch den Nächsten! Irgend etwas trägt sie empor. Sie verlieren den Boden unter den Füßen. Sie schweben über den Dingen. Das sind Symptome, die sich nicht so rasch analysieren lassen . . . Nun: wir nähern uns Berlin! Voilà le revers de la médaille!

Er hatte sich angewöhnt gehabt, in seinen Petersburger Damenzirkeln im Salon Ignatjeff an der Newa von Berlin nachlässig im Ton eines höheren Nachtasyls zu sprechen. Schlecht angezogene Leute und Dollarjagd bei Tag, Vergnügungstaumel, die Friedrichstraße bei Nacht, halb Chikago, halb Babel. Jetzt schätzte er's in seinen Gedanken höher ein. Es war die rasende Hochburg der Verneinung für ganz Deutschland. In der Spree floß nicht Wasser, sondern Lauge. Die geschmacklosen Zinspaläste an ihren Ufern waren die steingewordene Unzufriedenheit der preußischen Bürgerseele. Ah, nun würden die Steine reden! Die Steine von Berlin . . .

Sein Herz jubelte, als er, in Eile durch Koffer und Wäscheankauf neu ausgerüstet, am Fenster seines Hotels am Brandenburger Tor auf die Linden hinausschaute. Da unten war endlich das Volk! Das wirkliche deutsche Volk. Ein Meer von Köpfen und Hüten. Eine unabsehbare schwarze Masse. Nicht mehr nach Tausenden, nur noch nach Zehntausenden zu zählen, vom Brandenburger Tor bis zur Spreebrücke.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kriegsdienst der Heimat: Der Vaterländische Frauenverein.

Von Paula Kaldewey. Hierzu 17 Aufnahmen.

In dem gleichen Augenblick, als unsere wehrhaften Männer sich aufmachten, die Waffen gegen den äußeren Feind zu führen, sammelte sich in der Heimat ein weibliches Heer, um gegen die inneren Nöte, die im Gefolge des Krieges daherkamen, anzukämpfen. Geschulte und ungeschulte Streiterinnen erschienen auf dem Plan, aber sie alle bestanden die Probe, denn ihre Wirksamkeit wurzelte ja im Reiche des Herzens.

Lieh das Heer der Samariterinnen in seiner Gesamtheit der Heimat wertvolle Kräfte, so war dies in noch höherem Maße bei den vaterländischen Frauen der Fall, die meist lange Jahre jener Organisation angehören, die die Fürsorge im Kriegsfalle als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet. Der Vaterländische Frauenverein ist in der Kriegskrankenpflege und Kriegswohlfahrtspflege zu einem unentbehrlichen Faktor geworden, aber ihm wären vielleicht niemals die erreichten Erfolge beschieden gewesen, ständen nicht an seiner Spitze, in seinen Verbänden und Vereinen Frauen, die mit nie rastendem Eifer um seine Fortentwicklung bemüht sind.

Wo man sich anschickt, die Treue und die Pflichterfüllung vaterländischer Frauen zu rühmen, da muß in erster Linie der Name der Vorsitzenden der Gesamtorganisation, Gräfin Charlotte von Itzenplitz (Portr. S. 355), genannt werden. Fast 49 Jahre in Freud und Leid aufs engste mit ihr verknüpft, konnte anläßlich ihres 80. Geburtstages der Hauptvorstand in seiner Glückwunschadresse mit Recht sagen, „daß der Verein unter ihrer Führung ein machtvoller Träger vaterländischer Gesinnung und deutscher Frauenarbeit geworden und zu ungeahnter Größe gediehen sei, und daß das tiefe Verständnis, die rastlose Hingabe und liebevolle Hilfsbereitschaft, die sie den Bedürfnissen und Aufgaben aller Verbände und Vereine fortdauernd entgegenbringe, ein Verhältnis fester Zusammengehörigkeit geschaffen habe, in dem der Vaterländische Frauenverein mit gerechtem Stolz eine seiner sichersten Grundlagen erblicken darf". In dankbarer Würdigung ihres verdienstvollen Wirkens wurde Gräfin Itzenplitz vor einigen Jahren der Titel „Exzellenz" verliehen.

Zu den Mitbegründerinnen des Vaterländischen Frauenvereins gehört die Erste Stellvertretende Vorsitzende Frau Geheimrat Nöldechen (Portr. S. 355). Ihr Sinn ist ganz aufs Praktische gerichtet. Die dem Hauptvorstand angegliederte Nähabteilung ist ihr Werk, und noch heute steht diese ihre Schöpfung unter ihrer besonderen Obhut. Sie fehlt an keinem Ablieferungstag, und wohl jeder, der seinen Ballen abgegeben, nimmt von der schlichten, warmherzigen Frau ein freundliches, aufmunterndes Wort mit auf den Weg. — Es läßt sich denken, daß bei einer Vereinigung, die fast dreiviertel Millionen Mitglieder zählt, mit Kriegsausbruch die Arbeit weit über das gewöhnliche Maß anschwoll. Man suchte daher die beiden Vorsitzenden durch eine Stellvertreterin zu entlasten und fand in Frau Gräfin Agnes von der Groeben (Portr. S. 355) die geeignete Persönlichkeit. Mit scharfem Blick für Verbesserungsfähiges, neuen Vorschlägen stets zugänglich, nimmt Gräfin von der Groeben an dem Vereinsleben den regsten Anteil. Persönliche Strapazen nicht scheuend, wenn es gilt, sich durch den Augenschein von irgend einem Geschehnis in dem oder jenem Verein zu überzeugen, wird sie überall, wo sie hinkommt, als wohlwollende Beraterin hoch geschätzt.

Bereits seit Jahrzehnten unendlich verdienstvoll ist das Wirken des Vorstandsmitgliedes des Vaterländischen Frauenvereins: der Frau Staatsminister von Boetticher (Portr. S. 355). Als ihr Gatte noch Staatssekretär des Reichsamts des Innern war, wendete sie schon der damals ins Leben gerufenen Bekämpfung der Tuberkulose ihr regstes Interesse zu. Später, als Vorsitzende des Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine der Provinz Sachsen, gelang es ihrem zielbewußten Vorgehen, in Vogelsang bei Gommern eine Lungenheilstätte für Frauen und Mädchen zu errichten, und dieses ihr Werk spricht lauter und deutlicher als alles andere von der Klugheit und Tatkraft seiner Begründerin. Eine rastlose Arbeitsnatur, stellte sich Sophie von Boetticher bei Ausbruch des Krieges in den Dienst der „Kriegswohlfahrtspflege des Roten Kreuzes", um danach dem „Kriegsausschuß für warme Unterkleidung" beizutreten, dessen Ehrenrat sie noch jetzt angehört. —

Von jeher wandte der Vaterländische Frauenverein einer geordneten Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge seine besondere Aufmerksamkeit zu. Daß diese seit dem Krieg, wo infolge der großen Verluste die jungen Menschenleben noch wertvoller, nicht geringer geworden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Unter seiner Mitwirkung entstand unter Leitung von Frau Staatsminister Lentze (Portr. S. 355) eine „Wöchnerinnenfürsorge für Großberlin", und mancher Segen ist inzwischen von der Stelle ausgegangen, wo mütterliche Frauen ihren vom Glück wenig begünstigten Mitschwestern helfend zur Seite stehen. — Nennenswertes leisteten die Vaterländischen Frauenvereine auch in der Säuglingspflege. So unterhält z. B. der Zweigverein Nikolassee-Wannsee unter Führung von Frau Professor M. Friedenthal (Portr. S. 357) in erstgenanntem Ort ein Säuglingsheim mit vierzig Säuglingen und in Wannsee ein Kinderheim für sechzehn größere Kinder, die dem Säuglingsheim entwachsen sind. Es wird angestrebt, die heimatlosen Kleinen auf das Land zu bringen und sie dort bis zur Erwerbsfähigkeit zu erziehen.

Ausnutzung jedes Fleckchens Erde für die Kartoffel- und Gemüsezucht! Diese Forderung, die jetzt überall in deutschen Gauen erhoben wird, erfüllte man in den Arbeitergärten des Vaterländischen Frauenvereins bereits seit langer Zeit. Mustergültiges erreichte auf diesem Gebiete die Abteilung Arbeitergärten des Zweigvereins Charlottenburg. Unter dem Protektorat der Kaiserin stehend, wurde diese im Jahre 1901 ins Leben gerufen. Damals waren es achtzig Kolonisten, die durch Ueberweisung eines Stück Landes der Segnungen eines häufigen Aufenthalts in frischer Luft teilhaftig wurden, heute sind es gegen fünftausend, meist den Arbeiterkreisen angehörende Personen, die in den Gärten ihre „kleine Welt" sehen. Natürlich wären diese Erfolge ohne einen überaus rührigen Vorstand niemals zu erzielen gewesen, besonders die Vorsitzende der Abteilung, Frau Konsul Flora Fränkel (Portr. S. 356), kann mit Stolz hier auf ein gut Teil Lebensarbeit zurückblicken. Ihrer Anregung und Freigebigkeit verdankt



Hofphot. Joop.

Frau Bürgermeister Polski, Vorsitzende des V. F.-V., Graudenz.



Phot. Gebr. Barasch.

Frau Rittergutsbesitzer Fromberg, Schottwitz b. Breslau.

manche dort vorhandene Wohlfahrtseinrichtung ihre Entstehung. So rief sie die Kriegsversicherung für die Angehörigen gefallener Gartenfeldbesitzer ins Leben und sorgte durch Errichtung einer Nähstube für die Beschäftigung arbeitsloser Frauen. Ihre Freude am Wohltun bekundete sie auch durch Schenkung eines großen Krankenautomobils an das Zentralkomitee vom Roten Kreuz und eines kleineren an das Rote Kreuz von Berlin. Auf diese Weise konnten seit Ausbruch des Krieges mehr als dreitausend Verwundete von Berlin in die Lazarette der Umgebung befördert werden.

Wie die vaterländischen Frauen in der Reichshauptstadt, so sind auch die in den Provinzen rastlos in ihrem Wirken zum Wohle der Gesamtheit. Mag das



Hofphot. Niederastroth.

Frau Staatssekretär Gräfin von Roedern, Straßburg i. E.



Phot. Fröhlich.

Frau Baronin von Veltheim, geb. Gräfin Lottum, Putbus auf Rügen.







Frau Geheimrat Noeldechen,
stellv. Vorsitzende des V. F.-V., Berlin.

Rechts: Gräfin Charlotte v. Itzenplitz,
Vorsitzende des V. F.-V.
Phot. Hanni Schwarz.

Unteres Bild:
Frau Staatsminister Lentze, Berlin

Frau Gräfin Agnes v. d. Groeben,
2. stellv. Vorsitzende des V. F.-V., Berlin.

Unteres Bild:
Frau Staatsminister v. Boetticher, Berlin.







Frl. Mathilde Deneke, Phot. Langhammer.
stellv. Vorsitzende des Verbandes der V. F.-V. der Provinz Sachsen, Magdeburg.



Frau Konsul Fraenkel. Spezialaufnahme der „Woche“.



Frl. v. Goßler, Vorsitzende des V. F.-V., Königsberg.

Schicksal sie nun in eine größere, in eine kleine Stadt oder auf das Land geführt haben — immer finden sie Gelegenheit, sich im Dienste für andere zu betätigen. Unendlich groß waren naturgemäß die Anforderungen, die in dieser eisenklirrenden Zeit an die ost- und westpreußischen Zweigvereine gestellt wurden. Man braucht nur die Worte: Truppenverpflegung auf den Bahnhöfen, Liebesgabensammelstellen, Soldatenrasten usw. zu nennen, um gleich ein Bild von der ungeheuren Arbeitsleistung zu gewinnen. In Königsberg war es die Vorsitzende des dortigen Zweigvereins, Fräulein von Goßler (Portr. untenst.), die mit rastloser Hingabe allen Aufgaben gerecht wurde. In dankbarer Anerkennung



Phot. Fritz Reinhard.
Frau Else Dürr, geb. Gontard, Leipzig.

ihres Wirkens berief sie die hohe Schirmherrin in den Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins. Daß auch in kleineren Städten Zweigvereinen unter zielbewußter Führung ein erfreuliches Aufblühen möglich, bewies der Vaterländische Frauenverein Graudenz und seine Vorsitzende Frau Bürgermeister Polski (Portr. S. 354), die Begründerin der ersten Lupusheilanstalt in Deutschland.

Mit banger Teilnahme richteten sich damals, als die ersten Austauschverwundeten über Schweden nach Deutschland zurückkehrten, die Blicke aller nach dem Saßnitzer Hafen, und es löste ein Gefühl der Befriedigung aus, als man vernahm, daß der Vaterländische Frauenverein den Pflegebedürftigen in hilfreichster Weise beigestanden. Besondere Verdienste erwarb sich bei dieser Gelegenheit Frau Baronin von



Oberin Roethe, Krankenhaus vom Roten Kreuz, Kassel.



Frau J. Krewel, Gut Gudenau b. Vettelhoven (Rheinland).

Veltheim, geb. Gräfin Lottum, zu Putbus (Portr. S. 354), die Vorsitzende des dortigen Zweigvereins.

Als eins seiner wichtigsten Arbeitsgebiete betrachtet der Vaterländische Frauenverein die Errichtung und Unterhaltung von Gemeindekrankenpflegestationen. Frau Rittergutsbesitzer Käte Fromberg in Schottwitz, die Vorsitzende des Zweigvereins Landkreis Breslau (Portr. S. 354), hat auf diesem Gebiet vorbildliche Einrichtungen geschaffen und ihr Teil daran, daß die vaterländische Organisation in der Provinz Schlesien in so besonders hoher Blüte steht. Gemeindekrankenpflege und allgemeine Krankenpflege sind eng miteinander verbunden, daher sei an dieser Stelle auch der Mutterhäuser vom Roten Kreuz gedacht, die, in Kriegzeiten zu Lazaretten



Hofphot. Anna Fenner.

Frl. Willa Thorade, Vorsitzende des V. F.-V., Oldenburg.



Spezialaufnahme der „Woche".

Frau Professor Friedenthal, Nikolassee b. Berlin.

umgewandelt, einen erheblichen Prozentsatz ihrer Schwestern in Etappe und Feldlazarett entsendeten. Das „Rote-Kreuz-Krankenhaus" in Kassel mit seiner Oberin Dora Roethe (Portr. S. 357) an der Spitze kann mit Recht als eine Musteranstalt bezeichnet werden.

Herzerfreuend ist es, wenn man vernimmt, wie seitens der vaterländischen Frauen nicht nur an die leiblichen, sondern auch an die seelischen Bedürfnisse unserer Tapferen im Felde gedacht wird. So hatte es sich der Vaterländische Frauenverein Gelsdorf bei Ahrweiler und seine Vorsitzende Frau Gutsbesitzer J. Kremel (Portr. S. 357) auf Gudenau bei Vettelhoven als Weihnachtsgabe ausgesonnen, den Kämpfern da draußen Bilder von ihren Angehörigen zu übersenden, und groß mag die Freude manches Landwehrmannes gewesen sein, als er den beim Ausmarsch aus der Heimat gerade Geborenen nun schon in den ersten Höschen erblickte! Aber auch die realen Dinge des Lebens werden dort nicht vergessen. Der Gelsdorfer Verein schickte den notleidenden Ostpreußen eine Menge lebenden Kleinviehs, wie Hühner, Tauben usw.

Wenn wir verdienstvolle vaterländische Frauen nennen, so dürfen schließlich drei Namen nicht unerwähnt bleiben: Frl. Mathilde Deneke-Magdeburg, (Portr. S. 356), die Stellvertretende Vorsitzende des Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine der Provinz Sachsen, unter deren Leitung sich die Kinderheilstätte zu Bad Elmen in erfreulichster Weise entwickelt, Fräulein Thorade (Portr. S. 357), die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins Oldenburg deren reiche Erfahrung auf sozialem Gebiet besonders geschätzt wird, und Frau Else Dürr (Portr. S. 356) in Leipzig. Durchdrungen von der Erkenntnis, daß von einer schnellen Beförderung der Schwerverwundeten in die Heimat unendlich viel abhängt, schenkte die hochherzige Frau dem Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins einen vollständig eingerichteten Lazarettzug.

Auf alle diese Frauen paßt der Vers, den Ilse Franke zu Kriegsbeginn schrieb:

„Und wenn die Welt von Blut und Feuer raucht,
Wir Frauen hoffen doch, daß man uns braucht.
Wir wissen, wie man Weh und Wunden heilt,
Wir sammeln, was verloren und zerteilt."

Tetje.

Skizze von der Wasserkante von Kurt Küchler.

Der frische Wind stieß in das braune, prall gebauschte Segel, und mit voller Kraft legte sich das Fahrzeug, ein wenig nach Steuerbord übergeneigt, gegen die graue, hügelig anrollende See. Im Holzwerk des alten Finkenwärder Fischerewers ächzte und krachte es ein wenig, aber der Großmast mit seinen kräftigen Rahen stand steif und stark, und der schwarze Leib des Schiffes, in vielen hundert rauhen Fahrten erprobt, drang wie im leichten Kinderspiel durch das unruhige Wasser, aus dem die Morgennebel rauchten.

In der Ferne lagen die Häuser, die Dünen und die Befestigungswerke von Cuxhaven im grauen, feuchten Dunst, in schwachen Umrissen kaum noch erkennbar. Weit im Osten hob sich, noch kraftlos und ohne Glanz, ein Büschel rötlich silbernes Licht aus der See, es war nicht mehr lange bis zum Aufgang der Sonne.

Auf dem Finkenwärder Fischerewer begann die Tagesarbeit.

Zwei Männer, ein alter weißhaariger Fischer mit breitem, ausrasiertem Kinn und ein baumlanger, breitschultriger Knecht, schleiften das schwere Schleppnetz steuerbord. Sie griffen mit ihren braun verwetterten Fäusten hart in die Ketten und Gurte des Netzes und zerrten es bis zum Bordrand. Sie hoben es mit Mühe, dann glitt es, ein wildmaschiges Gewirr nasser Seile, über die Reling, klatschte aufs Wasser, schlug ein Loch in die See und sank gurgelnd in die Tiefe. Die drahtgeflochtene Kurrleine, an der das Netz hing, rollte knirschend über die Welle des Gangspills.

„Stopp!" schrie der Alte.

Der junge Mann am Gangspill stoppte die Welle mit einem raschen Hebelgriff. Es gab einen Krach, die Kurrleine straffte sich, das Fahrzeug neigte sich ein wenig stärker, und dann schleppte der Ewer das beutehungrige Netz durch die Tiefe der See.

Der Mann am Gangspill richtete sich auf und atmete tief. Er trug keine Mütze, der frische Wind spielte mit seinem weißblonden Haar. Zwischen den Brauen der blauen Augen stand eine senkrechte Falte, die Lippen waren fest geschlossen. Er hatte nur einen Arm. Der linke fehlte, flach und schlaff hing der Ärmel der gestrickten blauen Seemannsjacke an der Seite und verschwand in der Tasche. Die kräftige Hand des gesunden Arms spannte sich mit hartem Griff um die Kurrleine.

So stand er unbeweglich.

Da stapfte der Alte mit seinen schweren Transtiefeln über das Deck, stellte sich breitbeinig vor den Sohn, legte ihm die behaarte Hand auf die Schulter und sagte breit und gutmütig: „Na, Tetje, mien Jung ... siehst du ... das geht auch so, nich?"

Der junge Mann lachte ein wenig spöttisch: „Das muß gehn, Vadder ... aber 'n Krüppel is 'n Krüppel!"

Der Alte schaute ein wenig verlegen auf den Sohn. Er wußte nicht recht, was er entgegnen sollte, schob seinen Priem im Munde kauend hin und her und spuckte ihn schließlich weit über Bord.

„Tja, Tetje, siehst du," sagte er dann bedächtig, „das is aber doch besser, als wenn du nu überhaupt nich wieder nach Finkenwärder gekommen wärst ... nich wahr?" ..

Das schwere Schleppnetz zerrte gewaltig an der Kurrleine, die auf der Welle des Gangspills knirschend hin und her ruckte. Durch die Hand des jungen Mannes lief ein Zittern.

„Ich weiß nich, Vadder", sagte er, zuckte mit den Schultern und schaute dem rasch vorm Wind hintreibenden Fahrzeug vorauf über die unruhige See. Er legte die rechte Hand vor die Augen, als spähte er aus, ob sich aus dem Dunst der Ferne die Küste von Helgoland noch nicht löste.

Der Alte schüttelte ungeduldig und ärgerlich den Kopf.

„Jung, Jung!" sagte er bloß, kniff die Augen ein wenig zusammen und ging schwer stapfend davon. Mißmutig biß er ein neues Stück Priem ab, aber der schöne, feuchte, schwarze Priem schmeckte nicht wie sonst. Vor der Luke, die zur Kambüse und ins Quartier hinunterführte, blieb er stehen.

„Kaffee!" brüllte er durch die Luke. „Aber 'n büschen fix!"

Der Junge, der sich gleich nach dem Auswerfen des Netzes auf die Bank im Quartier gelegt hatte und so sachte eingeduselt war, fuhr erschrocken hoch. Was war dem Alten über die Leber gelaufen? So hatte er noch nie gebrüllt. Und schleunigst machte er Feuer unter den kleinen eisernen Ofen in der Kambüse und setzte den Wasserkessel auf.

Der Alte ging knurrend zum Achterdeck, schalt den langen Knecht am Ruder aus, nahm ein Ende Tau auf, um es zu flicken, warf es nach einer Weile mißmutig weg und peilte wieder zu seinem Jungen hinüber, der noch immer vorn an der Reling stand und reglos in die Ferne spähte. Der Wind hatte den losen Ärmel aus der Tasche gerissen, er flatterte an der Jacke wie ein dunkler Wimpel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor zwei Wochen hatten sie ihm den Jungen aus dem Lazarett in Altona heimgeschickt. Den Kopf zwischen die Schultern geduckt, war er herangekommen. Der lose Ärmel der blauen Matrosenbluse hing schlaff herunter, mit einem Knoten in der Mitte. Es hatte bös ausgesehen, und der Alte hatte einen argen Schreck gehabt, als er seinen Tetje vorn auf dem Schiff stehen sah, das zwischen Altona und Finkenwärder hin und her fuhr.

Sie hatten bei der Begrüßung nicht viel Worte gemacht. Die Leute von der Wasserkante sind schweigsam und sprechen nicht viel über das Leid oder das Glück, das über sie kommt.

„Nu kannst du ja wieder mit auf See, Tetje", hatte der Alte gesagt.

Der Junge nickte: „Ja, Vadder, nu kann ich wieder mit auf See." . . .

Dem Alten stieg es heiß hoch, als er die gelassene, tonlose Stimme seines Jungen hörte. Jäh kam eine nie gekannte Zärtlichkeit in ihm auf, er wollte den gesunden Arm seines Sohnes streicheln, aber er biß die Zähne zusammen und ließ es.

Es war ja auch nichts zu machen.

So viele hundert Kameraden aus den Wilhelmshavener Seebataillonen lagen in den Dünengräbern der flandrischen Küste, Lombardzyde und Middelkerke und Nieuport und Yserkanal . . . das waren Namen, bei denen einem die Vorstellung von stürmenden Seesoldaten, von Blut und Tod aufstieg. Seinem Jungen hatten sie bloß den linken Arm zerschossen. Das war ein Unglück, weiß Gott, aber es war besser als ein Grab im Dünensand und ein weißes Kreuz darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne kam auf, sog Dunst und Nebel weg, und alle Farben wurden wach. Die Nordsee füllte sich mit grünem Geleucht; der Himmel wurde über seine ganze Kuppel hinweg strahlend blau, und wo die Sonne wie ein Flammenrad aus dem Horizont rollte, war am Himmel und auf dem Wasser breit loderndes, goldenes Feuer.

Der Kämpfer von Lombardzyde stand vorn auf dem Schiff, das geradeswegs in die Sonnenglut hineinzusteuern schien.

Zum erstenmal nach Kampf und Krieg und schrecklichen Sturmtagen, nach leeren und schlimmen Wochen in den Lazaretten von Gent und Altona war er wieder als Fahrensmann auf der Nordsee, auf den Planken des väterlichen Schiffes, auf dem rauhen Wasser, das seine Heimat war, und er hatte Geruch von Teer und Fischen und Meer in der Nase. Die See rauschte vorm Bug, es gurgelte und platschte so vertraut unterm Kiel, der Wind füllte krachend die braunen Segel und sang barsch in den Rahen, das Netz schleppte durch die Tiefe und griff nach der Beute, die Sonne flammte über Himmel und Wasser . . . und er, der Tetje Maack aus Finkenwärder, der mit ganzer Jugendkraft und Jugendfrische ein Fahrensmann gewesen war, hatte nur noch einen Arm! Ein Seefischer und ein Fahrensmann mit einem Arm, ein Unbrauchbarer, ein Krüppel . . . was hatte der auf der Nordsee und auf einem tüchtigen Ewer zu schaffen?!

In der Ferne, steuerbord, in der Richtung Cuxhaven, tauchte ein deutsches Linienschiffsgeschwader aus dem Horizont. Die grauen Leiber der mächtigen Schiffe schimmerten unter der Morgensonne, aus den Schornsteinen wehten die schwarzen Rauchfahnen. Die Kriegsflaggen an den Gaffeln standen steif im Wind.

In den Augen des jungen Seefahrers glühte es heiß auf. Scharf lugte er aus. Das Blut klopfte ihm heftig gegen die Stirn. Ach diese ragenden deutschen Schiffe! Da waren viele tausend Kameraden auf den Decks und in den Kammern und in den Türmen, im Ausguck und bei den Geschützen . . . da waren gesunde Knochen, da war lebendige Kraft, da war die Gier, an den Feind heranzukommen! Da waren die Starken, Gesunden, die Unversehrten und Unverbrauchten, die nun mit glühender Seele ihre junge Männlichkeit dem Feind entgegentrugen. Und er, der fröhliche Tetje Maack aus Finkenwärder . . . beiseite geschoben, verbraucht; ein halber Mensch, ein zusammengeschossener Krüppel . . . untauglich zum Krieg . . . untauglich zum Leben . . . untauglich zur Arbeit. Er streckte den gesunden Arm den deutschen Schiffen entgegen, und ein schwerer Seufzer, der nach zerpreßtem Weinen klang, verhallte im Winde. . . .

Da fühlte er eine schwere Hand auf der Schulter. Der Alte stand neben ihm.

„Junge! Was greinst du? Auch für die auf den Schiffen kommt mal die Stunde! Du hast deine Pflicht getan, und du hast dein Leben behalten! Du hast ein Schiff, und du hast deine Arbeit! Junge! Tetje! Mensch! Nimm dich zusammen!"

Die Stimme des Alten klang drohend. Er stand hoch aufgerichtet. Seine Augen flammten unter den buschigen, weißen Brauen.

Tetje duckte sich unter den Worten des alten Seefischers und wagte keine Antwort. Er hatte gut reden, der Alte, der war noch tüchtig zum Leben und zur Arbeit; wenn er auch seine sechzig Jahre auf dem Rücken trug . . . der hatte noch seine beiden Arme!

Das Linienschiffsgeschwader sank in den Horizont: Nur eine lange Wolke von Rauch stand noch zwischen Himmel und Wasser.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Hieven!"

Mächtig schallte die Stimme des alten Klaus Maack über das Deck. Eine Stunde war das Netz im Wasser, nun mußte es heraufgeholt werden.

Der Knecht und der Alte drehten die Welle des Gangspills. Es war harte Arbeit. Der Atem der beiden Männer ging keuchend. Die Adern traten dick und blau aus der Haut. Die Muskeln spannten sich fast bis zum Zerreißen. Schweiß trat auf die braunen Stirnen. Die Kurrleine straffte sich und war wie eine Stange von Eisen.

Tetje kam heran und wollte zupacken.

Da schrie ihn der Alte zornig an: „Weg du! . . . Wir schaffen das allein! . . . Du!" . . .

Tetje fuhr zurück. Es traf ihn wie ein Schlag. Er biß die Lippen zusammen und trat trotzig und schweigend zur Seite. Seine gesunde Hand bebte, sein Atem ging schwer, irgend etwas rüttelte ihn durch und durch.

Da schlug das schwere Netz, prall gefüllt mit schimmernden Fischen, die ihre geöffneten, schnappenden Mäuler und ihre zappelnden Schwänze durch die Maschen steckten, bedeckt mit gelben Seesternen, schwarzen Taschenkrebsen und grünem Tang, gegen die Schiffswand. Noch eine Drehung der Welle, dann hing das triefende Netz dicht an der Reling. Das Gangspill wurde gestoppt; die beiden Männer und der Junge stürzten zur Reling, griffen in die Seile und Taue des Netzes, stemmten die Füße gegen die Planken des Decks und suchten mit gewaltiger Anspannung aller Muskeln ihres Körpers das Netz über die Reling zu ziehen.

Aber das große Schleppnetz hatte zu viel Beute gefaßt. Es kam nicht vorwärts, so sehr die sechs Fäuste zogen und zerrten. Aus den zusammengepreßten Lippen des Alten pfiff der Atem.

Tetje, der einarmige Tetje sah es.

Eine Scham stieg ihm plötzlich heiß ins Gesicht.

Mit einem Satz sprang er zur Reling und griff mit seiner gesunden Hand in die Taue des Netzes.

„Geh weg!" schrie der Alte erbost.

Aber Tetje hörte nicht.

Er spürte eine wunderbare Kraft durch seinen Arm rinnen. Er glaubte zu fühlen, wie alle Muskeln sich mit neuem Saft füllten. Er zerrte und zog mit lachendem Mund an den Maschen des Netzes, und ganz leicht, als hätte es bloß der Kraft dieses einen Armes noch bedurft, glitt das schwere Netz mit der schimmernden, triefenden, verwirbelten, schnappenden und zuckenden Beute über die Reling.

Und das Netz fiel auf die Planken des Decks und öffnete sich, und die Masse der Fische quoll nach allen Seiten auseinander. Mit rasender Hast griff Tetje in den wirbligen, glitschig auseinanderfließenden Haufen hinein und fuhr mit seiner gesunden Hand unter den Fischen hin und her, griff nach den Schollen, den Seehechten, den Knurrhähnen, den Zungen, den Rochen und den Dorschen, arbeitete rascher als die andern mit ihren beiden Fäusten, schied das Lebendige von dem Toten, warf die Taschenkrebse, die Seesterne, die junge Brut und den nassen Tang mit mächtigem Schwung über Bord und schleuderte die brauchbaren und lebendigen Fische durch die weitgeöffneten Klappen des Wasserbehälters in den Bauch des Ewers.

Arbeiten . . . arbeiten! . . . Er konnte wahrhaftig noch arbeiten wie der Vater, wie der lange Knecht und wie der Junge! Und Tetje fuhrwerkte mit seiner einzigen Hand unter den Tieren umher wie ein Besessener, und wenn er einen besonders dicken Fisch gefaßt hatte, dann schwank er ihn mit gewaltigem Ausrecken des Arms, als wollte er der Nordsee und dem blauen Himmel über ihr zeigen, daß er noch da war, Tetje Maack, der gewesene Seesoldat, der angeschossene Dünenstürmer, Tetje, der Fahrensmann, mit der alten, ungebrochenen Kraft. Mächtig rauschte die Lust des Lebens und der Arbeit über ihn hin.

Nur der Alte arbeitete nicht. Mit einem stillen Lächeln um den schmalen, festgeschlossenen Mund schaute er auf den Sohn. Es fiel ihm gar nicht mehr auf, daß der Junge, der so wild arbeitete, nur noch einen Arm hatte . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 11. Berlin, den 11. März 1916. 18. Jahrgang.

Zeichnet die vierte Kriegsanleihe!

Das deutsche Heer und das deutsche Volk haben eine Zeit gewaltiger Leistungen hinter sich. Die Waffen aus Stahl und die silbernen Kugeln haben das ihre getan, dem Wahn der Feinde, daß Deutschland vernichtet werden könne, ein Ende zu bereiten. Auch der englische Aushungerungsplan ist gescheitert. Im zwanzigsten Kriegsmonat sehen die Gegner ihre Wünsche in nebelhafte Ferne entrückt. Ihre letzte Hoffnung ist noch die Zeit; sie glauben, daß die deutschen Finanzen nicht so lange standhalten werden wie die Vermögen Englands, Frankreichs und Rußlands. Das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe muß und wird ihnen die richtige Antwort geben.

Jede der drei ersten Kriegsanleihen war ein Triumph des Deutschen Reiches, eine schwere Enttäuschung der Feinde. Jetzt gilt es aufs neue, gegen die Lüge von der Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit Deutschlands mit wirksamer Waffe anzugehen. So wie der Krieger im Felde sein Leben an die Verteidigung des Vaterlandes setzt, so muß der Bürger zu Hause sein Erspartes dem Reich darbringen, um die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu ermöglichen. Die vierte deutsche Kriegsanleihe, die laut Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums soeben zur Zeichnung aufgelegt wird, muß

der große deutsche Frühjahrssieg auf dem finanziellen Schlachtfelde

werden. Bleibe Keiner zurück! Auch der kleinste Betrag ist nützlich! Das Geld ist unbedingt sicher und hochverzinslich angelegt.

Inhalt der Nummer 11.



Die sieben Tage der Woche.

29. Februar.

Oestlich der Maas stürmen wir ein kleines Panzerwerk dicht nordwestlich des Dorfes Douaumont.

In der Woëvre überschreiten unsere Truppen Dieppe, Abaucourt, Blanzes. Sie säubern das ausgedehnte Waldgebiet nordöstlich von Watronville und Haudiaumont und nehmen in tapferem Anlauf Manheulles sowie Champlon.

Bis gestern abend werden an unverwundeten Gefangenen gezählt 228 Offiziere, 16575 Mann. Ferner werden 78 Geschütze, darunter viele schwere neuster Art, 86 Maschinengewehre und unübersehbares Material als erbeutet gemeldet.

1. März.

Die Artillerietätigkeit wird an vielen Teilen der Front sehr rege, besonders auf feindlicher Seite. An mehreren Stellen verfolgte der Gegner damit freilich nur Täuschungszwecke. Dagegen schien er im Yser-Gebiet, in der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel bestrebt zu sein, uns ernstlich zu schädigen.

Von unseren U-Booten werden zwei französische Hilfskreuzer mit je vier Geschützen vor Le Havre und ein bewaffneter englischer Bewachungsdampfer in der Themsemündung versenkt. Im Mittelmeer wird laut amtlicher Meldung aus Paris der französische Hilfskreuzer „La Provence", der mit einem Truppentransport von 1800 Mann nach Saloniki unterwegs war, versenkt.

Das am 8. Februar an der syrischen Küste versenkte französische Kriegschiff war, wie die Meldung des zurückgekehrten U-Bootes ergibt, nicht das Linienschiff „Suffren", sondern der Panzerkreuzer „Admiral Charner".

2. März.

An dem östlichen Maasufer opferten die Franzosen an der Feste Douaumont abermals ihre Leute einem nutzlosen Gegenangriffsversuch.

Die Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) ist in Bukarest im 73. Lebensjahre gestorben.

3. März.

Südöstlich von Ypern am Kanal brechen die Engländer in die Stellung „Bastion" ein, die wir ihnen am 14. Februar abgenommen hatten, und stoßen bis zu unserem früheren vordersten Graben durch. Aus diesem wurden sie sofort wieder geworfen; in einzelnen Teilen der Bastion halten sie sich.

In der Champagne steigert die feindliche Artillerie ihr Feuer stellenweise zu großer Heftigkeit.

Auf den Höhen östlich der Maas säubern wir nach kräftiger Artillerievorbereitung das Dorf Douaumont und schieben unsere Linien westlich und südlich des Dorfes sowie der Panzerfeste in günstigere Stellungen vor. Ueber 1000 Gefangene und sechs schwere Geschütze werden eingebracht.

Unsere Flieger belegen im Festungsbereich von Verdun französische Truppen erfolgreich mit Bomben.

4. März.

Die Kämpfe südöstlich von Ypern sind vorläufig zum Stillstand gekommen.

Die lebhaften Feuerkämpfe in der Champagne dauern an.

Beiderseits der Maas verstärken die Franzosen ihre Artillerietätigkeit und greifen nach bedeutender Steigerung ihres Feuers das Dorf Douaumont und unsere anschließenden Linien an. Sie werden, teilweise im Nahkampf, unter großen Verlusten zurückgeschlagen und verlieren außerdem wieder über 1000 unverwundete Gefangene. Nach den bei den Aufräumungsarbeiten bisher gemachten Feststellungen erhöht sich die Beute aus den Gefechten seit dem 22. Februar um 37 Geschütze. 75 Maschinengewehre auf 115 Geschütze, 161 Maschinengewehre.

S. M. S. „Möwe", Kommandant Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, läuft nach mehrmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt mit 4 englischen Offizieren, 29 englischen Seesoldaten und Matrosen, 166 Köpfen feindlicher Dampferbesatzungen — darunter 103 Indern — als Gefangenen sowie 1 Million Mark in Goldbarren in einem heimischen Hafen ein. Das Schiff hat 15 feindliche Dampfer aufgebracht und zum größten Teil versenkt und ferner an mehreren Stellen der feindlichen Küste Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff „King Edward VI." zum Opfer gefallen ist.

5. März.

In einer amtlichen Meldung der englischen Admiralität wird berichtet, daß der Minensucher „Primula", der im Ostteile des Mittelländischen Meeres Patrouillendienste verrichtete, am 1. März torpediert und versenkt wurde.

Zwischen Maas und Mosel ist die französische Artillerie dauernd sehr tätig und beschießt zeitweise die Gegend von Douaumont mit besonderer Heftigkeit.

6. März.

Ein Teil unserer Marineluftschiffe bewirft in der Nacht vom 5. zum 6. März den Marinestützpunkt Hull am Humber und die dortigen Dockanlagen mit Bomben.

Fahrten im Land.

Von Rittmeister Freiherrn v. Ompteda.

Liebreizende Leserin, ehrsamer Leser, meint ihr, es sei so leicht, herumzurutschen in diesem östlichen, verflucht östlichen Kriegsland? Meint ihr, es ginge wie daheim, daß man einfach im Kursbuche sucht, die Fahrkarte löst, im Speisewagen mehr oder weniger gut ißt, ein Schläfchen auf weichen Polstern macht, und wenn man die Augen aufreißt ... bums, ist man da? Mit nichten! Ist im Kriege schon alles anders, so doppelt hier draußen, wo auf weiten Strecken Felder niedergewalzt und geeggt sind, Häuser abgebrannt, kein Mensch mehr lebt, kein Tier mehr atmet, außer ein paar verwilderten, halbverhungerten Hunden, und nur ein Schienenstrang Feld, Wald, Sumpf, Ödland durchschneidet. Vergeßt nicht: es ist nun mal zufällig Krieg! Da scheint es erstaunlich, daß überhaupt die Eisenbahn verkehrt. Deutsche Züge laufen im Vaterland, in Belgien, in Frankreich, in Polen, in Kurland, im Orient. Betriebsbeamte fressen sie und Material, Millionenheere stehen an der Front, Millionen arbeiten daheim. Trotzdem ist es geschaffen. Riesenarbeit ist geleistet.

Ja, holdselige Leserin, höchst vortrefflicher Leser daheim, es ist eben alles anders hier: denkt um! Die Züge gehen langsam, bleiben oft stundenlang liegen, wer weiß warum, wer weiß wo, und das in irgendeinem Wald, in stürmischer, eiskalter Nacht, ungeheizt, und draußen ist Rußland!

Wilde Idealisten, augenscheinliche Träumer, reine Toren hatten gemeint, als es hinausging aus dem letzten Quartier, das ebenso im Dunkel des Ungewissen schweben mag wie solche Fahrt: in sechs Stunden rauscht das Meer. Doch siehe da: aus Abend und Morgen wurde ein neuer Tag, und als der Zug beim ersten Dämmerlicht endlich „festmachte" — nun waren wir an der See, und die Sprache beginnt bereits meersalzig zu verrutschen — klangen heiße Glückwünsche ob der erstaunlich, ja verblüffend schnellen Fahrt.

Ihr seht also, teure Leserin und geehrter Herr Leser, solche Fahrten dauern sogar in Fällen hoher Schicksalsgunst etwas länger, als ihr gewöhnlich braucht. Aber bedenkt: die Züge dürfen bei Unsicherheit im besetzten Land nicht eilen, sie führen Kriegsgerät, Verpflegung, Menschen, Tiere hinaus, hinein. Die Abteile der alten, ausgeschobenen Wagen sind rappelvoll. Schlafen in der Nacht bleibt um so mehr ein zweifelhaftes Unternehmen, als Gepäck von märchenhaftem Umfang Gänge, Sitze, Zwischenräume sperrt oder absturzbereit droben in den Netzen liegt, wie Steinsalven in den Tiroler Bergen. Urlauber, die heimkehren oder zurückstreben zur Front, füllen den Zug, dazu welche vom oder zum Westen unterwegs, Herren von der deutschen Verwaltung der besetzten Gebiete, Ärzte. Solche, die zu Einkäufen geschickt sind, denn draußen ist alles vernichtet oder abgegrast, und trotz dem starken Nachschub fehlen doch Kleinigkeiten, zu denen am besten sich selbst zu verhelfen dieser Krieg längst auch Zaghaftere lehrte, erzog er doch Männer! Da sind denn Decken, Lebensmittel, Lampen das allergewöhnlichste, auch darüber staunt keiner mehr, wenn Öfen nicht allein mitgeschleppt, nein, auch im Wagen eingebaut werden: längst sind die Grenzen zwischen ehrsamen Zünften verwischt: im Felde kann jeder alles. Bald prasselt ein lustiges Feuer, und aller Segen eint sich auf des tapferen Erfinders Haupt. Ganz im Beginn der Besetzung, als alles im ungewissen stand, ist noch ganz anders gereist worden, wie alte Ostmänner erzählen. Die russischen Lokomotiven werden mit Holz geheizt; so sagt man, es sei vorgekommen, daß alles aussteigen mußte, um Holz herbeizuschleppen, weil auf dem Tender die Feuerung ausgegangen war.

Ja, ja, nun wohl baß erstaunte Leserin und völlig verdutzter Leser, das Fahren an der Ostfront ist ein eigen Ding, wobei Geduld das wichtigste Gepäckstück scheint.

Wo Aufenthalt ist, steigt man aus. Es lohnt sich, da aus einer Stunde, von der Verwegene gemunkelt, leicht drei werden. Im großen Wartesaal steht an der Langwand dann wohl noch die einstige Anrichte, darauf drei Kerzen mißmutig tropfen, ermattet von der aussichtslosen Anstrengung, den großen Raum zu erhellen. Dahinter lehnen ein paar blonde Lettenmädchen, an denen außer stumpfer Abscheulichkeit nichts den fremden, deutschfeindlichen Stamm verrät, und kämpfen trostlos mit dem Schlaf. Eine ist unterlegen. Sie hockt in einer Ecke, den Kopf auf einem Kissen, das auf rätselhafte Weise in der Schwebe hängt, wie im Parsifal die Lanze. An den Wänden sitzen deutsche Soldaten, geduldig, ergeben. Im Mantel sitzen sie, den Helm auf dem Tisch, Sack und Pack am Boden. Welche warten stumm, andere sprechen leise, dritte rauchen, letzte schlafen. Um den Ofen hängt förmlich eine Traube, und bei den verzerrten Stellungen der Schläfer ist es fast, als ob ein Volltreffer hier mitten unter die im Saal gegangen wäre.

Auf dem Glatteis zwischen den Gleisen des Libauer Bahnhofs stand Tauwasser, und die Nähe des Meeres verriet sich außer durch die größere Luftwärme auch durch die salzfeuchte Brise, die landeinwärts strich. In diesigem Regendunkel wurde die Gaststätte erreicht, und nachdem das Gepäck verstaut war, der unerschütterliche Vorsatz gefaßt: in die Koje und schlafen, schlafen, dreimal schlafen. Aber nach dem Bad, dem langentbehrten, in dem, wer möchte es leugnen, die „Lichter" mal auf ein oder zwei Minuten „abgeblendet" wurden, waren alle Vorsätze über Bord. Hafen, Stadt und Meer lockten, und die Hängematte blieb unberührt.

Die Stadt, war es nun Tauwetter und fußhoher Matsch, war es die Verwahrlosung der Straßen, die gewiß nicht allein mit dem Krieg entschuldigt ist, mutet ungleich russischer an als Mitau, wo die deutsche Oberschicht der baltischen Barone dem Straßenbild stärker ihren Stempel aufdrücken konnte. Hier ist das Lettentum frecher, die Läden sind fast ausschließlich von Juden gehalten. Dieser russische Eindruck kommt vom Handelshafen, dem einzigen eisfreien der Ostsee, den Rußland besaß, dazu von dem großen „Kaiser-Alexander-III.-Kriegshafen", der, wie er einst auf russischen Karten unsichtbar blieb, auch heute noch — Notwendigkeiten des Krieges — im Nebel schweben muß. Übrigens war es ja auch unsichtiges Wetter. Ein wenig russisches Garn darf aber wohl gesponnen werden: 1200 Millionen Rubel hat der Hafen gekostet, der nach dem verlorenen Russisch-Japanischen Krieg vernachlässigt wurde. Nach unserer Schätzung mag wohl die Hälfte wirklich hineingebaut worden sein, also fast 1300 Millionen Mark. Das andere? Nun, in Rußland sind ja die Taschen tief und Väterchen weit. In großzügigen Anlagen mit Straßen, breit für einen Weltstadtsverkehr, liegt das Marinekasino, ein Prunkbau im Stil eines plemprig geschmacklos gewordenen Ludwig des Vierzehnten, über den deutsche Militärbausparsamkeit tief erschrecken muß. Nicht grade Potemkinsche Dörfer sind hier errichtet, aber alles ist leiser Schwindel, vom wilden Stuck, der von den Schauseiten abfällt, bis zum Dach, das Regen und Schmelzwasser in die zwecklos riesigen Säle tropfen, ja rinnen läßt. Echt bleibt jedoch dieses: in der Anrichte neben dem großen Bankettsaal fand man neben allem anderen Glas auch über 1000 Sektkelche, Spültische im Nebenraum dagegen nur einen mit zwei blechumschlagenen Kasten.

Aus diesem einen armseligen Aufwaschtisch für Tausende von Gläsern steigt die Seele des weiten Landes von Schmutz, Balalaika und Nitschewo.

Ein Wunderschauspiel war die für die Ostsee ungewöhnlich starke Dünung, die der brausende Westwind herantrug. Das ewige Schütten und Rauschen, das Tosen und Donnern der Wasser, die sich brandend in ihrem schmutzigen Eiswassergelb überwächteten, bewegte doppelt die von dem tiefen Winterschweigen im Schneewald still gewordene Seele. Dieses Meer hatten in nun längst vergangenen Frühlingstagen der Duc de Valembourg und seine Leute an Königsgeburtstag gegrüßt, darunter jener Landwehrmann Haupt, weiland Bierfahrer aus dem Vogtland, der drüben auf der Ostwacht stand.

Hier hielten Blaujacken die Wacht und gaben dem Stadtbild Grund und Ton. Auch im „Deutschen Theater", wo sie abends mit den Libauern ganz annehmbare deutsche Schauspieler beklatschten. Wie nun die Sachsen überall sind an der ganzen Front, so klang denn auch aus dem Munde eines von der Matrosendivision der heimatliche weiche Laut, nur ganz seltsam mit Salzwasserwendungen verbrämt. Es war ein schöner, großer, starker Kerl, den freien roten Hals halb vom Blondbart ver-

steckt. Man hätte auf einen von der Waterkant getippt, war aber aus Crimmitschau. Er sagte es einem Landser, mit dem er sich augenscheinlich eben erst angebiedert hatte.

Also nachher „pullen mir los". Aber schnell naus, ehe der „Strom einsetzt", daß mir „klar kummen" zwischen all die Menschen. Weeste, ich bin ganz trocken gefallen! Wohin meenste? Laß mich nur die Sache deichseln. Mir „wriggen" die Straße nunter, nachher „backbord", uff de „Leeseite" das zweete Haus „machen mir fest", „entern" gleich ruff in de „Back". Dort „setzen mir uns fest", „verstauen" uns richt'g, und denn ee paar „Steife", so wie ee Boot „Wasser macht".

Wenn ihr nun aber glaubt, gänzlich „klar gemachte" Leserin, völlig „abgeflauter" Leser, damit habe alles Kreuzen durch das Land friedselig ein Ende gefunden, so mag es um so erschütternder wirken, daß allein, um den nächsten Binnenhafen an der Front anzulaufen, zwei volle Tage und die dazu gehörigen Nächte vertan werden mußten; Schlitten-, Wagen- und Kraftwagenfahrten weiterer zweier Tage unbesehen. Das ist die Ostfront, und in einem armen, durch den Krieg so unerhört reich gewordenen Dasein möchte man es nicht missen solches Erleben mit Eindruck und Ernst und Lachen, mit Stolz auf das Heer, das dies alles hinnimmt, als wie wenn einer derheeme in der Elektrischen von einer Straße zur andern fährt. Die zwei Tage mit ihrer großen Bagage der angegliederten Nächte wurden im vollen Abteil verbracht, so daß der Schlaf sich abermals zu reiner Einbildung wandelte. Dazwischen gab es wieder rätselhaftes Halten auf weitem Eisfelde, Umsteigen an nie vorgesehener, völlig schleierhafter Stelle, an der Häuser sich offenbar eingegraben haben mußten oder gegen Sicht gedeckt, denn es waren keine zu sehen. Dafür stand der übernächtige Himmel in kalter Sternenfülle über der umkämpften russischen Erde.

Einmal, als Zeit genug schien, entleerte sich der ganze Zuginhalt in einen Ort, den allein russische Vermessenheit Stadt nennen kann. Zwischen zwei Lokomotiven sozusagen wanderten wir durch den knöcheltiefen Eiskaffee der tauenden Gasse an den ebenerdstöckigen Holzhäusern hin. Aus allen Fenstern der armselig schmutzigen Wohnungen blickten Gesichter: jene Judenmädel des Duc de Valembourg mit „blassen, nassen Wangen", denn Männer schien es nicht zu geben. Und überall luden Inschriften ein: „Speisen und Getränke", wie in Flandern das Estaminet an jedem zweiten Haus.

Der Abend war hereingebrochen, noch sah man Feldgraue hin und her wandern zu allerlei Verrichtung, bald aber bei sinkender Nacht, denn Schneewolken zogen über das Himmelsgewölbe, blinkte nur noch matter Schein aus kleinen, trüben Scheiben, und Lichter der Taschenlaternen zuckten gespenstisch wippend auf.

Neben dem Soldatenheim winkte eine Inschrift, ein Haus als Offiziersunterkunft kennzeichnend. Es ging durch einen Krämerladen. Hinter dessen Verkaufstisch stand eine ganze Schar solcher zwischen 14 und 16, mit „rehbraunen, mandelförmigen, traurigen Augen", die aber ganz listig und lustig schauten. Zwei Rückzimmer waren als Gaststuben eingerichtet mit sauber gedecktem Tisch. Hindenburgs Kopf blickte behäbig ernst von der Wand auf ein Zerrbild König Peters ihm gegenüber, über das sich das kleine bedienende Judenmädel krank lachen wollte. Zum Tee, der als das erste Warme der beiden Kampffahrttage wohl tat, bot sie Gänsebraten an. Er wurde glatt abgelehnt. Aber ein paar Herzschläge darauf pries sie abermals das tote Gänslein. Es wurde bestimmt nicht gewünscht. Doch abermals einige Atemzüge später verhimmelte sie zum drittenmal die selige Gans. Nun wurde einfach heiß gedankt, dabei jedoch, etwa wie ein Nachrichtenoffizier Gefangenenaussagen vergleicht, festgestellt: die Kleine war immer eine andere gewesen. Es waren Schwestern. Jedesmal eine andere. Ein Landsmann am Tisch, den das Rätsel der vielen gleichaltrigen schwer beschäftigte, rief plötzlich ganz empört: „Das kann doch nich alles ee Wurf sein!"

Vielgeprüfte Leserin, trefflicher Leser, das mag hart klingen, ist aber lautere Wahrheit und nicht anders wie das Leben selbst, denn eins lernt man im Felde: Tünche, falschen Lack gibt's, dem Kriege sei Dank, nicht mehr, sondern jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und der Entrüstete war gewiß ein Züchter daheim. Übrigens waren die Mädchen arme, fleißige, kleine Arbeitstiere mit rissigen Händen und voll bescheidenster Anmut.

Als nun der Zug den Entschluß faßte, sich wieder auf den Weg zu machen, sangen im Nebenwagen die Landser im Chor in die sinkende Nacht hinein:

Denn dieser Feldzug
Der ist kein Schnellzug" . . .

Immerhin kamen wir am nächsten Mittag an. Ein Schlitten brauchte bis zur nächsten stolzen Stadt, die bei ihrem Bahnbau die Russen stolz haben links liegen lassen, eine Stunde zu vier Kilometer. Es mag für den Zustand russischer Winterstraßen zeugen. Freilich verließ man meist, wie hier üblich, den Weg und fuhr über Feld, das, ein Abglanz des nun wieder fernen Meeres, von Schmelzwasserseen bedeckt war. Darauf zu kreuzen, beschwor alle Gefahren einer Seefahrt: Kentern, Vollschlagen, vor allem völlig den Kurs im Nebel verlieren, denn verläßliche Seekarten fehlten ebenso wie Sextant und Kompaß, mit Peilung war keiner vertraut, ein Lotse kam nicht an Bord, und der Navigationsoffizier versagte leider gänzlich.

Geneigte Leserin, ernsthafter Leser daheim, nun sollt ihr euch aber nicht in dem Wahn wiegen, der elende Leichnam sei genug durchrüttelt worden. Das würde nichts anderes bedeuten als vermessene Unkenntnis, denn erst jetzt begannen jene Stöße auf federlosem Wagen, die durch die Wirbelsäule bohren, als sei man vier Stock hoch auf Granitpflaster gefallen, oder als gehe in wildem Traum irgendein feindlich gesinnter Unmensch darauf aus, einen wie das Infanteriegeschoß im Laufe durch Stauchung um die Längsachse zu verkürzen. Da der Schlitten auf der zertauten Eisstraße aussichtslos schien, so hatte er nämlich dem Wagen weichen müssen, der immer wie auf einem uralten gefrorenen Knüppeldamm ratternd fuhr, bisweilen förmlich scharfe Eistreppen hinauf und hinab trommelte oder jäh in einem Loch verschwand, als habe er sich in einem Granattrichter, einer der schweren Damen dieses Krieges, vor feindlichem schwerem Feuer decken wollen.

Gefallene Pferde bezeichneten den Weg, denn knapper Ernährung, Stürzen auf Eis, übergroßen Tagesleistungen in Schmutz und Schnee sind die russischen kleinen Tiere nicht so gewachsen wie der Ostpreuße, der beste Gaul des Krieges. Was liegenbleibt, muß erschossen werden. Die Rückzugstraße 1812 mag ein verstärktes Bild, ein grausiges, solcher Art geboten haben. Die Überschwemmungsflächen der Felder waren weit hinaus zu gewaltigen Eisbahnen erstarrt. Sie wurden oft überquert, schien doch das Fortkommen querfeldein meist sicherer als auf der grausam zerrissenen Straße. Wie nun die untergehende Sonne auf der mit unendlichen Räderspuren bedeckten

Ebene blendete, war es, als ließe ein gewaltiger Frachtenbahnhof sein Gleisgewirr im letzten Abendlicht spiegeln. Dörfer am Wege mit Holzhäusern bewiesen, daß wir Litauen noch nicht verlassen hatten, denn in Kurland herrscht der Einzelhof vor. Endlich, schon in tiefer Dunkelheit, deutete eine schöne Baumreihe die Nähe eines Gutes an. Seespiegel blinkten eisig, von bewaldeten Hügeln umrahmt. Eine Windmühle, fast wie in Flandern, nur daß sie ihre Flügel noch besaß, die ihnen dort überall ausgezogen sind wie einem gequälten Vierflügler, eine gedrungene steinerne Windmühle stand, ein gespenstischer Schatten, gegen den durch den Mond wieder aufgehellten Himmel. Der Wagen hielt vor einem echt kurländischen Gutshaus, langgestreckt, nur, ein Erdgeschoß, darüber, dem Geschmack von 1800 entsprechend, in der Mitte, in der Art griechischer Tempel, wenige Fenster breit, ein erster Stock aufgesetzt. Es war das Stabsquartier einer Kavalleriedivision.

Hiermit, immer schönere Leserin und nun wohl gänzlich beschaulicher Leser daheim, war für eine Spanne Zeit dem Irren im Land ein Ziel gesetzt, denn die Fahrt am anderen Tage zur Kampffront ist im Kraftwagen so kurz gewesen, daß auch ihr, berückende Leserin und geduldiger Leser, sie hättet unternehmen können, führet ihr nicht vielleicht just in eine russische Schießerei hinein. Nicht zu wünschen, noch zu verantworten.

Trotzdem: heute hättet ihr mit am Tisch sitzen sollen, am sehr einfachen, wie es sich hier draußen ziemt. Nur ein paar Tannenreiser liegen auf der Tafel. Gedeck, Besteck, Teller, Gläser, in Polen, Litauen, Kurland zusammengelesen, würden einer Hausfrau Stolz nicht eben sein. An den Wänden ist kaum ein Schmuck, vieles ist umgekommen, von den Russen verbrannt, weggeschleppt, die ja das eigene Land verwüsteten, wie die Engländer jene ihrer Bundesgenossen. Die Beleuchtung ist nicht wie bei euch daheim: nein, für den ganzen Tisch, an dem heute allerlei sitzen, nur eine Lampe: es muß gespart werden. Aber ein Licht ist heute in allen Soldatenherzen entzündet, ein Licht, das einst nicht in allen deutschen Herzen gebrannt hat, denn manche standen finster abseits. Dieser leuchtende Glanz kommt von einem, dessen ganzen Wert für unser Volk erst der Krieg viele erkennen ließ, von einem, dessen Geburtstag heute ist: vom Kaiser. Nicht Seine Majestät. Nein, unser Kaiser, ist doch diesem Worte der Abstand genommen. Er gehört zu uns der Mann, der lange Jahre hindurch unermüdlich von Ort zu Ort, von Grenze zu Grenze fuhr, nach seinem Volk, nach seinen Soldaten zu sehen, das Schwert zu schleifen, das wir ziehen mußten. Nicht um über friedliche Nachbarn herzufallen, nein, gleich einem, der nachts auf der Straße von Gesindel überfallen wird, das sich zwar untereinander ebenso bestiehlt, beraubt, anfällt, aber sich zusammenfindet gegen den einen anständigen, ruhigen Bürger, wie es den Lumpen giftet, daß der ehrliche Arbeiter sein Heim hat durch seiner Hände Fleiß.

Nun erhebt sich der Divisionskommandeur, eine große, ungewöhnliche Erscheinung, ein Seltenes, in Husarenuniform, und spricht wenige Worte. Aber die Reitersleute mit den schlanken Feldzugsgestalten, den ernsten Gesichtern heben ihr Glas, und mit leuchtenden Augen schallt es laut: „Der Kaiser, Hurra!"

Heute haben sie alle die gleichen Gedanken, in Ruhe- wie Kampfstellung, im Graben wie auf einsamer Wacht, die Sachsen da draußen: „Es lebe unser oberster Kriegsherr, es lebe der Kaiser!"

Leserin daheim, nicht mehr liebreizende, holdselige, Leser daheim, nicht mehr ehrsamer, vortrefflicher, und was ihr alles gewesen seid, euch zu schmeicheln, daß ihr die „Fahrten im Land" zu Ende lesen solltet, heute deutsche Frauen, deutsche Mädchen, deutsche Männer, deutsche Jünglinge, deutsche Knaben, schade, daß ihr nicht unter uns Soldaten in Feindesland an solchem Tage gewesen seid, aber Gruß euch, Segen euch, allein schon weil ihr Deutsche seid!

Ein Besuch im Zentralbureau des Roten Kreuzes.

Von Gerda Marcus, Stockholm.

Mir wurde gesagt, daß die Gemahlin des Kriegsministers, Exzellenz Wild von Hohenborn, die mir eine Unterredung zugesagt hatte, am besten frühmorgens zu sprechen wäre. Sehr früh für einen derartigen Besuch schien mir 10 Uhr morgens, und ich fuhr deshalb weit draußen nach Westend, um von Frau Wild von Hohenborn etwas Näheres über die Kriegsarbeit des Roten Kreuzes zu erfahren. Die ruhige, schöne Villa lag aber ganz still, alles schien öde zu sein, und auf meine Frage antwortete ein Dienstmädchen ganz einfach: „Die Damen fahren seit Anfang des Krieges alle Tage Punkt 8 Uhr nach der Stadt und kommen erst spät nach Hause". Ganz einfach sagte sie es, als ob es selbstverständlich wäre, daß die Gemahlin des Kriegsministers, eine Dame der höchsten Gesellschaft, alltäglich um 8 Uhr schon auf und davon wäre!

Ein bißchen erstaunt und nicht ohne Bewunderung für das rein Körperliche dieser Leistung fahre ich zurück nach der Stadt, um Frau von Wild im Reichsmarineamt am Leipziger Platz, wo sie arbeitet, zu suchen.

Welch ein Trubel, was für ein Leben, was für ein Verkehr und was für ein gewaltiges Arbeitsfeld begegnete mir dort! Von höflichen Bedienten empfangen, strömen Hunderte von Frauen und Kindern durch das große Portal. Ganz arme Frauen, arm, aber doch sauber angezogen, ab und zu eine schwarze Schleife als Zeichen der Trauer an der bunten Bluse tragend. Kaum ein einzige hat ein Trauerkleid, einen Schleier getragen, und doch sind so viele, viele von ihnen junge Witwen, alte Mütterchen, die ihren Einzigen verloren haben. Mit zusammengepreßten Lippen, mit einer ruhigen Kraft gehen die Frauen die Treppe hinauf, um Schutz für ihre jetzt vaterlosen Kinder zu suchen. Auch diejenigen Frauen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, sich bei jeder Gelegenheit ein passendes Gewand anzuziehen, tragen ihre Sorgen und ihren Kummer im Herzen, lassen es aber nicht durch tiefschwarze Trauergewänder zum Vorschein kommen. Und mitten zwischen all diesen treusorgenden Frauen und Müttern, Gattinnen, Schwestern, Töchtern der gefallenen oder noch kämpfenden Krieger stiften die kleinen Soldatenkinder, die von ihren Müttern mitgebracht sind, Bekanntschaften. Sie verstehen ja noch kaum, was es bedeuet, daß der Vater draußen steht.

Wenn der Vater aber noch lange für Deutschland kämpfen muß, oder wenn er sogar nie mehr wieder-

käme, was geschieht dann mit der armen Mutter und ihren Kindern? Dann werden sie alle in der allergütigsten und verständisvollsten Weise beraten, beschützt, wird ihnen geholfen von all den Hunderten von Damen und Herren, die in dem Zentralkomitee des Roten Kreuzes arbeiten.

Durch große Säle und kleinere Zimmer wandere ich. Überall in jedem Winkel des großen Hauses sitzen Damen der Gesellschaft, die ehrenamtlich und in liebenswürdigster Art sich den Hilfesuchenden mit nie aufhörender Geduld widmen. Wo ich mich hinsetzte, wo ich eine Unterredung anhörte, werden die Verhältnisse in einer überaus sympathischen persönlichen Weise behandelt, aber auch sachlich, sozusagen beruflich, praktisch und nüchtern überlegt. Jede darf ihr Herz ausschütten, jede bekommt einen Rat, jeder wird geholfen, und für jede der hilfesuchenden Frauen findet man ein Heilmittel in diesem Hause der Barmherzigkeit und der Liebe.

Es ist alles so praktisch, so einheitlich und mit so echter Frauenliebe und Besorgnis organisiert, daß man unbedingt die Hand, die alles leitet, die alles zusammenhält, suchen muß.

Diese organisierende Kraft finde ich auch in einem erstaunenswerten Maße bei Frau Wild von Hohenborn, aus deren Arbeitzimmer alle Fäden hinausgeleitet werden. Von ½9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, oft noch länger, führt hier die Frau des Kriegsministers die Scharen des Roten Kreuzes, die für die Leidtragenden arbeiten, während ihr Gemahl für die Massen, die für Deutschlands Sieg kämpfen, sorgt.

Während der Unterredung kommt auch mehrmals eine enge Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Führern der kämpfenden und helfenden Armeen zum Vorschein. „Ich habe die Sache mit meinem Manne besprochen." „Mein Mann hat uns geholfen", „Mein Mann hat mir im Interesse der Soldaten zugeredet", sagt ab und zu Frau Wild von Hohenborn, wenn sie von ihrer Arbeit im Dienst des Roten Kreuzes erzählt.

Und noch einmal finde ich Gelegenheit, den praktischen Sinn und das Organisationstalent der deutschen Frauen zu bewundern. Ein sehr gutes Beispiel dieses unbezahlbaren Talents scheint mir „Frau Wild", wie sie von allen dort kurz genannt wird, zu sein.

Man muß jetzt alles so einrichten, daß man aus jeder Mark wenigstens den Wert von drei Mark ziehen kann. Nichts darf da ungenützt bleiben. Man ist einfach gezwungen, alles so zusammenzustellen, daß möglichst viele verdienen und vielen geholfen werden kann. „Sehen Sie sich zum Beispiel unsere Arbeit hier an. Bei Ausbruch des Krieges meldeten sich hier bei uns wenigstens 70000 Menschen zu Liebesdiensten. Wo sollten wir sie von heute bis morgen einstellen. Diejenigen, die imstande waren, ehrenamtlich zu arbeiten, wurden für passende Stellungen in Anspruch genommen, aber viele, viele junge Mädchen, die Geld verdienen mußten, haben wir in gutbezahlte Stellungen untergebracht, nachdem wir gesehen haben, daß sie tüchtige Arbeiterinnen waren. Und wenn eine große Menge von Frauen unentgeltlich arbeiten, kommen ja auch davon große Werte. Wie viele Tausende von Mark haben wir nicht gespart durch die Gemüseanlagen beim Teltower See und auf dem Tempelhofer Feld. Die Gefangenen haben ja dort gearbeitet und an ihrer Seite Frauen aus allen Gesellschaftskreisen. Da gibt es keinen Standesunterschied, es wird gegraben, gesät und geerntet, jeder tut seine Pflicht, ob Gräfin oder Arbeiterfrau. Das Interesse des Gemüsebaues ist nun einmal geweckt, es wird noch weiter gepflegt, und unabsehbare Vorteile werden wahrscheinlich daraus gezogen werden können.

Ein Herr hat mir z. B. einmal 3000 Mark geschenkt, die ich nach Belieben für irgendeinen wohltätigen Zweck verwenden durfte. Ich habe dann Obst gekauft, es in einer Küche, die mir zur Verfügung stand, von Damen einkochen lassen und konnte so mehrere Zentner Marmelade, die sonst 3- und 4mal so teuer gewesen wäre, Lazaretten senden lassen.

Jetzt werden durch eine besondere Kommission Ziegen billig an Bedürftige verkauft. Eine Ziege wird mit Abfällen von Gemüse ernährt, gibt eine sehr wertvolle Milch und ist deshalb für Familien mit kleinen Kindern sehr zu empfehlen. Auch sonst versuchen wir auf alle mögliche Weise zu vermitteln, daß die durch den Krieg Notleidenden alles billig kaufen können. Aber auch Arbeit wird von hier aus verschafft. Meine älteste Tochter leitet eine Nähstube für Frauen- und Kinderkleider, Schwesterntrachten und Wäsche. Dort bekommen bedürftige Kriegerfrauen Arbeit, und die fertigen Kleider werden wieder an andere arme Frauen verschenkt. In diese Nähstube kommt auch die Krankenschwester, die, wenn Bedarf vorhanden ist, ins Haus zu den dort arbeitenden Frauen geht, und so bekommen die Familien Krankenpflege. Diese Besuche haben uns gelehrt, daß es sehr gut wäre, wenn man Kinderhorte hätte, denen die Frauen ihre Kinder auch über Nacht anvertrauen könnten. Wenn eine Frau krank daniederliegt, ist es ihr ja sehr schwer, das Kind morgens in die Krippe zu bringen und es abends wieder abzuholen. Deshalb habe ich jetzt veranlaßt, daß Kinderarchen gegründet werden, wo die Kinder Tag und Nacht bleiben können. So entsteht in der Arbeit eins aus dem andern.

Sehr viele Offiziersfrauen haben hier Hilfe gesucht, und bald sah ich, daß eine vertrauliche Beratungstelle für alle diese Frauen, die nie vorher es nötig gehabt haben, Hilfe zu erbitten, eingerichtet werden mußte. Ohne Zögern habe ich die Beratungstelle ins Leben gerufen, und mehrere tausend Fälle sind jetzt von sachverständigen Kräften behandelt worden. Die verschiedensten Ursachen waren vorhanden, um die Frauen in unsere Beratungstelle zu leiten, und nicht nur für Geldsorgen haben wir Mittel, Trost und Hilfe gefunden. Jetzt wird auch auf meine Veranlassung hier im Hause eine Küche, aus der bedürftige Offiziersfrauen sehr billig essen können, eröffnet werden."

Von etlichen andern Einrichtungen, wie Kriegskinderpflegestellen, Arbeitsnachweis, Flüchtlingsfürsorge, Kleiderausgabe usw., die entweder ganz auf ihre eigene Veranlassung oder jedenfalls unter ihrer Mitwirkung entstanden sind, erzählt Exzellenz Wild von Hohenborn und wird, während sie redet, unaufhörlich unterbrochen. Sie hat für jeden einen praktischen Rat und ein freundliches Wort.

Die Arbeit, die in den Empfangzimmern von Exzellenz Wild von Hohenborn geleistet wird, scheint mir ein hervorragendes Beispiel für alle in dem Zentralbureau des Roten Kreuzes arbeitende Kräfte zu sein. Dort wird nämlich kein maschinenmäßiges Arbeiten geschätzt. Mit allen Kräften, Kopf und Herz wird dort gearbeitet, und eben deshalb wird dort unzähligen Kriegswitwen, Kindern und sonstigen Angehörigen der Soldaten geholfen im praktischen wie im moralischen Sinne.

Am Ausguck.

Entbehrliche Waren dürfen nach Deutschland nicht mehr eingeführt werden; das beschloß der Bundesrat.

Zu den entbehrlichen Gegenständen wird ausdrücklich die Ananas gerechnet. In unseren Warenhäusern können wir sie weiter züchten, aus Südamerika wird aber keine mehr zugelassen. Im 18. Jahrhundert hieß es unhöflich, in einem Vers-Stoßseufzer:

Wie mancher, ach! frißt Ananas hinieden,
Der Disteln kaum verdient.

Dachte der Bundesrat an diese wehmutvolle Behauptung des einst berühmten Blumauer?

Jedenfalls hält er fernerhin den Kaviar für entbehrlich. Nicht mit Unrecht. Auch fremden Schaumwein und feindlichen, neutralen, sogar befreundeten Likör. Wer also Sorgen hat, muß sie durch heimisches Gewächs bannen.

Kleider, Handschuhe, „Riechmittel" und „Schönheitsmittel" halten wir uns ebenso vom Leib. Was ist ein Schönheitsmittel?

Für den Mann offenbar die Bartbinde; dazu haben wir bei uns Fabriken oder Werke.

Für die Frau sind es (vielmehr: waren es zur Tangozeit) Stirnbinden zwecks Beseitigung von Runzeln, Salben für die Haut, Abreißpapierchen zur Färbung, Wimpernstifte (was die Menschheit doch für ernste Sorgen hat!) und Gesichtsstaub, vor dem Krieg Puder genannt, der vom Auslande neuerdings violett geliefert wurde, um ja im Abendlicht die fahle Blässe zu verhindern. Ein denkendes Mannesbild wird nie einsehen, warum jemand seine Nase violett pudert, wenn er es vermeiden kann.

Und mit dem violetten Puder fallen auch gewisse Schuhsorten weg, welche den Vorteil hatten, an die Stelle des Gehens ein rührendes Trippeln mit Lähmungserscheinungen an den Wadenmuskeln zu setzen.

* * *

Wenn der Bundesrat „Vogelbälge" nicht hineinläßt, werden ihm alle Tierfreunde die Hand drücken.

Gruselig klingt das Einfuhrverbot von „Menschenhaar". Es handelt sich aber nicht um gegnerische Skalpe, sondern um den falschen „Wilhelm", wie in Norddeutschland jener Zopf genannt wird, der einen Teil der weiblichen Bevölkerung nicht hinten hängt, sondern abends auf die Kommode gelegt wird.

Auch für eine holde Stirnlöckchenfülle gilt unter Umständen der Satz, daß a biss'l Lieb' und a biss'l Treu', aber auch a biss'l „Falschheit" alleweil dabei ist. Der Mangel daran muß nun vom Überschuß im Inlande gedeckt werden.

Thusnelda in Kleist's „Hermannschlacht" hat zornig festgestellt, daß die alten Römerinnen auf die Einfuhr deutschen Frauenblondhaares angewiesen waren — da müßte man doch heute mit dem heimischen Bestand auskommen! (Sonst hätte seit zweitausend Jahren die Haarpflege mit allen kosmetischen Anpreisungen gar nichts genutzt.)

* * *

Scherz beiseite — die Maßregel erfolgt, weil wir unsere Zechinen zusammenhalten müssen. „Bleibe im Lande!" sagen wir väterlich zu unserem Geld. Wir wollen die Münzen und Scheine nicht, wie es der Volksmund nennt, „vertragen".

Wenn die Völker im Frieden Austausch pflegen, so erzeugt es willkommene Mannigfaltigkeit. Heute aber gilt notgedrungen der Satz: „Ich hab' mein' Sach' auf mich gestellt!"

Deutschland will vorübergehend einem Landmann gleichen, der sein eigenes Schwein schlachtet, davon sein eigenes Fett für den Winter hat, der sein eigenes Gemüse baut, sein eigenes Brot backt, sogar nötigenfalls die eigenen Kleider webt. Als ein unabhängiger Privatmann wird er hinter seinem Huhn stehen und jeden Morgen fragen: „Hast du was gelegt, und wie lange muß ich damit reichen?" Wirtschaft, Horatio! darauf kommt es jetzt an.

Deutschland muß zeitweilig, wie Fichte sagen könnte, ein „in sich geschlossener Handelsstaat" sein. Es erkennt nun, daß jeder Mensch einen Freund hat: sich selber.

Und schließlich bleibt es für unser ganzes Reich wahr, was ein kämpferischer Geist des Nordlands gerufen hat: „Der stärkste Mann ist der, der alleinsteht."

* * *

Ein Bild von drüben.

Salandra liegt schlaflos auf einer mit den edelsten Makkaroni gestopften Sprungfedermatratze und starrt ins Düstere. Da erscheint, umzuckt von gespenstigem Glaste, der Geist des seligen Garibaldi.

Salandra (lallt): Jetzt weicht, jetzt flieht. . . .
Garibaldi: Wie steht es?
Salandra: O diese Verruchten! Wie wir sie hassen!
Garibaldi: Ich habe die Österreicher auch lebenslänglich gehaßt.
Salandra: Die mein' ich ja gar nicht!
Garibaldi: Wen denn?
Salandra: Unsere Feinde — das verbündete England. Die Österreicher besiegen uns bloß und nehmen uns Durazzo weg — das läßt sich ertragen. Aber was uns England durch Schiffsfracht und Kohlennot leiden läßt, das geht auf keine Maultierhaut. . . . Wenn ich kaufmännisch reden darf: Wir rackern uns ab, um die Konkurrenz zu bekämpfen — aber der eigene Kompagnon saugt uns aus. Dies ist das schlimmste.
Garibaldi: Warum macht ihr da weiter mit?
Salandra: Wir müssen — weil wir gepumpt haben!
Garibaldi: !!!! (murmelt zu Salandra ein hemdärmeliges Kosewort und verschwindet, umzuckt von gespenstigem Glaste).
Salandra: Gott sei meiner Seele gnädig; ich bin ein gewitzigter Mann. Beim Markus von Venedig — die pumpen wir nicht mehr an. (Es kommen andere dran.)

* * *

Die Bedingungen für das Erwerben von Kriegsanleihe, namentlich von viereinhalbprozentigen Schatzanweisungen, die einen strammen Kursgewinn verbürgen, sind glänzend.

In einer nicht alltäglichen Art kommt hier zweierlei zusammen: das gute Geschäft — und der gute Zweck.

Es ist die edelste Spekulation, auf den Sieg des bedrohten eigenen Landes zu setzen, alle mögliche Förderung der tapferen Minderheit zu gönnen — und den starken Mann, der allein steht, stärker zu machen.

Asmus Stehfest.

Kriegsanleihe und Bonifikationen. Die Frage, ob die Vermittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anläßlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittelungsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Der Weltkrieg.

Die Kriegsarbeit, welche von unseren Truppen jetzt im Westen verrichtet wird, nahm in der verflossenen Woche ihren Verlauf mit einer Sicherheit und Genauigkeit der Durchführung, auf die wir nach Abschluß der Ereignisse mit Stolz zurückzublicken allen Grund haben werden. Es gehört nicht einmal das geschulte Auge des mit militärischen Vorgängen vertrauten Beobachters dazu, um aus den eingelaufenen Meldungen den klaren Eindruck zu gewinnen, daß fester Wille und starkes Können, gediegene Vorbereitung und sorgfältige Durchführung an dem arbeiten, was dort unsere Aufgabe ist. Ja, wären wir in der Verfassung, die unsere Feinde uns wünschen, wären auch wir, wie sie es sind, unstet und zerfahren, so könnte es vielleicht auch unter uns unklare Köpfe geben. Nein, von der Schwäche werden wir Deutschen frei bleiben, daß wir den Bewegungen unserer Armeen etwa nicht folgen könnten, ohne von jenem Schwindel ergriffen zu werden, den Menschen ohne inneren Halt und Vertrauen empfinden, wenn sie die Ihrigen bei einer entscheidenden Tat am Werke sehen. Wir sind durchdrungen von der Zuverlässigkeit unseres Heeres. Wer es in dieser Stunde nicht ist, gehört nicht zu uns.

Es liegt klar auf der Hand, daß in der ungeheuren Schlacht bei Verdun, dieser Vereinigung von Feldschlacht und Festungskrieg, die großen Takte angegeben werden durch Ausholen und Schlag. Es bedarf keiner Worte, daß der Beobachter das Ausholen stärker empfindet als den Schlag.

Was da gegen Frankreich, die ganze Front auf und ab blitzt und donnert, zuspringt und sich festsetzt, niederreißt und aufbaut, darin liegt etwas so Naturgewaltiges, daß sich wohl unsere Nerven straffen und unsere Sinne anspannen, weil es die Unsrigen sind, die diese Kräfte entwickeln. Was die empfinden mögen, gegen die sie gerichtet sind, darum haben wir uns nicht zu kümmern.

Ein sicheres Zeichen für das Erlahmen des französischen Widerstandes brachte uns diese Woche allein schon mit der Zählung der unverwundet in unsere Hände gefallenen Feinde. So starke und geschlossene Truppenkörper ergeben sich nur, wenn in jedem einzelnen Mann die Fähigkeit zum Widerstand bis zur völligen Erschöpfung gebrochen ist. Diese Massengefangennahme ist keine Einzelerscheinung, sondern ein Merkmal.

Was unsere Artillerie leistet, ist ein Meisterspiel gegen den Höchstbegriff der damals als äußerste Virtuosität gezeichneten französischen Artilleriekunst, die bei der großen Joffreschen Offensive erdröhnte. Allein schon darin drückt sich diese Überlegenheit aus, daß von einem ausklingenden Schlußakkord diesmal bei uns keine Rede ist. So gut wir uns noch erinnern, daß jene berühmte feindliche Offensive alle lang aufgespeicherte Kraft in dem einen großen Trommelfeuer ausgab, das uns nichts anhaben konnte, so gut wissen wir, daß unsere Artillerie, wenn sie Pause macht, dem Winke des Dirigenten auch weiterhin mit richtigem Einsatz und voller Wirkung taktfest entsprechen wird.

Eine frohe Überraschung brachte die Nachricht, daß Dohna auf der „Möwe“ in einen heimischen Hafen eingelaufen ist. Zunächst kam er nicht mit leerer Hand. Eine Million in Goldbarren brachte er so nebenbei als gute Beute mit und etwa zweihundert Gefangene an Farbigen und Weißen. Nachdem er einige Monate nach Belieben verschiedene Meere durchkreuzt hat! Eine stattliche Anzahl von englischen Schiffsnamen hatte er zu melden, die von S. M. S. „Möwe“ aufgebracht und zum größten Teil versenkt, zum kleineren als Prisen in neutrale Häfen gebracht wurden. „Emden“, „Ayesha“, „Möwe“, drei Namen, bei denen unsere Herzen schneller schlagen! Man soll unserer Marine nur freien Lauf lassen! Wie ein belebendes Signal, das jetzt zum drittenmal ertönt, schneidet die Meldung von der „Möwe“ in die schicksalschwüle Luft, unterstützt von dem Aufrauschen der See, unter den neusten Wirkungen unserer Unterseeboote.

Nach ihrer Abreise von Durazzo haben die Italiener, die dort mehr, als sie eigentlich entbehren können, zurückließen, sich doch noch einmal in Valona in Quartier begeben. Von dieser Station haben sie es ja nun nicht mehr allzu weit bis nach Hause. Sie haben ja auch redlichen Anspruch auf einige Erholung, denn wie benachbarte neutrale Zuschauer berichten, sei der unvermeidliche italienische Rückzug unter ungünstigen Seeverhältnissen vor sich gegangen. Die Bevölkerung Albaniens war herzlos genug, das Ereignis wie ein nationales Fest zu feiern, besonders Elbassan prangte in festlichem Schmuck. Wir dürfen uns an den Leistungen der österreichischen Artillerie bei Durazzo ebenso freuen wie an den glänzenden Taten der von Conrad geschulten Gebirgsartillerie in Tirol. Nebenbei können wir ja auch wohl davon Notiz nehmen, daß nach berühmten Mustern auch in Italien davon geredet wird, daß es nun an der Zeit sei, Deutschland den Krieg zu erklären. Mögen sie erklären! Was wir darauf antworten werden, wird keiner Erklärung bedürfen.

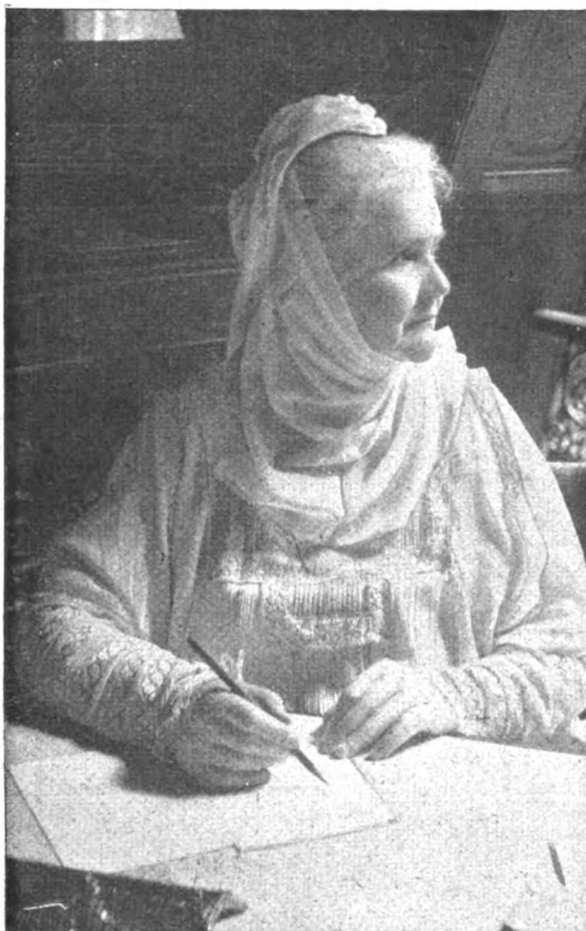
x.



B. I. G.

Oberst Bohny (X) und die Schweizer Aerzte vor ihrem Hotel in Berlin.

Zum Besuche der Schweizer Militärärzte in Berlin,
die unter der Führung des Obersten Bohny deutsche Gefangenenlager besuchen werden.



Hofphot. Mandy.

Elisabeth, Königinwitwe von Rumänien †
(Carmen Sylva).



Phot. Sennecke.

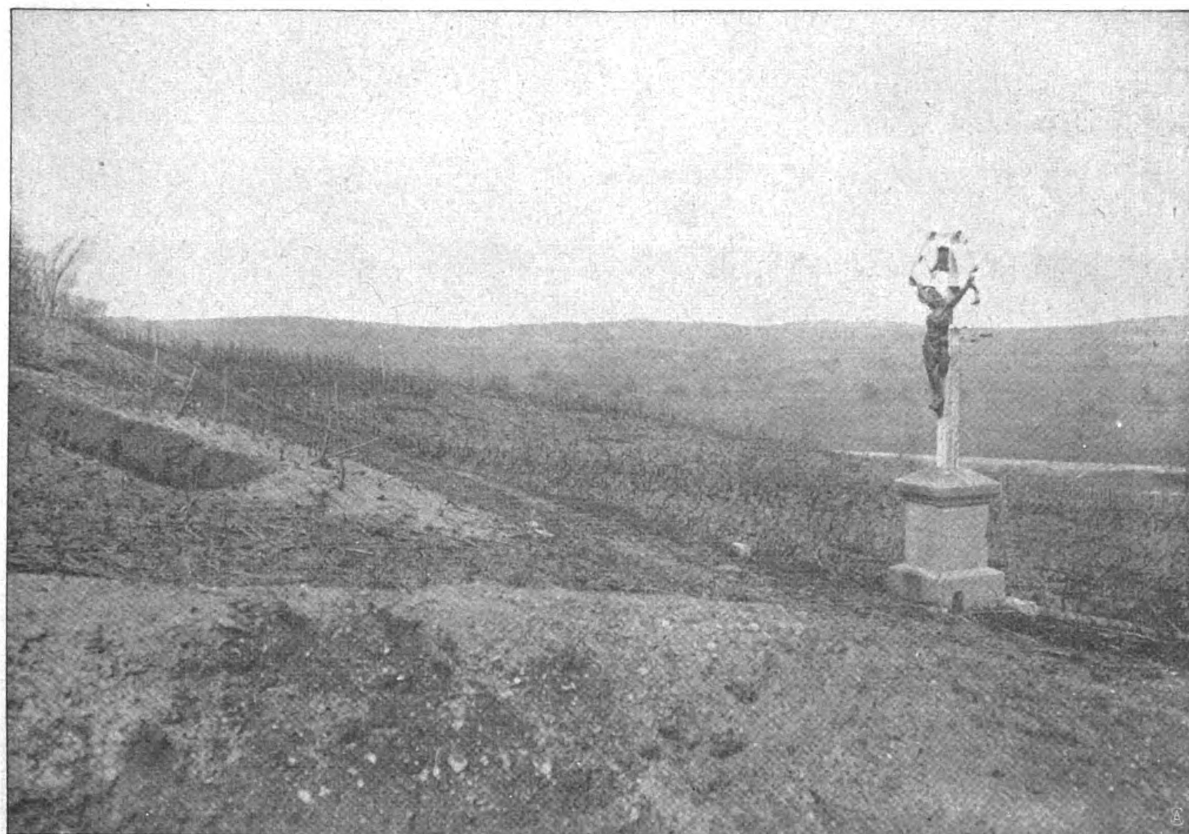
Zum 69. Geburtstag des Generalobersten von Woyrsch.
Generaloberst von Woyrsch mit seinem Stabschef Oberstleutnant Heye.



Feier des zehnjährigen Bestehens des Kaiserin-Friedrich-Hauses in Berlin: Ansprache des Ministerialdirektors Kirchner.



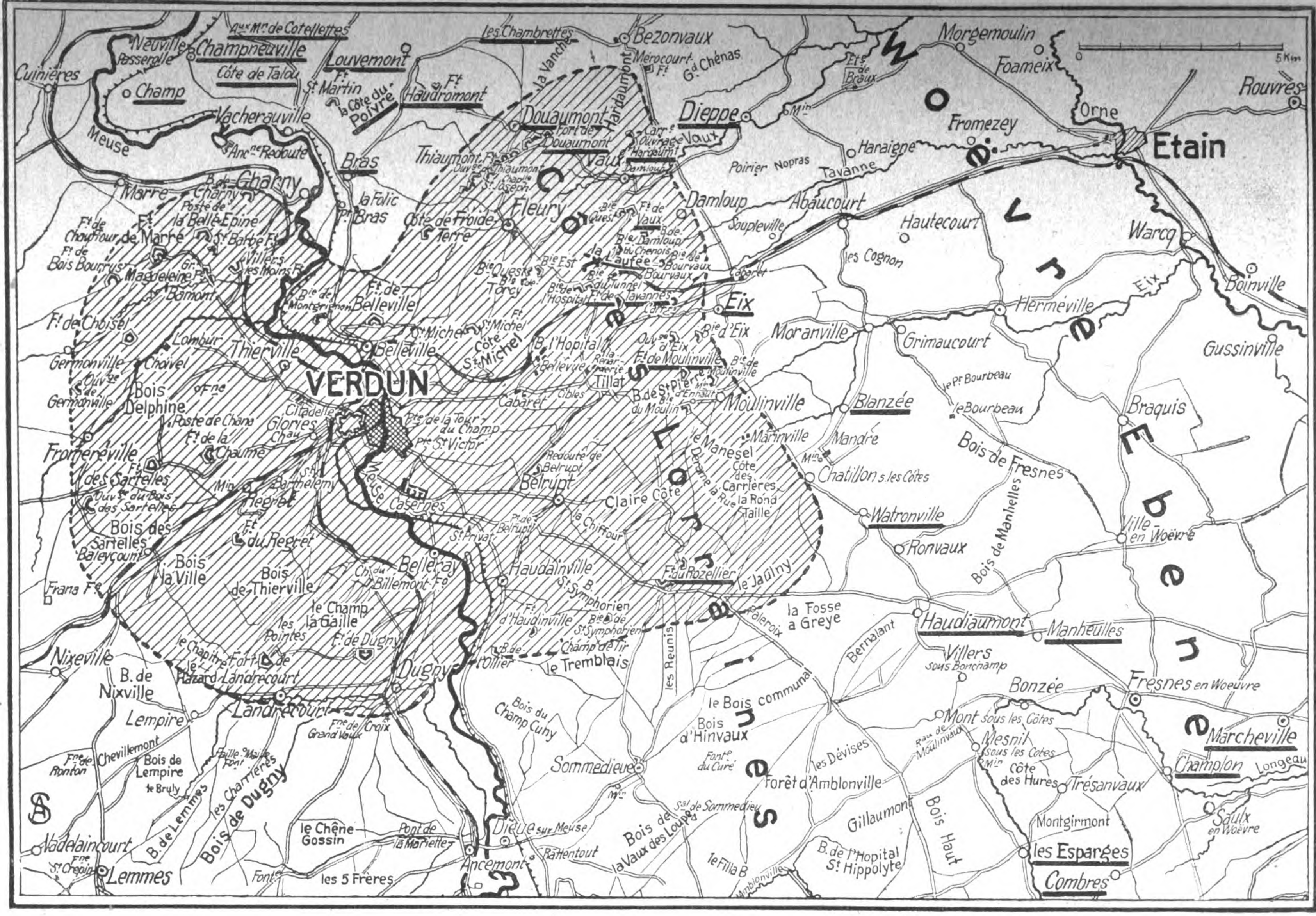
Vigneulles in der Woëvre-Ebene.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Blick über die Woëvre-Ebene bei Marcheville.

Zu den Kämpfen in der Woëvre-Ebene.



Karte des Kampfgebietes von Verdun.



Hofphot. L. Sandau.

Korvettenkapitän Graf zu Dohna-Schlodien,

Kommandant der nach mehrmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt in einen Heimathafen zurückgekehrten „Möwe".


Oberstleutnant Georg Stock.


Major Obstfelder.


Hauptmann Kurt Apelt.


Hauptmann Friedr. Karl Mederhoff.

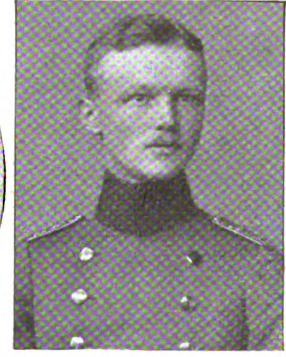

Hofphot. Bieber.
Geh. Kriegsrat Heuser.


Hauptmann Kurt Lehmann.


Hauptmann Delvendahl.


Oberleutnant Rudolph Jung.


Oberleutnant Niedenführ.


Leutnant Otto Jung.


Leutnant Alfred Jung.


Leutnant G. Schlüter.

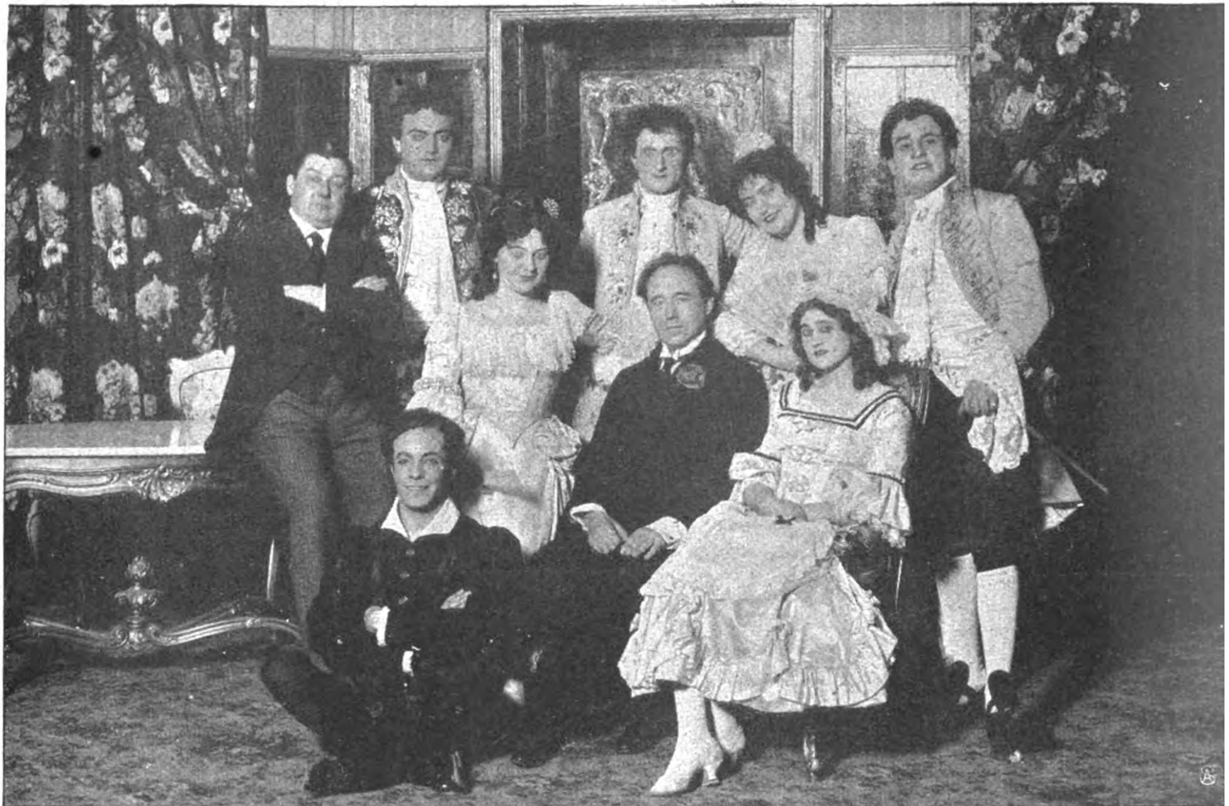

Flieger Gefr. Reichmann phot.
Off.-Stellvertreter Karl Fest.


Vizewachtmeister Karl Sladek.


Hofphot. E. Jacobi.
Gefreiter A. Schreiber.


Kanonier A. Braunschweig

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



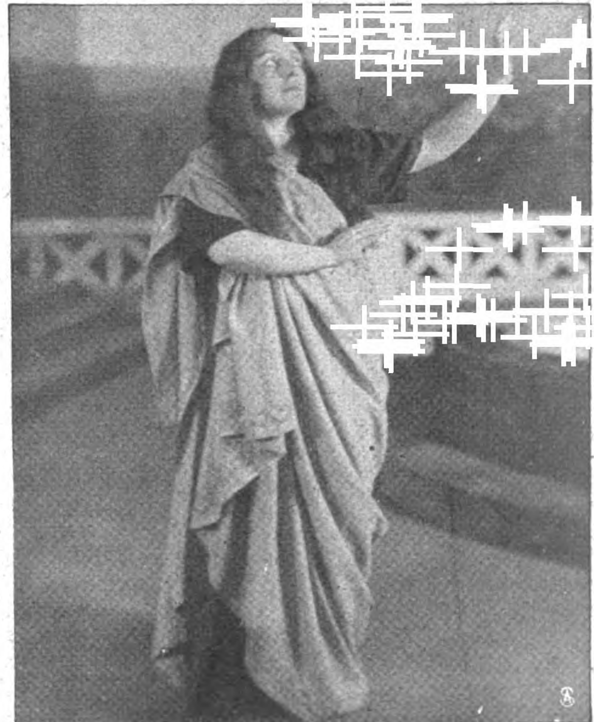
Hofphot. Erwin Knapp, Darmstadt.

Von links: Oberregisseur Strickrodt, Herr Globerger (Don Manuel), Frau Jacobs (Donna Beatriz), Herr Schützendorf (Cosme), Herr Weindel (Don Luis), Herr v. Weingartner, Generalmusikdirektor, Frau v. Weingartner (Donna Angela), Frl. Meyer (Isabel), Herr Gabor (Don Juan).

Uraufführung der komischen Oper „Dame Kobold" von Felix v. Weingartner im Hoftheater in Darmstadt.



Myrtokle (Helena Forti) und Arcesius (F. Plaschke).



Phot. Hugo Erfurth.

Maria Magdala (Anka Horvat).

„Die toten Augen". Von Eugen d'Albert. Uraufführung im Kgl. Opernhaus in Dresden.

Aus dem Theaterleben.



Der Umzug der Plakatträger

Blick auf den Neumarkt.

Phot. Elsa Könige

Die Leipziger Kriegsmesse.

Die Lösung des Brennesselproblems.

Von Prof. Dr. J. Schiller, Wien. — Mit fünf Abbildungen.

Zu Beginn des großen Krieges schien eine vollständige Stillegung des wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens bevorzustehen. Alle Kräfte schienen dahin wirksam werden zu sollen, den Feind zu schlagen und zurückzuwerfen, um den Krieg möglichst rasch zu beenden. Als die Feinde die geistige Überlegenheit der Zentralmächte bald erkannten, griffen sie zu den bekannten Mitteln, um durch Aushungerung und Abschneidung der zur Erzeugung von Kriegsmaterial notwendigen überseeischen Produkte uns niederzuringen. Nun trat die deutsche Wissenschaft, Technik und Organisation auf den Kampfplatz mit demselben glänzenden Erfolge wie unsere Heere, sie errangen die schönsten Erfolge und machten bisher alle Anstrengungen unserer Feinde zunichte.

Soeben ist ein neuer glänzender Sieg im Kampfe gegen die englische Erdrosselungspolitik erzielt, den sich Österreich zugute schreiben darf: der Bedarf an Textilrohstoffen ist gesichert. Einem österreichischen Forscher ist nach jahrelangen mühseligen Vorarbeiten die Lösung des Brennesselproblems gelungen. Prof. Dr. Oswald Richter hat ein Verfahren ermittelt, das auf einfache und billige Art die Gewinnung der spinnbaren Brennesselfaser ermöglicht, und darauf mit F. Pick, Wien, schon ein österreichisches Patent Nr. 67 822 und das Deutsche Reichspatent Nr. 284 704 erhalten. In Ungarn und den Vereinigten Staaten von Amerika wird das Patent in Bälde zu erwarten sein.

Schon im Jahre 1900 fand Professor Richter im konzentrierten Ammoniak ein Mazerationsmittel für Pflanzengewebe, das schon nach wenigen Minuten oder Stunden einen Zerfall in die Gewebselemente, die Zellen, hervorruft. Dabei behalten die Zellen gegenüber allen anderen bekannten Mazerationsmitteln ihren Zellinhalt unversehrt, die Stärkekörner lassen alle Einzelheiten erkennen, und besonders die Bastfasern erleiden keinerlei schädliche Veränderung in ihrer chemischen Struktur und ihren physikalischen Eigenschaften.

Mit Ammoniak also konnte schon vor Jahren Professor Richter die Fasern der Brennessel isolieren. Allein praktisch kam dieser Methode keine Bedeutung zu. Sie kam zu teuer. Es mußte eine Verbilligung der Fasergewinnung erstrebt werden, zu welchem Zwecke Versuche mit verdünntem Ammoniak vorgenommen wurden, die gleich günstige Erfolge brachten, selbst dann noch, als nur noch Spuren von Ammoniak einwirkten.

So ergab sich, daß Wasser allein auch zum Ziele führt, und damit war das alte Brennesselproblem, an dem Deutschland von jeher arbeitete, in der denkbar einfachsten und billigsten Weise gelöst.

Für den Erfolg ist es ganz gleichgültig, ob man frisch geerntete grüne oder getrocknete Nesseln (Nesselstroh) verwendet. Man braucht die von den Blättern befreiten Stengel nur rund eine halbe bis zwei Stunden in Wasser von gewöhnlicher Temperatur zu legen. Dabei quillt die Rindenschicht rascher als das Holz auf, lockert und trennt sich dabei von diesem, so daß sofort die Maschinenarbeit einsetzen kann. Der Reihe nach kommt das gewässerte Stengelmaterial in die Entschalungs-, Brech- und Hechelmaschinen, welche binnen wenigen Stunden die schönen, langen, ungemein festen Fasern fertig zum Spinnen liefern. Für die momentane Lage ist es von besonderer Bedeutung, daß dazu nicht neue Maschinen erforderlich sind, vielmehr kann die Brennessel, wie das bereits in Österreich geschieht, ohne weiteres auf den in den Hanffabriken für ähnliche Zwecke verwendeten Maschinen der Fasergewinnung unterworfen werden.

In Deutschland hatten zahlreiche Unternehmen viel Geld, Zeit und Mühe auf die Isolierung der Nesselfasern verwendet und dabei immer das Verfahren zur Gewinnung der Flachsfasern, das Rotteverfahren, versucht. Es lieferte zwar manchmal Fasern, aber der Erfolg ließ sich nicht sichern, und die Ursachen des auffälligen Verhaltens konnten nicht aufgedeckt werden.

Der österreichische Gelehrte hat nun neben dem Ammoniak-, dem Wasser- auch das Rotteverfahren zur Gewinnung der Brennesselfaser entdeckt, wobei letzteres ebenso billig wie das Wasserverfahren zu stehen kommt und überdies noch einen weiteren, später zu erwähnenden Vorteil bietet.

Bei der Flachrotte wird bekanntlich die Isolierung der Faser durch die Tätigkeit von Bakterien (Rottebakterien) hervorgerufen. Diese Rottebakterien leben nun auch auf den Brennesselstengeln, aber neben ihnen noch Zellulosezerstörerbakterien, welche die Substanz der Fasern, die Zellulose, zerstören. Wenn man also die Brennesselstengel wie die Flachsstengel zur Rotte ins Wasser legt, so sind fast stets die Fasern nach kürzerer oder längerer Zeit zerstört, und sie schwimmen auf dem Wasser davon. Woher kommt das?

Professor Richter bemerkte hohen Zuckergehalt der Rinde und konnte nachweisen lassen, daß die Brennesselrinde durchschnittlich bis zu acht Prozent Lävulose, wertvollen Fruchtzucker, enthält — die Brennessel stellt somit eine unserer zuckerreichsten Pflanzen dar. Wenn nun die Brennessel zur Rotte ins Wasser gelegt wird, laugt dieses den Fruchtzucker aus, der die Vermehrung der Zellulosezerstörerbakterien so stark fördert, daß die Rottebakterien nicht aufkommen können. Die Vergärung der Zellulose der Fasern tritt ein. Laugt man die Rinde oder Stengel in kaltem Wasser etwa durch zwölf Stunden aus und überträgt sie dann in frisches Wasser, so kommen nun die Rottebakterien stark zur Entwicklung, und die Isolierung der Fasern tritt in der gewünschten Weise ein. Bei dem Rotteverfahren gewinnt O. Richter den Zucker als Nebenprodukt (Patent vom 5. Febr. 1915).

An diesen in der geschilderten Weise gewonnenen Fasern haften noch hin und wieder, wie die mikroskopische Betrachtung lehrt, einzelne Zellen des Gewebes, das an die Fasern grenzte. Will man auch diese Verunreinigungen wegbringen, so führt ein einfaches Mittel, Abkochen der Fasern in 0, 5 bis 2 Prozent Seifenlösung, rasch zum gewünschten Ziele.

Die Qualität der Brennesselfaser steht wohl in der Mitte zwischen der Leinen- und Ramiefaser. Ihre Dicke beträgt 0,02 bis 0,03 Millimeter. Die Länge kann je nach der Gewinnung 6 bis 30 Zentimeter betragen. Sie fühlt sich besonders nach Seifenabkochung sehr weich, seidenartig an, nimmt hohen Glanz an und läßt alle jene Prozeduren zu, die bei der Leinen- und Ramiefaser so mannigfaltige Effekte hervorrufen. Ihre Festigkeit übertrifft bedeutend die der Leinenfaser. Eine Faser trägt nach Professor Richters Angaben 70 Gramm, ein dreifach gezwirnter Faden riß selbst bei Belastung mit einem Kilogramm nicht. Die Faser hat einen sehr schmalen Innen-

raum, die Wand ist dick und zweifach schräg gekreuzt gestreift. (Abb. 1—4.) Es ist textiltechnisch wichtig, daß die mikroskopische Unterscheidung der Brennesselfaser von der Leinenfaser (Abb. 5) sehr leicht ist.

Die Bleichung der Garne bzw. Gewebe hat natürlich gar keine Schwierigkeiten geboten.

Mit Rücksicht auf die derzeitigen Verhältnisse ist es von allergrößter Bedeutung, daß die Verspinnung und Verwebung der Nesselfaser mit den in unseren Textilfabriken aller Branchen laufenden Maschinen entweder direkt oder mit ganz geringfügigen, schnell ausgeführten Änderungen vorgenommen werden kann. Insbesondere gilt dies dann, wenn die Nesselfasern, mit Baumwolle vermischt, in den Baumwollspinnereien und Webereien oder mit Leinen-

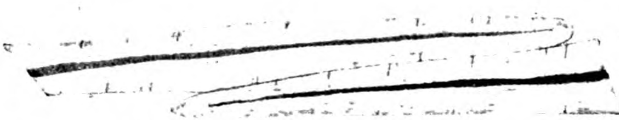


Abb. 1. Enden der Brennesselfasern. Vergrößerung 270.

faser als Zusatz in den Flachsspinnereien und -webereien zur Verarbeitung gelangen sollen.

Die in österreichischen und ungarischen Textilfabriken vorgenommenen Verspinnungen ergaben Garne von den gröbsten bis zu den feinen und feinsten Nummern, und neben groben Plachen-, Sack-, Zwilchhosenstoffen usw. wurden feine leinenartige Gewebe hergestellt. Wie schon oben erwähnt, ist die Zugfestigkeit der Brennesselfaser weit größer als die der Leinenfaser, und die daraus hergestellten Zwilchhosen werden selbst an einen im Hosenzerreißen sehr leistungsfähigen Jungen die größten Anforderungen stellen.

In ganz Österreich-Ungarn werden seit letztem Sommer auf Veranlassung des Kriegsministeriums durch Soldaten, Kriegsgefangene und Flüchtlinge, ferner durch Schul-

Material des Stengels wurde bei Fütterungsversuchen von Kühen, Ochsen mit einem die allergrößte Verwunderung erregenden Appetit genommen und anderen gebräuchlichen Futtermitteln vorgezogen.

Aus dem Samen der Urtica dioica bereitet man bekanntlich das zum Anfeuchten der Seide gebrauchte Nesselwasser und das Chinagrün zum Färben von Likören. Die Extrakte von Nesselsamen sollen das Eierlegen der Hühner fördern.

Wir besitzen demnach in der Brennesselfaser ein vorzügliches Mittel, unsere Textilrohstoffe zu strecken und zu vermehren, und sind für die nächste Zukunft der Sorge um die Entwicklung der Baumwollfrage enthoben. Sollte der Krieg noch länger dauern, dann lassen sich für die kommende Zeit Anbaumaßnahmen treffen, mit Hilfe deren wir uns den Bedarf an Textilfasern im Inland zur Not decken können, zumal wir aus dem Hopfen und aus einer größeren Anzahl in Menge und in geschlossenen Beständen in Mitteleuropa wild wachsenden Pflanzen noch andere Textilfasern von gleicher Qualität nach dem Richterschen Verfahren gewinnen können, worüber noch zu berichten sein wird.

Ich möchte hier nur erwähnen, daß man in Deutschland seit jeher der Brennesselfrage große Aufmerksamkeit widmete. In Leipzig bestand gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eine Manufaktur auf Nesselzwirn, und in Frankreich, besonders in der Picardie, wurde Nesseltuch in Menge gemacht. Es gibt auch noch in vielen Familien Taschentücher, Tischtücher und Decken aus Nesselfasern, deren Weichheit, Schönheit und Glanz wir noch jetzt bewundern. Und wir fragen uns, wie es denn kam, daß ein so vorzügliches Fasernmaterial so ganz beiseitegelegt und fast in Vergessenheit geraten konnte.

Der Grund war die schon oben erwähnte unsichere Gewinnungsmöglichkeit der Faser mittels des Rotteverfahrens und die Einfuhr der billigen Baumwollfaser.

Trotzdem hat man in Deutschland das Brennesselpro-

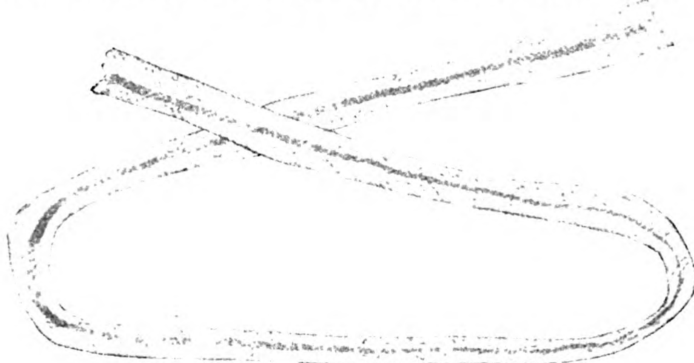


Abb. 2. Mechanisch isolierte Brennesselfaser, welche die gekreuzte Streifung erkennen läßt. Das Lumen der Faser verschieden weit. Vergrößerung 270.

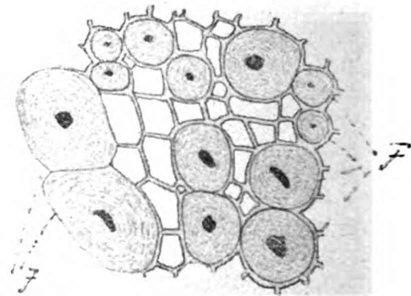


Abb. 3. Querschnitt durch ein Bastfaserbündel der Brennessel. Die Fasern sind die runden, großen, dicken Gebilde (F). Vergrößerung 300.

kinder die Brennesseln gesammelt, und das bis jetzt eingebrachte Material wird auf 10 000 Meterzentner abzuschätzen sein. Davon ist ein Teil bereits den Fabriken übergeben worden.

Professor Richter hat in einem Vortrag in Wien vor kurzem darauf aufmerksam gemacht, daß einige wertvolle Nebenprodukte der Brennesselfasergewinnung erzielt werden können. Das Verfahren zur Fruchtzuckergewinnung ist bereits durch Patent gesichert.

Das aus den Brech- und Hechelmaschinen kommende

blem nicht aus den Augen verloren. Unermüdlich hat C. B. Bouché, der Inspektor des Botanischen Gartens in Berlin, durch zwanzig Jahre die Kulturbedingungen der Brennessel studiert und mit seinen Mitarbeitern Deininger und Grothe die Fasergewinnung versucht und in Wort und Schrift die Öffentlichkeit auf das große nationale Problem aufmerksam gemacht.

1877 wurde sogar eine eigene Behörde, die deutsche Kommission zur Anbahnung der Nesselkultur und Beförderung der technischen Verwendung und Verwertung der

Nesselfaser, eingesetzt. Aber das sicher wirkende und billige Mazerationsmittel, durch welches die Faser gewonnen und sie konkurrenzfähig den anderen Textilstoffen gegenüber geworden wäre, wurde nicht gefunden, auch nicht, als die deutsche Reichsregierung Preise ausschrieb.

Bouché konnte nachweisen, daß die Nessel kulturfähig ist. Er fand dabei, daß ein Nesselfeld durch mehrere



Abb. 4. **Die Fasern der Brennessel. Natürliche Größe.**

Jahre — bis zu zehn Jahren — ungedüngt bleiben kann, ohne großen Ertragsausfall, was wohl auf die von Professor Molisch, Wien, gefundene Eigentümlichkeit zurückgeführt werden kann, daß sie selbst die kleinsten im Boden vorhandenen Nitratspuren auszunützen vermag. Sie liebt eine geringe Beschattung und liefert dabei, besonders bei größerer Bodenfeuchtigkeit, enorme Erträge. Man braucht nur in den Anwäldern unserer Flüsse und unserer Seen Umschau zu halten und wird staunen über die gewaltige Größe der Pflanzen und ihre Massenhaftigkeit. Wo immer der Mensch hinkommt, dort tritt auch die Nessel auf, weil sie den Stickstoff des Harns außerordentlich liebt.

Für die nächste Zeit sind in Österreich bereits Maßnahmen für den Anbau der Brennessel getroffen. In Österreich-Ungarn ist der Boden ja bei weitem noch nicht so intensiv ausgenützt wie im Deutschen Reiche, und in den Flußniederungen, den Alpentälern und Berghängen lassen sich große Flächen für die Nesselkultur gewinnen, und damit würde zugleich eine Ertragsteigerung und ein Wertzuwachs einhergehen. Darin liegt nun aber die große volkswirtschaftliche Bedeutung des Brennesselproblems, daß wir nicht bloß Geld im Lande zurückhalten, das wir für Textilrohstoffe dem Auslande gaben, sondern daß wir gleichzeitig bis jetzt wenig ausgenützte oder überhaupt brachliegende Flächen ertragsfähig, aktiv machen und damit den Nationalreichtum vermehren. Es sei beispielsweise hier nur nebenbei auf die Eisenbahndämme verwiesen, deren Grasnutzung unbeträchtlich ist, die aber im Dienste der Brennesselkultur unvergleichlich höhere Bewertung erfahren würden.

Das Aufsammeln der als Unkraut überall in Dorf und Feld üppig wuchernden Nesseln wird einen jedes Jahr von der Konjunktur unabhängigeren, also sicheren Gewinn für die arme Dorfbevölkerung erbringen. Die Pflanzen sollen am besten kurz vor dem Blühen abgeschnitten werden, da die nach dem Blühen und Fruchten einsetzende Verzweigung lästig wirkt. Dabei treibt der mehrere Jahre ausdauernde Wurzelstock immer von neuem Triebe, so daß das Ernten von Anfang Sommer bis in den Herbst hinein fortgesetzt werden kann.

Mit der Lösung des Brennesselproblems durch Professor O. Richter ist aber gleichzeitig auch die Fasergewinnung bei einer Reihe anderer Pflanzen gegeben. Daß alle Nesselgewächse vorzüglich spinnbare Fasern besitzen, wußte man seit langem, und Richter versuchte denn auch sofort bei anderen einheimischen Nesselgewächsen sein Verfahren anzuwenden. Bei der zweiten Nesselart unserer Heimat, der kleinen Urtica urens, ergaben die Versuche das gleiche Resultat wie bei Urtica dioica. Viel wichtiger aber war es, daß die ganz vorzügliche Faser des Hopfens nicht minder sicher gewonnen wurde. Kolossale Mengen der abgeernteten Stengel der Hopfenpflanzen wurden bisher weggeworfen oder verbrannt oder zu Düngungzwecken verwendet. Bedenkt man die bedeutende Länge der Hopfenstengel, die ja bekanntlich bis zu sechs Meter lang werden, und daß die lufttrockenen Stengel bis zu 25 Prozent ihres Gewichts Fasern liefern, so gewinnt die Hopfenkultur einen größeren Anreiz, weil die Ertragsergebnisse von nun an sicherer werden, da die großen Schwankungen des Hopfenpreises durch die stets sichere Absatzmöglichkeit der Hopfenstengel teilweise ausgeglichen werden.

In Anwäldern ganz Mitteleuropas wächst das Glaskraut (Parietaria officinalis), ein Nesselgewächs, bei dem Richter gleichfalls die schöne Faser gewann, wobei erwähnt zu werden verdient, daß Parietaria debilis in Portugal, Ostindien, in Angola, in Afrika und in Australien zur Fasergewinnung benützt wird, wie Bouché-Grothe angeben.

Bei einheimischen Pflanzen konnten mit Hilfe des besprochenen Verfahrens prachtvolle spinnbare Fasern iso-



Abb. 5. **Leinenfasern zum Vergleich mit den Nesselfasern.**
Die Unterscheidung mittels Mikroskopes ist leicht. Vergrößerung 270.

liert werden beim weißen Steinklee (Melilotus albus), bei der Besenpfrieme (Sarothamnus scoparius), beim Besenstrauch (Spartium junceum), bei der syrischen und einheimischen Schwalbenwurz (Asclepias syriaca und Asclepias vincetoxicum).

Für eine bereits bestehende Industrie, die indessen zu keiner Blüte gelangen konnte, wird das Richtersche Verfahren eine große Zukunft begründen: die Ramieindustrie.

Die Ramiefaser stammt von einer in Ostindien, China usw. wild lebenden und kultivierten Nesselart (Urtica



Die Bucht von Cattaro von der

(Böhmeria) utilis, nivea, tenacissima), welche die Faser unserer heimischen Nessel an Schönheit weit übertrifft. Sie kommt unter dem Namen Chinagras in den Handel. Die englische Regierung schrieb vor mehr als 40 Jahren Preise bis zu 100 000 Mark für eine einfache Methode der Fasergewinnung aus, ohne Erfolg, und so mußte die ganze Pflanze mit allen ihren wertlosen Bestandteilen nach Europa verschifft werden, und unter den hohen Transportkosten litt die Konkurrenzfähigkeit bis zum heutigen Tage.

Auch auf die Gewinnung der Fasern von solchen überseeischen Pflanzen, deren Gefäßbündel bisher textiltechnisch verwendet wurden, hat Professor Richter hingewiesen und mit Erfolg seine Methode auch bei solchen



Am Skutari-See. Die Gulaschkanone wird dampfend verladen.



Aeroplan in Sicht.

Bilder aus

Straße nach Cettinje gesehen. Phot. Müller.

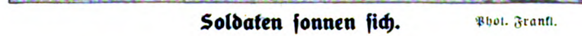
Pflanzen versucht. Es kämen da zunächst in Betracht der neuseeländische Flachs (Phormium tenax), der auch in den nördlichen Provinzen Österreichs gebaut werden könnte. Seine Fasern haben bekanntlich eine größere Zugfestigkeit als Stahl. Musa textilis, auf den Philippinen zu Hause, liefert den Manilahanf, eine grobe, sehr feste Faser, die nach der neuen Methode viel feiner erhalten wird und daher zu feineren Textilzwecken als bisher Verwendung finden kann.

Aber all dies ist der Ausnutzung im Frieden vorbehalten. Wir Österreicher dürfen aber stolz darauf sein, daß es auch unserer Wissenschaft gelang, im Wirtschaftskampfe gegen Englands Aushungerungspolitik einen Sieg errungen zu haben.





Reiche katholische Albanerinnen im Goldschmuck in Skutari.



Soldaten sonnen sich. Phot. Frankl.

Albanien.

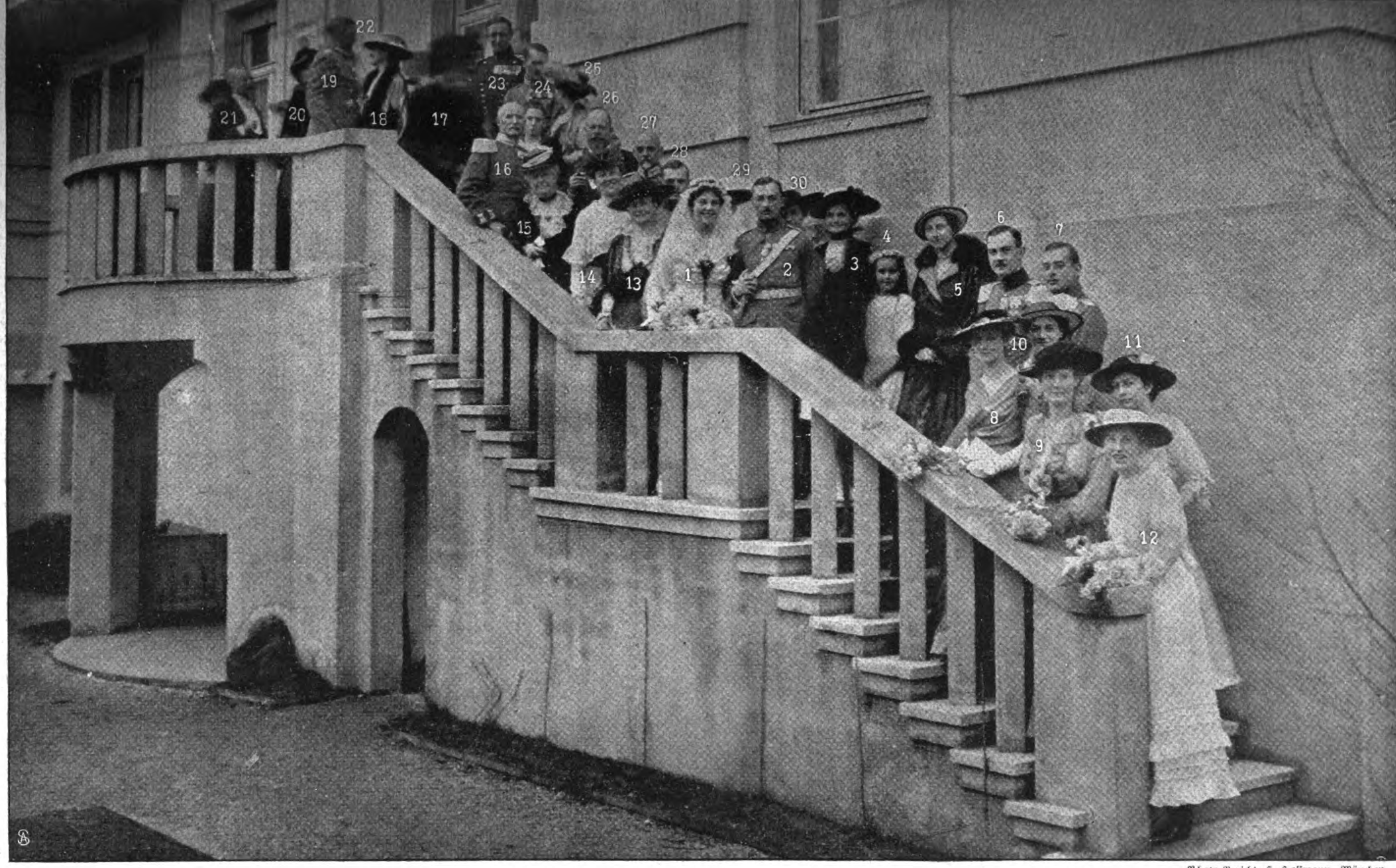


Photo-Bericht, H. Hoffmann, München.

1. Freifrau Elisabeth von Bonnet, geb. von Fröhlich. 2. Freiherr Fritz von Bonnet. 3. Freifrau Lina von Bonnet, die Mutter des Bräutigams. 4. Baronesse von Steinling. 5. Frau Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg. 6. Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg. 7. Oberleutnant Graf Karl Eberhard von Moy. 8. Freiin Lilly von Steinling. 9. Freiin Wilma von Zobel. 10. Freiin Maria Josepha von Ow-Wachendorf. 11. Fräulein Mariette von Fröhlich. 12. Fräulein Annemarie Nägelsbach. 13. Frau von Fröhlich, die Mutter der Braut. 14. Freifrau von Steinling. 15. Freifrau Marie von Zobel, Großmutter der Braut. 16. Freiherr Hugo von Zobel, Großvater der Braut. 17. Frau Berra von Fröhlich. 18. Freiin Marie von Bonnet. 19. Exzellenz General von Hellingrath. 20. Freifrau von Bonnet. 21. Herr von Forster. 22. Oberleutnant Frhr. Hugo von Zobel. 23. Oberleutnant Frhr. Anton von Hirschberg. 24. Kammerherr Frhr. von Lichtenstern. 25. Exzellenz Frau von Hellingrath. 26. Rittmeister Oskar von Fröhlich. 27. Major Karl von Schintling. 28. Leutnant Frhr. von Dornberg. 29. Frau Götz. 30. Freifrau von Lamezan.

Hochzeit des Freiherrn von Bonnet mit Frl. v. Fröhlich in München.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

16. Fortsetzung.

Es grollte und rauschte aus diesen Tiefen wie der Donner zürnender Brandung. Auf Nikolai Schjeltings abgespannten Zügen kehrte die lächelnde Ironie zurück. Er eilte hinunter, das Sternenbannerchen im Knopfloch. Hier im Hotel war alles voll Yankees und reisefertiger Briten. Der Krieg von England noch nicht erklärt. Er fühlte sich wieder ganz sicher inmitten der guten Deutschen. Er trat Unter den Linden auf einen Schutzmann zu, dem dienstfertige deutsche Gastfreundschaft das englische Dolmetscherzeichen verliehen, und fragte: „Wohin wollen diese Bürger alle?"

„Zum Kaiser!"

Der Schutzmann wies nach dem fernen Grau des Hohenzollernschlosses. Ein kaum sichtbares Blinken von Uniformpünktchen war da auf dem Balkon. Helle Damenkleider. Eine Stille. Dann ein Brausen, wie wenn der Sturm über die Meeresfläche fegte. Das Auffliegen von Tausenden von Hüten und weißen Tüchern gleich den Schaumspritzern über den Wellen. Hoch oben von den Dächern wie Flaggenflattern am Schiffsmast die Reichsbanner mit dem Eisernen Kriegskreuz, der schmetternde Pariser Einzugsmarsch vor der verlassen daliegenden französischen Botschaft. Und nun weiterhin, die Linden hinauf, das Sturmlied von Blut und Eisen: „Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?" Tausende sangen es mit. Schjelting wandte sich wieder zu einem Schutzmann: „Wo sind denn nun die Unzufriedenen?"

„Was für Unzufriedene?"

„Gibt es denn keine?"

„Höchstens als wie ich!" sagte der Schutzmann No. 20 103. „Daß ich nicht mit raus darf! Unabkömmlich! Aber ich werd denen was husten! Ich komm schon noch mit!"

Nikolai Schjelting stand wieder im Hotel. Er befahl geistesabwesend: „Eine Fahrkarte. Zum nächsten Zug nach Kopenhagen!"

„Bedaure! Es geht keiner mehr! Um Mitternacht schließt in ganz Deutschland der Eisenbahnverkehr!"

„Auf wie lange?"

„Mindestens für Wochen. Vielleicht für Monate!"

Er suchte sein Zimmer auf, setzte sich hin, starrte verstört vor sich nieder. Gefangen! Was war denn das? Das hatte er nicht erwartet. In Deutschland wurde einem doch sonst alles so bequem gemacht. Namentlich einem Amerikaner, für den er galt. Mit etwas Dünkel kam ein Ausländer da immer durch. Er fragte unten am nächsten Morgen noch einmal: „Die Fremden müssen doch abreisen! Früher nahm man doch auf sie jede Rücksicht."

„Gewiß!"

„Warum nun auf einmal nicht mehr?"

„Ja, jetzt befehlen unsere Offiziere!"

Draußen wimmelte es von Offizieren. Viele nun schon in Feldgrau. Die Menge machte ihnen überall Platz. Die Massen schienen Schjelting noch gewachsen, die Stimmung noch gehoben. Ein feierliches Leuchten auf allen Gesichtern. Deutschland rüstete sich zum vierten August. Er, der Russe, verstand den deutschen Auferstehungstag nicht. Er hatte in der Verklärung draußen plötzlich noch eine letzte Hoffnung. Er sagte sich im Lauf der nächsten Tage: Wie war denn das mit Deutschland? Es trug in letzter Zeit nicht mehr die Pickelhaube, sondern kam mit dem Musterkoffer über die russische Grenze. Nicht mehr aus Potsdam, sondern aus Essen. Es nutzte nicht die heilige Alliance, sondern den neuen Handelsvertrag. Es war überall. Auf der ganzen Welt hatte es sich sein windiges Gerüst industrieller Unternehmungen gebaut. Nun kommt der Orkan. Wirft seine Kartenhäuser über den Haufen. Das Ende ist da . . .

Er lief hinüber in die Behrenstraße, die dehnte sich still und friedlich. Nicht mehr Menschen als sonst gingen durch die Portale der Banken aus und ein. Er bog um die Ecke der Französischen Straße. Dasselbe Bild. Er stand auf dem Opernplatz vor der Dresdner Bank. Wieder das gleiche. Diese deutschen Finanzpaläste ragten stumm und unerschütterlich, Schulter an Schulter, wie von Kopf bis zu Fuß gepanzerte Ritter.

Er bemäntelte sein hartes Russisch-Deutsch, indem er sagte: „Ich komme aus Ostpreußen! Kann man da bei Ihnen herein?"

„Nu jewiß!"

„Ich meine, weil man so wenig Leute sieht . . ."

„Na, die Börse is doch jeschlossen!"

„Aber die vielen Tausende, die um jeden Preis jetzt ihr Erspartes wieder haben wollen!"

Der Pförtner sah kopfschüttelnd den Herrn aus Ostpreußen an.

„Davon ist hier nischt bekannt!"

Und ein herauskommender Kassenbote ergänzte: „Immer kalt Blut und warm anjezogen!"

Nikolai Schjelting schritt durch die Säle. Menschen

genug. Geschäftiges Hin und Her. Gedränge und Wortwechsel an einzelnen Schaltern. Aber wenn man näher trat, hörte man meist Englisch, Spanisch, slawische Laute vom Balkan. Ausländer, die in Eile ihre Beglaubigungsbriefe zu Geld machen wollten. Die Deutschen, die verzweifelten, geängstigten Deutschen, die er mit grausamer Neugier suchte, fand sein Auge nicht. Die waren draußen. Ein ungeheures Brausen klang vor den Fenstern, aus dem schwarzen Menschengewimmel der Linden. Sturmstöße von Hurra über dem Meer von Köpfen zu den grauen Zinnen jenseit der Spree empor, auf denen das Kaiserbanner sich purpurgolden vor dem tiefblauen Sommerhimmel wallte.

Auch dies . . . sagte Schjelting zu sich. Er stand immer noch, in Gedanken versunken, vor der Bank. Ein kleiner, dicker, brünetter Herr mit pechschwarzen Rattenaugen in dem pfiffigen Gesicht kam heraus, stutzte und grüßte ihn. Er erkannte Achille Macrî, den Petersburg-Pariser Finanzagenten, den er zuletzt in Konstantinopel gesehen. Er fragte den Levantiner halblaut auf französisch von oben: „Nun . . . Sie noch hier?"

„Ich bin doch griechischer Staatsangehöriger. Ein Neutraler! Aber Sie, Herr von Schjelting?"

„Ich kann doch nicht mehr fort. Sie müssen mir helfen!"

„Unmöglich!"

„Nun: Im September werden hier in Berlin unsere Ussuri-Kosaken die Stirnringe der Gurkhas küssen! Man wird sich dann in Petersburg erinnern, wer am Vorabend des Sieges einen Sohn des großen Rußland im Stich ließ!"

Seltsam, in dem Augenblick, wo er das sagte, glaubte er nicht mehr so fest an den Sieg wie sonst. Es schien ihm selbst unbegreiflich und unmöglich. Aber es war so. Auf Achille Macrî indessen machte die Drohung Eindruck. Er rollte unruhig die schwarzen Augen: „Es fährt ein Deutschamerikaner in dieser Woche im Auto nach Holland. Man hat es ihm erlaubt. Man ist froh, wenn er sobald wie möglich nach den Vereinigten Staaten kommt. Er ist ein eifriger Deutschenfreund. Man hofft, daß er drüben energisch für sein altes Heimatland eintritt. Ich kenne ihn . . . Haben Sie Papiere?"

„Wie denn nicht? Eben einen amerikanischen Paß! Von einem unserer ersten Moskauer Spezialisten!"

„Dann halten Sie sich bereit!"

Als er einige Zeit später frühmorgens von Achille Macrî abgeholt wurde, lächelte er geringschätzig und warf die glimmende Zigarette im Hineinsteigen auf die Teppichecke.

„Haben Sie vor ein paar Tagen diesen Lärm Unter den Linden gehört? Diesen Jubel? . . . Diese Teutonen sind doch wie die Kinder! Sie lassen sich allen Ernstes aufbinden, Lüttich sei gefallen!"

Die beiden Ausländer sahen sich an und platzten gleichzeitig heraus. Schjelting war plötzlich guter Laune. Er lachte ebenso herzlich wie der andere.

„Da sieht man, was man den bebrillten germanischen Augen bieten kann! Lüttich — diese uneinnehmbare Panzerfestung, von Brialmont selbst erbaut, auf einem Nachmittagspaziergang mit dem Bajonett genommen! Und sie glauben's. Sie glauben's!"

„Es sind Spaßmacher, diese Deutschen! . . . Da ist das Auto. Gestatten die Gentlemen: Mr. Ley."

„Mr. Frank!"

Es war ein bartloser, älterer Deutschamerikaner mit einem ernsten und sorgenvollen Gesicht. Er schwieg und sann vor sich hin. Bald war man in Potsdam.

Das preußische Sparta lebte von Soldaten. Trotzige Kreideinschriften an den Kasernentoren verkündeten: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen!"

Schjelting zuckte die Achseln. Nun ja — die Garde! Nun ja — Potsdam! Nun ja — Berlin! Das war nicht Deutschland! Deutschland in seiner Not und dem Bangen jedes einzelnen und kleinen, seiner Verzweiflung in Haus und Hütte, das würde man jetzt erst sehen! Man fuhr ja mitten durch Deutschland bis an den Rhein.

Da schon ein Stück: Ein märkischer Edelhof, einstöckig, langgestreckt, im grünen Park. Der alte Junker auf der Freitreppe, mit Frau und blonder Töchterschar, Mamsellen und Mägden. Vor ihnen im Sattel ein junger Ulanenleutnant.

„Gott befohlen!"

„Kriegsheil!"

Galopp! Weg. Und der alte Herr grimmig zu dem Frauenvolk: „Nu mal Kopp hoch! Alle viere werden sie wohl nicht wiederkommen, Mutter! Na . . . dann ist's eben Zeit, daß wieder mal 'n Kalck für den König stirbt!"

„Können wir nicht rascher fahren?" fragte Schjelting nach einer Weile des Schweigens. Der Chauffeur zuckte die Achseln. Man wurde ja alle Augenblicke, so wie eben an dem Schloß, von den Schutzwachen angehalten, die Papiere durchbuchstabiert. Nie fehlte einer der bärtigen Männer auf seinem Posten.

„Es sind Pedanten der Pünktlichkeit, diese Deutschen", sagte Schjelting. Sie hielten wieder in einem Dorf. Die bekränzte Kirchentür weit offen. Ein weißhaariger, greiser Emeritus auf der Kanzel. Der Gesang der Gemeinde:

„Wir treten mit Beten
Vor Gott den Gerechten . . ."

Er segnete eine Anzahl junger Männer, die vor ihm knieten. An ihrer Spitze ein vollbärtiger Reserveleutnant in Uniform.

„Es ist sein Sohn, der jetzige Ortsgeistliche. Er zieht als Offizier mit seinen Pfarrkindern ins Feld."

„Der Pfarrer selbst?"

„Ja."

Schjelting hörte es. Der Amerikaner fragte ihn im Weiterfahren: „Friert Sie's?"

„Der Morgen ist kühl!" sagte er und wickelte sich fröstelnd in seinen Mantel.

Deutschland ringsum in Sommerfrieden und Erntesegen! Ährengold unter dem Himmelsblau. Die weißen Kopftücher der Frauen und Mädchen, die mit der Sichel die Garben schnitten, die grauen Schlapphüte der Wehrkraftjungen, die sie zu den kuhbespannten Leiterwagen schleppten. Wo die Pferde? Sie füllten in langen Zügen die Landstraßen. Sie quollen in Massen aus allen Dörfern, von Knechten geführt. Schjelting dachte: Man sollte gar nicht glauben, daß es soviel Pferde auf der Welt gäbe . . .

Wo die Männer? Sie kamen aus jeder Hütte und aus jedem Haus. Sie wanderten auf allen Ackerpfaden, einzeln und in Gruppen. Sie nahten sich aus entlegenen Forsthäusern und Windmühlen. Es gab keine Schwelle, wo nicht einer stand und Abschied nahm. Jeder hatte die gleiche Haltung. Jeder schritt rüstig, in wortkarger norddeutscher Art, der Station, der Kreisstadt in der Ferne zu. Nikolai Schjelting warf den Kopf zu dem Amerikaner herum.

„Können Sie begreifen? Diese Leute kommen von selbst! Niemand holt sie. Kein Kosak treibt sie. Wie ist das möglich? Dabei sind es nicht mehr die ganz Jungen. Sie lassen Weib und Kind zu Haus."

„Meine Mutter war noch eine Deutsche!" sagte der Amerikaner. „Sie kam mit sieben Jahren hinüber!"

Sonderbarer Mensch! dachte Schjelting. Sie hielten auf dem Marktplatz der kleinen altmärkischen Stadt. Wieder die Ausweise. Nebenan war das Bezirkskommando. Das Klappern der Schreibmaschinen durch das offene Fenster. Junge Mädchen zur Aushilfe. Und ihre hellen geschäftsmäßigen Stimmen: „Zweihundert Doppelachsen Preßheu um 2 Uhr 20 Minuten an Rampe II des Güterbahnhofs . . ." „Fräulein Runge — geben Sie mir doch mal die Benzin-Beschlagnahmeliste herüber!" . . . „Heute abend noch diese Verfügung ins Amtsblatt betreffend Erdarbeiter für Pommern . . ." Und im Nebenraum saßen die Unteroffiziere in ihren blauen Litewken wie sonst, fertigten die Wehrpflichtigen ab, die sich draußen auf dem Hof vor dem Bezirksoffizier aufreihten. Und in dem nächsten Zimmer telephonierte eben der Bezirkskommandeur selbst nachdrücklich und langsam an die Bahnhofswache: „Also Punkt 12 Uhr 35 fassen 1018 Mann hier Mittagessen. . . Von nachmittags 4 Uhr ab abgestandenes Wasser in Eimern zum Tränken der durchkommenden Kavallerietransporte. Nicht frisch vom Brunnen. Sonst holt den Betreffenden der Deubel. Für Kaffee sorgt das Rote Kreuz!" Und dann, das Hörrohr anhängend, zu der Dame hinter ihm: „Aber ununterbrochen, wenn ich gehorsamst bitten darf, gnädige Frau. Die Züge folgen sich nach wie vor mit fünf Minuten Abstand!" Und die frische Landrätin hinter ihm lachte: „Na — auf meine Helferinnenorganisation können Sie sich verlassen. Die Mädels sollen nur springen!"

Die Telegraphenapparate tackten rastlos. Radfahrer in Uniform flitzten davon. Bestaubte Ledergestalten sprangen vom Motor ab. Stadträte, Ärzte, Lieferanten gingen aus und ein. Aber alles erfüllte sich in Ruhe wie das Walten eines Naturgesetzes. Im Weiterfahren schleuderte Schjelting jäh die Zigarette aus dem Wagen: „Das ist kein Land — das ist ein Mechanismus! Es hat keine Seele! Wo bleibt die allgemeine Unordnung? Sie ist doch unvermeidlich, wenn man Millionen aufruft! Aber hier ist alles